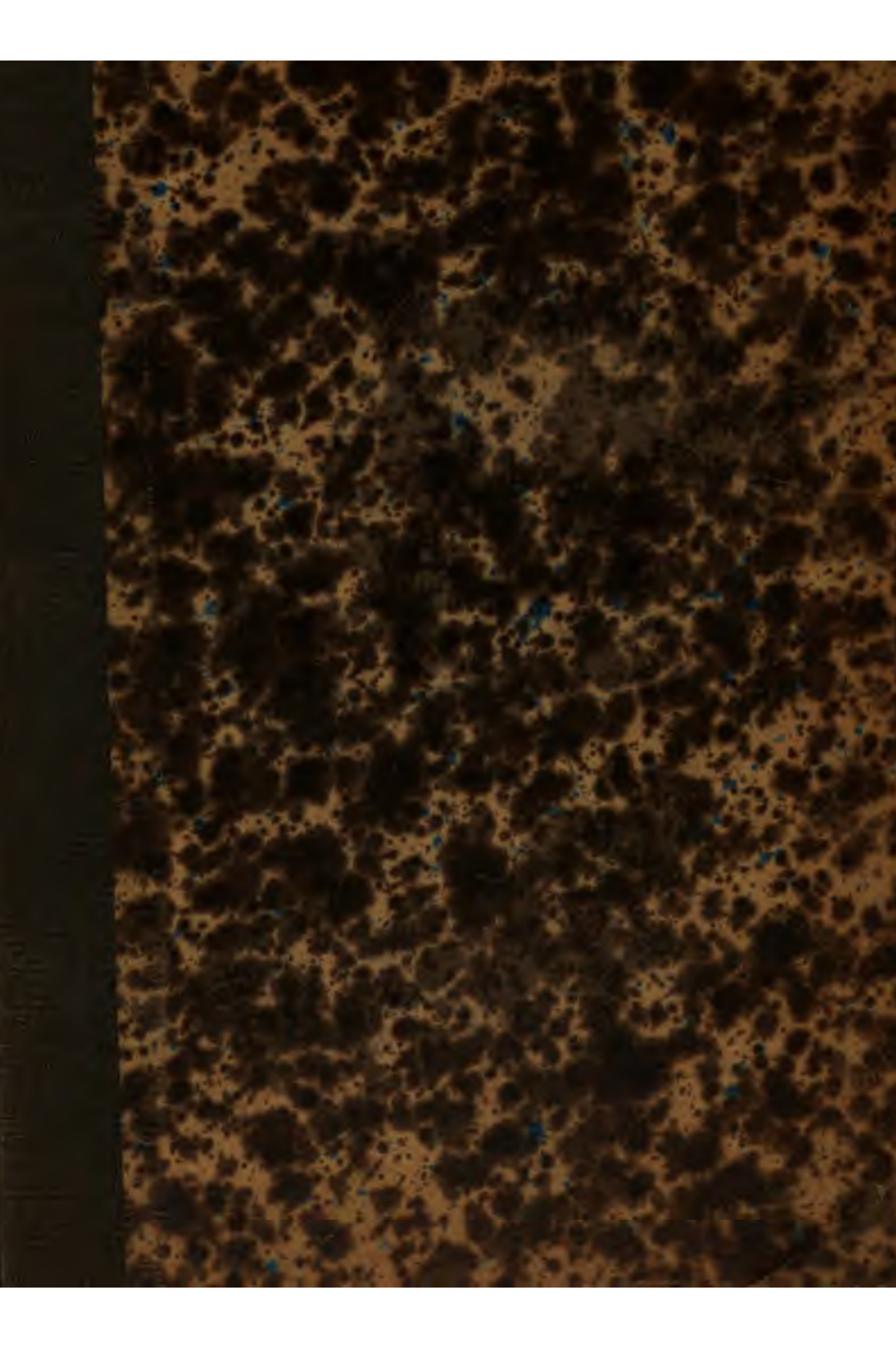
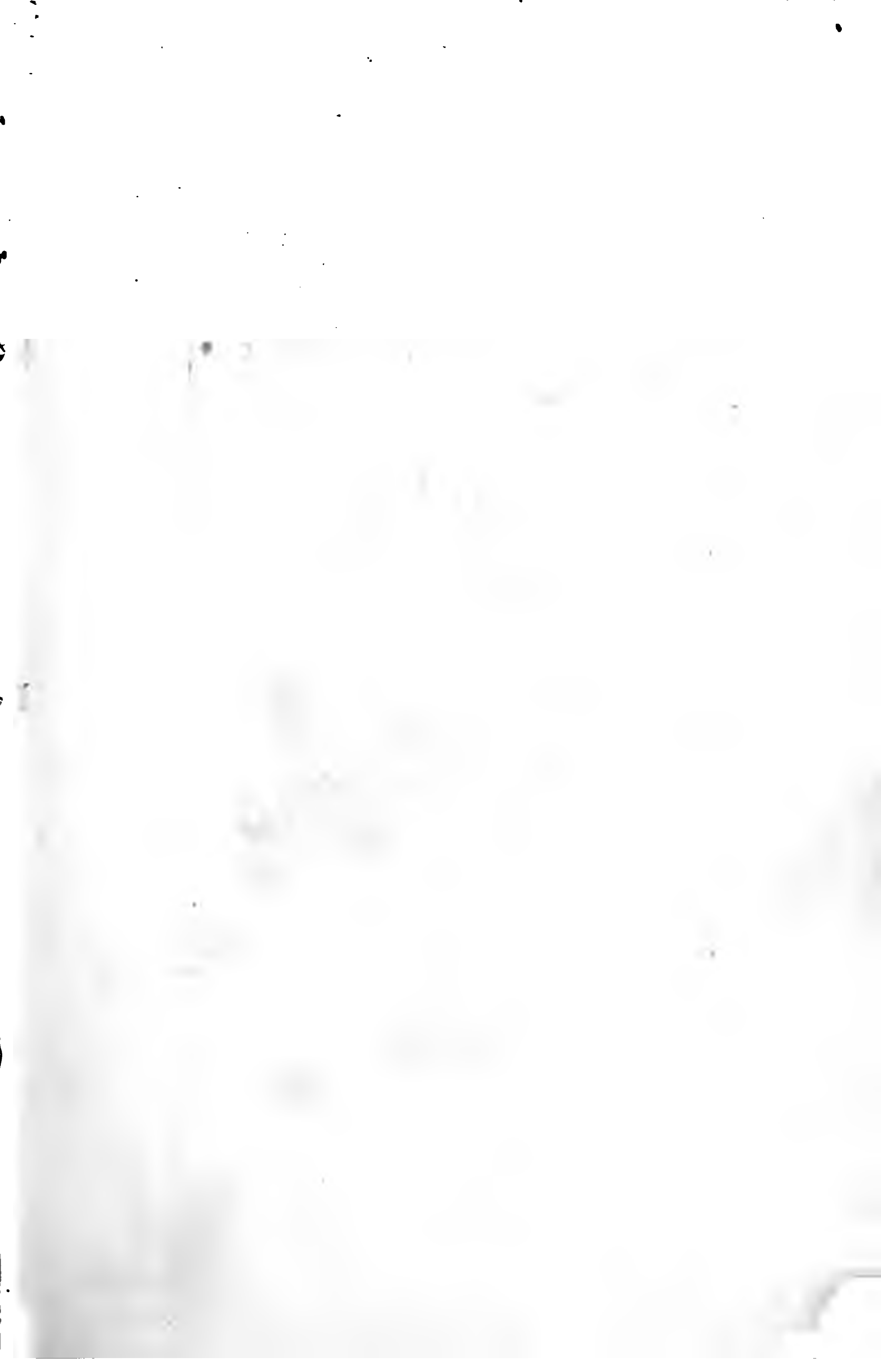
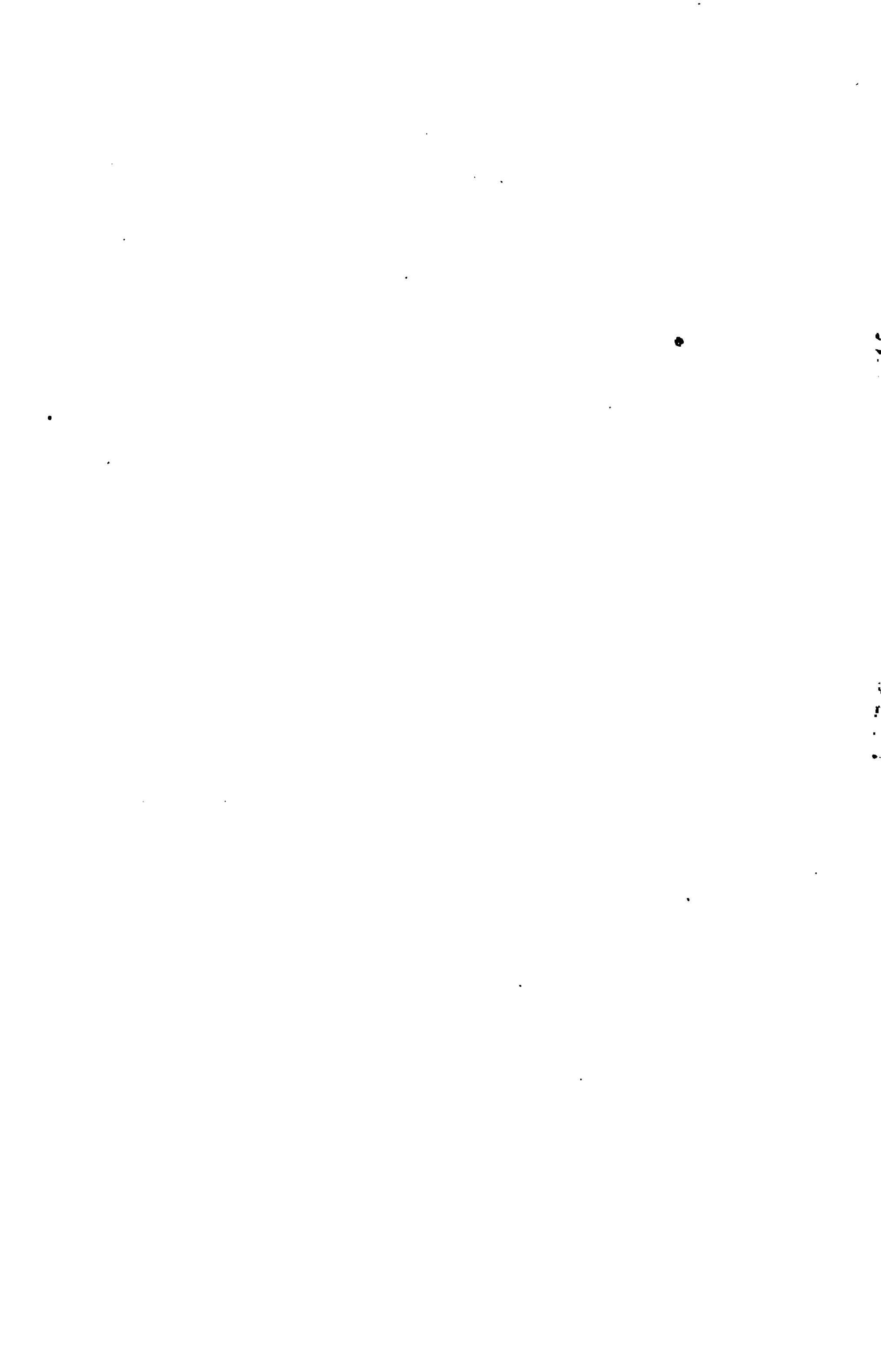
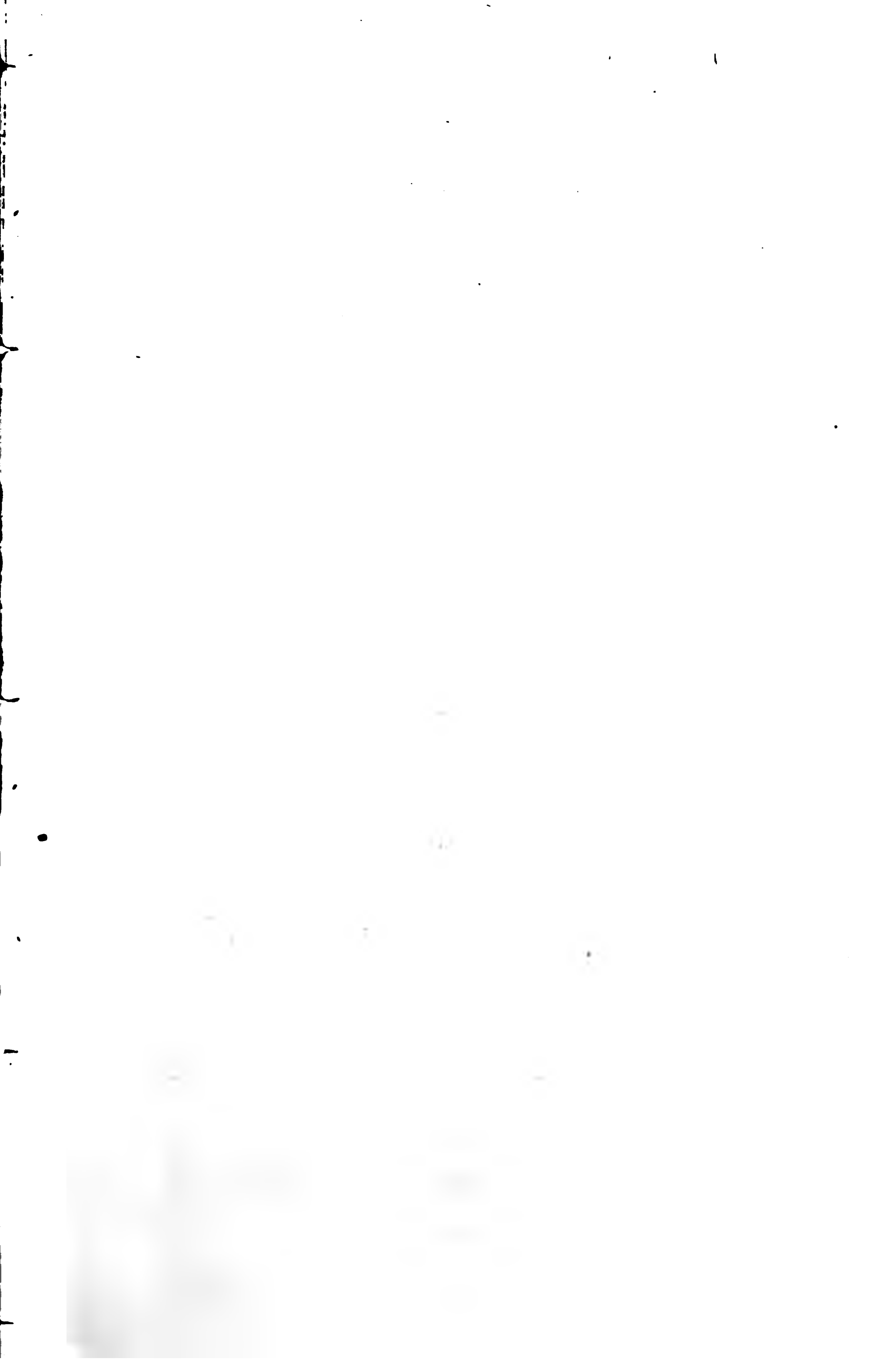










Herbstabende und Winternächte.

Gespräche

über

Deutsche Dichtungen und Dichter.

Von

Ludwig Ettmüller.

Zweiter Band.

Erzählende Dichtungen des dreizehnten bis sechzehnten Jahrhunderts.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1866.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Hof und Kloster.

Der Winter war gekommen. Schnee bedeckte zwar Berg und Wald noch nicht; aber der See am Fuße von Forsteck, dessen blaue Wellen das Auge bisher erfreuet hatten, bot jetzt den Blicken eine spiegelglatte Eisfläche dar, die das Licht der Sonne in den Stunden des Mittags blendend zurückwarf. Im täglichen Leben auf Forsteck hatte im Ganzen sich wenig geändert. Der Alt-Hauptmann zwar hatte bereits sein Amt als herzoglicher geheimer Oberpfeifenstopfer und Zopfbewahrer angetreten und er hatte es verstanden, sich immer mehr und mehr in der Gunst des alten wunderbaren Herren festzusetzen, und zwar durch das einfache Mittel, daß er, der Herzog mochte sagen und behaupten was immer auf der Welt er wollte, alle Mal sagte: „Ja Euer Durchlaucht haben unbestreitbar recht; es ist in der That ganz so, wie Sie zu sagen geruhen.“ Dabei war es ihm völlig gleichgültig, wenn der alte Herr heute das gerade Gegentheil von dem behauptete, was er gestern zu behaupten geruhet hatte. Auch noch eine andere höchst löbliche Eigenschaft oder vielmehr Fähigkeit beurkundete er sehr bald zu größter Zufriedenheit seines Herren: er verstund sich nämlich darauf, die verschiedenen Sorten Rauchtabak, die der Herzog in reichster Auswahl sich hielt, immer auf neue Art zu mengen und zu mischen, so daß Seine Durchlaucht oft es rühmte, er wisse jetzt erst, was Tabakrauchen eigentlich sei, und er bedaure, nicht schon früher den Hauptmann von Stoffeln an diesen Platz gestellt zu haben, für welchen er unläugbar geboren sei. So brachte es denn der Geheime Oberpfeifenstopfer durch seinen Einfluß endlich dahin, daß

Eitelfritz VII. in Nachahmung Friedrich Wilhelms I. von Preußen ein Tabakskränzchen errichtete, in welchem immer die neuen Mischungen Künrichs ein Examen rigorosum zu bestehen hatten. Da nun in Folge dieser wichtigen Beschäftigung des Herzogs die Regierung und Verwaltung des Landes ganz den Ministern überlassen blieb, so waren auch diese mit der Wirksamkeit Künrichs höchlich zufrieden und sie beeilten sich bei dem Herzoge den unterthänigsten Antrag zu stellen, die Verdienste des Geheimen Oberpfeifenstopfers um Fürst und Land durch einige Orden zu belohnen, welchem unterthänigsten Gesuche denn auch sofort huldreichst entsprochen ward. Bei dieser Sachlage ist es kaum zu erwarten, daß der Alt-Hauptmann an den Abendunterhaltungen auf Forsteck ferner Theil nehme, und die Versammelten werden seiner weisen und tiefsinnigen Bemerkungen leider fürderhin wohl entbehren müssen.

Das Alt-Hoffräulein, deren ermunternder Gegenwart die Gesellschaft leider auch von nun an sich nicht mehr erfreuen kann, war mit ihrem Verhältnisse im Kloster der heiligen Ursula keineswegs so zufrieden, wie der Herr von Stoffeln mit dem seinen. Sie hatte das Noviziat angetreten; aber die klösterliche Strenge, der geforderte Gehorsam, die acht bis zehn Stunden Gebet an jedem Tage wollten ihr ganz und gar nicht behagen. Hätte sie im Kloster nicht allerhand kleinere und größere Reibungen unter den Nonnen und Intriguen mancher Art vorgefunden, und hätte ihr eine alte Nonne nicht eingeredet, sie, die einzige Dame von Stande im Kloster, würde ohne Zweifel nach dem Tode der Priorin die regierende Frau Mutter werden, sie würde wohl kaum ihr Novizenjahr vollendet haben. Aber diese Aussicht, und die tagtäglich unter den Nonnen vorkommenden Zänkereien, in denen sie bald eine Hauptrolle spielte, hielten sie fest und halfen ihr über die Leiden des Noviziates so ziemlich hinweg. Zwar einmal bei einem Streite im Kloster war es ihr schlecht, sehr schlecht ergangen. Die Nonnen hatten sich in zwei völlig gleichstarke Partheien geschieden, deren eine Küngold führte, während die andere unter dem Commando einer knochenfesten, faustgewaltigen, gewesenen Bauerdirne stund. Von Worten kam es zu Schlägen, und jede Nonne

schlug mit dem darein, was ihr zunächst in die Hand gelangte. Die Frau Priorin mochte schelten und Friede gebieten, wie sie wollte, es half nicht; so lange die Nonnen eine Hand rühren konnten, schlugen sie darauf los, und Küngold war (zwar wider ihren Willen, denn sie wollte als Führerin ihrer Parthei, wie's dem Feldherrn gebührt, außerhalb der Schlachtreihe stehn) unter die Fäuste der genannten Bauerdirne gerathen, welche sie denn auch braun und blau klopfte. Nicht minder empfindlich für sie war, daß ihr die Frau Priorin sechs Tage einsamer Haft bei Wasser und Brot auferlegte, und hätten ihr ihre Freundinnen nicht allerhand gute Bissen nebst Kaffee und Thee heimlich zugesteckt, sie würde die geschlagene Schlacht vielleicht tief bereuet haben.

Der alte Graf war trotz der Frische des Winters rührig und munter. Täglich machte er seinen mehrstündigen Spaziergang, gieng auch fleißig auf die Jagd, und mancher Hase und manches Reh ward nach Forsteck getragen, die sein sicher treffendes Gewehr erlegt hatte. Irmgard und Berta, Wilmar und Huno nahmen häufig zu Rosse an den Jagden Theil, denn beide Frauen waren sattelfeste, wohlgeübte Reiterinnen; bald aber auch erlustigten sie sich mit Schlittschuhlaufen auf dem See, welche Kunst ebenfalls Frauen wie Männer trefflich verstunden.

An diesem Vergnügen nahm nun auch ein neuer Gast auf Forsteck regen Antheil. Es war dieß der junge Professor Edman aus Upsala, den daselbst Graf Huno kennen gelernt und liebgewonnen hatte. Eine Einladung nach Forsteck war die Folge davon, welche um so lieber angenommen ward, als Edman bereits beschlossen hatte, den Winter und das nächste Frühjahr in Italien zuzubringen. Forsteck lag von seiner Straße nicht weit ab, und so hatte er zu großer Freude des jungen Grafen Wort gehalten. Er war der einzige Sohn eines reichen Bonden, der einen Freihof unweit der Stadt Wadstena am Wettersee in Ostgoetaland bewohnte und bebaute. Er kannte sein Vaterland durch und durch, und so wußte er die Theilnahme der ganzen Gesellschaft durch seine lebensvollen Schilderungen des so anziehenden Bondenlebens so zu wecken und zu erhalten, daß er bald ein

Liebling aller, besonders aber der Frauen ward. Es war daher ganz begreiflich, daß sie sich alle Mühe gaben, ihn den ganzen Winter auf Forsteck festzuhalten, was ihnen denn auch gelang. Im Eislaufe war er Meister, und manches konnten unsere Freunde und Freundinnen in dieser Beziehung von ihm lernen.

Wundersam aber und auffällig war es bei diesen Vergnügungen, daß jemehr Huno und Berta einander zu suchen, desto mehr Irmgard und Wilmar einander zu meiden schienen, und auch sonst war eine gewisse Spannung zwischen beiden wahrnehmbar, deren Ursache sich Niemand zu deuten wußte, zumal da beide gleichmäßig jede Spannung abläugneten.

Auch das war wunderbar, daß, so oft sich beide in ein Gespräch verwickelten, fast immer die Religion der Gegenstand des nicht selten sehr aufgeregten und aufregenden Streites ward. Irmgard war Katholikin, Baron Wilmar Protestant; aber beide waren so hochgebildet und auch so verträglich und rücksichtsvoll gegen alle Anderen, sie mochten ein Glaubensbekenntniß haben, welches sie wollten, daß ihr Benehmen gegen einander nothwendig desto mehr Aufsehen erregen mußte.

Leodegar war auf Forsteck geblieben, da ihm der alte Herr Graf die Erlaubniß dazu von seinem Abte ausgewirkt hatte; Haspinger aber war nach der Universitätstadt zurückgekehrt, aber nicht um den Winter hindurch daselbst Collegia zu lesen, sondern um sich für den Winter Urlaub zu erbeten, den er denn auch nach Forsteck mit zurück brachte.

Ueber Frau von Teufenstein endlich ist nichts zu sagen, denn sie bewegte sich unausgesetzt in dem ihr gewohnten, hergebrachten Gleise.

Erster Abend.

So treffen wir denn die Gesellschaft am Abende des fünften des Christmonats an dem uns bekannten Tische im runden Thurmzimmer auf Forsteck, und den Professor Haspinger als Vorsitzenden.

Die deutsche Heldensage, begann dieser, hat das Schicksal gehabt, daß sie auch im dreizehenten Jahrhunderte, der Zeit der Blüthe der Dichtkunst, den Sängern aus dem Volke, den „fahrenden Leuten" überlassen blieb. Keiner der ritterlichen Epiker hat sich an ihr vergriffen, und nimmt man Wolfram von Eschenbach aus, erwähnt nicht einmal Einer derselben. Wenn diese Mißachtung der höfischen Dichter auf der einen Seite die Heldensage einer gewissen Formvollendung beraubte, verdanken wir auf der anderen doch gerade diesem Umstande die Erhaltung derselben in ihrer Reinheit. Betrachten wir, was aus der brituniſchen Heldensage ward durch die Bearbeitung derselben durch die französischen Trouvères des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, so können wir vielleicht ahnen, was aus der deutschen Heldensage geworden wäre, wenn die ritterlichen Epiker ihre Beachtung derselben zugewandt hätten.

Dennoch blieb das höfische Rittergedicht nicht ohne Einfluß auf die deutsche Heldensage. Auch unter den fahrenden Leuten gab es einige, die höfische Dichter sein wollten, und die daher die Form des Rittergedichtes auf ihre Bearbeitungen der deutschen Heldensage übertrugen. Aber wie weit diese Machwerke hinter den anderen, die die hergebrachte Form beibehielten, zurückstehn,

das lehrt schon die oberflächlichste Vergleichung derselben mit einander.

Doch ist dies nicht der einzige Einfluß des Rittergedichtes auf die deutsche Heldensage. Jene meist umfangreichen Werke wurden die Ursache, daß man die einzelnen Sagen, die früher selbständig dastunden, mit einander verschmolz und so Sagenkreiße bildete, gerade wie auf der anderen Seite die Gralssage mit der Artussage, der Argonautenzug mit dem Trojerkriege verschmolzen ward. Es ist gleichsam, als wären diesen Dichtern die satyrischen Worte Gesetz gewesen, die Goethe fünf Jahrhunderte später im Vorspiel auf dem Theater den dramatischen Dichtern zuruft:

> Besonders aber laßt genug geschehn!
> Man kommt zu schaun, man will am liebsten sehn.
> Wird Vieles vor den Augen abgesponnen,
> So daß die Menge staunend gaffen kann,
> Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
> Ihr seid ein vielgeliebter Mann.
> Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen:
> Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
> Wer Vieles bringt, wird manchem etwas bringen,
> Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.

Wir müssen daher zunächst unsere Aufmerksamkeit diesen Sagenkreißen zuwenden. In jedem derselben steht ein Hauptheld in der Mitte, um welchen sich die anderen Helden, meist zwölf an der Zahl, reihen. Wollen wir diese Sagenkreiße nun vollständig überschauen, so reichen dazu die erhaltenen deutschen Quellen nicht aus; wir müssen vielmehr zu diesem Zwecke die altnordische Wölsungasaga und Wilkinasaga herbeiziehen. Sie beruhen beide auf älteren Liedern; die, welche die Grundlage der Wölsungasaga bilden, sind uns zum Theil wenigstens in den epischen Liedern der Sämundischen Edda erhalten; diejenigen aber, auf welchen die Wilkinasaga, im dreizehnten Jahrhundert nach niederdeutschen Liedern und Erzählungen von Männern aus Bremen und Münster zusammen geschrieben, beruhet, sind, scheint es, für immer verloren. Nur ein einziges Lied ist, und erst vor wenigen

Jahren, aber in viel späterer Auffassung, von Gödeke aufgefunden worden, das niederdeutsche Lied von Ermenrichs Tode. Neben der isländischen Wilkinasaga giebt es auch eine altschwedische, wohl noch aus dem vierzehnten Jahrhunderte, die zu jener im Ganzen stimmt, aber doch in einzelnen Begebenheiten abweicht, folglich eine zum Theil wenigstens verschiedene Quelle voraussetzt.

Bitte, wandte sich Irmgard an den Professor Edman, wie kamen Isländer und Schweden wohl dazu, in Norddeutschland alte Lieder und Erzählungen zu sammeln, und dieselben in ihrer Sprache wiederzugeben?

Ungefähr ebenso, antwortete dieser, wie die Deutschen im dreizehnten Jahrhunderte dazu kamen, französische Gedichte deutsch zu bearbeiten. Das Bedürfniß der Unterhaltung trieb sie dazu. Hätten Sie eine Vorstellung von unseren langen Wintern und ihren finsteren, hoch oben im Norden zwanzig Stunden langen und noch längeren Nächten, in denen sich in den einsamen Bondenhäusern Alles um den Herd zusammendrängt, so würden Sie sehr leicht begreifen, welchen hohen Werth da neuer Stoff zur Unterhaltung haben muß.

Es waren doch nicht etwa gar wildgrausame Wikinge, denen wir die Erhaltung dieser Sagen zu verdanken haben? fragte Berta.

Nein, antwortete ihr Edman. Die Wikingsfahrten hörten so ziemlich auf mit dem Ende des zehnten Jahrhunderts. Auch giengen die Wikinge nicht gerade auf den Erwerb solcher Güter aus. Gewiß waren es friedliche Kaufleute oder auch Romfahrer, und die konnten schon nach solchen Schätzen begierig sein.

Der erste Sagenkreiß, fuhr Haspinger fort, den wir betrachten, ist der rheinische. Sein Hauptheld ist Sigufrid (Sigfred, Sigfrôd, Sigward, Sigurd), der Sohn Sigmunds und der Sigulind (Sisilia, Sisibe in der Wilkina, Hiördis in der Edda). Er stammt von Wôdan selbst ab (Siggi, Rerir, Walso, Sigmund, Sigfrid), wie alle echte Heroen göttlicher Abkunft sind. Er tritt in der Edda in Verbindung mit den Rheinkönigen Gunther, Hagene, Godomar (Guttormr in der Edda, Gernot im Nibelungenliede), den Söhnen Gibicho's (Giuki in der Edda, Dancrat im Nibelungenliede). Er

verlobt sich erst mit der Walküre Brunhild, der Tochter Botilo's, der Schwester Atzilo's, heirathet aber dann die Grimhild (Gudhrun in der Edda), die Tochter Gibicho's (Dancrats in den Nibelungen) und führt die Brunhild Gunthern als Weib zu, was seine Ermordung zur Folge hat. Keine Thaten werden in der Edda von ihm gerühmt, außer daß er den Drachen Fafnir erlegt nebst dessen Bruder Regin, dadurch den Hort gewinnt und den Tod seines Vaters Sigmund (der in dem Nibelungenliede noch lebt) an dessen Feinden, den Hundingen rächt. Er erscheint hier demnach als völlig mythischer, nicht menschlicher Held. Hier sind also noch die einfachsten Verhältnisse. Aber schon das Nibelungenlied erweitert diese bedeutend. Hagene scheidet aus dem rheinischen Herschergeschlechte, und für ihn tritt als dritter Bruder Giselher ein, und die Rheinkönige heißen da burgundische, wie in der That die lex Burgundionum die alten Könige Gibico, Gundahari, Godomâr, Gislahari anführt. Hier begegnen wir also der ersten Anlehnung an die Geschichte. Da in dem Nibelungenliede das mythische Wesen Sigufrids beseitigt ist, selbst sein Drachenkampf nur obenhin erwähnt wird, und die Erwerbung des Hortes, der nicht mehr Fafnirs Lager ist, ganz anders erzählt wird (er gewinnt ihn den Zwergen Nibelung, Schilbung und Alberich ab); so mußte eine neue That Sigfrids beigebracht werden, in welcher er als menschlicher Held erscheinen konnte. Dazu nahm man den Kampf Karls des Großen gegen den Sachsen Widukind (nach der Taufe Liudigêr geheißen). Aber auch der Heldenkreiß Gunthers ward mit Namen bereichert, von denen weder Edda noch Wölsungasaga etwas weiß. Diese Namen sind: Volker, Dancwart, Ortwin, Sindolt, Rumolt, Hunolt, Gere und Eckewart. Diese acht nebst den drei Königen Gunther, Gernot, Giselher und dem grimmen Hagen gaben die Zwölfzahl. In dem Rosengarten wird die Zwölfzahl gewahrt, wenn die Helden zum Theil auch andere Namen tragen; aber im Dietleib, einem willkührlichen Machwerk in der Form des höfischen Epos, ist deren Zahl bereits auf einige zwanzig gesteigert. Sie werden jene und diese später kennen lernen.

Wie wunderbar doch die Entstehung und das Wachsthum

einer Heldensage ist! sagte darauf Irmgard; so hätte ich mir die Sache nie vorgestellt.

Es wird des Wunderbaren noch mehr sich zeigen, entgegnete ihr Wilmar, haben Sie nur etwas Geduld. Haspinger aber fuhr fort:

Der zweite Sagenkreiß ist der Dietrichs von Bern, oder des ostgothischen Theoderichs. In dem alten Hildibrandsliede ward nur dieser unter „vielen Helden“ als sein Begleiter genannt, und das Volkslied fügt nur den Herzog Amalung hinzu, der nur noch im Rosengarten genannt wird. Bald sehen wir aber auch hier die Zwölfzahl der Helden, nämlich Hildibrand, Wolfhard, Wolfbrand, Wolfwin (die Wölfinge), Sigestab, Helferich, Gerbart, Wikhart, Ritschart, Helmnot, Witeche, Heime. Die beiden letzten fallen später von Dietrich ab, und statt ihrer werden dann Sigeher und Wicnand angegeben. Noch andere werden in anderen Gedichten genannt, so daß also auch hier Aenderung und Vermehrung stattfand. — Auch das Mythische fehlt nicht in der Dietrichssage, ebensowenig, als die Sigfridssage desselben entbehrt. Sämmtliche Dietrichssagen nämlich lassen sich in zwei Gruppen sondern; in der einen sind die Gegner des Helden feindliche Menschen, in der anderen aber Riesen, Zwerge, Drachen, Lindwürmer und andere Unthiere. In diesen Kämpfen vertritt Dietrich den alten Donnergott Thonar, und deshalb wird ihm auch hier der glühende Feuerathem beigelegt, wie der Blitz auf der anderen Seite Thonars Bartrede heißt. Wenn Thonar in seinen rothen Bart murmelt, durchzücken den Himmel Blitze. Wenn deshalb in Folge christlicher Deutung Dietrich zu einem Sohne eines Albes oder gar des Teufels gemacht wird, so heißt das nicht mehr und nicht minder als: er, Dietrich-Thonar, ist ein Sohn Wôdans, was allerdings seine Richtigkeit hat. Ja, Dietrich ist in einer anderen Sage geradezu Wôdan selbst, nämlich da, wo er als der nächtliche wilde Jäger auftritt. Wenn also W. Grimm den Dietrich von Bern mit dem Wolfdietrich, d. h. dem von einer Wölfin aufgesäugten oder, nach anderer Darstellung, von Wölfen beschützten Dietrich für gleich annimmt, da auch dieser ein Lindwurmtödter ist, so ist dagegen

nichts einzuwenden, insofern er eben nur diesen mythischen Dietrich im Auge hat. Mit dem geschichtlichen Theoderich hat der Dietrich der Sage ohnehin nichts gemein als gleichnamigen Vater, Theodomer=Dietmar, und daß der eine wie der andere seine Jugend nicht in der Heimath verlebte; Theodorich war Geisel am Hofe des griechischen Kaisers, Dietrich lebte als Vertriebener bei Etzeln. In allem Uebrigen bilden sie Gegensätze: Theodorich war immer vom Glücke begünstigt, Dietrich meist vom Unglück heimgesucht.

Es ist eigen, sagte da Irmgard, daß die Haupthelden der deutschen Sage immer mit dem Mißgeschicke zu kämpfen haben, wenn sie nicht gar ihm erliegen. Darin unterscheiden sie sich von den sagenhaften Helden der Hellenen, Römer und Slawen.

Mit Mißgeschicken haben alle diese Helden zu ringen, entgegnete ihr Wilmar; denken Sie nur an Odysseus und Aeneas, an Ajas und Marko Kraljewicz. In solchem Ringen und Kämpfen offenbart sich eben der Heldencharakter. Wenn dennoch über die Helden der Hellenen eine gewinnende Heiterkeit, über die römischen ernste Würde verbreitet ist, so ist das eben der allgemeine Volkscharakter, den der Held des Volkes natürlich tragen muß.

Sie haben wohl recht, sagte Irmgard; aber wir wollen den Vortragenden nicht durch meine Einfälle aufhalten.

An diese Hauptkreiße, fuhr dieser fort, schließen sich nun zwei andere und treten mit beiden in enge Verbindung, waren aber ursprünglich selbständig und unabhängig, die Sagen von Ermenrich und Etzel. Wir können sie jedoch nicht mehr als selbständige Sagenkreiße behandeln, weil die den selbständigen Kreiß bildenden Gedichte uns verloren sind, und wir sie nur in der Wilkina haben.

Ermanarich, der gewaltige Gründer des gewaltigen Gothenreiches an der Weichsel, ward mit der Sigfridssage dadurch in Verbindung gebracht, daß er die Swanhild, die Tochter Sigurds und der Gudhrun (Grimhild) zu seiner Gattin erwählt, aber auf falsche Beschuldigung vom falschen Sibicho durch Rosse todttreten läßt und dadurch seinen eigenen Untergang herbeizieht. Mit der Dietrichssage kommt er dadurch in Verbindung, daß man ihn zum Bruder Dietmars, des Vaters Dietrichs, machte. Er, der Vernichter

seines eigenen Geschlechtes durch Sibicho's Rathschläge, schont auch Dietrichs nicht, und so entbrennt der Kampf zwischen beiden, der Dietrichs Flucht aus Italien — denn Ermenrich ist da römischer Kaiser — zur Folge hat. Daß von ihm einst auch noch Anderes und Vieles gesungen ward, und daß er der Mittelpunkt eines großen Heldenkreißes war, geht schon aus dem angelsächsischen Gedichte Vîdsîths Fahrt hervor, wo es heißt:

Drauf ich all durchfuhr das Erbe der Gothen,
suchte die kühnsten stets der Kampfgesellen:
das war Eormanrikes Ingesinde.
Hedhcan besuchte ich und Beadecan, und die Herelinge,
Emercan und Fridlan und Eástgothan
den fruten [1] und guten, den Vater Unwênes,
Seccan und Beccan, Seafolan und Theodrik,
Headhorik und Sifecan, Hlithe und Incgentheow,
Eádwine und Elsan, Agelmund und Hungâr,
Wulfhere und Wurmhere; selten dort die Waffen ruhten,
wann der Hräden Heere mit harten Schwertern
beim Wistlawalde [2] wehren sollten
den alten Adelsitz Ätla's Leuten.
Râdhere sah ich und Randhere, Rumstân und Giselhere,
Widhergild und Freodurik, Wudgan und Hâman:
nicht der Gesinden waren das die seinesten, [3]
obwohl ich das Hausvolk zunächst nennen mußte.
Gar oft von diesem Harste hallend flog
der gellende Geer nach dem grimmen Volke;
die wackern walteten da des gewundnen Goldes [4]
des Wehrvolks und der Weiber, Wudga und Hâma.

Von diesen siebenundzwanzig Helden Ermenriches finden wir in unseren Gedichten nur wenige. Emerca und Fridla sind die Harlunge Imbreke und Fritele, die Brudersöhne Ermenrichs, die er tödtete. Theodrik ist unser Dietrich, der Sohn seines zweiten Bruders. Sifeca ist der ungetreue Sibeche; Rumstân könnte

[1] Den weisen. [2] Weichselwald. [3] Trägsten. [4] Der Hals- und Armringe, der Schätze.

Rimstein sein, und Freodurik Friderich Ermenrichs Sohn. Wudga und Häma aber sind Witeche und Heime. Keiner der andern Namen erscheint in unseren Gedichten; denn der Burgunde Giselher ist ein anderer.

Will man nun nicht annehmen, daß schon im neunten Jahrhunderte Helden zu Ermenrich gestellt wurden, die zu ihm nicht gehören, so kann man aus der Menge der Namen schon auf den Reichthum seiner Sage schließen.

Statt dieser Helden nun nennen im Kreiße Ermenrichs unsere Gedichte andere, nämlich Liutwar, der Ermenrichs Heer leitet; Sabene, Sibichen Sohn; Berthung, Herzog von Raben (Ravenna); Rienold und Randolt, die Söhne Berkers; Witeche und Heime; Madelger, Heimes Vater; Witigowe, Witichen Bruder; Witigis; Ribestein; Wate. Später tritt auch hier sehr bedeutende Vermehrung der Helden ein.

Etzel (Atzilo, Atli, Aetla) endlich trägt zwar den Namen des gewaltigen Hunnenkönigs, der Geißel Gottes, wie man ihn nannte, hat auch dessen Macht; was aber den Charakter betrifft, bildet er den geraden Gegensatz zum Hunnenkönige. Wie er, noch jung, seine erste Gemahlin, die schöne Herka (Helche), die Tochter Osanrichs, sich gewann, erzählt die Wilkinasage; in unsern Gedichten tritt er nur als bejahrter Mann auf. Mit der Sigfridssage kommt er dadurch in Verbindung, daß er dessen Witwe Grimhild nach dem Tode der Helche heirathet und dadurch den Untergang ihrer Brüder und der Mannen derselben herbeiführt; in die Dietrichssage aber tritt er dadurch ein, daß Dietrich zu ihm flieht und er ihn nun zur Wiedereroberung seines Landes gegen Ermenrich ausrüstet. Ursprünglich haben der Etzel der Nibelungen und der Etzel der Dietrichssage nichts mit einander gemein. Auch wohnt der erste im Süden, der andre im fernen Osten; aber Beide wurden später zu einer Person verschmolzen. Bei ihm ist Raum für alle Vertriebene, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir deren eine große Anzahl an seinem Hofe treffen. Sein Bruder heißt Blödel (Bleda), beider Vater Botelung (Botilo, Budli). Seine Helden sind: Rüdiger von Bechelaren, der Milde, der

getreue Markmann; Irnfrid von Thüringen (der letzte König der Thüringe Irmenfrid); dessen Freund Iring; Ruodung; Hawart; Wolfrat und Astold, Brüder; Hornboge und Ramung von Wlachen; Hermann von Polen; Sintram von Griechen; Schrutan. Auch hier kommen dann noch eine große Menge Helden hinzu.

Außer diesen vier mit einander verbundenen Sagenkreißen giebt es nun auch noch eine Anzahl einzelner Heldensagen, über die ich jedoch jetzt nicht eintrete, indem von ihnen besser, wenn von den einzelnen Gedichten zu reden ist, zu handeln sein wird.

Aber das ist ja ein Reichthum an Sagen, wie kein anderes Volk ihn aufzuweisen hat! rief Berta verwundert aus.

Allerdings ist der Reichthum groß, antwortete ihr Haspinger, und doch ist uns vielleicht nicht einmal der dritte Theil erhalten. Wenn Sie bedenken, daß von allen diesen Sagen keine über die Zeit der Völkerwanderung hinausgeht, mit einziger Ausnahme der Mythen vielleicht, die in Heldensage verwandelt wurden, so werden Sie mir darin gerne beistimmen. Aber was uns an alten Sagen verloren gegangen ist, das ist uns wieder durch fremde, wie die Arthur- und Gralsage, und neuere deutsche, wie die Karlssage, ersetzt worden.

Ersetzt worden! rief Irmgard unwillig aus, als ob Fremdes je den Verlust des Einheimischen ersetzen könnte! Ich weiß zwar recht wohl, daß gerade unsere Schriftgelehrten mit Hochmuth und Verachtung auf das Altheimische hinsehen und sich mit dem griechisch-römischen Alterthume brüsten, das doch auch nur ein Fremdes ist. Aber wissen Sie, wie mir diese Herren vorkommen, wenn ich ihre knechtische Gesinnung und ihre Speichelleckerei nach Oben zugleich mit den Grundideen des Alterthums, der Freiheit und Manneswürde, erwäge? Wissen Sie es? Ich will es Ihnen sagen: Gerade wie der Esel in der Fabel, der sich in die Löwenhaut hüllte, darin auf seiner Wiese einherstolzirte und Disteln fraß.

Aergern Sie sich nicht, meine Herren Professoren oder Professen, wen Sie lieber wollen, wenn Sie solche Irrgläubigkeiten hier vernehmen. Wie früher gegen den Adel, scheint meine Freundin jetzt gegen unsere klassischen Gelehrten, diese leuchtenden Sterne

am nächtlichen Himmel, einen Feldzug eröffnen zu wollen, sagte lächelnd Berta, gleich als ob sie beschwichtigen wollte.

Leuchtende Sterne am nächtlichen Himmel! höhnte Irmgard. Dunkelsterne sind sie, die nicht einen Funken eigenes Licht haben, höchstens das fremde wiederspiegeln. Sollten sie aber doch den Stolz in sich tragen, mit eigenem Lichte leuchten zu wollen, so würde ich sie lieber mit Irrlichtern als mit der Sonne vergleichen.

Sie sind streng, meine Genädige, wandte sich da Edman zu Irmgard. Was unsere Gelehrten betrifft, so muß ich Ihre Beschuldigung zurückweisen. Alle unsere Gelehrten sind für unser heimisches Alterthum nicht minder begeistert, als für das hellenisch-römische. Blicken Sie nach Kopenhagen oder nach Upsala, Lund und Christiania, und Sie werden sich von der Wahrheit dessen, was ich sagte, überzeugen.

Ich habe gar nicht Ihre Gelehrten im Auge, antwortete ihm Irmgard, sondern die Mehrzahl unserer deutschen. Wollen Sie die vertheidigen, mein Herr, wohlan, ich bin bereit.

Lesche nicht, was dich nicht brennt! lautet bei uns ein altes Sprichwort, sagte Edman, und demzufolge mögen sich die deutschen Gelehrten selbst vertheidigen gegen Ihre Anschuldigungen.

Ich meine, sagte der alte Graf, wir lassen den Streit fallen. Unser Freund Haspinger hier gehört nicht zu der getadelten Schaar; und die anderen mögen sich kratzen, wenn es sie beißt, um Ihnen für Ihr Sprichwort ein anderes zu geben. Ich denke, Sie gehn weiter, lieber Haspinger.

So haben wir uns denn zu den einzelnen Dichtungen zu wenden, nahm dieser hierauf das Wort. Beginnen wir mit der Sigfridssage, so kommen hier drei Dichtungen in Betracht, das Nibelungenlied nebst der Klage, das Sigfridslied und das Rosengartenlied.

Das Nibelungenlied, sagte Irmgard, kennen wir alle durch die treffliche Uebersetzung Simrocks, wie wohl jeder Deutsche dieses sein Nationalepos heutzutage durch die zahlreichen Uebersetzungen wenigstens kennen wird. Hat ja selbst Goethe es ausgesprochen: „Die Kenntniß dieses Gedichtes gehört zu einer Bildungsstufe der

Nation. Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maß seines Vermögens die Wirkung davon empfange." Jeder hat sich demnach auch wohl sein Urtheil darüber gebildet, wer überhaupt sich ein Urtheil zu bilden fähig ist. Da wir nun dieses große Gedicht doch nicht ganz lesen können in unserem Kreiße, ein Stück daraus aber keine Anschauung von dem Ganzen giebt, so meine ich, wäre es wohl am besten, wenn Sie uns über die verschiedenen Gestaltungen, welche diese Sage nach Zeit und Ort erfahren hat, näher unterrichten würden. Wir lernten so nicht nur Neues kennen, sondern wir würden dadurch auch in den Stand gesetzt, Vergleichungen verschiedener Art anzustellen, und gewönnen so ohne Zweifel ein gründlicheres Verständniß der Sage.

Wenn Sie das wollen, antwortete ihr Haspinger, so bin ich dazu gern bereit. In der That, Sie haben vollkommen recht; die Kenntniß der Sage in ihren verschiedenen Umwandlungen ist lehrreicher und folglich mehr werth als die Kenntniß nur eines einzelnen Stückes einer Bearbeitung. Freilich setzt diese Behandlung der Sache die genaue Kenntniß wenigstens einer Gestaltung der Sage voraus; aber da Sie das Nibelungenlied alle kennen, dessen hoher ästhetischer Werth ja so allgemein anerkannt ist, daß eine Hinweisung darauf hier überflüssig erscheint, so können wir Ihrem Vorschlage unbedenklich zustimmen, und demnach die Sache auf diese Weise an die Hand nehmen. So hören Sie denn:

Die Sigfrids- oder Nibelungensage ist ursprünglich eine Göttermythe. Ihren Gehalt hat Lachmann mit folgenden Worten kund gegeben:

Ein herlicher, leuchtender Gott, ein Gott des Friedens durch den Sieg (= Sigufrid) tödtet die geheimnißvollen Wächter im kalten, nördlichen Todtenreiche (Niflheim, Nibelungeland) und raubt der nächtlichen Götter (Niflsynir = Nibelunge) Gold dem Drachen, der es hütet. Er gewinnt durch den Raub zwar Reichthum und wunderbare Kräfte, aber er kommt auch in die Gewalt der Dämonen. Er muß ihr Bundesbruder werden, sich mit ihrer Schwester vermählen, für den König des Nebelreiches aber mit Hülfe des dämonischen Werkzeuges (der Tarnhaut, Nebelkappe) die umstrahlte

Walkyrie aus den Flammen holen, in des Königs Gestalt ihren Widerstand bezwingen. Durch den Ring aus dem Schatze vermählt er sich mit ihr; aber sie wird nicht seine, sondern seines Herren Braut. Er stirbt vom Todesdorn (Hagano), dem Sohne des Schreckens (Agazi), erstochen, und das geraubte Gold wird in den Rhein versenkt.

Diese Gestalt der düsteren Sage kann jedoch nur auf kritischem Wege gewonnen werden. Die einfachste Gestalt derselben, die gewonnen wird, wenn man das Echte und Alte der Ueberlieferung zusammenfügt, alle neueren Zusätze aber ausscheidet, ist folgende, die ich ebenfalls mit Lachmanns Worten gebe:

Sigufrid, Sigumundes Sohn, ein Walsung mit leuchtenden Augen und von unglaublicher Kraft, wird erzogen von einem weisen und kunstreichen Alb, der Regin, d. i. Rathgeber, heißt, und zwar Menschengestalt, aber die eines Zwerges hat. Er schafft ihm ein Roß und schmiedet ihm das beste der Schwerter: so reizt er ihn, der Nibelunge Hort zu erwerben. Zuerst hatten drei Götter das Gold geraubt und aus der Tiefe des Wassers heraufgeführt. Auch ihnen hätte gewiß seine geheimnißvolle, verderbliche Kraft den Tod gebracht, wenn sie es nicht als Wergeld für den von ihnen erschlagenen Ottar gegeben hätten; nicht nur das Gold, womit der Otterbalg bedeckt ward, sondern auch den Ring, welchen sie anfangs behalten wollten. So waren die Götter dem Verderben entgangen: aber das Mittelgeschlecht zwischen Göttern und Menschen, das nun im Besitze des verderblichen Schatzes war, rieb sich unter einander auf. Ottars Brüder tödteten den Vater; Regin dann ward von Fafnir verdrängt, der in Gestalt eines Wurmes das Gold fortan bewachte. Um es ihm zu entreißen, hat Regin den jungen Sigufrid aufgereizt den Wurm zu tödten; Sigufrid aber erschlägt beide. Durch das Drachenblut, wovon er trinkt und womit er seinen Leib benetzt, wird seine geistige Kraft noch vermehrt und sein Leib vor Wunden geschützt. Durch das Gold und zumal durch den Ring ist er unermeßlich reich. Die Tarnhaut giebt ihm die Fähigkeit, seine Gestalt in die eines anderen zu verwandeln. Dennoch bei all dieser Herlichkeit ist er durch den Besitz des Goldes

in die Knechtschaft der Nibelunge gekommen und dem Verderben geweiht. Umsonst verlobt er sich mit der Walkyrie Brunhild: sein Herr Gundahari, der Nibelunge König, will sie selbst haben. In der Tarnkappe unter Gundaharis Gestalt reitet Sigufrid durch die Lohen, die um ihre Wohnung lodern: er giebt ihr den Ring aus dem Schatze und bringt sie dadurch in die Gewalt Gundaharis. Sie erkennt Sigufriden nicht; er selber aber bekommt ein anderes Weib, die Schwester Gundaharis, Grimhild. Brunhild rühmt sich bei einer Gelegenheit des tapfersten und würdigsten Gemahles, dem Sigufrid weichen müße; da entdeckt ihr Grimhild gereizt den Betrug: der Ring, den sie am Finger trage, sei aus dem Nibelungenhorte; der sie gewonnen habe, sei Sigufrid, nicht Gundahari. Brunhild, die sich nun selbst erinnert, daß sie an dem vermeinten Gundahari die leuchtenden Walsungaugen erkannt habe, wüthig auf Alle, läßt Sigufrid, der für offenen Angriff unbesiegbar ist, meuchlerisch ermorden und tödtet sich selbst. Der Schatz, nachdem Alle, die an ihm Theil hatten, vernichtet sind, fällt an seine ursprünglichen Herren zurück, und sie versenken ihn in den Rhein.

Das ist die ursprüngliche, in sich abgerundete Gestalt des zur Heldensage gewordenen Mythus; sehen wir nun, wie sie uns in Skandinavien entgegentritt. Ich gebe die kurze, auf den Eddaliedern beruhende Erzählung aus Skaldskaparmâl, 39.

Man sagt, daß einst die Asen Odin, Loki und Hönir ausgiengen, um sich in der Welt umzusehen. Sie kamen zu einem Fluße und folgten diesem bis dahin, wo er einen Wasserfall bildete. Hier saß ein Otter und aß blinzelnd einen gefangenen Lachs. Flugs griff Loki einen Stein auf, warf und traf den Otter an das Haupt. Da rühmte sich Loki seiner Beute, und daß er mit einem Wurfe hier Otter und Lachs erlangt habe. Die Götter nahmen beide mit sich und kamen gegen Abend zu einem Hause, das ein Mann bewohnte, der Hreidmar (wohl = Wreidhmâr, der Grimmige) hieß und wild und zauberkundig war. Die Asen traten ein, baten um Nachtherberge und zeigten dann prahlend, was sie auf der Jagd erworben hatten. Als aber Hreidmar

den Otter sah, rief er seinen Söhnen Fâfnir[1] und Regin und sagte ihnen, daß ihr Bruder Otar erschlagen wäre, und wer das gethan hätte. Zornig gehn sie sogleich auf die Götter los, greifen sie, binden sie und sagen, daß Otar ein Sohn Hreidmars und ihr Bruder war. Die Asen bieten zu Hauptes Lösung so viel Goldes als Hreidmar selbst verlange, und so ward mit ihnen ein Vertrag getroffen und beschworen. Nun ward der Otter enthäutet und Hreidmar nahm den Balg und verlangte, daß sie denselben mit rothem Golde ausfüllen und außen ganz mit Golde bedecken sollten.[2] Da sandte Odin Lokin nach Swartalfaheim (die Heimat der Nachtälbe, Dunkelälbe unter der Erde), und er kam zu einem Zwerge, der Andwari (Wachsamkeit) hieß und als ein Fisch im Wasser lebte. Loki griff ihn mit Händen und forderte von ihm zur Lösung seines Hauptes alles Gold, das er in seinem Steine hätte. Da trug der Zwerg all sein Gold hervor, und es war dieß ein mächtiger Hort; aber einen kleinen Goldring verbarg er in seiner Hand. Loki sah dieß und forderte auch den Ring. Der Zwerg bat ihm den Ring zu lassen; denn er konnte damit sein Gold vermehren, wenn er ihn behielte;[3] Loki aber sagte, er solle nicht einen Pfenning übrig behalten, entriß ihm den Ring und gieng hinaus. Da sagte der Zwerg,

[1] Ein König der Rugier heißt Fêbanus, das wäre gothisch: Fêbaneis, deutsch: Fâbani, altnordisch: Fâfnir.

[2] Wie weithin diese Art von Buße verbreitet war, und wie spät man sie noch kannte, zeigt Folgendes: Zu Erlenbach am Zürichersee erschien 1780 beim Obervogt ein Bauer mit der Klage, daß sein Nachbar ihm seine Katze getödtet habe, weshalb er Entschädigung fordre. „Im Dorfe bestehe das Katzenrecht, und er verlange dasselbe. Befragt, was er damit meine, erklärte er: Im Dorfe gelte das Recht: Wenn Jemand einem Andern eine Katze tödte, so ziehe man ihr den Balg ab und spanne ihn mit vier Stecken auf dem Boden aus. Dann müsse der Tödter so viel Korn auf den Balg schütten, bis man kein Härlein mehr sehe, und dieses Korn sei die Buße für die Katze, die dem Eigenthümer derselben zukomme.“ Also im äußersten Norden und äußersten germanischen Süden derselbe Brauch. Ueber eine andere Art der Buße Erschlagener, das Aufwägen mit Golde, sehe man Grimms Rechtsalterthümer, S. 673. — Obige Geschichte von Erlenbach theilte der Freiherr von Laßberg in Mones Anzeiger 1836 mit.

[3] Einen ähnlichen Ring besitzt Odin; er heißt Draupnir, Drupnir (Tröpfler), weil jeden Tag ein gleicher Ring von ihm abtropft.

daß dieser Ring jedem Besitzer den Tod bringen sollte; Loki aber entgegnete, daß ihn das gut dünke und daß es also geschehen möge, und er wolle es selbst dem zu Ohren bringen, der das Gold empfange. Loki aber gieng seines Weges zu Hreidmar und zeigte Odin das Gold. Als dieser nun den Ring sah, da däuchte er ihn schön und er nahm ihn vom Horte, aber das Gold breitete er vor Hreidmar aus. Da füllte dieser den Otterbalg so sehr er konnte, und als er gefüllt war, stellte er ihn auf. Odin aber gieng herzu, denn er sollte den Balg mit Golde einhüllen. Da rief er denn Hreidmarn und hieß ihn zuschauen, ob der Balg ganz umhüllt sei. Hreidmar sah nun hin, und als er es sorgfältig betrachtete, bemerkte er ein Barthaar und verlangte auch dieses bedeckt zu sehen: dann hätten sie dem Vertrage genug gethan. Da zog Odin den Ring hervor, bedeckte das Barthaar und sagte, daß sie nun durch dieses Gold sich gelöst hätten. Als aber Odin seinen Geer und Loki seine Schuhe genommen hatte und sie nichts mehr fürchten durften, da sagte Loki, daß Andwaris Fluch erfüllt werden und dieser Ring und dieses Gold jedem Besitzer den Tod bringen solle. Und so ergieng es auch später.

Hreidmar nahm das Gold zur Sohnesbuße; aber Fâfnir und Regin verlangten einen Theil davon als Bruderbuße; Hreidmar gönnte jedoch ihnen nicht ein Stücklein des Goldes. Da erzürnten die Beiden und erschlugen ihren Vater über dem Golde. Darauf verlangte Regin, daß Fâfnir das Gold zur Hälfte mit ihm theile; dieser aber weigerte sich und hieß Regin fortgehn, wenn er anders nicht wie Hreidmar fahren wolle. Fâfnir hatte den Helm ergriffen, den Hreidmar ehedem besaß, und setzte ihn auf sein Haupt. Er hieß Oegishelm, und alles Lebende bebte, wenn es ihn erblickte. Auch hatte er das Schwert Hrotti (Fäller), Regin aber hatte das Schwert Refil (der Gebogene), und er floh von dannen. Aber Fâfnir fuhr hinauf nach Gnitaheide (des Zankes, der Habsucht Heide)[1] und

[1] Nach des Abtes Nicolaus Itinerarium (aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts) liegt sie zwischen Paderborn und Mainz. Die beiden Dörfer, die neben ihr liegen sollen, Horus und Kiliander, sind auch aufgefunden. Grimm wies Horus nach in Horohûs, Horhausen an der Diemel bei Stadt Bergen,

machte sich da ein Lager, nahm Wurmesgestalt an und legte sich auf das Gold.

Regin gieng darauf zum König Hialprek (der Franke Chilperich, † 588) und ward sein Waffenschmied. Hier erzog er nun den jungen Sigurd, den Sohn Sigmunds, den er mit Hiördis erzeugt hatte.[1] Sigurd war später der herlichste aller Heerkönige sowohl seines Geschlechtes (das, wie oben gezeigt ward, auf Wôdan sich zurückführte) als auch seiner Stärke und seines Muthes wegen. Regin erzählte ihm oft von Fâfnir, wie der auf dem Golde läge, und reizte ihn an, sich des Goldes zu bemächtigen. Er machte ihm auch das Schwert Gram (Zorn) aus den Stücken des Schwertes seines Vaters, und das war so scharf, daß es eine Wollflocke, die Sigurd in den Strom warf und von den Wellen gegen die Schneide des in das Wasser gehaltenen Schwertes tragen ließ, mittendurch schnitt. Demnächst spaltete Sigurd mit dem Schwerte auch den Amboß Regins. Darauf fuhren beide auf die Gnitaheide, und Sigurd grub auf Regins Rath eine Grube auf Fâfnirs Wege zum Wasser und setzte sich hinein.[2] Als nun Fâfnir zum Wasser gieng und über die Grube sich wälzte, stieß Sigurd sein Schwert ihm in das Herz, und das war Fâfnirs Tod. Da kam Regin herbei und sagte, daß er ihm seinen Bruder erschlagen habe, und verlangte

dem alten Eresburg; Mone Kiliander im alten Calandra, jetzt Kaldern an der Lahn, nicht weit von Marburg. S. Grimms Deutsche Heldensage, S. 41; Mones Untersuchungen zur Geschichte der Deutschen Heldensage, S. 45.

[1] Ihr deutscher Name ist Sigilind. Hiördîs bedeutet Schwertfrau. Sigmund hatte, bereits hochbejahrt, Krieg mit Hunding und seinem Geschlechte. In der Schlacht, in welcher ihm Odin selbst entgegentrat, und das Schwert, das er einst ihm gegeben, mit der Streitaxt zertrümmerte, fiel Sigmund. Während des Kampfes floh Hiördîs nebst einigen Mägden in den Wald, wo sie von Alf, dem Sohne Hialpreks, der zufällig an der Küste gelandet war, gefunden und weggeführt ward. In der Gefangenschaft gebär sie nun den Sigurd, vermählte sich jedoch später mit Alf, und so kam es, daß Sigurd an Hialpreks Hofe erzogen ward.

[2] Die Wölsungasaga ergänzt hier: Als Sigurd die Grube gräbt, erscheint plötzlich ein alter, langbärtiger Mann (Odin) und räth ihm, mehrere Gruben zu graben, damit er nicht im Blute ertrinke. Sigurd folgt dem Rathe. Regin hatte den bösen Rath, nur eine Grube zu graben, gegeben, weil er, um in den Besitz des Goldes zu kommen, Sigurds Tod bezweckte.

von ihm zur Sühne, daß er das Herz Fäfnirs nähme und am Feuer briete, während er schliefe. Er beugte sich nieder, trank von Fäfnirs Blute [1] und legte sich dann schlafen. Als nun Sigurd das Herz briet und glaubte, daß es gar sei, berührte er es mit dem Finger; aber der Saft rann aus dem Herzen auf seinen Finger und brannte ihn. Da steckte Sigurd den Finger in seinen Mund. Als aber das Herzblut auf seine Zunge kam, da verstund er die Sprache der Vögel und vernahm, wie Adlerinnen, die auf Bäumen saßen, sangen.

Die erste sang:

Da sitzet Sigurd besudelt vom Blute,
Fäfnirs Herz am Feuer bratend.
Spähe [2] mich däuchte der Spalter der Ringe,
Aeß' er die leuchtende Lebensfaser. [3]

Die zweite darauf:

Dort liegt Regin, sinnet Rath bei sich,
Will trügen, der ihm traute, den Mann.
Aus Neid er denket auf nichtige Händel:
Der Falschbart will Fäfnirn rächen.

Die dritte dann:

Hauptes kürzer laß' er den haarigen Schwätzer
Fahren hin zur Hel; [4]
Ihm dann eigen wird alles Gold,
Der Hort, den Fäfnir hegte.

Die vierte aber:

Weis' er mich däuchte, ob er wahren könnte,
Eurer Huld, ihr Schwestern, herzlichen Rath;
Er rieth' ihm selbst und die Raben er freute: [5]
Dort ahn' ich den Wolf, wo das Ohr ich sehe.

[1] Regin trinkt Fäfnirs Blut und will sein Herz essen, um größerer Weisheit theilhaft zu werden. S. Grimms deutsche Mythologie, S. 709. Aus gleichem Grunde thut das Gleiche Sigurd später. — [2] Vorausspähend, weise. [3] Das Herz. [4] Zur Todesgöttin. Aus Halja, Hel, die Hehlende, ist unser Hölle geworden. [5] Durch den Leib des erschlagenen Regins.

Die fünfte sang:

So weis' ist nicht der Waffenbaum, [1]
Als den Schaarführer zu schauen ich meinte,
Läßt er offene Flucht dem andern Bruder,
Wenn den einen er des Alters beraubte. [2]

Die sechste dann:

Unklug ist er, wenn auf er spart
Den Feind, den Volkverderber!
Dort Regin liegt — schon verrieth er ihn:
Nicht vor er solches sieht.

Die siebente endlich:

Hauptes kürzer laß' er den herzkalten Riesen
Und der Münzen missen.
Dann wirst des Hortes du, der Habe Fâfnirs,
Allvermögender Eigner sein!

Sigurd gieng hin und schlug dem Regin das Haupt ab; dann aß er Fâfnirs Herz und trank Blut von beiden, von Regin und Fâfnir. Die Adlerinnen aber sangen wieder.

Die erste sang:

Reihe dir an der Ringe Gold,
Furcht zu fühlen nicht Fürsten ziemt.
Eine Maid ich weiß, die minniglichste,
Hell in Golde, wenn du sie haben könntest.

Ein Hof steht hoch auf Hindarfiall; [3]
Fest umfängt ihn Feuer von außen;
Den haben hehre Helden erbauet
Aus fernhin strahlender Stromesgluth. [4]

[1] Waffenträger, Held. [2] Die Blutrache war im Alterthume heiliges Gesetz; daher soll man nicht Sohn oder Bruder leben lassen, wenn man Vater oder Bruder getödtet hat. Später, bei milderer Sitte, trat statt der Blutrache das Wergeld ein. [3] Berg der Hinde. Mone nimmt Mißverständniß eines deutschen hintarperch, hinterer Berg, an. [4] Stromes Gluth ist Gold.

Auf dem Steine schläft die Streitweise,[1]
Und ringsum lecket der Linde Feind.[2]
Yggur stach den Dorn einst in's Gewand[3]
Der Maid, die Männer morden wollte.

Du, Mann, kannst sehen die Maid unter Helme,
Die vom Wahlfelde Wingskornirn ritt.[4]
Nicht mag Sigurdrifas Schlummer brechen
Der Sproß eines Königes vor dem Spruch der Nornen.[5]

Sigurd gieng nun zum Lager Fáfnirs, nahm das Gold, den Oegishelm, eine Goldbrünne und das Schwert Hrotti, band alles in Bündel, legte diese auf Granis, seines Rosses, Rücken, saß auf und ritt von dannen. Er kam zu einem Berge, dessen Gipfel von Feuerlohen umwallet war. Er ritt hindurch und fand daselbst in einem Hause ein Weib schlafen, und sie trug Helm und Brünne. Als er nun mit seinem Schwerte die Brünne zerschnitten hatte, erwachte sie und nannte sich Hild.[6] Sie war Walkyrie und hieß Brunhild. Die sagte da zu dem Manne: Einst sei Fehde ausgebrochen zwischen dem alten Hialmgunnar und dem jungen Agnar. Odin habe dem alten Helden seinen Geer geliehen und ihm damit den Sieg gegeben; ihr aber habe er befohlen, den jungen Agnar ihm nach Walhall zu bringen. Nun habe sie Mitleid gefühlt für den jungen Helden, habe daher den alten getödtet und nach Walhall gebracht; Odin sei jedoch in Zorn entbrannt und habe gesagt, sie solle nicht mehr Walkyrie sein, sondern sich einem Manne vermählen. Ich aber sagte da, daß ich nur dem als Gattin folgen würde, der keine Furcht kenne und mir den Hort Fáfnirs zum Brautschatze bringe. Odin habe dieß ihr zugestanden, sie auf diesen

[1] Kampfkundige, Walkyrie. [2] Feind der Linde, d. i. Feuer. [3] Yggur, der Schreckende, ein Beiname Odins; der Dorn ist der Schlafdorn. [4] Das Roß der Walkyrie Brunhild, der die Luft mit den Schwingen Durchschneidende bedeutet etwa das Wort. [5] Bevor die Nornen ihren Ausspruch gethan haben. Der Name Sigurdrifa bedeutet Siegsturm. [6] Hild ist ebenfalls Name einer Walkyrie; er bezeichnet gradezu diesen Begriff, da er so viel als Bellona ausdrückt.

Berg geführt, sie dadurch, daß er ihr durch den Schleier einen Schlafdorn stach, in Schlaf versenkt und den Berg mit der Waberlohe umgeben, wodurch nur der Furchtlose reiten könne. Sigurd verlobte sich da mit der Jungfrau.

Bald jedoch ritt Sigurd wieder fort und kam zu König Giuki (Gibicho). Dessen Weib hieß Grimhild, die Söhne derselben aber Gunnar und Högni (Gundahari und Hagano), die Töchter Gudrun und Gudny; Guttormr (Godomar) aber war Giuki's Stiefsohn. Hier erhielt nun Sigurd durch die zauberkundige Grimhild den Trank des Vergessens [1] und vermählte sich in Folge davon mit der Gudrun; Gunnar und Högni aber schwuren Blutbruderschaft mit ihm. [2] Bald darauf fuhren Sigurd und die Söhne Giuki's die Brunhild für Gunnar zu werben, die Schwester Atli's (Atzilos, Etzels). Sie ritten den Berg hinan, auf dem sie saß, und Gunnar sollte da durch die Waberlohe reiten, aber sein Roß wollte nicht durch das Feuer hindurch. Weil nun Sigurds Roß keinen andern Mann als ihn trug, so tauschten Sigurd und Gunnar Gestalt und Waffen, und Sigurd ritt nun durch die Lohe. Des Abends hielt er Hochzeit mit Brunhild, als sie aber auf das Lager kamen, da zog er sein Schwert aus der Scheide und legte es zwischen sich und die Jungfrau; am Morgen aber, als er aufgestanden war, gab er der Brunhild zur Morgengabe den Goldring, den Loki dem Andwari genommen, und den er mit dem Horte gewonnen hatte; zum Gedächtnisse aber zog er ihr einen anderen Ring vom Finger. Drauf führte er die Brunhild hinab zu Gunnar, und die Helden tauschten abermals ihre Gestalt und zogen mit Brunhild zum Hofe Giuki's. Sigurd hatte mit Gudrun zwei Kinder, Sigmund und Swanhild.

Einst nun giengen Brunhild und Gudrun zum Flusse, um ihre Haare zu waschen. Als sie zum Wasser gekommen waren, da gieng Brunhild vom Lande in das Wasser und sagte: sie wolle nicht mit dem Wasser ihr Haupt netzen, das aus dem Haare der

[1] Das Alterthum kannte einen Trank der Erinnerung und einen Trank des Vergessens, minnis und óminnis dreckr geheißen. [2] Die Helden mischen ihr Blut und trinken es dann.

Gudrun geronnen sei, weil sie einen besseren und beherzteren Gemahl habe. Da gieng Gudrun in den Fluß oberhalb der Brunhild und sagte, sie dürfe deshalb oberhalb im Flusse ihr Haar waschen, weil sie einen Mann habe, dem sich weder Gunnar noch sonst ein anderer in der Welt an Kühnheit gleichen könne, weil er Fäfnirn und Regin erlegt, und das Erbe beider genommen habe. „Mehr, sagte Brunhild, war das werth, daß Gunnar durch die Waberlohe ritt, und Sigurd konnte das nicht." Da lachte Gudrun und sprach: „Du rühmst dich, daß Gunnar durch die Waberlohe geritten sei? Ich glaube, daß der mit dir das Lager bestieg, der mir diesen Goldring gab. Aber der Goldring, den du an der Hand trägst und den du zur Morgengabe erhieltest, heißt Andwaranaut,[1] und ich glaube nicht, daß Gunnar diesen auf Gnitaheide suchte." Da schwieg Brunhild und gieng heim.[2] Darnach reizte sie Gunnarn und Högnin auf, Sigurden zu tödten; aber weil sie durch Eide mit ihm verbunden waren, reizten sie ihren Bruder Guttorm auf, Sigurden umzubringen. Dieser griff ihn nun auch während des Schlafes mit dem Schwerte an; als jedoch Sigurd die Wunde empfangen hatte, da warf er sein Schwert Gram nach dem Mörder, so daß es ihn mitten durch schnitt. So fiel denn Sigurd und mit ihm auch sein Sohn Sigmund, der drei Winter alt war, den sie auch tödteten. Darauf durchstach sich Brunhild mit dem Schwerte und ward mit Sigurd verbrannt. Aber Gunnar und Högni nahmen da Fäfnirs Erbe und Andwaranaut und beherschten die Lande.

Später versöhnte sich Gudrun mit ihren Brüdern Gunnar und Högni; König Atli aber, Budli's Sohn, vermählte sich mit Gudrun und sie hatten Kinder. Atli entbot darauf Gunnarn und Högnin zu sich, und sie fuhren zu ihm. Aber bevor sie die Heimat verließen, verbargen sie das Gold, Fäfnirs Erbe, in den Rhein, und es ist seitdem nicht wieder aufgefunden worden. König Atli hatte Volk versammelt, und sie kämpften gegen Gunnarn und

[1] d. i. Andwaris Besitzthum. [2] Die Lieder, die diese Badbegebenheit erhielten, sind verloren.

Högnin, und als diese ergriffen waren, ließ Atli dem lebenden Högni das Herz aus dem Leibe schneiden, und das war sein Tod, Gunnarn aber ließ er in ein Wurmverlies werfen. Dieser aber hatte eine Harfe erhalten, und er schlug sie mit den Zehen, weil seine Hände gebunden waren, so daß alle Schlangen einschliefen bis auf eine Natter, welche ihn anfiel, in die Brust ihn stach, mit dem Haupte in die Wunde kroch und ihm an der Leber hieng, bis er starb.[1]

Bis hieher geht das Nibelungenlied im Ganzen, wenn auch unter mannigfachen Abweichungen, mit; was nun folgt, ist der deutschen Nibelungensage völlig fremde, sagte Haspinger, nachdem er eine kurze Zeit geschwiegen hatte. Hören Sie nur:

Bald darauf tödtete Gudrun ihre und Atli's beiden Söhne und ließ aus ihren Hirnschalen gold= und silbergeschmückte Trinkgefäße machen.[2] Als nun das Gedächtnißmahl der Niflungen gefeiert ward, ließ Gudrun dem König Atli in diesen Trinkschalen den Meth reichen, welcher mit dem Blute der Knaben gemischt war; aber die Herzen derselben ließ sie braten und gab sie dem Könige zu essen, und als dieß geschehen war, sagte sie ihm mit vielen unfreundlichen Worten, was er gegessen habe. Nicht schonte sie dann des Methes, so daß das meiste Volk da, wo es saß, einschlief. In der Nacht gieng sie zu dem Könige, wo er schlief, und mit ihr der Sohn Högni's, und sie tödteten ihn. Dann warfen sie Feuer in die Halle und verbrannten das Volk, das drinnen war; Gudrun jedoch gieng zur See und wollte sich tödten. Aber die Wogen trugen sie über den Meerarm, so daß sie in König Jonakurs Land kam. Als dieser die Frau erblickte, gefiel sie ihm wohl, und er nahm sie zu sich und ehligte sie. Und sie hatten drei Söhne zusammen, die Sörli, Hamdir und Erp[3] hießen,

[1] Diese Natter wird von den Liedern als Atlis Mutter angegeben, die einer Natter Gestalt angenommen hatte. Sie nahm so Rache für ihre Tochter Brunhild, während Atli, nur um den Hort zu erlangen, die beiden Helden tödten ließ. Ebenso tödtet König Siggeirs Mutter als ein Elch die gefangenen Walsunge nach Wölsungasaga C. 9. [2] Ein ähnliches Trinkgefäß hatte auch Alboin: das Haupt seines Schwiegervaters Kunimund. [3] Erp ist in den Liedern nur Stiefsohn der Gudrun.

und sie hatten alle rabenschwarzes Haar, wie Gunnar und Högni und andere Niflunge.[1]

Hier endet die Sage von den Nibelungen, sagte Haspinger; was nun folgt, verknüpft sie mit der Ermenrichssage, wie sie in Deutschland mit der Dietrichssage, durch dessen Aufenthalt bei Etzeln, verknüpft ward.

Bei Jonakur ward nun auch erzogen Swanhild, die Tochter Sigurds und der Gudrun, und sie war die schönste aller Jungfrauen. Das hörte Jörmunrek, der mächtige König, und er sandte seinen Sohn Randwe,[2] daß er für ihn um sie werbe; und als er zu Jonakur kam, ward ihm Swanhild übergeben, daß er sie dem Könige zuführe. Da sagte Bikki (= Sifeca, Sibicho), der Randwen begleitete: es schicke sich besser, daß Randwe Swanhilden habe, da beide jung seien, Jörmunrek aber sei alt; und dieser Rath gefiel den Leuten wohl. Demnächst hinterbrachte Bikki dieß aber dem alten Könige, und dieser ließ sofort seinen Sohn greifen und zum Galgen führen. Randwe aber nahm seinen Habicht, riß ihm die Federn aus und sandte ihn seinem Vater, bevor er gehenkt ward. Als aber König Jörmunrek den Habicht sah, da kam ihm zu Gemüthe, daß wie der Habicht unflügge und federlos, so wäre auch er selbst schwach und sein Reich ohne Erben, da er alt und sohnlos. Da ließ Jörmunrek, der während der Hinrichtung auf die Jagd gezogen war, als er mit seinem Gefolge heim kam, die Königin Swanhild aber bei der Haarwäsche saß, sie greifen und unter die Füße der Rosse werfen, daß sie sie zu Tode träten. Die Rosse scheuten jedoch vor ihren leuchtenden Augen, und da gab Bikki den Rath, daß man ihr Gesicht bedecke oder sie mit dem Gesichte nach dem Boden wende, worauf die Rosse sie todt traten.

Als Grimhild aber von diesem Morde hörte, da rief sie ihre Söhne auf, Swanhilden zu rächen, und als sie sich zur Fahrt bereiteten, gab sie ihnen so feste Helme und Brünnen, daß kein

[1] Die schwarzen Haare geben hier noch die Niflunge als die nächtigen finstern Götter zu erkennen. [2] In den deutschen Sagen heißt Ermenrichs Sohn Fridrich.

Schwert sie verwunden konnte. Ferner rieth sie ihnen, wenn sie zu König Jörmunrek kämen, so sollten sie zur Nachtzeit, dieweil er schliefe, zu ihm gehn; Sörli und Hamdir sollten ihm Hände und Füße abhauen, Erp aber das Haupt. Die Brüder waren aber dem Erp feindlich gesinnt, und als sie auf dem Wege waren, fragten sie ihn, wie er ihnen helfen würde, wenn sie zu Jörmunrek kämen? Er antwortete ihnen, er würde ihnen so helfen, wie die Hand dem Fuße. Sie meinten, es wäre nicht, daß der Fuß sich auf die Hand stütze, und sie wurden so zornig auf ihre Mutter Gudrun, die sie mit Schmähworten zur Rache angetrieben hatte, daß sie das thun wollten, was sie am meisten schmerzen würde, und sie tödteten den Erp, weil Gudrun diesen am meisten liebte. Bald darauf strauchelte Sörli mit dem Fuße, und da stützte er sich auf die Hand. Da sprach er: Nun half die Hand dem Fuße; es wäre besser, Erp lebte noch. Als sie nun zu König Jörmunrek kamen zur Nachtzeit, als er schlief, da hieben sie ihm Hände und Füße ab. Der König aber erwachte und rief seine Mannen zur Rache auf. Da sagte Hamdir: Ab wäre das Haupt nun, wenn Erp lebte. Da kamen die Hofmänner und griffen die Brüder an, aber sie konnten ihnen mit Waffen nichts anhaben. Da rief Jörmunrek,[1] daß man sie steinigen solle, und das geschah da. So fielen Sörli und Hamdir und da war die Nachkommenschaft Giukis todt.

Haspinger schwieg. Es ist unbestreitbar, nahm Graf Huno jetzt das Wort, die nordische Gestalt der Sage hat größere Alterthümlichkeit und noch deutlich erkennbare mythologische Grundlage vor der deutschen voraus, wie unser Nibelungenlied sie bietet. Die Abblassung der mythologischen Züge bei uns war unleugbar eine Folge des Christenthums. Dagegen zeigt unser Nibelungenlied überall höhere Gesittigung; von Grausamkeiten, wie die nordischen Quellen sie anführen, ist nirgends eine Spur in unserem Gedichte.

[1] Nach Saxo Grammaticus ist es der plötzlich erscheinende Odin, der den Rath der Steinigung giebt.

Dennoch, sagte der alte Graf, wäre die Tödtung der burgundischen Brüder auf Veranstaltung ihrer Schwester, die den Mord ihres ersten Gatten an ihnen rächen will, nach alter strenger Anschauung eine unsittliche That, während die Ermordung ihrer Kinder und ihres zweiten Gatten, um den Tod ihrer Brüder zu rächen, durchaus nicht unsittlich ist; vielmehr war es ihre heilige Pflicht den Mord ihrer Brüder an dem Mörder zu rächen, und die grausame Vollziehung dieses Mordes verlangte dann auch die Grausamkeit der Rache.

Eine starre Größe kann man allerdings dieser nordischen Gestalt der Sage nicht absprechen, nahm Berta das Wort; namentlich erscheint Högni um vieles edler als unser Hagano, an dem das Heimtückische, Düstere abstößt, welches keineswegs durch seine Treue gegen Gunther aufgewogen wird. Dagegen ist unser Sigfrid edler als der nordische Sigurd, dem doch immer sein Treubruch gegen die Brunhild anhaftet.

Sie vergessen, meine Genädige, des Trankes der Vergessenheit, der ihm gereicht ward, und der bewirkte, daß er sein ganzes früheres Leben vergaß, mithin auch sein Verhältniß zur Walkyrie Brunhild, die von Odin selbst ihm zur Gemahlin bestimmt war und weit größer erscheint, als die Brunhild ihres Nibelungenliedes, der man statt geistiger Größe riesenhafte Leibesstärke gab, und die man dann nach Sigfrids Tode ein unbedeutendes, überflüssiges Leben fortführen läßt, während sie sich in unserer Sage durch freiwilligen Tod mit dem todten Geliebten vereinigt, gab Professor Edman ihr zur Antwort.

Ich gesteh es Ihnen zu, daß Ihre Brunhild und Ihr Högni größer und edler seien als unsere Brunhild und unser Hagano; dagegen ist unsere Grimhild weit bedeutender als Ihre Gudrun. Von der zarten Jungfräulichkeit jener und dann von ihrer Treue gegen den ersten Gatten, finde ich in Ihrer Gudrun keine Spur. An dämonischer Wildheit nach ihrer zweiten Vermählung mögen sich beide gleichstehn.

Erlauben Sie mir wohl eines der Eddalieder Ihnen vorzutragen,

welches den Schmerz der Gudrun über den Tod ihres Gatten zum Gegenstande hat? Vielleicht urtheilen Sie dann etwas anders über sie. Auch sie mußte später den Trank des Vergessens trinken, damit sie dem Atli ihre Hand reiche; und dieser Umstand dient ihr ebenso gut zur Entschuldigung als dem Sigurd.

Alle waren begierig das Eddalied zu vernehmen und Edman begann also:

Einst war's, daß Gudrun gierte zu sterben,
da sie sorgvoll saß zu Sigurds Füßen;
sie schluchzte nicht, noch schlug die Hand sie;
sie weinte nicht, wie Weiber sonst.
Die Fürsten kamen, daß sie voller Huld
hemmten ihre harten Gedanken;
nicht wehklagte noch weinte Gudrun;
ihr Herz vom herben Harme fast brach.
Der Fürsten Frauen, fernhinstrahlend,
mit Golde geziert vor Gudrun saßen;
es äußerte jede das eigne Leid,
was jeder Bitterstes geboten ward.
Da sprach Giösleg Giukis Schwester:
„Mich weiß ich aus Manchen die Meistbetrübte:
fünfmal erfuhr ich den Fall des Gatten
und acht Brüder Tod: ich Eine lebe!“
Nicht wehklagte noch weinte Gudrun,
ihr Herz vom herben Harme fast brach;
so war in Leid sie ob des Liebsten Morde,
und hartgemuthet ob des Herschers Tode.
Da sprach Herborg Hünlands Fürstin:
„Wohl kann ich härteren Harm noch klagen:
meine sieben Söhne im Süderlande,
mein Mann als achter dem Mordstahl fielen.
Selbst mußt' ich besorgen die Besargung aller,
selbst behandeln zur Hel ihre Fahrt;
dieß alles litt ich in einem Halbjahr,
und Niemand trug da Trost mir zu.

Gefesselt vom Feinde, gefangen ward ich,
in kurzer Frist nach den Kummertagen:
da mußt' ich schmücken, die Schuh' ihr binden,
des Jarles Frau mit jedem Morgen.
Sie ängstete mich aus Eifersucht,
und schwinde Schläge schwang sie mir.
Nirgends holdern Herren jemals,
doch nimmer auch herbre Hausfrau fand ich."
Nicht wehklagte noch weinte Gudrun,
nicht schluchzte sie noch schlug die Hand sie;
so war in Leid sie ob des Liebsten Morde,
und hartgemuthet ob des Herschers Tode.
Da sprach Gudny Giukis Tochter:
„Wenig, Pflegrin, weist du, seist auch weise du,
junges Weibes Trauer durch Trost zu lindern!"
Da hub sie die Hülle vom Haupt des Fürsten.
Sie schwang den Schleier von Sigurd ab,
und wandt' ihm die Wange nach des Weibes Knie:
„Lug' du zu dem Lieben, lege Mund an Mund,
wie du küßtest ihn, als der König lebte!"
Auf da Gudrun einmal schaute,
sah des Häuptlings Haar harsch vom Blute,
die hellen Augen des Herschers glanzlos,
geborsten vom Stahl die Burg des Muthes.[1]
An den Sitz hin rückwärts sank da Gudrun,
ihr Haar entwogte, ihre Wang' erglühte,
ihr vom Herzen stieg Harmes Seufzer,
ihrer Augen Regen rann zum Knie.
So weinte Gudrun Giukis Tochter,
daß die zähen Zähren strömten,
und aufgällten die Gäns' im Hofe,
die muntern Vögel, so die Maid besaß.
Da sprach Gudny Giukis Tochter:
„Eure Liebe die längste wußt' ich
aller Menschen auf dem Erdkreiße;
heiß war Eurer Herzen Schlag.

[1] Die Brust.

Außen noch innen achtetest nichts du
keine Lust der Leute jemals,
saßest du nicht, Schwester, in Sigurds Nähe,
dein Haupt gelehnt an des Herschers Brust."
Da sprach Gudrun Giukis Tochter:
„So mein Sigurd ragte ob den Söhnen Giukis,
wie Geerlauch [1] ragt ob Gras empor,
wie der reine Stein aus Ringes Golde.
Ich däuchte denn auch den Degen allen
höher als jede Herjansmaid. [2]
Seit der Recke fiel, bin ring' ich nur,
einem Aestlein gleich im Erlenwalde.
Auf der Bank ich, im Bette miss' ich
meiner Rede Liebling. Es riethen Giukis Söhne,
es riethen Giukis Söhne ruchlos dieses,
schufen der Schwester schwerstes Leid.
Land und Leute legtet ihr öde,
da nicht ihr achtetet der Eid' und Schwüre.
Nicht wirst du, Gunnar, dich des Goldes freuen,
den Mörder reizen die Ringe dir auf.
Mehr Heiterkeit im Hause war,
eh' mein Sigurd sattelte Granin,
und sie Brunhild zu bringen dachten,
das arge Weib, zu üblem Heile."
Da sprach Brunhild Budlis Tochter:
„Das Weib da misse Mann und Kinder,
die, Gudrun, dich Thränen vergießen lehrte,
und dir am Morgen den Mund erschloß!"
Da sprach Gudny Giukis Tochter:
„Wecke nicht die Worte, Weltverhaßte!
Unheil der Recken immer warst du,
aller Frauen Freudenraub!" [3]
Da sprach Brunhild Budlis Tochter:
„Einzig Atli waltet alles Verderbens,
alles Unheils, der arggesinnte,
mein Bruder er, Budlis Sprößling!

[1] Allium capitatum. [2] Walkyrie. [3] Weil sie als Walkyrie die Helden tödtete.

Da hell in der Halle des Hunenvolkes
wir am König gewahrten Wurmbettes Gluth,[1]
dieses Ganges entgalt ich seit,
dieses Anblicks — immer seh' ich ihn!"
An der Stütze stund sie, steifte dran sich;
es brann der Brunhild, Budlis Tochter,
Gluth aus den Augen und Gift sie schäumte,
als sie die Sehrung sah an Sigurds Brust.[2]

Dieses Lied ist allerdings schön, sagte Irmgard jetzt, und der Schmerz der liebenden Gattin ist in Wahrheit großartig geschildert. Aber auch dieses Gedicht hat etwas gleichsam granitartiges, wie alle Gedichte der Edda, mit einziger Ausnahme der Lieder von Helgi, die mehr weich und gefühlwarm sind. Und sehen wir auf die Nebenpersonen der deutschen Sage: wo hat die nordische Sage Charaktere aufzuweisen, wie den zarten jungen Giselher, den edlen milden Rüdiger, den ritterlichen Sänger Volkher und den ernsten, königlichen Dietrich, die durchaus alle mit Vorliebe geschildert sind? Mag die nordische Gestalt der Sage immerhin die ältere und reinere sein, die deutsche finde ich entschieden als die schönere, zeitgemäßere. Unser Mittelalter hat aus dieser Sage gemacht, was eine mildere Zeit aus ihr nur machen konnte, und gieng diese Umgestaltung auch nicht ohne allen und jeden Verlust ab, so ist der Gewinn doch entschieden größer als die Einbuße.

Ja, sagte Berta; aber wie ist es denn damit: ich habe erst vor kurzem gelesen, daß ein Streit darüber ausgebrochen sei, ob das Nibelungenlied ein einheitliches Heldengedicht, das Werk eines Dichters, oder ob es aus verschiedenen Liedern verschiedener Dichter zusammengesetzt sei, so daß man nur einen Ordner, keinen Dichter des Ganzen anzunehmen habe?

Ich kenne recht wohl diesen Streit, antwortete ihr Haspinger. Lachmann war es zuerst, der das Ganze in Lieder zerlegte. Ihn

[1] d. i. Gold. [2] Die Wildheit der Walkyrie bricht hervor, als sie den todten Sigurd in den Armen der Gudrun sieht. Die Stütze ist die die Decke tragende Säule mitten im Zimmer.

bewogen dazu eine Menge von Widersprüchen und anderen auffälligen Erscheinungen im Innern des Gedichtes, wie z. B. daß Personen in späteren Theilen als zum ersten Male auftretende eingeführt werden, die in früheren Theilen des Gedichtes schon tief in die Handlung eingegriffen haben, daß in manchen Theilen ein herber und strenger Ton hersche, in anderen ein weicher und zarter, daß in manchen Theilen sprachliche Eigenthümlichkeiten vorkommen, welche anderen Theilen völlig fremd sind, wogegen diese wiederum ihnen eigenthümliche haben. Dazu kommt noch, daß wir in den drei Haupthandschriften unleugbar drei Recensionen des Gedichtes vor uns haben, wobei allerdings der merkwürdige Umstand eintritt, daß die vielleicht älteste Handschrift den jüngsten, die meisten Zusätze bietenden Text enthält. Der Hauptgrund der Gegner Lachmanns, an deren Spitze Holzmann steht, ist nun der, daß das von Lachmann als Lieder Aufgestellte keine Lieder seien.

Aber damit, meine ich, ist die Sache doch entschieden, sagte Berta.

Nicht so ganz, antwortete Haspinger. Freilich, wenn Sie verlangen, daß jedes Lied jedem, als ein selbständiges Ganzes, verständlich sein müsse, so sind die Lachmannischen Lieder keine Lieder; denn sie sind nur im Zusammenhange verständlich, und setzen immer die Kenntniß des Vorangegangenen voraus. Wenn man aber annimmt, daß die Sage im Mittelalter allen durch und durch bekannt war, was man doch darf, so wird eben dadurch jedes Lied jedem verständlich. Und ist es denn mit den Liedern der Edda, die doch unbestreitbar Lieder sind, anders? Wer z. B. die Sage nicht kennt, kann der wohl das von unserem Gaste mitgetheilte Lied von der Gudrun ganz verstehn? Gewiß nicht! Das Benehmen der Brunhild bleibt ihm unverständlich. Aber wollte man auch keine einzelnen Lieder bei uns gelten lassen, so weisen doch einzelne Theile unseres Gedichtes auf die Rheinlande als den Ort des Entstehens, andere auf Oesterreich. Es wäre also auch dann noch kein einzelner Dichter des Ganzen annehmbar, folglich kann auch von einem solchen nicht die Rede sein. Daß es übrigens selbst noch nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts — unsere

Nibelungen aber wurden zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts zusammen geordnet — solche einzelne Lieder gab, sagt uns ein Spruch des Marners:

Sing' ich den Leuten Lied um Lied,
so will der erste das:
wie Dieterich von Berne schied,
der andre: wo Herr Ruother saß;
der dritte will der Reußen Sturm,
der vierte Eckehartes Noth,
der fünfte, wen Grimhild verrieth,
dem sechsten thäte baß
wohin doch kam der Wilzen Diet (Volk),
der siebente weiß kaum selber was,
Heimen oder Witichen Sturm,
Sigfrids oder Ecken Tod,
so will der achte dabei nichts als höf'schen Minnesang.
Dem neunten ist die Weile bei dem Allen lang u. s. w.

Hier werden also einzelne Lieder, die gesungen wurden, genannt. Zwei davon gehören in unseren Sagenkreiß hier, nämlich das fünfte, der Verrath der Grimhild, und das siebente, Sigfrids Tod. Freilich, ob unter dem Verrathe der Grimhild der unabsichtlich gegen ihren Gatten, oder der absichtlich gegen ihre Brüder geübte verstanden werde, das wissen wir nicht. Die Flucht Dietrichs von Bern haben wir nur noch in einem langen, weitschweifigen Epos in höfischer Form, das nie gesungen ward; die Brautwerbung Ruothers haben Sie vor einigen Wochen kennen gelernt, am sechsten Abende. Den Kampf der Reußen kennen wir nicht; Eckehartes Noth aber ist der Kampf, den der getreue Eckehart für die Harlunge gegen Ermenrich kämpfte, aber uns auch nur durch Anführungen, nicht mehr durch ein selbständiges Gedicht bekannt. Das sechste, das Verschwinden der Wilzen, d. i. der Welataben, die ein wendischer Volksstamm waren, ist uns auch verloren, das siebente, Heimen und Witichen Kampf, wird aber wohl das Gedicht, wenn auch in kürzerer Fassung, bezeichnen, das jetzt Alpharts Tod heißt; Ecken Tod werden Sie später kennen lernen.

Aber lassen wir den Streit, ob die Nibelungen aus Liedern oder nicht aus Liedern bestehn, auf sich beruhen. Er ist mehr für Gelehrte als für Menschen, die sich ganz einfach an dem Schönen erfreuen wollen. Uns genügt es, das Gedicht in zwei Theile zu zerlegen, wie es auch bereits im Mittelalter geschah. Der erste schließt mit Strophe 1081, worin gesagt wird, daß Grimhild den Tod des Gatten bis zu ihrem Tode beklagt habe; der andere beginnt mit 1083, mit der Werbung Etzels um Grimhild, und schließt mit Strophe 2316. Die Klage um die gefallenen Helden, ein Gedicht in der Form des höfischen Epos, also nicht strophisch, ist nur durch die Handschriften mit den Nibelungen verbunden. Es ist wohl um 20 bis 30 Jahr älter als die Nibelungen, beruht auch zum Theil auf anderen, jetzt verlorenen Liedern, und ist nur von geringem dichterischen Werthe.

Aber die Nacht ist bereits hereingebrochen; wir werden, denke ich, für heute schließen, und in der nächsten Sitzung fortfahren müssen. Alle waren damit einverstanden. Kommen Sie, sagte lächelnd Irmgard zu Haspinger, Sie sollen auch heute die erste Tasse Thee haben! Damit reichte sie ihm ihren Arm; die Andern aber folgten dem Paare zum Theetische.

Sagen Sie mir doch, hochwürdiger Herr, wandte sich Baron Wilmar an Pater Leodegar, als alle am Tische saßen, wie kommt es wohl, daß Ihre Kirche sich so hartnäckig gegen die sogenannten gemischten Ehen sträubt, Ehen zwischen Christen verschiedener Confession, z. B. zwischen einem griechisch-katholischen Manne und einem römisch-katholischen Mädchen, oder einem römisch-katholischen Manne und einer protestantischen Jungfrau? Ich weiß, Sie denken nicht wie Görres, der alle aus solchen Ehen entsprossene Kinder „zweigeschlechtige Bastarde" nannte, und damit auch seinem Könige, dessen Mutter ja Protestantin war, nicht eben schmeichelte. Sie wissen, früher hielt man es anders, und man liebte es, ja man beeilte sich sogar, christliche Fürstinnen mit heidnischen Königen zu vermählen.

Sie denken an Grimhild und Etzel, sagte Leodegar, nicht wahr?

Nein! antwortete ihm Wilmar. Auf die Sage brauche ich mich nicht zu stützen; ich kann Ihnen genug Beispiele aus der Geschichte anführen.

Nun, sagte der Benedictiner, wenn man früher solche Ehen beförderte, so geschah es um das Christenthum auszubreiten und zu befestigen, was heut zu Tage nicht mehr nöthig ist.

Nicht mehr nöthig? fragte Haspinger. Ei, denken Sie doch gefälligst an die Türkei. Sie wissen ja: „Auch des Türkenkaisers Polster nennt Europa einen Thron," wie Müller in den Griechenliedern sang. Wäre es da nicht sehr zweckdienlich, dem türkischen Kaiser eine christliche Fürstin anzuvermählen? Freilich müßte sie sich nicht zum Islam wenden, obgleich unbedenklich protestantische Fürstinnen griechisch-katholisch werden, wenn ihnen der orthodoxe Kaiser seine Hand bietet.

Die Sache wäre nicht so übel, sagte lächelnd Graf Huno, wenn nur ein Umstand nicht wäre.

Und welcher Umstand ist dieß? fragte Berta.

Ich fürchte sehr, Seine osmanische Majestät dürften kaum geneigt sein, seinen nicht christlichen Frauen den Scheidebrief zu geben, was doch geschehen müßte, sollte eine christliche Fürstin sich ihm vermählen.

Gewiß, sagte Leodegar, hätten die Türken nicht die Polygamie, sie wären schon längst zum Christenthume bekehrt.

Aber die Heiden hatten ja auch mehrere Frauen, warf ihm Professor Edman lächelnd ein, und doch galt dieß für kein Hinderniß der Ehe mit einer Christin. Und lebten nicht selbst christliche Fürsten in Polygamie, wenn auch nicht in gesetzlich anerkannter?

Das ist eben der Punkt, sagte Leodegar. Die heidnischen Fürsten waren von der Polygamie abzubringen, da sie keine religiöse Vorschrift war; bei den Türken aber ist sie durch ihren Propheten und durch ihren Koran geheiligt, und deshalb —

Deshalb, sagte Irmgard, käme es nur auf die Frau an, ob sie klug und mächtig genug wäre, den Großtürken zum Proselyten zu machen, wollen Sie sagen? Aber wie man es heut allgemein an einem Manne tadelt, wenn er eines Weibes wegen sein Glaubens-

bekenntniß aufgiebt; denn ihn bestimmen immer Gründe, die ihn nicht bestimmen sollten; so tadle ich auch die Frau, die das Gleiche thut. Auch für sie nicht, und zwar noch weniger als für den Mann, giebt es hiezu ausreichende Gründe.

Und doch sagt ihr Liebling Lessing in seinem Nathan —

Ich weiß, was Sie sagen wollen, unterbrach ihn Irmgard rasch; Sie meinen die Stelle, wo er Sittah sagen läßt: „Mann und Männin seien älter als Saracen und Christin oder Jüdin und Christ.“ Nicht wahr? Und freilich, Lessings Sittah hätte auch wohl unbedenklich einen Christen, wie sein Tempelherr die Jüdin Recha geheirathet, aber —

Nun aber? fragte Baron Wilmar.

Kurz, ich bin gegen alle gemischte Ehen, sagte Irmgard. Aber thun Sie mir den Gefallen und wählen Sie einen anderen Gegenstand zum Gespräche. Dieser ist für eine halb schläferige Abendunterhaltung zu gewichtig und, mich wenigstens, aufregend.

Wilmar machte ihr höflich aber kalt eine Verbeugung und wandte sich an Professor Edman mit der Frage, ob die Sigurdssage noch heut zu Tage im schwedischen Volke lebe, oder ob sie dort auch verklungen sei wie in Deutschland? Bevor dieser aber antworten konnte — er unterhielt sich gerade eifrigst mit Berta — sagte Haspinger:

Verklungen ist sie bei uns keineswegs; auf jedem Jahrmarkte kann man sie unter anderen Volksbüchern für sechs Kreuzer kaufen. Alle unsere Bauern kennen den gehörnten Siegfried. Das deutsche Volksbuch aber erkennt weder das Sigfridslied noch die Nibelungen als seine nächste Quelle an, vielmehr scheint es, wie so manche andere deutsche Volksbücher, aus dem französischen übersetzt. Es hat Begebenheiten, die den älteren deutschen Quellen völlig fremd sind, z. B. den lächerlichen Zweikampf der beiden Zaglinge am Hofe des burgundischen Königs zur Feier der Vermählung Siegfrieds mit der Florigunde, wie Grimhild hier heißt, und anderes. Das französische Volksbuch aber ist mir bis jetzt völlig unbekannt geblieben, so viel ich auch danach mich umgethan habe.

In Skandinavien, nahm jetzt Edman das Wort, lebt heut

zu Tage, so viel ich wenigstens weiß, die Sage nicht mehr im Volke. Doch könnte sie sich auf Eilanden oder in sehr abgelegenen Gegenden immerhin erhalten haben. Daß sie dann aber, wenn sie sich erhalten haben sollte, Abänderungen und Umgestaltung erfahren hat, daran dürfen wir um so weniger zweifeln, als bereits im sechszehnten Jahrhunderte die Hvensche Chronik eine zwar auf den Grund der deutschen Sage gebaute, aber durch seltsame Vermischung ihrer Bestandtheile und Hinzufügung einiger altnordischen Züge ausgezeichnete, sehr eigenthümliche Darstellung von Grimhilds Rache an ihren Brüdern enthält. Gremild ist die Tochter eines Helden Nögling, welcher die Norburg und Katheideborg auf einer Insel zwischen Seeland und Schonen bewohnt. Sie hat zwei Brüder Hogne und Folkmar, und war mit dem Helden Sigfred, der zu Worms sitzt, verheirathet. Nögling besitzt einen großen Schatz in einem Berge, der Hammersbierg heißt. Sigfred war durch Hogne getödtet worden. Nach vier Jahren vermählt sich Gremild wiederum, aber mit wem, wird nicht gesagt. Ihre Brüder werden zur Hochzeit geladen, und obgleich die Gattin Hognes, Gluna, abmahnt, gehn sie doch. In dem Kampfe zum Tode verwundet zeugt Hogne doch noch mit Hvenild, einer Jungfrau der Gremild, einen Sohn, der den Namen Ranke erhält. Dieser lockt später die Gremild unter dem Vorwande ihr den Schatz zu übergeben nach Hammersbierg, schließt sie aber hier ein, daß sie bei dem Schatze verschmachten muß. Nach Rankes Abzug zu den Gothen nach Italien und dem Tode der Hvenild erscheint ein Sohn Hognes und der Gluna, der Carlhöfde heißt, macht sich zum Herren von Hven, wird aber seiner drückenden Herschaft wegen erschlagen.

Gleichzeitig ungefähr sind die drei dänischen Volkslieder von der Rache der Grimild, welche die Begebenheiten im Ganzen so voraussetzen, wie sie die Hvenische Chronik erzählt; im Einzelnen jedoch gehn sie weiter, und stimmen bald mehr mit der Wilkinasaga, bald mehr mit Ihren Nibelungen überein. Von den drei Orten wird nur Nörborg genannt. Grimmer (Gunther) und Germer oder Gerlof (= Gernot) werden zwar als auf der Reise zu Grimild begriffen genannt, kommen aber dann nicht vor, sondern

Haagen und Folkward der Spielmann, dessen Schildzeichen eine Fiedel ist, sind ihre Brüder. Der Vater der Grimild heißt Nifling oder Niding und seines Schatzes zu Hammer wird gedacht. Haagens Mutter, die in der Wilkinasaga Oda (= Uote) heißt, heißt hier Bodild (= Bödvild, Baduhild). Sie warnt durch Erzählung eines Traumes, doch vergebens. Haagen erschlägt ein Meerweib, die ihm seinen Tod weissagt. Als es zum Kampfe dann kommt, streut Grimild Erbsen in den Saal und breitet darüber nasse Stierhäute, so daß Haagen fällt, und da er früher sich gerühmt hatte, wenn er im Streite zu Boden käme, nicht aufstehn zu wollen, so wird er, auf den Knien fechtend, erschlagen, zuvor aber trinkt er noch, um seinen Durst zu löschen, das Blut der Erschlagenen. Folkward verliert seine Eisenstange und sein Schwert im Kampfe; da giebt der junge Obbe Jern ihm seines, und nun kämpft auch er bis er fällt.

Nicht viel älter werden die Färöischen Heldenlieder sein. Bis zu Siururs (Sigurds) Tode folgen sie der nordischen Sage, von da an der deutschen, indem sie zugleich der Wilkinasaga der Hvenischen Chronik und den dänischen Liedern sich nähern, doch auch ebenfalls eigenthümliche Abweichungen haben. So z. B. ist Swanild Soulalianna (Sonnenstrahl) nicht Sigurds Tochter, sondern Schwester, und bei deren Vermählung mit Uismal (= Ismâl) sieht Siurur zum ersten Male die Brynild. Die Brüder der Gudrun heißen Gunnar, Högnar, Guislar (Giselher) und Hiarnar, welche alle zu ihr nach Hunaland ziehen. Auch hier erzeugt Högnar vor seinem Tode mit der Helwig einen Sohn Aldrias, der dann den Tod seines Vaters an Artala (Etzel) und Gudrun rächt, indem er sie im Goldberge einschließt.

Noch heute kann man auf Hven sehen, wo Norberg, Sönderborg, Karlshögaslott und Hammarslott einst stunden. Nördlich bei Karlshögaslott sah man sonst in länglichem Viereck aufgestellte Steine, welche der Frau Grimild Grab hießen.

Eine alte Sage des Eilandes macht Grimild und Hvenild zu Riesenschwestern. Sie wohnten zuerst auf Seeland. Hvenild trug Stücke von Seeland in ihrer Schürze nach Schonen, wo Berge

daraus entstunden. Als sie darauf aber allzugroße Stücke nahm, brach ihr mitten im See das Band ihrer Schürze, und was aus derselben in das Meer fiel, bildete das Eiland Hven. Als sie später daselbst die Jakobskirche baute, soll Grimild von Seeland aus ein Felsstück geschleudert haben, welches jedoch bei Karlshögaslott in das Meer fiel und heute noch zu sehen ist. Grimild wohnte darauf zu Hammarslott, aber als Ranke, der Sohn ihres Bruders, Rache zu nehmen kam, warf sie die Burgthorschlüssel in das Meer und versenkte die ganze Burg durch Zauberei in die Erde.

Wahrlich, sagte da Gräfin Irmgard, die Sage hat wunderbare Gestaltungen angenommen. Von einem Mythus giengen wir aus und zu einem Mythus kommen wir am Ende zurück. Und über die ganze germanische Welt hat sie sich verbreitet und wir treffen sie von den Alpen südlich bis zum nördlichen Island!

Und doch, sagte Berta, war sie im Gedächtnisse des deutschen Volkes untergegangen, bis sie die Gelehrten aus dem Staube der Bibliotheken wieder hervorzogen. Nur die untersten Schichten des Volkes haben sie, und dazu nur in fremder Gestaltung, sich dürftig zu bewahren gewußt. Welch einen Schatz hatte da das deutsche Volk versinken lassen!

Er ist wieder aufgestiegen, tröstete sie der alte Graf, und wird, hoffe ich, nie mehr zurücksinken in Nacht und Tiefe. Dafür sorgt der Druck und noch mehr sorgen dafür die neueren Bearbeitungen der Sage für die Schaubühne. So werden denn auch die Nichtlesenden damit bekannt, und was früher die fahrenden Leute bewirkten, die sie von Dorf zu Dorf, von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt trugen, das bewirken jetzt die Drucke und die Schaubühnen. Mit diesem Troste mögen wir uns denn freudig zur Ruhe begeben.

Zweiter Abend.

Da Sie abgelehnt haben, ein Stück aus dem Nibelungenliede zu hören, begann Haspinger — es ganz vorzulesen verbietet schon sein Umfang — so haben wir zunächst das Sigfridslied zu betrachten. Es ist uns nur in acht Drucken aus dem sechszehnten Jahrhundert erhalten, sieben hochdeutschen und einem niederdeutschen, und nur in sehr zerrütteter, ja unbehülflicher Gestalt. Es ward offenbar als Volksbuch für das Volk gedruckt; da dieses aber das prosaische Volksbuch scheint vorgezogen zu haben, so legte man es nicht von Neuem auf und so sind denn auch die alten Ausgaben meist nur in einzigen Exemplaren vorhanden. Trotz seines späten Auftretens aber stammt es doch aus alter Zeit. Es zeigt uns eine sehr merkwürdige Umgestaltung der Sage, denn nicht Brunhild wird von Sigfrid darin von ihrem Berge herabgeholt, sondern Grimhild, die ein Drache entführt hatte und auf einem Steine in Haft hält, wird von Sigfrid befreit. Er tödtet den Drachen und gewinnt dabei zufällig den Hort, das Eigenthum der Zwerge, der drei Nibelunge, die ihn in dem gleichen Steine bewahrt haben. Der Drache war ein Mann, der von Zeit zu Zeit auch wieder Mann wird. In seinem Dienste als Wächter und Beschließer des Drachensteines steht ein Riese, Kuperan, den Sigfrid besiegen muß, bevor er an den Drachen selbst sich wenden kann. In diesem Kampfe hilft ihm einer der drei Nibelunge, Eugel geheißen, der offenbar dem Alberich des Nibelungenliedes entspricht, wie man den Kuperan dem Regin der Edda gleichstellen darf; denn wie Regin das Schwert schmiedet, zeigt Kuperan Sigfride das Schwert, womit allein der Drache besiegt werden kann. Eine merkwürdige

Abweichung ist nun auch, daß Sigfrid selbst den Hort in den Rhein versenkt, weil er durch den Zwerg Eugel erfahren hat, daß er nur acht Jahre noch zu leben habe. Aber darin stimmt das Lied zur ältesten Gestalt der Sage, daß Hagene ein Sohn des Gibiche und Bruder der Grimhild ist. Den Giselher kennt unser Lied ebensowenig als die Edda. Eigenthümlich ist ihm nun auch, daß weder die Aufreizung der Brunhild, welche das Lied gar nicht kennt, noch die Begierde nach dem Golde, das ja bereits versenkt ist, die Ermordung Sigfrids veranlaßt, sondern die Furcht, daß das Volk sich den Gibichingen ab und Sigfride zuwenden werde. — Doch hören Sie nun das Lied, das ich freilich mit leiser Hand etwas besser zu ordnen gesucht habe, als die alten Drucke dasselbe uns bieten. Haspinger begann also:

Zu Worms dort bei dem Rheine, das ist wohl bekannt,
ein König war gesessen, der war Gibiche genannt;
dem sein Gemahel brachte drei Söhne hochgebor'n
und eine schöne Tochter: durch die ward mancher Held verlor'n.
Den jungen Königen diente rings das reiche Land.
Schön war ihre Schwester. An eines Söllers Rand
stund sie eines Mittags, als ein wilder Drache kam
geflogen in den Lüften: das schöne Mägdlein er nahm.
Die Burg die ward erleuchtet als stünd' in Feuer sie.
Da entflog der ungeheure mit der Jungfrau hie;
er schwang sich in die Lüfte hoch gen den Wolken an:
Vater drum und Mutter viel großes Herzeleid gewann.
Er führte sie in's Gebirge auf einen Stein lang;
halbstundweiten Schatten er auf's Gebirge zwang.
Die Maid durch ihre Schönheit gefiel dem Drachen sehr:
Eßen und auch Trinken gebrach bei ihm ihr nimmermehr.
Er hielt sie auf dem Steine bis an das vierte Jahr,
so daß sie keinen Menschen erblickte, das ist wahr;
auch saß sie ganz alleine zwölf Wochen oder mehr.
Täglich traun sie weinte: ihr Looß betrübte sie sehr.
Sein Haupt der Drache legte der Magd in ihren Schooß.
Da war seine Stärke so unermeßlich groß,
wenn er ließ den Athem oder ihn zog ein,
daß unter ihm erbebte hoch und tief das Felsgestein.

An einem Ostertage ward der Drache ein Mann.
Da sprach das reine Mägdlein: „Uebel Ihr habt gethan
an meinem lieben Vater und an der Mutter mein:
sie leidet großen Jammer, daß ich ihr muß verloren sein.
O weh! lieber Herre, Leid auch mir geschah,
daß ich Vater und Mutter so lange nie mehr sah
und meine lieben Brüder. Könnt' es nur geschehn,
alle meine Lieben möcht' ich herzlich gerne sehn!"
Da sprach der ungeheure zu der Jungfrau hehr:
„Vater so wie Mutter erblickst du nimmer mehr;
heut über fünf Jahre werd' ich wieder Mann:
dann nehm' ich deinen Magdthum, Jungfräulein wohlgethan."
„Wüßte mich mein Vater auf diesem hohlen Stein,
und ob die Welt es gölte, er holte wohl mich heim,
und meine lieben Brüder, sie hülfen mir aus der Noth."
Sie weinte aus ihren Augen alle Tage das Blut so roth.
„Mein mußt du warten fünf Jahr und einen Tag,
mein Weib sollst dann du werden, ob ich es schicken mag;
so muß dein Leib und Seele hin in der Höllen Grund.
Deinem Vater, König Gibichen, dem thu' ich's schon selber kund."
Der König wohl Boten sandte rings in manches Land
nach seiner schönen Tochter, doch keiner je sie fand.
Das war sein größtes Leiden auf all der breiten Welt,
bis sie von dem Steine erlöste ein viel kühner Held.
Da lebte zu den Zeiten ein stolzer Jüngeling,
der war geheißen Sigfrid, eines reichen Königes Kind;
der hatte so große Stärke, daß er die Bären fieng
und sie nur so zum Spotte hoch an die Bäume hieng.
Als der junge Sigfrid erwuchs zu einem Mann,
da ritt er eines Morgens jagen in den Tann
mit Habicht und mit Hunden, der stolze Degen bald:[1]
er hatte den starken Thieren verzogen schnell da den Wald.[2]
Da lief sein Bracke[3] vor ihm in den Tann
auf eine Spur gar seltsam (der wunderkühne Mann
konnt' es nicht verhindern), allda der Drache wild
vor Zeiten war gefahren mit der Jungfrauen mild.

[1] Bald = kühn. [2] Die Thiere vom Walde abgeschnitten. [3] Jagdhund.

Sigfrid nach ihm eilte durch Horst und auch durch Hag
(der edle kühne Recke keiner Ruhe pflag),
bis an den vierten Morgen über das Gebirge groß;
immer nach er eilte: den Held der Reise nicht verdroß.
Da fand er sich verirret in dem finstern Tann,
daß ihm von Steig und Straße jede Spur zerrann.
Er sprach: „O Gott vom Himmel, das sei dir geklagt!“
Nicht wußt' er, daß zu Troste er käm' der minniglichen Magd.
Als der Abend nahte (der Sonne Schimmer schwand),
da kam der edle Sigfrid vor des Drachensteines Wand.
Müde war geworden Roß so wie Mann:
ab stieg der Recke vor dem Steine hindann.
Dicht und immer dichter ihn Finsterniß umfloß;
wie rasch er seinen Bracken an das Seil da schloß!
„Hilft nicht Gott vom Himmel, sprach der Degen hehr,
aus diesem finstern Walde komm' ich wahrlich nimmermehr!“
Er gieng zu seinem Rosse und wollte reiten dann;
da sah er gegen sich traben her durch den finstern Tann
einen Zwerg, hieß Eugel; kohlschwarz war sein Thier,
sein Gewand von Seide, durchwoben mit rothem Golde zier.
Er trug auf seinem Haupte eine Krone reicher Art,
daß nirgends auf der Erde der gleiche gesehen ward;
es lag ihm in der Krone gar mancher Edelstein,
der fernher durch die Finstre schien mit seinem Lichte rein.
Als der Zwerg Eugel den Recken an sah,
nun mögt Ihr gerne hören was allda geschah:
er empfieng ihn freundlich, den auserwählten Mann,
er sprach: „Nun sage, Sigfrid, was führt dich in diesen Tann?“
Da sprach der Recke Sigfrid: „Wohl möcht' ich, wenn ich kann,
deiner Güt' und Treue genießen, kleiner Mann.
Da du mich erkanntest: wer mag mein Vater sein,
den sollst du mir nennen, und auch die liebe Mutter mein!“
Der edle Degen hatte gelebt da seine Jahr,
daß er um Vater und Mutter wußte nicht ein Haar;
er ward fern versendet in einen finstern Tann,
drinn zog ihn ein Meister[1] bis er ward zu einem Mann.

[1] Der Schmied Mime.

Vier und zwanzig Männer Stärke der junge Held gewann.
„Ich will dich's wissen lassen, Eugel da begann,
deine Mutter heißet Siglind, die Fürstin auserkor'n,
dein Vater König Sigmund, von denen bist du gebor'n.
Du sollst von hinnen kehren, meide diesen Wald!
Dein Leben mußt du lassen, und thust du das nicht bald.
Auf diesem Steine hauset ein Drache zorngrimm:
wird er dein hier inne, es ergeht dir wahrlich schlimm!
Er hat auf diesem Steine die allerschönste Magd,
das wisse sonder Zweifel und sei dir hier gesagt;
sie stammt von Christenleuten, eine Königstochter hehr;
wenn Gott sich nicht erbarmet, wird erlöst sie nimmermehr.
Ihr Vater heißet Gibiche und sitzet dort am Rhein.
Grimhild geheißen ist die Tochter sein."
Da sprach der Held Sigfrid: „Die ist mir wohl bekannt,
in ihres Vaters Lande Geliebten wurden wir genannt."[1]
Als er vernahm die Kunde, der junge Recke werth,
da stieß er in die Erde sein viel gutes Schwert;
darauf schwur er einen Eid, der auserwählte Mann,
ohne diese Jungfrau käm' er nimmer von dann.
Da sprach der König Eugel: „Du viel kühner Mann,
willst du dich solcher Dinge hier nun nehmen an?
Und schwürst du des drei Eide, du gewinnst die Jungfrau nicht;
drum gieb bald mir Urlaub aus diesem Bergwalde dicht."
Da sprach der kühne Sigfrid: „O nein, du kleiner Mann,
erzeuge deine Treue mir hier in diesem Tann;
hilf mir hier gewinnen das schöne Mägdelein,
sonst schlag' ich dir die Krone ab samt dem Haupte dein!"
„Verlör' ich hier mein Leben um das schöne Weib,
so entgölt' ich meiner Treue; ich sag's auf meinen Leib,
ohne Gott den Guten, der jedes Ding vermag,
kann ihr Niemand helfen: dir wird hier übler Bejag!"[2]
Da ward der edle Sigfrid grimmiglich gemuth,
den Zwerg griff bei dem Haare der stolze Recke gut;
er schlug mit vollen Kräften ihn an des Steines Wand,
daß seine reiche Krone in Stücken fiel auf das Land.

[1] Geliebten, einander Liebende. Sigfrid war also zu Worms, ehe Grimhild von dem Drachen entführt ward. [2] Bejag, Erwerb.

„Deinen Zorn du stille, du tugendhafter Mann,
ich will dir, edler Sigfrid, rathen was ich kann,
und will mit ganzen Treuen dich weisen auf die Spur.“
„Des walte doch der Teufel! darauf wart' ich einzig nur.“
Er sprach: „Hier ist gesessen der Riese Kuperan,
dem ist das Gefilde ringsum unterthan,
der hat auch den Schlüssel, der den Stein erschließt.“
„Den zeige mir, sprach Sigfrid, die Jungfrau flugs des genießt.
Den sollst du mir zeigen, so behältst du deinen Leib.“
„Du mußt, sprach da Eugel, fechten um das Weib
so sehr in kurzer Stunde, nie solch ein Kampf noch kam!“
„Ich freue mich, sprach Sigfrid, daß ich solches vernahm.“
Da führte er den Recken hinfürder baß,
seitwärts an der Steinwand, da der Riese saß.
Da klopfte Sigfrid dreimal wohl an des Riesen Thor
und hieß mit freundlichen Worten ihn zu ihm gehn hervor.
Da sprang der ungeheure vor die Steinwand;
eine Stahlstange trug er in der Hand.
„Was hat dich hergeführet, du junges Bübelein?
in diesem finstern Walde muß es nun dein Ende sein!
Dein Leben ist verloren! Das sag' ich wahrlich dir.“
Da sprach der edle Sigfrid: „Gott wird helfen mir!
Der wolle mir verleihen die Stärke und auch die Kraft,
daß die schöne Jungfrau müsse ledig sein der Haft.
Wir schreien immer und immer über dich Mord, [1]
daß du die Maid beschließest auf dem Steine dort,
in dem fremden Lande mit schwerer Mühsal:
vier langer Jahre duldet schon sie diese Qual.“
Da ward der ungeheure grimmiglich gemuth;
auf mit großem Zorne er schwang die Stange gut.
Von der Stange Länge das da geschah,
daß man über die Hälfte sie wohl ob den Bäumen sah.
Da schlug der Riese Kuperan einen Schlag kräftiglich
nach dem edlen Recken. Der Held sprang hinter sich.
Da schlug der ungethüme Schläge sonder Zahl,
die Stange wohl eine Klafter in die Erde zu Thal.

[1] Einen eines Mordes öffentlich anklagen.

Herwider fünf Klafter sprang der Recke werth;
da sich der Riese bückte, da hub er auf sein Schwert;
er schlug ihm eine Wunde, daß das Blut her lief:
nimmer ward auf Erden Wunde geschlagen also tief.
Als der ungetreue der Wunde da empfand,
die Stange ließ er fallen, er floh in seine Wand. [1]
Da hatte wohl ihn Sigfrid gebracht in Todes Pein;
da dacht' er an die Jungfrau, die da mußte gefangen sein.
Der Riese band die Wunde und waffnete sich
in eine gute Brünne, die war köstlich,
von eitel klarem Golde, gehärtet in Drachenblut;
ohn' Ortnides Brünne, ward nie Brünne so gut. [2]
An seine linke Seite ein gutes Schwert er band
von sehr großer Stärke, gemacht nach seiner Hand;
wohl ein Land man mochte dafür geben gern:
hub er es im Streite, blieb der Tod niemals fern.
Auf sein Haupt er setzte einen Helm gut,
der strahlte gleich der Sonne auf des Meeres Fluth;
einen Schild breiten nahm er zu der Hand:
so sprang der ungeheure her aus der Steinwand.
Da sprach der ungetreue: „Sag' an, du kleiner Mann,
daß dich der Teufel hole! was hatt' ich dir gethan,
daß du mich wolltest morden in meinem eignen Haus?"
„Das leugst du, sprach da Sigfrid, ich rief dich zu mir heraus!"
Da sprach der starke Riese: „Daß du seist verflucht!
ich will dir wohl vergelten, daß du mich hast gesucht!
und hättest du's vermieden, das wäre leicht dir gut:
nun mußt du hangen lernen hier um deinen Uebermuth!"
„Das soll dir Gott verbieten, du schnöder Bösewicht,
ich bin um Hangens willen hergekommen nicht.
Hilf du mir gewinnen die Maid von diesem Stein,
sonst, sag' ich dir in Treuen, dein Leben, wahrlich, das wird klein!"
Da sprach der ungeheure: „Das sei dir hier gesagt,
daß ich dir nimmer helfe gewinnen diese Magd!
ich will dir's unterbrechen, des magst du sicher sein,
daß dich nie gelüstet mehr nach einem Mägdelein!

[1] Steinwand, Steinhöhle. [2] Ortnid, sagenhafter Langobardenkönig; später mehr von ihm.

Drum sei dir widerboten [1] Fried und Freundlichkeit."
„Ich war, versetzte Sigfrid, schon heute früh bereit!"
Zusammen sie da sprangen die beiden Helden stolz
mit Schlägen also schweren hier in diesem finstern Holz.
Von ihr beider Kräften ein solcher Streit geschah,
daß man das wilde Feuer auf den Helmen sah.
Wie stark der Schild auch wäre, den Kuperan da trug,
Sigfrid doch behende dem Riesen ihn zu Stücken schlug.
Auch hatte er bald dem Langen das Schwert unterrannt,
er schriet ihm von dem Leibe sein gutes Stahlgewand;
da stund mit Blute beronnen der Riese Kuperan
von sechszehn tiefen Wunden, die er von Sigfride gewann.
Laut rief in seinen Nöthen der Riese Kuperan:
„Du sollst mich leben lassen, du streitkühner Mann!
Du fichtest, starker Recke, mit ganzer Mannheit,
du bist in allen Ehren ein Held von echter Tapferkeit!
Du stehst hier ganz alleine und bist ein kleiner Mann
gegen mir zu achten: dich gewinnen ich nicht kann;
du sollst mich leben lassen, so will ich geben dir
Brünn' und Schwert, mich selber sollst du haben, Held von mir."
„Das will ich wahrlich gerne, sprach der werthe Mann,
hilfst du mir gewinnen die Maid wonnesam."
Da sprach der ungetreue: „Bei der Treue mein,
ich hole von dem Steine dir das schöne Mägdelein."
Zwen' Eide sie da schwuren einander sonder Scheu.
Sigfrid der Recke, der hielt den seinen treu;
dennoch ward der Lange seiner Treue bloß,
des er an dem Ende jedoch wenig genoß.
Da sprach der Riese Kuperan zum Recken listiglich:
„Nun weiß Gott, Trautgeselle, die Wunden schmerzen mich!"
Da riß er ab dem Leibe sein seidenes Gewand,
damit dem Ungetreuen er seine Wunden selber band.
Da sprach der Ungetreue: „Trautgeselle mein,
da liegt des Steines Wende; wo die Thüre möge sein,
das laß uns nun erforschen, tugendhafter Mann:
Ganz soll sein vergessen was jeder Leides gewann!"

[1] Abgesagt, aufgekündigt.

Sie gingen mit einander längs des Steines Wand.
Nun hob der Ungetreue sein Schwert genommen zur Hand!
Als der Held Sigfrid ging vor ihm auf der Bahn,
da sprang der Zorngrimme den edlen Recken treulos an.
Er gab ihm unverwarnet einen ungefügen Schlag,
daß der kühne Recke unter seinem Schilde lag
in allen den Geberden als ob er wäre todt;
aus Nase und aus dem Munde schoß ihm da das Blut so roth.
Als so der edle Sigfrid lag unterm Schilde breit,
da war der Zwerg Eugel auch sofort bereit;
eine Nebelhülle warf er über den Mann:
wie feind der Riese ihm wäre, er sah ihn nirgends in dem Tann.
Von Baume er rasch zu Baume nach dem Recken lief.
„Hat dich der Teufel hingeführt (der grimme Riese rief),
that Gott mit dir ein Zeichen? Ich sah dich doch bevor,
gestreckt du vor mir lagest: Wer schuf es, daß ich dich verlor?"
Der Rede begann zu lachen der wonnesame Zwerg;
er richtete auf den Helden und setzte ihn an den Berg.
Da saß er eine Weile, der auserwählte Mann,
bis der kühne Recke ein wenig besser sich versann.
Als der Degen Sigfrid zu ihm selber wieder kam,
da sah er neben sich sitzen den Zwerg wonnesam.
„Nun lohne Gott, sprach Sigfrid, der großen Treue dir!
ich kann nicht anders sprechen: du hast wohlgethan an mir!"
Da sagte der Zwerg Eugel: „Das mußt du mir gestehn,
kam ich dir nicht zu Hülfe, dir würde es schlimm ergehn.
Noch folge meinem Worte: entschlag der Maid dich gar,
komm mit mir von dannen: der Riese wird dein nicht gewahr."
Da sprach der edle Sigfrid: „Das mag nimmer sein!
und hätte ich tausend Leben, auf die Treue mein,
die wollte ich alle wagen um die Maid so wohlgethan;
ich will es baß versuchen, wie mir's ergehn soll, sonder Wahn!"
Die Hülle von dem Leibe er da mannhaft schwang.
Sein Schwert zu beiden Händen Wunden tief und lang
schlug dem Ungetreuen. Das begann zu klagen hier
Der starke Riese Kuperan: er war zu Tode erschlagen schier.
„Du fichtest, kühner Recke, mit ganzer Mannheit,
doch sehe ich nur dich einen vor mir stehn, Held gemeit;

und schlägst du mich zu Tode, du auserwählter Mann,
so lebt auf Erden Niemand, der zu der Maid dich führen kann."
Des war der edle Sigfrid in mancher Gedanken Drang
von der großen Liebe, die zu der Maid ihn zwang:
er mußt' ihn leben lassen, den ungetreuen Mann:
„Nun hebe dich, und schleunig: du mußt vor mir hindann!
Führst du mich nicht eiligst zur Maid, so schlag ich kurz
das Haupt dir von dem Halse und wär's des Himmels Sturz."
Der Ungetreue mußte da thun durch rechte Noth
was ihm der edle Sigfrid, der junge Recke, gebot.
So giengen sie selbander zu des Steines Wand:
da nahm der Ungetreue den Schlüßel in die Hand.
Der Stein ward aufgeschlossen und unten aufgethan.
„Nun hebe dich deine Straße, du mußt voraus auf der Bahn!"
Sie wurden beide müde, eh' sie kamen auf den Stein.
Als den edlen Recken ersah die Jungfrau rein,
begann sie sehr zu weinen, als wäre ihr Leid geschehn;
sie sprach: „In unsern Hallen habe ich, Recke, dich gesehn!
Nun bis willkommen, Sigfrid, lieber Herre mein!
wie lebt Vater und Mutter zu Worms dort an dem Rhein,
und meine lieben Brüder, die Könige Ruhmes voll?
Deiner großen Treue, Held, ich nun genießen soll!"
Da sprach der edle Sigfrid: „Nun laß das Weinen dein,
du sollst mit mir von hinnen, schönes Mägdelein;
ich will dir bald nun helfen aus dieser großen Noth,
oder ich muß, das wisse, darum hier sicher liegen todt."
„Nun lohne Gott dir, Sigfrid, du Held von Furcht so frei!
doch fürcht' ich, daß der Drache dir unbezwinglich sei.
So scheulich Ungeheuer sah nie Auge gehn:
wirst du sein ansichtig, du wirst, daß wahr ich sprach, gestehn."
Da sprach der edle Sigfrid: „Nun mag er scheulich sein!
nicht will ich, daß verloren nun sei die Mühsal mein.
Ich habe viel gestritten mit dem ungefügen Wicht: [1]
und ob er wär' ein Teufel, ich erlasse ihn Streites nicht!"
„Nun lohne Gott dir, Sigfrid! Du hast schweren Streit
hier um mich bestanden, Held, zu dieser Zeit;

[1] Mit dem Riesen.

und hilft mir Gott zu Lande, das gelob' in Treuen ich,
keinen will als Gatten ich umarmen, Held, als dich!"
Fürbaß auf dem Steine trat da Kuperan.
Er sprach: „Hier liegt verborgen ein Schwert gar wohlgethan,
damit ein edler Recke dem Drachen angesiegt;
kein anderes giebt's auf Erden, dem der Drache grimm erliegt."
Was er vom Schwerte sagte, das war die Wahrheit.
Als sich nun nicht wahrte vor ihm der Held gemeit,
da schlug der starke Riese den edlen Recken wund,
daß er auf dem Steine kaum mit einem Fuße stund.
Da griff er den viel starken: ein Ringen hub sich da,
daß der Stein erbebte. Da Grimhild das ersah,
da weinte und wand die Hände das schöne Mägdelein;
sie sprach: „Ach, Gott von Himmel dem Rechte woll' ein Helfer sein!
Sollst du um meinetwillen verlieren deinen Leib,
das muß ich immer klagen, ich jammerhaftes Weib:
so will ich mich verfallen durch diese große Noth
von diesem holen Steine, daß ich schnell da liege todt.
Darum, edler Sigfrid, bewahr den deinen Leib
und denke an deine Mühsal und an mich armes Weib."
Da sprach der kühne Recke: „Du schöne Jungfrau hehr,
zu erwehren ich mich hoffe: für mich nicht sorge du mehr!"
Sie rangen mit einander. Er sah das schöne Weib:
da mußte der ungetreue verlieren seinen Leib.
Er griff ihm in die Wunden, dem ungefügen Mann,
und zerrte sie auseinander: der Riese Noth des gewann.
Er sank zu Sigfrids Füßen. Zu flehen er ihn begann:
„Du sollst mich leben lassen, du tugendhafter Mann,
des bitte ich dich und flehe dich Recken unverzagt.
Dreimal ward ich treulos: das sei Gotte nun geklagt!"
Da sprach der edle Sigfrid: „Dein Flehen hilft dir nicht,
denn ich sah mit Augen die Maid von Angesicht."
Er nahm ihn bei dem Arme, vom Steine er ab ihn schwang,
daß der starke Riese zu hundert Stücken zersprang.
Da nun der edle Sigfrid den obern Stein gewann,
gar sittig vor die Jungfrau trat der kühne Mann:
„Schönste aller Frauen, nun laß das Weinen dein,
ich bin wohl erhalten durch dich edles Mägdelein.

Nun helfe ich dir auch balde aus deiner großen Noth,
oder ich muß wahrlich selbst hier liegen todt!"
„Nun lohne Gott dir, Sigfrid, Recke viel gemeit, [1]
doch, auf meine Treue! ich fürchte, uns nahe großes Leid."
Da sprach der edle Sigfrid: „Naht mir Arbeit,
das ist von ganzem Herzen und inniglich mir Leid;
denn ich war bis heute, bis an den vierten Tag,
ohne Trank und Speise: keiner Ruh' ich jemals pflag."
Sehr erschrak da Eugel der kleine Zwerg so gut,
und auch die edle Jungfrau um Sigfrids Unmuth.
„Ich bringe dir augenblicklich, sprach Eugel da der Zwerg,
die allerbeste Speise her auf diesen holen Berg.
Zu essen und zu trinken geb' ich dir genug."
Her aus dem holen Steine die gute Speise er trug;
ihm diente da zu Tische manches Zwerglein gut,
und auch die hehre Jungfrau den Held hatte wohl in Hut.
Bevor sie noch aßen, sie hörten einen Schall,
als ob zusammen stürzte Hochgebirg und Thal;
des erschrak gar sehre das schöne Mägdelein,
sie sprach: „Edler Recke, nun muß es dein Ende sein!
Und ob die Welt stünde ganz in unserer Hand,
wir wären verloren, das wisse, du kühner Weigand." [2]
Da sprach der edle Sigfrid: „Wer brächt' uns wohl den Tod,
wenn Gott uns will beschirmen? der hilft leicht in jeder Noth!"
Er nahm sein seidenes Hemde und wischte ihr ab den Schweiß;
der minniglichen Jungfrau war vor Aengsten heiß.
Er sprach: „Du sollst nicht trauern, dieweil ich bei dir bin."
Die Zwerge, die zu Tische hatten gedient, die flohen hin.
Noch war der grimme Drache vom Stein drei Meilen weit,
drum sah'n die zwei Gelieben ihn noch nicht selbst zur Zeit;
doch daß er kam, das sah man am Feur, das von ihm rann:
wohl dreier Geerschäfte lang es vor ihm her brann.
Drum war die Maid in Sorgen; dem Recken Rath sie gab,
sie wollten sich verbergen, daß er sie nicht hinab
im Fluge beide stieße, in eine Höle tief,
die unterm Drachensteine in den Berg nieder lief.

[1] Froh, kühn. [2] Held.

Er kam in seiner Stärke gefahren an den Stein;
Feur er von sich schnaubte, sein Grimm war traun nicht klein.
Vom Steine stürzten Stücke, der Berg erbebte im Kreiß,
auf stieg gen den Wolken der Brodem feuerroth und heiß.
Der Held trat aus der Höle, des Drachen Schwert er schwang;
mit großen Schlägen grimmen er gen dem Wurme sprang.
Der Wurm mit seinen Branken [1] riß ihm ab den Schild:
der Schweiß ab dem Haupte rann vor Angst dem Degen mild.
Der Stein gewann da Hitze gleich eines Ofens Glut,
gleich glühendem Eisen, das man aus der Esse thut.
Der grimme Wurm machte die Hitze also groß:
gen Sigfride er immer das höllische Feuer schoß.
Sie trieben auf dem Steine all über den holen Berg
ein solches Ungestüme, daß mancher wilde Zwerg
hin floh gen dem Walde; sie glaubten fest, es sei,
wenn der Berg fiele, mit ihrem Leben auch vorbei.
Der Berg ward erleuchtet. Da mußte Sigfrid auch
fliehen vor der Hitze, die er litt, und vor dem Rauch,
den gegen ihn trieb der Drache blau und feuerroth;
er wollte sich verbergen: dazu zwang ihn große Noth.
Grimhild und auch Sigfrid hinab die Höle floh'n,
bis sich gemindert hätten ein wenig Feuers Loh'n.
Als er um da schaute, da fand er großen Hort:
er wähnte, daß der Drache gehäuft ihn hätt' an diesen Ort.
Zween der Nibelunge in dem Berge hie,
die waren Eugels Brüder; gehütet hatten sie
den Hort der Nibelunge. Da zu wanken hub der Berg,
da mußte aus der Kammer den Hort tragen mancher Zwerg.
Sie trugen ihn zur Höle da in der Steinwand,
unterm Drachensteine, allda ihn Sigfrid fand.
Nichts davon wußte Eugel da der Zwerg,
daß flohen seine Brüder und daß leer war der Berg.
Nicht achtet' er [2] des Hortes. Da sprach das Mägdelein:
„Viel edler Held Sigfrid, erst naht uns große Pein!
ergrimmet ist der Drache und bläset Eitergift:
willst du bestehn den Teufel, deine Kraft es übertrifft."

[1] Tatzen. [2] Sigfrid.

„Nun hab' ich stets vernommen, sprach der Recke mild,
wer auf Gott vertraute, dem war er stets ein Schild.
Müssen wir beide sterben, so sei es Gott geklagt,
daß ich mich dein erbarmte, du viel auserwählte Magd."
Da ward der edle Recke so grimm und todgemuth;
sein Schwert er nahm, zu Berge stieg der Degen gut;
da fiel ihn an der Drache und fügt' ihm große Noth,
ihm schoß aus seinem Schlunde das Feuer blau, gelb und roth.
Der Wurm in grimmer Weise mit seinem Schwanze focht,
daß er den kühnen Recken gar oft darein verflocht;
er wollte hinab ihn werfen von dem hohen Stein;
da sprang er aus den Schlingen, daß nicht er ihm umschloß das Bein.
Sigfrid schlug mit Grimme den Wurm auf das Horn;
da nicht er bleiben mochte und ihn schlagen vorn,
da schlug er ihn an der Seite auf sein Horndach:
dennoch mußt' er leiden von dem Drachen Ungemach.
Er schlug aus allen Kräften mit seinem Schwerte gut.
Da ward des Wurmes Hitze, als wär' es eine Glut
von einem ganzen Fuder Kohlen, das da brann:
da begann das Horn zu weichen, daß es von ihm niederrann.
Da schlug er den Drachen recht in der Mitte entzwei
mit dem guten Schwerte, daß laut erscholl sein Schrei;
halb fiel er von dem Steine, das andere stieß er nach:
das sah die schöne Grimhild, wie er zu Stücken da brach.
Sigfrid fiel zur Erde, Zeit ihm schwand und Raum;
vor der großen Müde genas der Recke kaum;
weder sah noch hört' er, und Niemand war ihm kund,
erblichen ihm war die Farbe und kohlschwarz war ihm der Mund.
Er lag manche Weile, bevor er sich versann.
Als er sitzen konnte und wieder Kraft gewann,
da sah er höchst betrüblich Grimhild liegen für todt.
Er sprach: „Gott vom Himmel! o weh meiner großen Noth!"
In seinen Arm er schloß sie. „Das müsse erbarmen Gott!
soll ich dich todt heim führen? das ist des Teufels Spott!"
Da kam der Zwerg Eugel, er sprach: „Gieb in den Mund
Dieß Kraut der edlen Jungfrau: sie wird bald dann gesund!"
Als die schöne Grimhild das kleine Kraut da nahm,
sie begann zu sitzen, zu ihr selber sie da kam.

Sie sprach: „Edler Sigfrid, deine Hülfe ward mir kund."
Sie schloß ihn in die Arme und küßte ihn an seinen Mund.
Da sprach zu dem Recken Eugel der gute Zwerg:
„Der falsche Riese Kuperan bezwang den unsern Berg,
darin wohl tausend Zwerge mußten sein ihm unterthan
und zinsen unser Eigen dem viel ungetreuen Mann.
Nun hast du uns erlöset und hie gemachet frei,
des wollen wir dir dienen, so mancher unser sei,
und will dich heim geleiten, dich und das Mägdelein;
ich kenne Weg und Straße wohl gen Worms an den Rhein."
Er führte sie heim zu Hause in den Berg hinein,
er gab ihm gern und willig seine Speis' und seinen Wein,
das beste, das man finden oder mag erdenken wohl:
des ihr Herz begehrte, des war der Berg da voll.
Sigfrid da nahm Urlaub zu Eugel dem Könige hehr
und zu seinen Brüdern und andern Zwergen mehr.
Da sprach der König Eugel: „Sigfrid, Held gemeit,
unser Vater Niblung ist gestorben vor Leid.
Ob Kuperan dich hätte gebracht in Todes Noth,
wir müßten darum alle in dem Berge liegen todt,
um daß ich von dem Schlüssel dir die Mähre habe gesagt,
der zu dem Stein gehöret, darauf gefangen lag die Magd.
Nun hat das verhindert deine edel werthe Hand,
des sollen wir immer danken dir, kühner Weigand.
Des wollen wir dich geleiten und die Maid wohlgethan,
ich und unser tausend, daß euch kein Leid möge nah'n."
„Nein ihr, sprach da Sigfrid, genug ich Dienst empfieng."
Die Maid setzt' er hinter sich, sein Roß sanfte gieng.
Allein doch König Eugel gab ihm das Geleit.
Da sprach zu ihm Sigfrid: „Nun sage mir, Held gemeit:
Laß mich noch genießen deiner Kunst wohl erkannt.
Dort vor dem Drachensteine da hast du mir genannt
Vater und auch Mutter: wie soll es mir ergehn
und meinem schönen Weibe, wie lange soll mein Glück bestehn?"
Da sprach der Zwerg Eugel: „Was sein soll, wird geschehn!
Du hast sie nur acht Jahre, das hab ich wohl gesehn,
so nimmt dein junges Leben dir eine Mörderhand:
gar ohne alle deine Schuld trinkt dein Blut, Held, der Sand.

Deinen Tod wird rächen dein wunderschönes Weib;
drum denn wird verlieren so mancher Held den Leib,
daß nirgends auf der Erde ein Held am Leben bleibt:
wo lebt ein Recke auf Erden, der also sich hat beweibt!"
Schnell da sprach Sigfrid: „Und werde erschlagen ich,
werd' ich so wohl gerochen, nicht will ich klagen mich,
noch auch will ich fragen, wer mich bringe in Todes Noth."
„Ja, dein Weib, das schöne, lieget auch des Streites todt!"
Da schieden sie sich in Treuen. Es kehrte in seinen Berg
Eugel der hehre König, der vielerfahrne Zwerg.
Eh' Sigfrid seiner Straße ritt, da fiel ihm ein,
wie er den Hort da hätte liegen lassen in dem Stein.
Er sprach: „Seit ich mit Nöthen den Drachenstein gewann,
was ich fand darinne, das erbt von Recht mich an."
Er lud ihn auf in Eile, daß nichts da liegen blieb:
seit gieng er hinter dem Horte, das Roß er vor sich her da trieb.
Als er kam zum Rheine, er dachte in seinem Muth:
leb' ich so kurze Zeit nur, was soll mir all das Gut?
Und sollen alle Recken durch mich verloren sein,
wozu soll dann dieses Gold? Damit warf er's in den Rhein.
Gibichen dem Reichen die Mähre ward gesagt,
daß Grimhild heim käme, die wunderschöne Magd,
und wer sie hätt' erlöset von dem Wurm unrein,
und wie sie hätte gewonnen Sigfrid auf dem Drachenstein.
Der König ritt da selber entgegen der Jungfrau zart;
kein Fürst auf dieser Erde je so empfangen ward.
Er hieß die frohe Kunde da künden in das Land;
Fürsten und auch Herren man da auf den Wegen fand.
Die Hochzeit da währte bis an den neunten Tag,
daß man aller Kurzweil in Ritterspielen pflag
mit viel großen Ehren. Drauf ritten sie von dann;
durch seine reiche Gaben Sigfrid Freunde viel gewann.
Seit schuf er gut Geleite und stärkte das Gericht;
ob einer Gold trüge, er durfte fürchten nicht.
Durch seine große Stärke man scheute ihn immer mehr:
des zürnte sehr da Gunther, der viel edle König hehr.
Da sprach der grimme Hagene: „Er ist der Schwager mein,
will er der Lande walten hie nieden um den Rhein,

so soll er eben schauen, daß er's nicht übersieht:
ich bin's, der es rächet, ob es jemals geschieht!"
Da sprach der König Gernot: „Mein Schwager Sigfrid,
aus meiner Hand ich gäbe das allerbeste Glied,
daß unser Vater Gibiche hätte meinen Sinn:
es brächte traun dem Recken hier die Länge nicht Gewinn!"
So die jungen Könige Sigfride trugen Haß.
bis daß die zween Schwäger [1] vollbrachten beide das,
daß Sigfrid mußte sterben. Ob einem Brunnen kalt
erstach der grimme Hagene ihn dort auf dem Odenwalt.

Dem Anfange dieses Gedichtes, das Sie jetzt hörten, fuhr Haspinger nach Beendigung des Vortrages fort, gehn in allen alten Drucken noch fünfzehen Strophen voraus, die, wiewohl sie echte Sage enthalten, doch zu unserem Gedichte ursprünglich nicht gehörten. Denn nach demselben kennt Sigfrid seine Eltern gar nicht und erfährt ihre Namen erst dutch Eugel. Anders verhält es sich aber nach diesen fünfzehen Strophen. Da der Inhalt derselben doch echte Sage ist, so will ich sie Ihnen jetzt mittheilen, jetzt, wo sie der Einheit des Gedichtes keinen Eintrag thun. Sie lauten wörtlich in ihrer sprachlichen Rohheit und Verstümmelung:

Es saß im Niederlande ein König so wohl bekannt,
mit großer Macht und Gewalte, Sigmund war er genannt;
der hatt' mit seiner Frauen einen Sohn der hieß Seifrid,
des Wesen werdet ihr hören allhie in diesem Lied.
Der Knabe war so muthwillig, dazu stark und auch groß,
daß seinen Vater und Mutter der Dinge gar sehr verdroß.
Er wollte keinem Menschen sein Tag' sein unterthan,
ihm stund sein Sinn und Gemüthe, daß er nur zöge davon.
Da sprachen des Königes Räthe: „Nun lasset ihn ziehen hin
so nicht er bleiben wolle; das ist der beste Sinn;
laßt etwas ihn versuchen, so wird er bändig zwar,
er wird ein Held viel kühne und lebt er etlich Jahr."

[1] Gunther und Hagene.

Also schied von dannen der junge kühne Mann.
Da lag vor einem Walde ein Dorf, das lief er an;
da kam er zu einem Schmiede, dem wollt' er dienen recht,
ihm schlagen auf das Eisen als ein andrer Schmiedeknecht.
Er schlug entzwei das Eisen, den Amboß in die Erd;
wenn man ihn darum strafte, so nahm er auf kein' Lehr';
er schlug den Knecht und Meister und trieb sie wider und für;
nun dacht' der Meister ofte, wie sein er ledig würd!
Da lag ein merklich Drache bei einer Linden all' Tag.
Da schickt' ihn hin sein Meister, daß er sollt' haben Frag, —
ein Köhler saß im Walde, des sollt' er warten eben,
hinter derselben Linde, der sollt' ihm Kohlen geben.
Damit so meint' der Schmied, der Wurm sollt' ihn abthun.
Als er kam zu der Linde, den Wurm thät' er bestehn.
Er thät ihn bald erschlagen, der junge kühne Mann.
Da dacht' er an den Köhler: zu dem gieng er in den Tann.
Da kam er in ein Gewilde, da so viel Drachen lagen,
Lindwürm, Kröten und Attern, als er bei seinen Tagen
hätt' je gesehen liegen zwischen Bergen in einem Thal:
da trug er zusammen die Bäume, riß die aus überall.
Die warf er auf die Würme, daß keiner auf mocht' fahren,
daß sie all' mußten bleiben, als viel' als ihr' da waren.
Da lief er hin zum Köhler, da fand er Feuer bei ihm:
das Holz thät er anzünden und ließ die Würm' verbrinn'.
Das Horn der Würm' bgund weichen, ein Bächlein her thät fließ'.
Des wundert' Seifried sehre, einen Finger er drein stieß.
Da ihm der Finger erkalt'te, da war er ihm hörnein:
wohl mit demselben Bache schmiert' er den Leibe sein.
Er ward aller hörnein, dann zwischen den Schultern nit,
und an derselben Stätte er seinen Tod auch litt,
als ihr in andern Gedichten hernach werd't hören wohl.
Er zog an König Gibiches Hof und war auch Mannheit voll.
Er diente willigliche dem König sein Tochter ab,
daß der König Gibeche ihm die zum Weibe gab.
Die hatt' er wohl acht Jahre. Nun hört, was da ergieng,
eh sie ihm ward zu Theile, was Wunders er anfieng.
Nun mögt ihr hören gerne, wie der Nibelinge Hort
gefunden ward sei reiche bei keinem Kaiser fort:

den fand Seifrid der kühne bei einer steinen Wand:
den hat ein Zwerg verschlossen, der war Nibling genannt.
Da den Zwerg Niblingen im Berg der Tod vertrieb,
er ließ drei Söhne junge, den war der Schatz auch lieb.
Sie saßen in dem Berge, hütten Nibelinges Hort,
darum sich von den Heunen hub jämmerlicher Mord
An manchem Held viel kühne, die da wurden erschlagen
wohl in den harten Streiten, als ihr noch höret sagen,
daß Niemand kam davone, das thu' ich euch bekannt,
als Dieterich von Berne und Meister Hildebrand.

Hier mögen wir in der That, sagte Irmgard, als Haspinger schwieg, die Sage in ihrem allmäligen Verstummen belauschen. Nicht einmal den Namen des Schmiedes kennt sie mehr, der ohne Zweifel der nordische Regin ist. Daß der Lindwurm dessen Bruder war, weiß sie auch nicht mehr; dafür ist der angeführte Köhler ein willkührlicher Zusatz. Sehr wenig geschickt ist es auch, daß neben dem einen Lindwurm noch eine Menge anderer Lindwürme, Kröten und Attern, d. i. Nattern, da sind, durch deren Horn Sigfrid die Hornhaut erhält. Dabei ist nun wieder vergeßen, weshalb er zwischen den Schultern ohne Horndecke bleibt. Nach den Nibelungen fiel ihm dorthin ein Lindenblatt als er badete; das Prosavolksbuch sagt einfach: weil er dahin nicht reichen konnte. An die Brunhild wird auch nicht gedacht; vielmehr zieht er gleich nach Erlegung des Lindwurms an Gibiches Hof, wo er dem Könige die Tochter abdient, aber wodurch, erfahren wir nicht. Nun erst folgt die Erwerbung des Hortes, die wieder eigenthümlich dargestellt ist: er findet ihn einfach bei einer Steinwand. Er gehörte dem Zwerge Nibling, und nach dessen Tode seinen drei Söhnen, deren Namen uns unbekannt bleiben. In dem Nibelungenliede heißen sie Niblung und Schilbung; ob Alberich der dritte sein soll, ist unklar; im Sigfridsliede hörten wir ihn Eugel nennen, welchen Namen Grimm durch „kleine Aue“ (Insel) deutet, und mit dem altnordischen Eylimi (d. i. Ast einer Insel), dem Vater Gripirs, welcher Sigurds Mutterbruder sein soll, in Verbindung bringt.

Allerdings ist alles hier im Ausklingen, sagte der Schwede

Edman. Die Wilkinasaga bietet alles dieß zusammenhängender, wenn auch wieder mit eigenthümlicher Abweichung. Wenn Sie wollen, so erzähle ich Ihnen den Inhalt der Kapitel 136—146 der Wilkinasaga.

Edmans Erbot ward angenommen, und er begann:

Sigmunds schwangere Gemahlin Sisilia oder Sisibe ward vom Grafen Hartwin, dem sie widerstanden hatte, der Untreue beschuldigt und sollte auf Befehl des Gatten in einem Walde ausgesetzt und ihr die Zunge ausgeschnitten werden. Hartwin und sein Freund Hermann von Schwaben führten also die Königin, unter dem Vorwande, daß sie ihrem aus einem Kriege heimkehrenden Gatten entgegengehn solle, in den Wald und Hartwin wollte sie tödten. Hermann jedoch wollte das nicht zulassen und rieth dem Hunde, der ihnen gefolgt war, die Zunge auszuschneiden und sie dem Könige zu bringen. Darüber geriethen beide in Streit. Während des Kampfes gebar die Königin einen schönen Knaben, wickelte ihn in ihren Schleier und that ihn in ein gläsernes Trinkgefäß, das sie mitgeführt hatte. Hermann erschlug nun zwar im Kampfe den bösen Hartwin, dieser aber stieß fallend das Gefäß mit dem Fuße in den nahen Strom. Die Königin, dieß sehend, starb aus Schmerz. Hermann begrub sie und brachte die Kunde von allem an König Sigmund, der ihn aus dem Lande wies.

Das Glas mit dem Kinde aber schwamm den Strom hinab und trieb in den See. Bei der Ebbe stieß es an einen Felsen und zersprang, und das Kind weinte. Da kam eine Hinde, trug das Kind in ihr Lager und säugte es mit ihren Jungen. Nach zwölf Monden war es so stark wie ein vierjähriger Knabe.

Was Sie da erzählten, sagte Irmgard, klingt mir mehr romanisch, als deutsch oder gar altnordisch. Es erinnert sehr an die Sage von der Genoveva, und der Name Sisilia könnte wohl aus Cecilie entstanden sein. Auffallend, aber deutlich ist es, daß den echten Namen der Mutter, Sigilind, der Norden auf jeden Fall nicht kannte. In den Liedern der Edda heißt sie Hiördis, hier Sisilia.

Es ist möglich, sagte Edman, daß dieses Stück, eben weil man die echte Sage vielleicht nicht mehr kannte, eingefügt ward.

Aber in Skandinavien geschah diese Einfügung nicht, sondern in Norddeutschland, woher ja die Wilkinasaga stammt.

Und was den Namen Sisilia betrifft, so mein' ich, sagte Haspinger, spricht schon die Nebenform Sisibe gegen die Zusammenstellung mit Cecilie, obgleich der Anklang nahe liegt. Wir haben die altdeutschen Wörter sisesang, Klagegesang; sisagomo (= Klagemann) der deutsche Name des Pelikan; sisawa, Klage, Klagelied (naeniae); daodsisa, Todtenklage; sisomo, muscus, ein Moos. Das aus dem Griechischen stammende sisymbra (σισύμβριον) balsamita, und die lateinischen Wörter siser, Zuckerwurzel, sisara, erice, will ich nicht herbeiziehen; aber in Sisilia, Sisibe (Sisiveda?) könnte der Name einer Waldblume enthalten sein, so gut wie in Genoveva, und Blumennamen verwendet man gern als Frauennamen. Immerhin ist die Erzählung der Wilkinasaga sehr merkwürdig; aber fahren Sie fort.

Was nun folgt, sagte Edman, ist unbestreitbar echt. — Nicht weit vom Strande wohnte der kunstreiche Schmied Mime. Der gieng in den Wald, Kohlen zu brennen, und da kam der schöne Knabe zu ihm an das Feuer und er war nackt und stumm, die Hinde aber folgte ihm. Mime aber, der keine Kinder hatte, nahm ihn mit und nannte ihn Sigfröd (Siegkundig). Als Sigfröd neun Jahr alt war, war er so stark und unbändig, daß er alle Schmiedeknechte Mime's schlug, und den stärksten der zwölfe, Eckihart oder Eckebrecht, der ihm wehren wollte, bei den Haaren aus der Schmiede zog. Mime stellte ihn nun selbst an die Arbeit. Er machte einen starken Eisenstab glühend und hieß ihn mit dem schwersten Hammer drauf schlagen. Sigfröd aber schlägt gleich den ersten Schlag so gewaltig, daß der Amboßstein zerspringt, der Amboß in den Untersatz hineinsinkt, und Eisen, zerbrochene Zange und Hammerstiel umherfliegen. Mime sah da wohl, daß er nicht zum Schmiede tauge, und ließ ihn müßig umhergehn, suchte nun aber ihn los zu werden. Im nahen Walde lag ein grimmer Lindwurm, der tödtete alles, was ihm nahe kam. Er war Mime's Bruder. Zu dem gieng Mime und versprach ihm den Knaben zu senden. So schickt er nun den Sigfröd in den Wald, Kohlen zu brennen,

giebt ihm Speise und Wein für neun Tage und eine Holzaxt. Draußen macht er von gefällten Bäumen ein großes Feuer, setzt sich dann nieder und verzehrt den ganzen mitgebrachten Vorrath auf einmal. Da schoß der Lindwurm daher und wollte ihn verschlingen; Sigfrôd aber warf ihn mit einem brennenden Baume nieder und schlug ihm mit der Axt das Haupt ab. Hierauf füllt er Wasser in seinen Kessel, hängt ihn über das Feuer und wirft große Stücke vom Lindwurmfleische hinein zur Nahrung für sich. Als er seine Hand eintaucht, zu versuchen, ob das Fleisch weich sei, verbrennt er sich die Finger und steckt sie in den Mund, um sie zu kühlen. Wie aber die Brühe auf seine Zunge kommt, versteht er, was zwei Vögel sagen, die auf einem Baume sitzen. Sie geben ihm den Rath, den Mime zu tödten, wenn ihm sein eigenes Leben lieb sei. Er bestreicht sich darauf mit dem Blute des Lindwurms, erst die Hände und dann den ganzen Leib; nur zwischen die Schultern kann er nicht reichen. Hierauf nahm er das Haupt des Wurmes und gieng heim. Alle Gesellen flohen in den Wald, als sie ihn kommen sahen; Mime aber trat ihm entgegen und bot ihm zur Sühne eine kostbare Brünne und das Schwert Gram. Sigfrôd nahm alles an; aber als Mime ihn so ausgerüstet hatte, schlug er ihm mit dem eignen Schwerte das Haupt ab.

Sigfrôd gieng nun hin, sich das Roß Grani zu holen, welches bei den Stuten der Brunhild weidete und von welchem ihm Mime gesagt hatte. Ungestüm drang er in ihre Burg Seegard und erschlug die sieben Thürhüter, die ihm wehrten. Brunhild aber erkannte ihn sogleich, trat herzu und stillte den Streit. Sie offenbarte ihm darauf seine Abkunft und gab ihm das Roß Grani, welches in der Wildniß zwölf Männer nicht fangen konnten, ihm aber kam es von selbst entgegen. Von der Erwerbung des Hortes durch Sigfrôd weiß die Wilkinasaga nichts; doch sagt sie Cap. 367, daß das Gold in Sigfrôds Keller liege. Von den Zwergen Nibling, Eugel Alberich, von der Tarnhaut, dem Schwerte Balmung und der Wünschelruthe weiß die Wilkinasaga ebenfalls nichts. — So viel ist etwa, um das vorgesetzte Stück zu erläutern, aus der Wilkinasaga anzuführen.

Die Wilkinasaga ist allerdings reicher und zusammenhängender als die mitgetheilten Strophen, sagte Berta, wenn auch Einzelnes nordischer Quelle entnommen sein mag, wie das über das Roß Grani Gesagte, da die deutsche Gestalt der Sage dieses Roß gar nicht kennt. Aber wenden wir uns jetzt zum Sigfridsliede; es giebt doch vielleicht noch Einzelnes, was der Erläuterung bedarf. So heißt es z. B., der Drache habe die Grimhild bis in das vierte Jahr auf dem Steine festgehalten, so daß sie keinen Menschen erblickt habe. Das verstehe ich; denn damit ist gesagt, daß Sigfrid erst nach drei Jahren zu ihrer Befreiung erschien; dann aber heißt es: sie habe zwölf Wochen oder länger ganz allein auf dem Steine gesessen, und das verstehe ich nicht.

Ich meine, antwortete ihr Haspinger, damit soll gesagt werden, daß der Drache in den ersten Wochen sich ihr nicht zeigte, um sie wo möglich zu beruhigen. Einsamkeit bewirkt viel.

Das läßt sich hören, sagte Baron Wilmar. Aber wenn dann der Drache zu ihr sagt, „sie müsse sein Weib werden, und dann solle sie mit Seele und Leib in die Hölle fahren,“ so ist mir das sehr auffällig.

Eine Folge der Verchristlichung der Sage, antwortete ihm Leodegar. Der Drache ist nach christlicher Ansicht der Teufel; und wer sich dem Teufel vermählt — —

Ich bin mit dieser Erklärung vollständig zufrieden, antwortete ihm Wilmar.

Jetzt, sagte Irmgard, versteh' ich auch, weshalb der Drache gerade zu Ostern zum Manne wird. Die Macht des Bösen ist durch die Auferstehung Christi und seine Höllenfahrt bezwungen; und so kann auch der Drache wieder Mensch werden zu dieser Zeit.

Aber warum will der Zwerg Eugel Sigfride nicht helfen, bevor er Gewalt von ihm leidet? fragte Berta.

Zwerge müssen immer gezwungen werden, bevor sie den Menschen helfen, sagte Haspinger, sei es durch Wohlthat, sei es durch Gewalt.

Wissen Sie uns nicht den Namen des Riesen Kuperan zu deuten, mit dem Sigfrid zunächst zu thun bekommt? fragte Irmgard.

Nein, sagte Haspinger; die deutsche Sprache bietet keine genügende Erklärung dar. Es giebt zwar einen alten Namen Cubba, Coppa, aber wir kennen seine Bedeutung nicht. Das altnordische kubbr, Baumstamm, und kufl, Larve, Capuze, führt zu nichts, und an koppa, Haarschmuck, und koppr, Kopf, Trinkgeschirr, mag ich nicht einmal denken.

Nun, so mag der Riese meinetwegen für uns Geheimniß bleiben, antwortete Irmgard; aber die Nebelhülle, die der Zwerg über den niedergeschlagenen Helden wirft, ist doch gewiß die Tarnhaut oder die unsichtbar machende Hülle?

Das ist sie, entgegnete Graf Huno, und sie kommt mit dem Horte später in den Besitz des Recken; jetzt aber hat sie noch der Zwerg.

Nach Strophe 96, sagte Haspinger, habe ich vier Strophen ausgeschieden, die das grimme Wesen des Drachen erklären sollen, auf jeden Fall aber nur ein schlechter Zusatz sind; sie lauten:

Das machte, er war verfluchet in teufelische Art,
darum zu allen Zeiten der Teufel bei ihm war
in Gestalt ein's feurigen Drachens, doch war's ihm ohne Pein:
seiner Seel Vernunft und Sinne, das mußt alles willig sein.
Da braucht er sein Vernunfte nach menschlicher Natur
ein Tag und auch fünf Jahre bis er zum Menschen wurd',
ein schöner Jüngelinge, als er je war gesucht:
das kam ihm von Buhlschafte: ein Weib ihn hatt' verflucht.
Durch Schöne der Jungfrauen der Drache sie menschlich hätt'
wenn die fünf Jahr hinkämen, daß er sie nehmen thät'
und sie also möcht' haben; weil er ein Drache wär',
so wurd' sie ihm zu Theile, das sonst geschähe nimmermehr.
Und da ihm nun Seifride die Jungfrau nehmen wollt',
die er hätt' lang gespeiset und sie zu Worms hätt' geholt,
darum war er so grimmig hin an den Stein gefahr'n,
mit Hitze er wollt' verbrennen, die auf dem Steine war'n.

Abgesehen von der Ungeschlachtheit der Sprache, zeigt schon der Inhalt, daß dieß nur ein schlechter Zusatz ist, wie es deren noch andere giebt. Bald darauf z. B. wird gesagt, daß der Drache

fortgeflogen und mit sechzig jungen Drachen zurückgekehrt sei, die jedoch alle sogleich wieder Reißaus nehmen, was alles so ziemlich an Blödsinn gränzt.

Ueber solche Auswüchse dürfen wir uns eben nicht wundern, da es der deutschen Heldensage einmal beschieden war, so tief hinabzusinken, ließ sich Berta vernehmen. Sagen Sie uns lieber: wir sehen im Gedichte Zwerge und Riesen in Feindschaft, denn Eugel sagt ja geradezu, daß Cuperan ihn und die Seinen ihm zu dienen gezwungen habe; ist die Feindschaft zwischen Riesen und Zwergen eine ständige, oder kommt sie nur in diesem Gedichte vor?

Wir finden in mehreren deutschen Gedichten dieser Feindschaft gedacht, während in der nordischen Mythologie Zwerge und Riesen zuweilen in einander übergehn, sagte Haspinger. Regin wird als ein Zwerg geschildert und doch wird er auch iötun, d. i. Riese, genannt, und sein Vater Hreidmar wie sein Bruder Fâfnir waren Riesen. Rohe Kraft und listige Schlauheit treten einander im Leben wohl oft feindlich entgegen, und so läßt sich die Feindschaft zwischen Riesen und Zwergen in den deutschen Sagen wohl begreifen. Listig und zugleich weise ist jedoch Eugel; er kennt nicht nur Heilkräuter — wir werden noch mehrmals Zwerge als Heilkünstler treffen — sondern ist auch der Zukunft kundig, wie er ja Sigfride sein Schicksal voraus sagt. Als Herren der Erze im Innern der Erde sind die Zwerge ganz folgerichtig auch die geschicktesten Erzarbeiter und ihre Schmucksachen sind die schönsten, ihre Waffen die besten. Zu den Helden stehn die Zwerge als ihrer Hülfe bedürftige meist freundlich, die Riesen meist feindlich. Doch giebt es auch Ausnahmen, und wir sehen Riesen im Dienste der Helden treu und zuverläßig, Zwerge ihnen feindlich und sie berückend. — Da Sie nun wohl über alles Aufschluß haben, können wir uns weiter wenden.

Noch eine Frage, sagte Irmgard. Giebt es nicht noch anderweitige Zeugnisse für diese Gestalt der Sigfridssage in Deutschland?

Es giebt deren, antwortete Haspinger, aber nicht sehr alte, abgesehen von dem Steine bei Sarbrück, „dem man sprichet Criemildenspil“ (Spindel der Grimhild, jetzt Spilstein), Urkunde

von 1354, bei Kremer, diplom. domus Ardennens. p. 484), und dem Kriemhiltenstein bei Kehl in der Ortenau (Urkunde von 1476, bei Leuchtlen 2, 54); älter bezeugt ist ein Brunehildestein auf der Mitte des Feldberges bei Frankfurt, Urkunde vom Jahr 1221, bei Guden, cod. dipl. 1, 479; und der lectulus Brunehilde, Bett der Brunhild (Urkunde vom Jahr 1043, bei Johannes, res Mogunt. 2, 514). Das älteste Zeugniß giebt Hans Sachs in seiner Tragödia der Hörnen Seifrid, worin Sigfrids Jugend und seine Befreiung der Grimhild wie in unserem Gedichte dargestellt wird, doch mit Abweichungen, weil vielleicht ein anderes Gedicht seine Quelle war; denn Gernot heißt Gerner, Grimhild wird vom Drachen entführt, während sie sich an der Tapferkeit Sigfrids bei einem Turniere erfreut, und ihre Mutter stirbt aus Schmerz darüber. Noch mehr weicht die Darstellung von Sigfrids Tode ab: er wird erstochen, während er am Mittag an einem Brunnen im Walde schläft, nicht indem er trinken will; der Tod im Schlafe stimmt aber zur Edda. Da der Dichter zu einer willkührlichen Veränderung keinen Grund hatte, so dürfte er wohl einem jetzt verlorenen Gedichte gefolgt sein.

Merkwürdig ist auch die Erzählung Matth. Quades in Teutscher Nation Herlichkeit, Cöln 1609, S. 146: Der gemeine Mann halt dafür, Wurms hab den Namen behalten von dem großen Wurm oder Drachen, der allda des Königs Tochter durch die Luft entführet, welchen nachmals der hürnen Seifrid im Odenwald (wo ein Lintbrunno sich findet, cod. Lauresh. 1, 16) erschlagen und die Jungfrau wieder erlöset, wie derselbe Drache mitsamt der Jungfrau und ihren Brüdern samt Seifride zu Wurmbs auf dem Markt an einem überalten Gebäu (die Münz genannt) ganz antiquitätisch abgemalt stehn, dabei auch das Gebein von dem Riesen und Drachen, welche Seifrid überwunden, in eisene Ketten gefaßt, hangen. Auswendig an der Mainzer Pforten sieht man auch die alte Contrafeitung des Drachen, und am Rhein uf dem Thurm im Eck der Stadtmauer siehet man auch den Seifriden. So ist auch noch ein fliegender Wurm oder Drach der Schildführer des Wappens dieser Stadt, welches ein Schlüßel ist, den Seifrid dem

Riesen abgewonnen, damit er unten den Felsen uffschloß, um oben zu der Jungfrau hinauf zu kommen; und denselben Schlüßel hat Seifrid sofort mit heim gen Worms geführt und hat ihn die Stadt zur ewigen Gedächtniß in ihren Schild gesetzt. — Diese an sich junge Stelle zeugt doch für das Dasein der Sage in weit früherer Zeit, und es bedarf kaum weiterer Belege dafür. Und somit denke ich, wenden wir uns nun zum Rosengarten.

Das Gedicht vom „großen" Rosengarten, so genannt im Gegensatz zum Laurin oder dem „kleinen" Rosengarten, entstund kaum vor dem Jahre 1250, ist aber nur in Bearbeitungen aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts uns erhalten. Der Gedanke, die beiden Hauptthelden der deutschen Sage, Sigfrid und Dietrich, einander gegenüber zu stellen, lag nahe, und ward schon früher, aber in ungenügender Weise, dadurch ausgeführt, daß man Dietrichen dem Knaben Sigfrid begegnen, ihn besiegen und als Gefangenen zu Etzeln führen ließ. So wenig dieß in der echten Sage begründet war, ebenso wenig ist es der Kampf der beiden Helden im Rosengarten zu Worms.

Unter einem Rosengarten dachte man sich im Mittelalter eine höchst anmuthige, mit allen Reizen der Natur und Kunst geschmückte Gegend. Viele Städte hatten einen solchen. Bekannt sind der Rosengarten zu Hall in Schwaben, zu Mainz, Mannheim, Gernsheim, Straßburg und Durlach; Worms hatte deren sogar zwei, einen großen und einen kleinen. Den gleichen Namen trug ein freier, schöner Platz bei Rostock, wo König Erich von Dänemark im Jahre 1312 großes Hoflager hielt, und Leipzig hat sein Rosenthal, obgleich da weder Rosen noch ein Thal zu sehen sind. Da auch der Zwergkönig Laurin seinen Rosengarten hat und heute noch eine rauhe Gegend des Thüringerwaldes der Rosengarten heißt, so meint Grimm, man habe wohl ursprünglich mit diesem Namen einen scheinbar öden, aber mit der Pracht, die entweder nur elfischen Augen sichtbar ist oder im Innern des Berges liegt, erfüllten Elfengarten bezeichnet. Dann wird der Name aber auch bildlich gebraucht. So läßt ein Meistersingerlied aus dem fünfzehnten Jahrhundert die zwölf ersten Meister sich in einem Rosen-

garten wie in einem Paradiese versammeln, und in dem Volksliede van der instîginge tô Luneborg (im Jahr 1371) heißt es:

Seven hundert wêren over kamen,
se wêren frisch, unde dar benamen
sprak Mâneke mit der barden:
„Gi hêren, weset alle frô:
gi sint in dem rôsengarden!“

d. h. ihr seid da, wo ihr eures Herzens Wunsch erfüllen könnet. Späterhin besagte „in dem Rosengarten sein“ genau so viel als „in unbekümmerter Lust leben.“ So heißt es im Leben des Ritters von Schweinichen 2, 73: J. F. G. waren die Zeit lustig und guter Dinge, ließen einen Hund schlafen und sorgen, vermeinten nicht anders, sie wären ganz frei im Rosengarten.

Den Rosengarten zu Worms hat nun Grimhild der Sage nach seit ihrer Kindheit gehegt und gepflegt. Er ist eine Meile lang und eine halbe breit. Er wird, statt von einer Mauer, von einem seidenen Faden, nach anderer Ueberlieferung von einer kostbaren, spannenbreiten Borte eingefaßt. Auch einer Thüre wird erwähnt. Darin steht eine große Linde, die fünfhundert Frauen Schatten zu geben vermag. An ihren Aesten trägt sie Umhänge von Seide zum völligen Ausschluß der Strahlen der Sonne. Unter der Linde pranget ein Gestühle aus Elfenbein; den Boden decken Marmorplatten, die mit seidenen Teppichen belegt sind. Auf dem Baume befindet sich ein mechanisches Kunstwerk (in den Gedichten des vierzehnten Jahrhunderts werden dergleichen oft erwähnt und ausführlich geschildert): goldne Vögel, innen hohl und durch Röhren verbunden, erheben den lieblichsten Gesang, wenn man einen Balg drückt. Kurz, im Rosengarten herscht solche Lust und Wonne, daß in ihm ein Jahr wie ein Tag vergeht. Zwölf Helden beschützen den Garten gegen jeden, der ihn zu betreten wagt. Sie tragen prächtige Waffenröcke, jeder mit zwölf goldenen Vögeln geschmückt. Wer von ihnen ein Abentheuer bestehn soll, dem reicht Grimhild eine goldene Fahne, in welcher ein ellenbreiter silberner Streifen, und die mit einer Leiste eingefaßt ist, auf welcher goldene

Buchstaben die Abentheuer des Rosengartens verkünden. Die zwölf Beschützer des Gartens sind nach der echtesten Darstellung 1) vier Riesen: Pusolt, Ortwin, Schrutan, Asprian; 2) vier Recken: Stuotfuchs, Walther, Volkher, Hagene; 3) vier Könige: Gernot, Gunther, Gibiche, Sigfrid.

Der Gang des Gedichtes ist nun kurz folgender: Grimhild, stolz auf ihre Helden und eifersüchtig auf den Ruhm Dietrichs, sendet einen Boten zu diesem und entbietet ihn selbzwölften zum Kampfe; der Sieger soll einen Rosenkranz und einen Kuß von ihr erhalten.

Nur eine Bearbeitung läßt nicht die Grimhild, sondern zwölf Jungfrauen zum Schlusse des Ganzen die Küsse und Kränze ertheilen, was jedenfalls minder gut ist. Dietrich weigert sich erst, die Forderung anzunehmen, thut es aber endlich doch, durch Hildebrand bewogen. Aber Dietrich kann nicht zwölf Helden zusammen bringen, und so wird Hildebrands Bruder Ilsan aus dem Kloster, wohin er sich zurückgezogen hat, abgeholt. Dieser streitbare Mönch hat die komische Person bei dem ganzen Handel zu vertreten, was Niemand auffällig finden wird, der die Sitten eines großen Theiles der Geistlichkeit im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert kennt. Die einzelnen Kämpfe, die die verschiedenen Bearbeitungen verschieden ordnen, übergeh' ich, da Sie solche Kampfschilderungen bereits zur Genüge kennen, und so erwähne ich nur, daß der Ausgang der Kämpfe insofern ein unerwarteter ist, als von den Bernerhelden eilfe den Kampfplatz als Sieger verlassen und nur einmal beide Gegner als Unbesiegte belohnt werden. Dadurch ist den rheinischen Helden Unrecht angethan, am meisten aber dem Sigfrid, der nur dadurch vom Tode gerettet wird, daß Grimhild ihren Schleier über ihn breitet. Ebenso wenig ist es zu loben, daß in einigen Bearbeitungen — wahrscheinlich sollte den Kämpfen dadurch ein ernsterer Zweck gegeben werden — Gibiche sich Dietrichе zuletzt unterwirft und sein Reich von ihm zu Lehen empfängt. Nicht besser ist es, wenn eine der Bearbeitungen, um dem Ganzen noch mehr Glanz zu geben, Etzeln sammt Rüdigern herbeiziehet, von welchen ersterer freilich gar nichts zu thun hat, als daß er

einmal das Heerhorn blasen läßt. Rüdiger freilich bethätigt sich nicht nur als Mitkämpfer, sondern auch sonst, z. B. als Bote nach Worms, auf das glänzendste. Aber dadurch ward nun unter die zwölf Berner Helden Verwirrung gebracht. Nur acht sind allen Bearbeitungen gemein, nämlich: Dietrich, Hildebrand, Wolfhart, Sigestab, Heime, Witeche, Ilsan, Dietleib. Die vier übrigen heißen bald Ortwin, Eckehart, Helmschrot, Amelolt; bald Hertnit, Eckewart, Rüdiger, Amelung; bald endlich Fruot, Rüdiger, Hartung, Dietrich von Griechen. Auch auf die rheinischen Helden hat das verwirrend eingewirkt. Gemeinsam sind allen Darstellungen: Gibeche, Gunther, Gernot, Sigfrid, Hagene, Volkher, Ortwin, Schrutan, Asprian; die letzten drei heißen in A B Pusold, Walther, Stuotfuchs; in D Rienold, Herbort, Stuffing; in C Pusold, Walter, Stuffing.

In der Wilkinasaga, nahm jetzt Professor Edman das Wort, findet sich Cap. 150—202 ein ähnliches Ereigniß geschildert; doch ist hier Dietrich von Bern, der seine Helden erproben will, der Herausforderer, nicht der Geforderte. Auch ist der Ausgang der Kämpfe ein billigerer, indem der Sieg auf beide Theile so ziemlich gleich vertheilt wird. Wenn Sie hören wollen, so erzähle ich Ihnen die Begebenheit.

Da Alle zu hören willig waren, begann der Schwede:

König Dietrich ließ sich und allen seinen Mannen ein prächtiges Gastmahl bereiten und entbot dazu die mächtigsten Männer seines Reiches und andere Häuptlinge, darunter König Gunthern und seinen Bruder Hagenen. Von dem letzten wird nun erzählt, wie er der Sohn eines Albes gewesen, und zwar eine zwiefache Sage. König Aldrian von Niflungaland, erzählt die erste, hatte eine Gemahlin, welche einmal berauscht in ihrem Garten einschlief und da von einem Albe bewältigt ward. Später kam er zu ihr und sagte ihr, das Kind würde ein gewaltiger Mann werden. Sie gebar einen Sohn, der sehr stark aber häßlich ward. Eines Tages fragte er die Mutter, warum er den Sippen nicht gliche? worauf ihm die Mutter seine Herkunft entdeckte. Zufälligerweise hörte dieß ein Weib, Aldrians Frilla (Geliebte), und die entdeckte ihm

alles. Hagene's ältester Bruder hieß Gunnar, der zweite Gernoz, der dritte Gisler und Grimild hieß ihre Schwester. — Die zweite Sage aber berichtet: König Irung in Niflungaland hatte eine Gemahlin Oda, die mit einem Alb den Hagene zeugte. Zu den obengenannten Söhnen kommt hier noch Gudzorm (der Guttorm der Edda) hinzu. Aldrian und Irung (ohne Zweifel der thüringische Iring, weshalb Grimhild in manchen Sagen „eines thüringischen Königes Tochter“[1] heißt) vertreten also den Gibiko oder Dankrat. Die Schilderung der Waffen der Helden und ihrer Schildzeichen übergeh' ich. — Da nun König Dietrich mit Freuden auf alle die Helden sah, die an seinem Tische saßen, und sagte, daß Niemand in der Welt ihnen gliche, sagte Herbrand, sein Bannerträger: „Du hast noch nicht die Stärke König Isungs und seiner Streiter, besonders Sigurds, versucht.“ Sogleich beschloß Dietrich nach Bertangaland zu reiten (das wäre Britannia, Bretagne, ist aber vielleicht aus Borgundaland entstanden oder absichtlich geändert, weil Gunther und Hagene hier auf Dietrichs Seite stehn), und alle seine Mannen folgten ihm. Nachdem sie viele Tage durch dichte Wälder geritten waren, kamen sie zu dem Bertangawalde, dessen Eingang der Riese Etger (deutsch Aziger), König Nordians Sohn, bewachte. Witeche gelobte, mit diesem die Sache abzumachen und tödtete ihn. Um die anderen zu foppen, bestrich er sich mit dem Blute des Riesen, ritt eilig zurück und rief: „Der Riese kommt, der Riese kommt!“ worauf alle bis auf Dietrich flüchteten. Als sie dann zürnten, besänftigte er sie durch das Versprechen, das Gold des Riesen mit ihnen zu theilen. So ritten sie denn weiter und schlugen bald darauf ihre Zelte vor Isungs Burg auf.

Sigurd erkannte aus der Burg die Schildzeichen und ritt unter fremdem Namen zu ihnen, daß er ihre Absicht erkunde. Dietrich sagte ihm die Fehde an, schenkte ihm aber ein Roß und einen Schild für Isung, welche der junge Amalung, Hornboge's Sohn, da das Looß ihn traf, hergeben mußte. Darüber war

[1] Auch Tochter eines Baiernherzogs heißt sie. Vgl. Deutsche Heldensage von W. Grimm, S. 301, 303, 305.

Amalung ungehalten, und er wäre dem Held gern nachgeritten, um beide wieder zu erkämpfen, wenn er nur ein Roß gehabt hätte. Da lieh ihm Witeche sein Roß unter der Bedingung, daß, wenn er es verlöre, er ihm sein ganzes Erbe in Winland abträte. Er nahm die Bedingung an, ritt nach, ward aber von Sigurd besiegt. Als jedoch Sigurd in ihm einen Verwandten erkannt hatte, gab er ihm sowohl das eigene als auch das Roß Witeche's zurück, verlangte aber, daß er ihn an eine Linde binde und den Seinen sage, daß er gesiegt und den Besiegten an einen Baum gebunden habe. Amalung that dieß, und alle glaubten ihm, nur Witeche nicht. Dieser bestieg sein Roß und ritt nach dem Baume, um durch eigenen Anblick sich zu überzeugen. Da Sigurd ihn kommen sah, riß er sich los und sprang den Berg hinan.

Nun folgt eine ausführliche Schilderung des Kampfes zwischen den eilf Söhnen Isungs und Sigurd auf der einen Seite und Dietrich und seinen zwölf Helden auf der andern. Da Isung selbst nicht kämpft, so hat der älteste seiner Söhne es mit zwei Gegnern zu thun. Die ersten fünf Helden Dietrichs, Heime, Herbrand, Wildeber, Eintram und Fasold[1] werden von den fünf jüngsten Söhnen Isungs besiegt und gebunden; Amalung dagegen siegte über den sechsten Sohn Isungs, der sich nun dadurch loskaufte, daß er Fasolden und Herbranden in Freiheit setzte. Hagene und Hornboge wurden wiederum von dem siebenten und achten Sohne Isungs besiegt und gebunden; Dietleib aber focht nun mit dem neunten Sohne Isungs bis die Nacht kam und die beiden Könige sie trennten. Am folgenden Morgen begann der Kampf wieder, Dietleib siegte und errang Hagene's Freiheit. Hildebrand und Gunther wurden vom zehnten und eilften Sohne Isungs besiegt und gebunden, aber nun trat Witeche gegen den eilften und ältesten Sohn Isungs auf und brachte es dahin, daß dieser mit der Freigebung aller Gefangenen sein Leben erkaufen mußte.

Nun war es an Dietrich, sich mit Sigurd zu messen. Sie kämpften zwei Tage lang, ohne daß einer den andern verwunden

[1] In der Deutschen Sage hat Dietrich Fasolden erschlagen, somit erscheint er da nicht unter seinen Helden. Vgl. unten Eggen Ausfahrt.

konnte. Während der Nacht verschaffte sich Dietrich das Schwert Witeche's, den Miming; Sigurd aber verlangte am Morgen des dritten Tages, daß Dietrich schwöre, er habe dieses Schwert nicht. Dietrich steckte das Schwert hinter sich in die Erde und schwur nun, er wisse nicht, daß Mimings Spitze oberhalb der Erde und sein Griff in Jemandes Hand sei. Der Kampf begann; aber Sigurd merkte bald, daß Miming seine Hornhaut durchschnitt und übergab sich an Dietrich. So ward Sigurd Dietrichs Geselle und folgte ihm nach Niflungaland zu König Gunther; vorher aber schenkte er seinem Verwandten Hornboge und dessen Sohne Amalung reiche Geschenke und brachte es dahin, daß Isung seine Tochter Falbiörg mit Amalung vermählte, worauf Dietrich und Isung als Freunde schieden. — Nun folgt die Vermählung Sigurds mit Grimhild und Gunthers mit Brunhild, die auf der Burg Seegard wohnt, wohin Sigurd Gunthern führt.

Diese Gestalt der Sage ist freilich alterthümlicher und schöner, als wie sie in unserm Rosengarten erscheint, sagte Irmgard, dennoch hat auch diese ihren Reiz, namentlich durch den grobkernigen Mönch Ilsan, der z. B. die Grimhild, als sie ihn küßt, mit seinem rauhen Barte blutig reibt, seine Brüder im Kloster mit den Bärten zusammen bindet und sie über eine Stange hängt u. s. w.

Sie haben recht, antwortete ihr Haspinger, und so will ich denn der Gesellschaft jetzt vortragen, wie dieser Mönch aus seinem Kloster zum Kampfe abgeholt ward.

Alle waren damit einverstanden, und so begann denn Haspinger:

Auf saßen da die Herren,[1] die Recken viel gemeit,
Herrn Dieteriches Reise[2] war manchem Manne leid.
Da huben sich die Herren gen Isenburg an die Fahrt,
wo der Mönch um Rosen heraus entführet ward.
Da ritt zu aller vorderst Meister Hildebrand:
Herr Dieterich von Berne kam ihm nach gerannt.
Schild und Speer führte[3] selbst der Degen hehr:
so that auch Meister Hildebrand; mit ihnen ritt Niemand mehr.

[1] Dietrich und Hildebrand. [2] Kriegszug. [3] Die Fürsten hatten sonst Schild- und Speerträger.

An dem fünften Morgen und etwas noch davor
gen Isenburg die Herren kamen an das Thor;
an wollt' eben stimmen der Mönch den Morgensang,
als Dietrich unter Schilde nebst Hildebrand zur Pforte drang.
Hildebrand da klopfte: „Bald nun laßt mich ein:
ich will in diesem Kloster ein Prediger auch sein!“
Der Mönch [1] da rief: „Wer klopfet so laut an unser Thor?
schaut hinaus geschwinde, wer nun halte davor!
Bringet mir meinen Harnisch und mein gutes Schwert,
was sie dann hie suchen, des werden sie gewehrt,
und meinen Helm, den lichten,“ sprach der Mönch Ilsan;
wollen den Mönch [2] sie zwingen, das wehr' ich, traun, ob ich kann.
Man bracht' ihm seinen Harnisch. Da sprach der Mönch Ilsan:
„Und wären ihrer dreißig, ich binde mit ihnen an;
mir breche denn in den Händen das gute Schwert mein,
wir wollen in dem Kloster von ihnen ungehudelt sein!
Schauet aus dem Fenster, wer vor der Pforte sei!“
„Herr, es ist ein Alter, er führt der Wölfe drei
im Schild und güldne Schlange auf des Helmes Dach.“
„Waffen! [3] das ist mein Bruder Hildebrand!“ der Mönch da sprach.
„Bei ihm hält ein Junger auf schnellem Rosse; traun,
er ist ein kühner Recke, mag ich recht ihn schaun.
er führt an seinem Schilde einen Löwen greulich.“ —
„Er mag es wohl vollbringen: das ist mein Herr Dieterich!“
Da trat vor die Pforte der Mönch Ilsan:
er trug ob der Brünne eine graue Kutten [4] an,
er trug ob den Beinen zwei dicke Hosen grau;
so trat er vor die Pforte und lugt' umher gar genau.
„Benedicite, Bruder!“ sprach Meister Hildebrand.
„Nun führe dich der Teufel, sprach der Mönch zuhand,
daß Jahr ein Jahr aus du reitest dem Streite nach.
Du möchtest bei Fraun Uoten lieber haben gut Gemach.“
„Ei wohl, wenn nur ich möchte, sprach Meister Hildebrand;
Grimhild die schöne hat nach uns gesandt,

[1] Ilsan. [2] Die Gesammtheit der Mönche. [3] Ausruf des Staunens.
[4] Graue Mönche heißen die Bernhardiner; sie tragen weiße Kutten und schwarze Scapuliere.

daß wir kommen sollen zu ihrer Hochzeit."
„Es scheint wohl, lieber Bruder, daß ihr alle Thoren seid.
Mich dünket, was soll ich's leugnen? Euer Treiben lächerlich.
Was irrt Euch denn zu Berne, mein Herr Dieterich?"
„Der König läßt dich bitten, sprach Meister Hildebrand,
daß du die Fahrt ihm leistest, die ihm gelobte deine Hand.
Du gabst ihm deine Treue, du schwurst ihm einen Eid,
hätt' er eine Heerfahrt, du wärest ihm bereit."
Da sprach der Mönch Ilsan: „Reisen[1] nicht ich mag,
doch da ich's ihm gelobte, wohl bekannt ist mir der Tag.
Bedrängt zu Bern Euch Einer, da fahr ich mit Euch hin,
gen Worms jedoch zur Reise, bereit ich nimmer bin."
Da sprach der alte Hildebrand: „Lieber Bruder mein,
brüderlicher Treue sollst du nun ermahnet sein.
Du kannst's im Briefe[2] finden, was uns die Maid entbot:
mir und meinem Herren ward Hülfe nie so noth."
„Helft doch eurem Bruder, sprach Herr Dieterich;
bleibt Ihr hier im Kloster, das steht traun Euch lästerlich."
Da sprach der Mönch Ilsan: „So will denn drein ich hau'n!
Ob ich zum Streite tauge, das mögt Ihr selbst nun schau'n."
Da zog er ab die Kutten, in's Gras er hin sie warf:
da stund der Mönch Ilsan gerüstet, wie's der Held bedarf.
„Was trägst du unter den Hosen?" sprach Meister Hildebrand.
„Was trag ich, lieber Bruder? Mein altes Sturmgewand!"
Der Berner da beschaute des Mönches Breitschwert:
„Eines guten Predigerstabes[3] seid Ihr wahrlich gewehrt:
Wem den Bann löset Euer Predigerstab,
das habt auf meine Treue, es folgt ihm in das Grab.[4]
Wüßten's die Burgunden, die edlen, dort am Rhein,
lieber als Euch beichten würden sie Ketzer sein."
„Wohl auf denn, sprach Mönch Ilsan, wir schaun des Rheines Fluß,
wir holen uns einen Rosenkranz nebst einer Jungfrau Kuß;
wir wollen Grimhild suchen mit manchem kühnen Mann,
der ihr von den Augen das Mies[5] wohl blasen kann.

[1] Heerfahrten. [2] Im Ladebrief der Grimhild. [3] Kreuz der Missionsprediger, hier Schwert. [4] Die Wunden nämlich. [5] Moos. „Der machen wird, daß sie hell sieht," ist der Sinn.

Sitzt ab eurem Rosse, viel lieber Herre mein,
beliebt Euch hier ein Imbiß, ich geb' Euch guten Wein.
Die Mönche tragen die Kosten, die hier im Kloster gehn:
die mögen kauen ihr Gerstenbrod; nach anderm meine Sinne stehn!"
Da berief zusammen der Apt die Brüderschaft, —
alle sie geboten über des Mönches Kraft, [1]
Da sprach der Fürst von Berne, der edle Dieterich:
„Lasset ihr nicht ihn wieder ein: ich zerstör' Euch sicherlich."
Da sprach der Apt: „Herr König, es ist nicht unser Recht, [2]
daß wir sollen fechten; das ziemt nicht Gottes Knecht;
wir sollen sein zu Dienste Tag und Nacht bereit
unserm Herrn und Schöpfer! drum laßt den Mönch ohne Leid!"
„Herr Apt, begann da zürnend der Mönch, so hört mein Wort:
beträfe diese Recken ein Leid am Rheine dort,
das wohl ich hindern könnte, ließet ihr mich gehn,
dafür müßten wahrlich die Brüder mir zu Buße stehn!"
Der Apt erschrak, er sagte: „Lieber Bruder mein,
wollt ihr vom Rhein mir bringen ein Rosenkränzelein,
so wollen eure Sünde wir büßen wahrlich gern,
da so gern ihr reitet!" Des lachte Dietrich von Bern.
Da sprach ein alter Bruder: „Sei Gott Dank und Lob!
er hat uns oft die Bärte geraufet hart und grob,
wenn wir thun nicht wollten, was er uns gebot.
Nun hat doch im Kloster ein Ende, hoff' ich, die Noth!"
Da ward zu Tisch gesetzet von Bern Herr Dieterich
und ihm gegenüber, das wisset sicherlich,
Hildebrand der Alte, der auserwählte Mann:
Herlich da zu Tische diente Mönch Ilsan.
Als das Mahl beendet war, da führte man her sein Mark, [3]
den Bruder Scheminges, [4] ein Roß groß und stark.
Da band an die Seite Ilsan sich das Schwert:
zorngemuth beim Griffe faßt' es flugs der Recke werth.
Da trat hin zum Apte der Mönch Ilsan:
„Lieber Herr, nun möcht' ich Urlaub gern empfahn;

[1] Der Einzelne im Kloster ist der Gesammtheit unterworfen. [2] Amt. [3] Roß; noch in Marstall, Marschalk (Roßknecht). [4] Scheming heißt Witiches Roß, Ilsans Benig.

wir müssen alle helfen dem edlen Dieterich."
"Ich erlaub' es gerne, sprach der Apt, sicherlich."
Flugs hieß Ilsan bringen seinen Schild und Speer,
womit in früheren Tagen gar oft er stund zu Wehr;
das gute Roß Benig der Recke überschritt.
Urlaub nahmen die Herren: in Freuden Ilsan da ritt.
Ihm folgte vor das Kloster mancher Klostermann;
alle nach sie fluchten dem Mönch Ilsan.
"Daß du dich hast geschieden von deiner Brüderschaft,
des werdest du erstochen, aber nimmer sieghaft!"

Zum Schluß der heutigen Unterhaltung nun noch zwei Bemerkungen:

Daß Hans Sachs in seiner Tragödie nur Dietrich und Sigfrid im Rosengarten kämpfen läßt, bezeugt keineswegs eine ältere einfachere Gestalt der Sage. Der Schauspieldichter konnte den Zwölfkampf begreiflich nicht gebrauchen; das, und nur das, bewog ihn zur Vereinfachung. Dieß ist die eine; wichtiger ist die andere. Aus der prosaischen Schlußrede zum alten Heldenbuche (erste Ausgabe ohne Ort und Jahr, zweite Ausgabe 1509) ergiebt sich nämlich, daß es im Mittelalter ein Gedicht müße gegeben haben, welches den zweiten Theil der Nibelungen, die Rache der Grimhild, an ein Rosengartenlied, aber ein ganz anderes, anknüpfte, an ein Rosengartenlied, welches Sigfrid durch Dietrichs Hand umkommen und in Folge davon die Grimhild ihre Rache nicht gegen ihre Brüder, sondern gegen die Wölfinge, d. h. Dietrich und seine Mannen, richten ließ. Daß kein Irrthum des Verfassers dabei stattfinde, geht aus einigen Angaben hervor, die keines der bekannten deutschen Gedichte kennt, die jedoch mit der altnordischen Niflunga- und Wilkinasaga übereinstimmen. Die Stelle lautet:

Als dem künige Etzel sîn Frau Heriche gestarb, dô nam er künig Gibiches tochter Crîmhilten, die vor des hürnen küniges Sîfrides wîb was, der von dem Berner in dem rôsengarten erschlagen ward. Daz müete Frau Crîmhilt gar sêre, und ward des Berners und aller

Wölfinge fiendin, die ûz der Hiunen lande[1] wâren. Dô gedachte sie einen bœsen fund, daz die Wölfinge alle erschlagen würden, und darumbe nam sie künig Etzeln, wan er was der rîchest und gewaltigeste künig. Darumb sie vermeinte, er möchte den Wölfingen wol widerstân, und machete einen grôzen hof und liez den ûz rüefen in alle land und verkünden allen helden: dô kâmen alle helde zuo hofe in die stat Ofen in Ungerland; daz selbe land was künig Etzels. Dô het sie heimlichen gar grôzen nîd und haz wider die Wölfinge ûz Hiunenlande, daz sie den hürnen Sîfrid iren man in dem rôsengarten erschlagen heten: Alsô gieng sie zuo Hagen von Troy und bat in, daz er die helde zuo ime næme und ein gereiz und hader anfienge, alsô daz die hiunischen helde alle erschlagen würden. Dô sprach Hagen, daz künde er mit keinen êren anfâhen; wære ez aber, daz ieman den strît anfienge, sô wölte er sîn allerbestez tuon. Dô nû frau Crîmhilt sah, daz Hagen wider sîne êre niht tuon wolte, dô het sie einen jungen sun von zehen jâren,[2] zuo dem sprach sie: „lauf, schlag Hagen an einen backen!“ Der knabe sprach: „welcher ist ez?“ Sie sprach: „ez ist der dort sitzet.“ Dô gieng der knabe hin und schluog in an einen backen. Dô sprach Hagen: „daz wil ich dir vertragen umb dîner kindheit willen; wære ez aber, daz du mich mê schlüegest, sô möchte ich dir ez niht vertragen.“ Dô was sie frô und sprach aber zuo dem knaben: „lauf und schlach in noch einmâl!“ Der knabe tet waz in die muoter hiez. Dô er in aber het geschlagen, dô stuond Hagen ûf und sprach: „daz hâst du niht von dir selben getân,“ und nam daz kind bî dem hâr und schluog im daz haubet ab. Dô sprang ieder man ûf, dâ einer, dâ zwêne, dâ drî, biz daz man ez in dem oberen sal und in der stat gewar

[1] Der Hiunen Land bezeichnet hier nicht das östliche Etzels, sondern im Einklange mit der Wilkinasage das Land Dietrichs, also ein südliches; daher hiunische helde = Wölfinge. [2] Diese ganze Begebenheit mit dem Knaben kennen nur nordische Quellen.

ward. Dô liefen die helde alle zuo samen und schluog ie einer den andern zuo tôde, ûzgenomen Hiltebrand, der errette sich sînes lebens mit schlegen, doch wurden im zwô wunden in daz haubet geschlagen. Dô was der Berner in der stat in einem andern hûse und wiste niht von den sachen, biz daz Hiltebrant verwundet zuo im kam und im die mære sagete. Dô lief der Berner balde und wolte besehen, waz der mære wære. Dô fand er fraun Crîmhilten zwên brüeder, die fieng er und band in alle viere zuo samen und gieng dô hinweg. Dar nâch kam frau Crîmhilt und fand ir brüeder alsô gebunden ligen. Dô lag ein schwert neben in, daz nam sie und schluog in beiden die haubet ab. Dô kam der Berner und wolte besehen hân die zwêne gebunden man: dô wâren in beiden die haubet ab geschlagen. Dô sach er fraun Crîmhilten vor im gân und ein schwert in der hand tragen; dô sprach der Berner: „ir habet den zweien die haubet ab geschlagen?“ Dô sprach sie: „ja.“ Dô nam der Berner daz schwert und schluog sie in der mitten enzwei. Alsô wurden gar vil helde erschlagen und reit der Berner und Hiltebrand hinweg.

Dieß ist in der That eine merkwürdige Darstellung, nahm Irmgard das Wort, als Haspinger geendet hatte. Da die Niflungasaga dem Verfasser sicher nicht bekannt war, kein deutsches Gedicht aber der Begebenheit zwischen Hagen und dem Sohne der Grimhild erwähnt, so muß ein Nibelungenlied, das sie hatte, noch im fünfzehnten Jahrhunderte vorhanden gewesen sein, obwohl sich davon keine Spur erhalten hat. Auch sonst noch weicht die Darstellung des Kampfes von der in unserem Nibelungenliede ab. Der Kampf erhebt sich in einem unteren Saale, so daß man das Getöse in dem oberen Saale hört. Dietrich ist gar nicht zugegen, kann also auch nicht Etzeln und Grimhild aus dem Saale führen, was, da sie hier Feindin der Wölfinge ist, auch überhaupt wohl nicht eintrat. Auch übergiebt er hier nicht die von ihm Gebundenen der Grimhild, sondern er geht einfach von dannen. Darauf kommt Grimhild, sieht ihre Brüder gebunden und tödtet mit eigener Hand

beide, während sie im Nibelungenliede nur Hagen tödtet, Gunthern aber zuvor tödten läßt. Freilich begreift man hier nicht, warum sie die Brüder tödtet, da sie ihnen ja hier nicht feind ist, nicht an ihnen, sondern an Dietrich den Tod Sigfrids zu rächen hat. Es wäre jedoch möglich, daß sie dieselben auf deren eigene Bitte tödtet, auf daß sie nicht in Dietrichs Gewalt bleiben, oder um sie der Schmach der Bande zu überheben, was auch ein alterthümlicher Zug wäre. Diese Ansicht wird vielleicht dadurch bestätigt, daß es heißt, Dietrich sei gekommen, die Gebundenen zu besehen, d. h. wohl: ihrer zu spotten. So begreift sich auch, warum Dietrich die Grimhild mitten entzwei schlägt, während im Nibelungenliede Hildebrand dieß thut, nach der Klage Hildebrand ihr das Haupt abschlägt.

Ihre Ansicht, meine Genädige, ist kaum zu verwerfen, erwiderte ihr der schwedische Gast. Was die Erzählung der Niflungasaga betrifft, so kann ich Ihnen sagen, daß ihre Darstellung von der deutschen doch etwas abweicht; Hagen tödtet den Knaben nämlich gleich nach dem ersten Schlage, und der Knabe trägt den Namen Aldrian, wie sein Großvater nach der Wilkina, wie wir sahen.

Auch die Verwundung Hildebrands ist hier eine andere als in dem Nibelungenliede, wo er durch die Brünne gehauen wird, sagte Graf Huno. Das ist zwar eine Kleinigkeit; aber hier haben auch Kleinigkeiten Gewicht. Hat sich denn aber wirklich gar kein anderes Zeugniß für diese Gestalt der Sage in Deutschland erhalten?

Ich weiß nicht, woher Staricius, der um 1660 lebte, die Nachricht hat, die er in seinem „Neuvermehrten Heldenschatze" S. 80 mittheilt, wo er von „Seifrieds Geschicht, zu Worms am Rathhaus von Alters her künstlich abgemalet und noch heutigen Tages zu sehen," handelt und dann fortfährt: So wird auch der Rosengarten daselbst, in welchem bei Seifrieds Zeit viel Helden erschlagen worden und er selbsten ums Leben kommen, außerhalb der Stadt noch heutiges Tages gezeigt. Hätte er seine Angabe, daß Sigfrid im Rosengarten erschlagen worden sei, nicht dem Nachwort zum Heldenbuche entnommen, so wäre ein Zeugniß

wenigstens, wenn auch ein spätes, vorhanden. Merkwürdig ist auch, was er hinzufügt: „Wenn auch Jemand in der Singschulen der Meistergesänge öffentlich daselbst die Geschicht vom hörnin Seifriede aus dem Kopf also aussingen kann, daß von den dazu bestellten Merkern kein Verslein ausgelöschet oder notiret wird, so wird ihm ein gewiß Stück Geld zu schuldiger Verehrung vom Rath der Stadt Worms, alter Gewohnheit nach, gereichet.“ Sollte demnach Einer der Herren, — ob man auch Frauen zuließe, weiß ich nicht, will es jedoch nicht bezweifeln, — sollte also Einer der Herren oder Eine der Frauen, das Stück Geld zu Worms erwerben wollen, so wollen wir ihm und ihr den besten Erfolg wünschen. Damit wollte der alte Herr Graf die Abendunterhaltung schließen, aber Irmgard sagte schnell:

Es mag sein, daß die Herren recht haben, welche eine so willkührliche Entstehung des Gedichtes vom Rosengarten annehmen, aber ganz unwidersprechbar erscheint mir die Annahme nicht. Mag auch die Verbindung der Rosengartensage mit der Sigfrid-Dietrichssage nur eine willkührliche sein; sie könnte doch ursprünglich ganz andere Namen, anderen Sinn und andere Bedeutung gehabt haben. Wer kennt nicht den in unserer Gegend noch hier und da im Lenze aufgeführten Kampf zwischen Sommer und Winter und ihrem Gefolge? Daß diese Frühlingsfeier früher viel weiter verbreitet war, beweisen nicht nur die erhaltenen Streitlieder, deren Strophen abwechselnd vom Sommer und Winter gesprochen wurden, sondern auch verschiedene Erwähnungen dieses Volksfestes in älterer Zeit. Könnte nicht ein auf den Kampf des Sommers gegen den Winter und dessen Besiegung durch jenen sich beziehender Mythus dem Gedichte zu Grunde liegen? Dadurch würde sich die Besiegung aller rheinischen (nördlichen) Helden, der Kämpfer des Winters, erklären, und die Ungerechtigkeit des Gedichtes wäre um so leichter erklärbar. Auch die Darstellung der Wilkinasaga widerspricht nicht, auch da sind Dietrich und seine (südlichen) Helden ja doch die Sieger, denn die von ihnen durch die Gegner gebunden werden, werden allemal wieder befreit. Das Binden scheint mir vielmehr gerade ein sehr sprechender Zug. Spricht man nicht von den Banden des Eises, des

Frostes? Und der Name Isung, bedeutet der nicht Sohn des Eises, d. i. Frost, Kälte? Ja es wäre denkbar, daß die Grimhild des Rosengartens ursprünglich eine von den Frostriesen geraubte und in Haft gehaltene Göttin war, eine Freyja, Frouwa, die die Riesen einst forderten für Thôrs Hammer, oder eine Idunna, die sie nebst ihren belebenden Aepfeln wirklich einst raubten. Mehr als diese Andeutungen will ich nicht geben; aber ich gebe sie, um mich für Ihre schöne Erklärung der Orendelsage, die mich immer noch freut, zu bedanken. Damit sei denn für heut geschlossen, da der Herr Graf bereits seinen Stuhl zu rücken beginnt.

Dritter Abend.

Diesen und den nächsten Abend, begann Haspinger, als Alle Sitz genommen hatten, haben wir uns mit Dietrich von Bern und seinen Kämpfen zu beschäftigen. Sie kennen ihn bereits aus dem zweiten Theile der Nibelungen, der Rache der Grimhild, wo ihm die Endentscheidung übertragen ward, wie er denn der Lieblingsheld der Süddeutschen war. Die Größe seiner Gesinnung, seine Alles zwingende, Alles beherschende Kraft tritt dort deutlich zu Tage. Bereits vernahmen Sie auch, daß der Dietrich der Sage mit dem ostgothischen Theodorich der Geschichte nichts weiter gemeinsam habe als Namen, gleichnamigen Vater und gleichen Wohnsitz. Wir haben es also hier nur mit einer Anlehnung der Sage an einen geschichtlichen Namen zu thun, keineswegs aber geschichtliche Ereignisse in der Sage zu sehen oder zu suchen. Auch ward Ihnen bereits kund gethan, daß in einem Theile der Dietrichssage, in seinen Kämpfen mit Lindwürmen, Riesen und Zwergen, der Held die Stelle eines Gottes, wahrscheinlich des alten Thonars, des Donnerers, vertrete, weshalb ihm denn auch der Feuerathem, d. h. der Blitz, beigelegt wird. Wenn eben dieses Feuerathems wegen dunkle Gerüchte, welche seiner hervorragenden Stellung halb die Sage deutlich auszusprechen sich scheut, ihn zum Sohn eines Albes oder gar des Teufels machen, so müssen wir uns nur erinnern, daß alle Götter des Heidenthums den Christen nicht als Gebilde der Einbildungskraft, als nichtige Wesen, sondern als Teufel gelten. Heißt er also ein Sohn des Teufels, so ist damit nicht mehr und nicht minder gesagt, als er sei ein Sohn Wôdans,

dessen Sohn Thonar ja des Blitzes waltet und der Hauptfeind aller Riesen, Zwerge und Lindwürme ist, weil eben diese die Mächte sind, welche dem Landbau, dem Thonar vorsteht, hindern. Wir wollen daher, da eine Scheidung durchaus nothwendig ist, zuerst die Sagen betrachten, in denen Dietrich als der siegreiche Bekämpfer solcher Ungethüme auftritt, und dann erst jene, in in denen er als Bekämpfer von Menschen in menschlichen Verhältnissen erscheint. Es ist bekannt, daß neben Dietrich von Bern auch noch ein Hugdietrich und ein Wolfdietrich in Sagen gefeiert wird. Die Gebrüder Grimm und Andere haben nun kein Bedenken getragen, es geradezu auszusprechen, daß alle diese Dietriche, weil sie so vieles gemeinsam haben, eigentlich einen und denselben Helden bezeichnen, und es läßt sich dagegen nichts sagen; dennoch ziehe ich es vor, die Sagen von den verschiedenen Dietrichen, da sie doch einmal als verschiedene Helden gegeben werden, hier auch als verschiedene zu behandeln, und zwar so, daß ich zuerst die Sagen von Dietrich von Bern und dann erst die Sagen von Hugdietrich und Wolfdietrich Ihnen vorführe.

Befolgen wir diesen Gang, so kommen zunächst in Betracht, 1) Dietrichs von Bern Vermählung mit der von ihm von schimpflicher Abgabe und Bedrückung befreiten Jungfrau Virginal, der Königin von Tirol, als dessen Oberherr Dietrich bezeichnet wird, oder Dietrichs erste Ausfahrt, auch Dietrichs Drachenkämpfe und Dietrich und seine Gesellen genannt, 2) die Besiegung des Riesen Sigenot, 3) Eggen Ausfahrt, 4) der Zwergkönig Laurin oder der kleine Rosengarten.

Dietrichs erste Ausfahrt nun ist ein sonderbares, kaum echte Dietrichssage enthaltendes Gedicht, das schwerlich früher als zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts zusammen geschrieben ward. Es ist in der dreizehenzeiligen Bernerweise oder auch Herzog Ernstston abgefaßt und hat in einer Handschrift 1097, in einer anderen nur 866 Strophen, ist also ziemlich umfangreich. Aber schon die Menge der darin vorkommenden, romanischen Durchgang

verrathenden Namen[1] beweist, mit welcher Art Gedicht wir es zu thun haben. Im günstigsten Falle ist es eine tiroler Riesen- und Zwergsage, die gleich dem Rosengartenliede nur dadurch in den Sagenkreiß Dietrichs gezogen ward, daß man die Namen Dietrichs und seiner Helden die ursprünglichen Namen vertreten ließ. Freilich bedachte der Verfasser nicht, der Dietrichs erste Kämpfe schildern wollte, daß dann er übel daran that, ihm Witichen und Heimen als Kampfgesellen zu geben, da Dietrich diese nur durch Besiegung zu Gesellen gewann, folglich schon früher gekämpft haben mußte, also hier nicht zum ersten Male kämpfen konnte. Wenn er also seinen Held Str. 32 selbst sagen läßt: „mir ist noch unbekant umb stürmen und umb strîten,“ so folgt hieraus, daß Witiche und Heime noch nicht seine Gesellen sein können. Hätten wir das Gedicht in reinerer Gestalt, falls es eine solche gab, so würde es wahrscheinlich für die deutsche Mythologie von Bedeutung sein; als Dietrichssage ist es unbedeutend, als Gedicht breit und weitschweifig. Nach dem Gesagten wird es genügen, wenn ich Ihnen den Inhalt kurz angebe.

Virginal, Königin von Tirol, lebt mit Jungfrauen und Zwergen in einem von fünf Riesen bewachten reichgeschmückten Berge. Einen dieser Zwerge, Elbegast, vertreibt sie, weshalb wird

[1] Virginal scheint zwar das lateinische virginalis, jungfräulich; dennoch könnte etwas wie firgen, ferguni, Berg, Gebirge, und nâl = nadel darin liegen, auch wenn Nadel dichterisch nicht die Schlange bezeichnet, wie Weinhold will. Aber wäre dem so, so entspräche nâl dem lind, d. i. Schlange, womit eine Menge weiblicher Namen (Förstemann verzeichnet 143) gebildet sind; âl, Aal, kommt in Namen nicht vor. Namen jedoch wie: Madius, w., Morilean, m., Corine, w., Lieberdin, Terjufas, m., Terlepin, m., Floris, m., Janibas, m., Malgeras, m., Posél, m., Rosilia, Porticilia klingen wenig deutsch. Die Gegner Dietrichs werden bald Heiden, bald Sarazine geheißen und deren Götter, wie immer in den höfischen Epen, die aus Frankreich stammen, Machmet, Apoll, Apollian, Tervigant, Mercurius genannt. Andere Namen, abgesehen von Dietrichs Helden, sind jedoch gut deutsch, wie Ortgîs, Bibung, Nitigêr, Sigram, Gêrwart, Rôtwin (Ruotwin?), Uelsenbrant, Wikram, Baldegrîm, Baldung, Giselbrant, Schiltwin, Strandolf. Manche sind mit Absicht gemacht, wie Vellenwalt (fälle den Wald), Velsenstôz, Bitterbûch, Felsenstrûch, Glockenbôz. Die Ortsnamen sind alle bis auf Orteneck undeutsch, z. B. Aron, Jeraspunt (vgl. Jaroslaw, Jaromierz) u. s. w.

nicht gesagt, samt Weib und Kind. Trauernd begiebt er sich zu Ortgis, dem Sohn des Heiden Terjusas, Königs von Arabien, der Frauen und Kinder zu verspeisen gewohnt war, so lang er lebte Er klagt ihm seine Noth und Ortgis verheißt ihm Rache an der Königin Virginal. Mit achtzig Riesen zieht er gegen den Berg der Königin, Jeraspunt, tödtet die fünf Riesen der Virginal und zwingt sie selbst zu einem Vertrage, in Folge dessen sie ihm nicht nur ihren kostbaren Kranz vom Haupte, sondern auch jedes Jahr eine ihrer Jungfrauen geben muß, welche er stets selbst abholt, sie im Walde mit seinen Hunden jagt und dann tödtet.[1] Deshalb wendet sich Virginal endlich nach Bern um Hülfe. Hildebrand bestimmt den jungen Dietrich mit ihm auszureiten und in Tirol jetzt seinen ersten Kampf zu bestehn. Dort im Walde bei einem Brunnen angelangt, vernimmt Hildebrand den Weheruf einer Jungfrau; er heißt Dietrichen sein hier warten und reitet fort um zu sehen, was das Geschrei bedeute. Da trifft er die Jungfrau Madius, die das Looß, an Ortgis ausgeliefert zu werden, dies Mal getroffen hat, und vernimmt ihre Noth. Während des Gespräches kommen die Hunde Ortgises und fallen die Jungfrau an; aber Hildebrand ergreift die Rüden, bindet sie mit den Schwänzen zusammen und hängt sie an einen Baum. Jetzt kommt Ortgis, beschilt und bedroht den Helden, wird aber nach langem Kampfe von ihm erschlagen. Die dankbare Madius will ihren Befreier sofort nach Jeraspunt zur Königin führen; Hildebrand aber sagt, er müsse seinen Herrn erst aufsuchen, hebt die Jungfrau auf sein Roß und reitet zum Brunnen zurück, wo indeß Dietrich Ortgises Begleiter, die ihn in Abtheilungen zu vier, acht, zwölf Mann anfielen, alle bis auf einen erschlagen hat. Jetzt kommt Hildebrand an, aber zugleich mit ihm auch eine neue Schaar Heiden. Vier und zwanzig derselben tödtet Hildebrand, und damit sind die Feinde beseitiget. Nachdem die Helden ein Roß für die Jungfrau eingefangen, reiten sie zusammen nach Jeraspunt; aber eh sie noch die Burg erreichen, sagt Madius, sie wolle voraus reiten und sie anmelden,

[1] Diese Jagd ist gleich der Fasolds in Eggen Ausfahrt.

auf daß sie würdig empfangen würden; sie möchten ihrer nur hier warten.

Nicht weit von dem Orte jedoch, wo sie harrten, lagen eine Menge junger Lindwürme in der Sonne; die Alten waren nach Atzung ausgegangen. Mit ihnen gerathen die Helden in Kampf und ihre Schläge sind so gewaltig, daß sie bis in dem Berg der Königin erdröhnen. Madius erzählt ihre Rettung und will sofort wieder zu den Helden reiten; Virginal jedoch schickt ihren Zwerg Bibung nach denselben und heißt ihre Jungfrauen zum Empfange der Erretter sich schmücken. Bibung reitet gerüstet hin und findet Dietrichen mit einem dreißig Ellen langen alten Lindwurme im Kampfe, während Hildebrand die junge Brut besteht, der nun auch der andere Alte zu Hülfe kommt. In seinem Rachen trägt er einen Mann, den er jetzt fallen läßt, um sich auf Hildebrand zu stürzen. Aber dieser bleibt Sieger. Als er nun zu dem Manne sich wendet, nennt dieser sich Rotwin (oder Randwin), Sohn Helferichs von Lune und der Partolape (d. i. Bardoleibe) von Tuskan, und so fand Hildebrand in ihm den Sohn seiner Muhme. Er nimmt ihn hinter sich auf das Roß und sieht sich nun nach Dietrich um; der aber stund noch in schwerem Kampfe mit dem Wurme an einem Bache. Sein Schwert war zerbrochen und so wehrte er sich mit Steinen. Auch er siegt zuletzt. Jetzt erschien Helferich selbst mit Gefolge, da man in seiner Burg Aron[1] den Kampf vernommen hatte. Erfreut über die Rettung des Sohnes führt er die Freunde nach seiner Burg, wo man sie wohl empfängt und Jungfrauen Dietrichs Wunden verbinden. Als sie bei Tische sitzen, kommt Bibung, entbeut die Helden zur Königin und reitet mit ihrer Zusage nach der Mahlzeit wieder von dannen. Nachdem Dietrich hier noch den Lieberdin (= Liubhardino) von Palermo, der ihn sucht, besiegt und dadurch zum Begleiter gewonnen hatte, bereiten sie sich zur Königin zu ziehn. Helferich und Rotwin schenkten dem Berner ein kostbares Schwert, ein Werk Wielands, und ein Hüfthorn und geleiten die drei Helden. Sie ritten durch

[1] Arona am Lago maggiore kann nicht gemeint sein, eher Longarone in Friaul.

Gebirge, Wald und Heide, und kamen zu einer Burg. Da kam ein Sarazene aus der Burg Ortneck und fragte, wer sie wären. Er erfährt das von Helferich und meldet es seinem Herren Janibas,[1] dessen Vater Ortgis Hildebrand früher tödtete. Verrath sinnend ladete er sie in die Burg, versperrte nach ihrem Eintritte aber sofort Thor und Brücke und ließ vier Löwen auf sie los, dem Kampfe selbst zuschauend. Als die Löwen erlagen, schrie der Herr: „pagocz gomy," d. h. Männer, kehrt an sie, und seine gerüsteten Burgleute fielen die Helden an. Aber alle wurden samt ihrem Herren Janibas erschlagen, obgleich sie ihre Götter anriefen und laut „Labracko," d. h. Wehe immer, schrieen. In der Burg fanden sie drei gefangene Christenjungfrauen, die die Königin Virginal früher hatte als Zins geben müssen, Rosilia, Porticilia und Potbrünne (oder Potrune, aber im Reim auf Künne, dennoch aber könnte es Baturûne sein), die jetzt frei wurden. Als sie nun hier ruheten, vermissen die Helden den jungen Dietrich. Der war nicht mit in die Burg geritten, sondern verfolgte einen Eber, den er früher aufgejagt hatte. Er erlegte ihn in einem Tobel und blies dann sein Horn. Das hörten die Helden, die ihn suchten. Aber bevor sie zu ihm kamen, brach aus einer Höhle ein grimmer, zwanzig Ellen hoher Riese hervor. Er hatte feurige Augen, ellenweiten Mund, schwarzes Gesicht, höckerichten Rücken und trug statt des Panzers Bärenfelle und statt des Helmes einen Lindwurmschädel. Dietrich kam durch ihn in Noth, aber ehe noch Hildebrand ihn traf, ward der Riese von ihm bezwungen. Dietrich schenkte ihm das Leben, stopfte ihm die Wunden mit Moos und hieß ihn den erlegten Eber tragen. So ritten nun die fünf Helden nebst den drei Jungfrauen nach der Burg Aron zurück, weil sie Virginals Berg zu finden sich nicht getrauten, und weilten, von Helferichs Gemahlin wohl verpflegt, daselbst vierzehen Tage. Bibung der Zwerg kommt abermals sie zu entbieten, und Helden

[1] Janibas scheint altes Janifaths. Mit faths, Mann, werden Namen gebildet, vgl. Caninefates schon bei Tacitus. Eben so scheint Terjufas, Terivas, Terjufaths von terjan, schädigen, doch könnten die Namen auch slavisch sein, wie die Worte pagocz gomy.

und Frauen brechen wiederum auf. Dietrich reitet voraus, um die Königin zuerst zu begrüßen, verirrt sich aber nochmals und kommt zur Burg Muter (: lûter).[1] Hier tritt ihm der Riese Wikram entgegen und auf Dietrichs Frage, ob die Königin hier wohne, sagt er ihm, hier wohne die Herzogin Rabina, die Gemahlin Nitigers. Als Dietrich, der nicht gerüstet ist, darauf zurückreiten will, schlägt ihn der Riese samt dem Rosse zu Boden und trägt ihn als Gefangenen auf die Burg, sein Roß aber geht ihm nach. Hier wird Dietrich von Nitiger gefesselt und in Haft gehalten. Während dieß geschah, gelangten Hildebrand und die Andern zur Königin Virginal. Sie werden wohl empfangen, aber da sie Dieterichen hier nicht finden, geräth Hildebrand in Sorge und Betrübniß. Helferich spricht seine Ansicht dahin aus, daß er wohl von einem der zwölf Riesen Nitigers gefangen und nach der Burg Muter geführt worden sei. Beide Helden beschließen in der Nacht, nach Muter zu reiten, um zu erfahren, ob Dieterich dort sei.

Der wird indessen gegen den Willen Nitigers schlecht verpflegt und muß in seinem Gefängnisse hungern, weil der Riese Wikram die für den Held bestimmte Speise immer selbst verschlingt. Nitigers schöne Schwester aber nimmt Antheil an dem jungen Recken, und als er ihr seinen Hunger klagt, sagt sie das ihrem Bruder, der darüber in Zorn geräth und dem Riesen Wikram drohet, ihn aus dem Lande zu treiben, wenn er solchen Unglimpf nicht lasse. Der Riese, unwillig darüber, klagt das seinen Genossen, sie beschließen Dietrichs Tod, und Wikrams Sohn Pisrandengruß will nächste Nacht die That vollbringen. Dietrich ist des Abends außerhalb des Verlieses und hat dem Steinwerfen der Helden zugesehn. Ein gewaltiger Stein liegt neben ihm. Als nun der junge Riese kommt und ihn tödten will, ergreift der gefesselte Dietrich den Stein und wirft damit den Riesen todt. Die Riesen stürzen jetzt gegen ihn, aber Dietrich ergreift des Todten Stange und vertheidigt sich. Das Getöse zieht den Herzog und seine Schwester herbei, und während er die Riesen beschilt, birgt sie den Helden in

[1] Mûtarun, Mautern, quae et Eparesburc, an der Donau, liegt doch wohl zu entfernt?

ein festes Gewölbe, daß er vor dem Grimme der Riesen sicher sei, und bespricht mit ihm, wie er befreit werden könne. Dietrich verlangt einen Boten an Hildebrand; die Jungfrau übernimmt das und der Bote wird nach Jeraspunt von ihr abgesandt. Auf die Nachricht, wie es mit Dietrich stehe, beschließt Hildebrand Dietrichs Helden aus Bern herbei zu holen. Bei dem Begräbnisse des Erschlagenen erheben die Riesen ein solches Klagegeschrei, daß Vögel und Waldthiere davon fliehen, Zwerge und Menschen sich entsetzen und des Himmels Einfall fürchten.

So reitet Hildebrand gen Bern und kehrt mit Wolfhard, Witichen, Heimen, Dietleib, Blödelin, Gerwart, Gernot, Reinold und Morilean (König von Ungarn) zurück nach Muter, wo er nun jedem der Riesen einen der Helden entgegenstellt. Dietrich hört den Kampf und freut sich; er bittet die Schwester Nitigers, ihm die Erlaubniß zu erwirken, daß auch er einen Riesen bestehn dürfe. Sie thut dieß und verschafft ihm auch durch Hildebrand seine Waffen. So reitet er zum Streite, erschlägt den zehnten Riesen und Hildebrand den eilften und letzten (denn einen hat Dietrich bereits getödtet). Nitiger nimmt darauf seine Burg von Dietrich zu Lehen. Auf dem Wege zur Königin Virginal müssen die Helden nochmals mit Lindwürmen und Riesen streiten, und nun erst gelangen sämtliche Helden zur Königin Virginal. Dietrich vermählt sich mit ihr und führt sie nach Bern.

Sie haben recht, nahm Irmgard, als Haspinger geendet hatte, das Wort, wenn Sie in diesem umfangreichen Gedichte nur eine erweiterte, mit der Dietrichssage sehr willkührlich verknüpfte tirolische Riesen- und Zwergsage erkennen wollen. Wollte man behaupten, daß der Vereiniger Alles, was zur Dietrichssage ursprünglich nicht gehört, nicht irgendwoher entlehnt, sondern selbst erfunden habe, so thäte man ihm wahrlich eine zu große Ehre an. Lassen wir den letzten Theil, die Gefangenschaft Dietrichs bei Nitiger, die ungeschickt angeknüpft und noch ungeschickter ausgeführt ist, hinweg, so braucht Hildebrand nicht nach Bern zu reiten und die Bernerhelden bleiben ruhig zu Hause. Ohnehin gehören Blödelin, Gerwart, Gernot, Reinold und Morilean nicht zu den Helden Dietrichs, denn Blödelin

gehört zu Etzeln, Gerwart zu Ortnid, Gernot zu den Rheinhelden, Reinold zu Ermenrich, und Morilean mag aus romanischer Sage genommen sein. Auch Nitigêr, der immer nur schilt, seine Riesen aber thun läßt, was sie thun wollen, eben so grundlos aber auch seiner Schwester nachgiebt, hat keine der Heldensage angemeßne Art zu handeln. Nicht minder ist die Theilnahme seiner Schwester für Dietrich sehr schwach begründet; Liebe ist es nicht, was sie antreibt, für Dietrich zu handeln; was sie eigentlich dazu bewegt, das erfährt man nirgends. Kurz, scheidet man dieses Stück aus, so erhält man eine in sich abgeschlossene, abgerundete Riesen- und und Zwergsage, und man braucht, um sie als selbständig erscheinen zu lassen, statt Dietrich und Hildebrand nur andere Namen zu setzen und dasjenige zu entfernen was nur gesagt ward, weil diese beiden Helden eingeführt wurden.

Sie haben das gut herausgefühlt, sagte Leodegar. In der That, die Anordnung der einzelnen Kämpfe mit den Riesen Nitigêrs durch Hildebrand gemahnt sehr deutlich an den Rosengarten, aber als unglückliche Nachahmung.

Und den Verfasser des Gedichtes, wie es jetzt vorliegt, schloß der alte Herr Graf, dürfen wir uns in der Nähe der Südslawen heimisch denken. Das wird schon durch die eingemischten slawischen Floskeln dargethan, und auch einige der gebrauchten Namen dürften slawisch sein, wie andere romanisch. Alles dieß weist auf eine Gegend hin, wo deutsche, slawische und romanische Sprache einander berührten.

Sie irren sich nicht, Herr Graf, sagte Haspinger; das Gedicht könnte in Steiermark oder dort herum entstanden sein. Merkwürdig ist es aber, daß Tirol, und nicht nur in dieser Sage, als ein Land geschildert wird, wo mehr Zwerge, Riesen und Lindwürme hausen als Menschen. Die Landstriche südlich der Donau, durch welche Westgothen, Wandalen, Alanen, Ostgothen und zuletzt Langobarden nach Westen zogen, erscheinen in den Sagen als menschenleere Wüste, was leicht eine Folge dieser Durchzüge sein mochte, die wohl die Bevölkerung mit sich fortrissen. So wird auch von dem Lande der Angeln gesagt, daß dasselbe nach dem Abzuge der

Angeln nach Britannien unbewohnt gewesen sei. Freilich begreift sich das von dem rauhen gebirgigen Lande hier im Süden eher, als von der fruchtbaren Ebene dort im Norden.

Aber wir wenden uns, denke ich, zu einem andern Gedichte, denn dieses verdient als Kunstwerk nicht eben besondere Beachtung, woran die gewählte Strophe, die jeden nicht ganz ausgezeichneten Dichter zu breiter Weitschweifigkeit und ewigen Wiederholungen verführt, nicht die kleinste Schuld haben dürfte, denn an diesen Fehlern leiden fast alle in dieser Strophe abgefaßten Gedichte, was ich hier gleich ein Mal für alle Mal bemerken will.

Nur eine kurze Frage noch, sagte freundlich lächelnd das Fräulein von Lunkhofen; Sie erwähnten vorhin die Bernerweise oder Herzog Ernsts Ton: was haben wir darunter zu verstehn?

Jedes Lied, gleichviel ob episch oder lyrisch, belehrte sie Haspinger, besteht aus drei Theilen: Wort, Weise, Ton. Mit Wort bezeichnet man den Gedanken nach seinem sprachlichen Ausdrucke, mit Weise die metrische Form, mit Ton die Melodie. Im Mittelalter war es keinem Dichter gestattet, seine Thätigkeit auf Wort und Weise zu beschränken, wie das heut zu Tage üblich ist, sondern jeder hatte zugleich auch den Ton, die Melodie, wonach sein Gedicht gesungen werden sollte, zu schaffen. Wenn daher die Dichter im Mittelalter mit der größten Strenge ihre Töne als ihr Eigenthum sich zu bewahren suchten und demnach jeden, der einen fremden Ton sich aneignete, d. h. zu fremder Melodie ein Lied dichtete, als einen Tönedieb öffentlich beschimpften, so dürfen wir uns darüber gar nicht wundern.

Herr Gott! rief da Berta aus, da wären ja fast unsere sämmtlichen Dichter Tönediebe.

Allerdings, lautete die Antwort Haspingers, wenn Ansicht und Gesetz des Mittelalters noch Geltung hätte. Auch wären wohl die wenigsten unserer heutigen Dichter im Stande, die Melodie zu ihren Gedichten selbst zu schaffen; denn ich glaube nicht, daß viele von ihnen sich auf musikalische Composition verstehn dürften, eine Kenntniß, die im Mittelalter jeder Dichter besaß und besitzen mußte. Da nun aber der Ton, die Melodie, von der Weise, der metrischen

Form, doch in mancher Beziehung abhängig ist, so kam es, daß man wohl Weise und Ton hie und da, wo es darauf nicht gerade ankam, für gleichbedeutend nahm. Die Töne aber erhielten alle von ihren Erfindern oder von Anderen Eigennamen, die im späteren Mittelalter oft sehr eigenthümlich und sonderbar gewählt wurden, wie Sie noch hören werden. Bei epischen Dichtungen nun ward Weise oder Ton, die man hier am unbedenklichsten als gleichbedeutend annahm, mit dem Namen des Helden bezeichnet, dessen Thaten darin gefeiert wurden. In unserer dreizehenzeiligen Weise sind nun aber eine Anzahl von Thaten des Berners, d. i. Dietrichs, und die wunderbaren Erlebnisse und Thaten des Herzogs Ernst von Schwaben, den Sie ja alle aus Uhlands trefflichem Trauerspiele kennen, besungen worden, und darum heißt sie die Bernerweise oder Herzog Ernsts Ton.

Besten Dank für die Belehrung, sagte das Fräulein von Lunkhofen; ach was sind wir doch für unwissende Geschöpfe, was das Alterthum unsers eigenen Volkes betrifft!

Da trösten Sie sich nur, wandte sich Graf Huno zu ihr; auch wir Männer, selbst die meisten unserer Gelehrten, die da genau wissen, daß die Augenbrauen des Polyphem schwarz und nicht dunkelbraun waren, und daß Helena ihr Kopfband zweimal um ihr schönes Haupt zu schlingen pflegte und nicht bloß einmal wie die Cassandra, oder daß die Tochter Jephtas zuerst auf dem linken Fuße und dann erst auf dem rechten hüpfte, als sie ihrem Vater entgegen tanzte, die Tochter der Herodias aber zuerst auf dem rechten und dann auf dem linken einherschwebte, als sie sich ihren Tanz mit dem Haupte des Täufers bezahlen ließ, selbst diese gründlichen Gelehrten sind in den Sachen des deutschen Alterthumes nicht wissender als Sie.

„Traun, ein trefflicher Trost, sich mit trüglichem Troste zu trösten,“

sagte da Gräfin Irmgard; aber jetzt, Verehrtester, gehn Sie weiter, wenn es Ihnen so gefällig ist, und Niemand anderweitige Frage zu erheben hat.

Wenn Dietrich und Virginal ein Gedicht ist, das nach seinem

Inhalte eine gewisse Verwandtschaft hat mit der britischen Mährchensammlung, dem „rothen Buche von Hergest“ (Llyfr coch o Hergest, by Lady Charlotte Guest, London 1842), und den darauf beruhenden altfranzösischen Romanen und ihren deutschen Bearbeitungen; wenn es also reich an, freilich schlecht verarbeitetem, Stoffe erscheint, so bietet dagegen das Lied von Sigenot eine sehr einfache Riesensage, deren Schauplatz ebenfalls wieder Tirol ist. Das Wildbunte, Mährchenhafte jenes Gedichtes fehlt hier ganz. Dort haben wir eine jungfräuliche Elfenkönigin mit einem ganzen Hofstaate von Elfinnen, Zwergen und Riesen, bedrängt von feindlichen Mächten, die dem Geiste der späteren Dichtung gemäß Heiden und Saracenen heißen, was eine Folge der Kreuzzüge war, aber befreit von einem Helden, der alle ihm den Zugang zu ihr sperrenden Feinde besiegt und endlich sie als Lohn seiner Thaten davonträgt; hier fehlt das weibliche Element ganz, nur zwei Riesen sind zu besiegen, und die Zwerge, von den Riesen bedrängt, erweisen sich den Helden hilfreich. Der Inhalt der Sage ist kurz folgender: Dietrich hatte, noch ein Jüngling, den Riesen Grim und sein Weib Hilde, welche ihn und Hildebranden anfielen, erschlagen und durch diesen Sieg seine kostbaren Waffen, den leuchtenden Helm Hildegrim und das scharfe Schwert Nageling nebst einer Brünne gewonnen. Seit dieser Zeit lauerte der Riese Sigenot im Felsgebirge Tirols auf ihn und Hildebranden, um seine von ihnen erschlagenen Sippen zu rächen. Das erfahren die Recken und Dietrich zieht aus, den Riesen aufzusuchen, Hildebrand aber gelobt ihm, wenn er nach acht Tagen nicht heimgekehrt sei, ihm nachzureiten, ihn zu befreien oder seinen Tod zu rächen. Dietrich wird, nachdem er zuvor einen Riesen getödtet und einen Zwerg befreit hat, von Sigenot besiegt und in eine tiefe Schlangenhöhle geworfen, daß er darin umkomme. Zur bestimmten Zeit erhebt sich nun Hildebrand, aber auch er wird von Sigenot besiegt und von ihm zu seiner Wohnung getragen, wo er ihn ebenfalls den Schlangen zu übergeben gedenkt. Als der Riese hinausgeht, eine Kette zur Fesselung zu holen, sieht Hildebrand Dietrichs Waffen an der Wand hangen, ahnet, daß er noch lebe, zerreißt den Strick,

womit er gebunden ist und erlegt nun mit Dietrichs Schwerte den zurückkommenden Riesen nach schwerem Kampfe. Das Getöse des Kampfes hat Dietrich gehört und er fordert seinen Freund nun auf, ihn aus dem tiefen Verliese zu befreien. Hildebrand durchforscht hierauf die Wohnung Sigenots, um eine Leine zur Rettung zu suchen, aber vergebens. Bei diesem Suchen kommt er zufällig zu dem Gemache eines Zwerges, der diesen seinen Berg an die Riesen verloren hat und nun ihnen frohnen muß. Hildebrand überrascht ihn im Schlafe, bemächtigt sich sein und verlangt von ihm zur Lösung des Hauptes, daß er ihm beistehe Dietrichen zu befreien. Der Zwerg, erfreut, daß die Riesen, seine Bedrücker, getödtet sind, ist dazu bereit und zeigt dem Recken eine lange lederne Leiter, deren sich Grim bediente, um auf den Grund der tiefen Höhle zu gelangen, und so wird denn Dietrich befreit und kehrt mit Hildebrand nach Bern zurück.

Ei, hier haben wir ja einen vollständigen und dazu durchsichtigen Mythus, nahm nun Graf Huno das Wort, schlicht und einfach, wie die guten Mythen gewöhnlich sind, ohne alle fremdartige Zuthat. Wir wissen, daß Thonar (Thôr) zur Winterzeit, wo ihm weder Blitze noch Donner zu Gebote stehn, machtlos seinen Feinden, den Riesen, gegenüber ist. Der nordische Mythus, der den Gott nicht so tief erniedrigen kann, wie die Sage den Helden, läßt nun zwar seine Waffe, den Donnerhammer Miölnir (Zermalmer), in die Gewalt der Riesen kommen, die ihn neun Rasten (Tagreisen) tief in der Erde verborgen halten, woher er nur durch List wieder zu gewinnen ist, was bekanntlich durch Lokis Hülfe zu Stande kommt; aber den Gott selbst giebt er nicht in die Gewalt der Feinde. Wenn dieß dem Helden in der Sage widerfährt, so ist das allerdings eine Vergröberung, aber eine, wie ich glaube, dadurch gerechtfertigte, daß der Held eben kein Gott ist. Dem entsprechend wird nun auch die List Lokis zur Kampfgewalt Hildebrands, die nur durch kluge Umsicht von der wilden Sturmkraft Dietrichs sich unterscheidet; denn Hildebrand ist überall der weise, kampferfahrene, lebenskluge Mann. Zwerge erscheinen im nordischen Mythus nicht; denn der Gott bedarf ihrer nicht, während der Held ihrer Hülfe nicht entbehren kann, wodurch ihre Einführung

gerechtfertigt erscheint. — Hier haben Sie meine Deutung der Sage, wenn sie Ihnen annehmbar erscheint.

Wie sollte sie das nicht, sagte Irmgard. Du bist, lieber Vetter, ein viel zu gewandter Erklärer, als daß wir es wagen könnten, Widerspruch zu erheben, zumal wo Deine Erklärung so einfach und so genau sich der Ueberlieferung anschließt. Freilich, im dreizehenten Jahrhundert hat man wohl keine Ahnung von diesem Stück Heidenthum mehr gehabt; damals war man zufrieden in Dietrich einen strenggläubigen Christen zu erkennen, der die Riesen einfach weil sie Heiden waren erschlug. — Aber ich wäre doch begierig, ein Stück wenigstens dieses Gedichtes zu vernehmen.

Ihrem Wunsche kann ich leicht genügen, erwiderte ihr Haspinger, wenn Sie mir nur erlauben, ein anderes Metrum, eine andere Weise zu nehmen, als das Gedicht des dreizehenten Jahrhunderts hat. Weshalb sollen wir uns auch durch die Wiederholungen und Weitschweifigkeiten, die die schwierige Bernerweise nothwendig hervorrief, den Genuß verkümmern? Wenn man im dreizehenten Jahrhunderte sich nicht damit nur begnügte, die Form der alten Sagen zeitgemäß umzubilden, sondern auch wohl den Inhalt selbst mehr oder minder umgestaltete, wovon Beispiele in Menge leicht vorzubringen wären, warum sollen wir heute noch eine unpassend gewählte Form festhalten, bloß weil sie früher einmal gewählt ward? Wir dürfen gewiß das gleiche Recht beanspruchen, das man im dreizehenten Jahrhundert unbedenklich in Anspruch nahm, wenn wir auch aus guten Gründen nie so weit gehn wollen, als man damals gieng, wo man eben nur Unterhaltung und nichts weiter bezweckte. Ich gebe Ihnen also den alten Inhalt in neuer Form. Bei den Epopöen der höfischen Dichter freilich, deren jede scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit ihres Verfassers zeigt, dürfte man nicht so verfahren, weil durch die Wahl einer anderen Form diese Eigenthümlichkeit sicher immer verwischt würde. Aber in der deutschen Sage haben wir es nirgends mit Dichtern, immer nur mit Gedichten zu thun, und zwar mit Gedichten, die Gemeingut des Volkes waren, wie das uns schon ein genauerer Anblick der Handschriften lehrt. So hören Sie denn:

In der Halle saßen Abends Dietrich einst und Hildebrand,
und es flog des Scherzes Rede wie der Geer aus sichrer Hand;
sprachen von so manchem Siege, den ihr kühnes Schwert erfocht,
freuten sich der reichen Kränze, die der Ruhm den Helden flocht.
„Wahrlich, sprach der alte Meister, mannhaft haben wir gekämpft,
und des Uebermuthes Prahlen immer noch mit Glück gedämpft;
aber keiner aller Gegner stritt wie Riese Grîm so grimm,
und sein Weib, die tolle Hilde, tobte mehr denn zwier so schlimm."
„Köstlich, traun, war's anzuschauen, lachte da Held Dieterich,
wie das Weib mit starken Armen unter'm Felsen drückte dich:
auf der Brust dir Hilde kniete, brünstiglich sie dich umschloß,
daß dein rothes Blut in Strömen dir das Streitgewand begoß.
Fast vergieng dir schon der Athem; keine List dir frommte ja,
jede Wendung war verloren; übel lagst du wahrlich da:
wie das Füchslein in dem Eisen strecktest alle Viere du,
bis mein gutes Schwert vom Rumpfe schlug der Riesin Haupt im Nu."
„Wahrlich, sprach halb schamvoll lächelnd Hildebrand, ich muß gestehn,
Wunder ist's, daß noch auf diesen alten Füßen ich mag gehn.
Aerger ward ich nie gedrückt noch: malme Donar ihr Gebein!
Heut noch schmerzt mir Hals und Rücken, denk' ich an den schnöden Stein.
Ungeschlacht ist all die Sippschaft. — Aber dürft' ich dir vertrau'n,
daß du deiner Gier nach Kampfe nur ein wenig wolltest staun,
spräch' ich dir vom größten Riesen, dessen Fuß das Land je trat:
nimmer noch der grimme Unhold einen Mann um Friede bat.
Furchtbar ist die Kraft des Thursen;[1] wohl bewahrt durch festes Horn,
blickt er voller Hohns auf Alle; schrecklich aber ist sein Zorn;
Roß und Reiter schlägt er nieder mit der Eisenstange Wucht:
Keiner zwang ihn noch, ja keiner rühmt sich auch nur heiler Flucht."
„Nenne, Hildbrand, mir den Riesen; den zu kennen treibt mich's sehr."
„Nein ich, sprach der alte Kämpe; nein, ich nenn' ihn nimmermehr!
Ja, wenn du versprechen wolltest, daß du nimmer in den Wald
rittest zu des Riesen Steinwand; — doch du rittest nur zu bald!"
„Magst dich fest auf mich verlassen, immer folgt ich, weißt du wohl."
„Schön du folgtest! ja, beim Himmel, der Gehorsam war oft hohl.

[1] Thurse = Riese.

Doch du könntest nimmer schlafen, hörtest du die Mähre nicht:
nun, so hör' denn; aber, König, denke fein an Wort und Pflicht!
Weißt du, Herr, wohl noch die Steinwand, wo du Grimen brachst den Grimm
und sein Weib, die Hilde, schlugst auch, die mit mir dort that so schlimm?
nun, dort haus't des Riesen Neffe, und er nennt sich Sigenot:
lange lugt er schon und lauert: beid' uns schlüg' er gerne todt.
Käm' ihm unser einer nahe, Leib dann setzt' er kühn an Leib;
denn er rächte gern den Oheim und das grimme Riesenweib."
„Nun so laß uns hin doch reiten; gönn' die kleine Lust ihm doch!"
„Traun, ich wär' ein Thor, sprach Hildbrand; wahrlich dieß nur fehlte noch!"
Aber denke, lieber Meister, traun, es wär' uns große Schmach,
wagten nicht wir hinzureiten, und man trüg' es lang uns nach;
alle würden Furcht es schelten; uns verhöhnten selbst die Frau'n:
und wär' halb von Stahl der Riese! jetzt will ich ihn mir beschau'n!"
„Dacht' ich's doch! Warum nicht schwieg ich! Jugend hat ja nie Verstand:
kaum berührt man ihren Hochmuth, flugs zum Schwerte greift die Hand!
„Aber Meister, alle Recken lachten unser, und nicht schlecht:
Jener höhnt uns, und wir zaudern ihn zu strafen: ist das recht?"
„Wärst du weise, bliebst du ruhig sitzen in der Halle da:
eines trotzigen Riesen Schmähung läßt sich leicht ertragen ja!"
„Meister, sprach mit Zorn da Dietrich, herlich hub mein Ruhm sich schon:
hätt' ich tausend Leben, alle wagt' ich dran um solchen Lohn."
„Nun, da muß ich traun beklagen, und es ist mir wahrlich Leid,
daß ich dir in guten Treuen von dem Riesen gab Bescheid;
aber bleibst du fest entschlossen, nun, so reit' ich mit dir hin;
wiß', und wär' es auch mein Ende, daß ich dort dein Rächer bin."
Freundlich sprach der junge König; „Nein du, treuer Hildebrand,
bleib du hier, ich übergebe deinem Schutze Leut' und Land.
Wohlbewahrt in deinen Händen, weiß ich, laß' ich Alles hier:
reiche Schwert mir, Schild und Brünne, samt des Helmes lichter Zier."
Als des Königes Sinn erfuhren in der Burg die schönen Frau'n,
daß er hin zu Walde wollte, mit dem Riesen sich zu hau'n,

alle kamen da gelaufen, alle kamen da gerannt;
Seufzer, Thränen, laute Klagen wurden viel dem Herrn bekannt.
„Mit dem Riesen willst du's wagen? klagte mancher rother Mund,
ach! da schauen unsere Augen dich wohl nimmermehr gesund!
Schone doch des jungen Lebens; gieb nicht so der Kampfwuth Raum:
wär's noch ein berühmter Recke, aber so begreift man's kaum!"
Tröstlich zu den holden Frauen sprach von Bern da Dieterich:
„Was denn klagt ihr? Seid doch ruhig! Schweigt und höret jetzt auf mich:
Und ob Eisenstangen fräße Tag für Tag der öde Gief,[1]
strafen will ich seinen Hochmuth, lauf' es grad' nun oder schief."
Als des Königes festen Willen nun erkannte Hildebrand,
hieß er flugs zur Halle bringen all das stolze Streitgewand;
reicht ihm selbst die güldne Brünne, setzt den lichten Helm ihm auf,
schnallt das Schwert ihm an die Lende, beut des Schildes Schirm ihm drauf.
Und es spricht dabei der Kämpe: „Nimmer bangte mir wie jetzt,
seit mich Dietmar einst, dein Vater, dir zum Meister hat gesetzt.
Folge, König, mir und lasse dich geleiten einen Mann,
daß er hier es könne künden, träf' ein Unfall dich im Tann."
„Hildbrand, sprach der junge Recke, dieß zum Zeichen laß' ich dir:
kehr' ich nicht in sieben Nächten, schlug des Todes Stunde mir.
Willst du Treue dann mir zeigen, Meister, dann o komm zum Stein,
räche meinen Tod am Riesen und bestatte mein Gebein."
„Das gelob' ich, sprach der Alte; seiner Eisenstange soll
dann der Riese nicht genießen, wär' er toller noch als toll!"
Damit schritten sie von dannen; Dietrich rasch auf Falken sprang,
daß die Brünn' an seinem Leibe laut und herlich ihm erklang.
Und die Recken und die Frauen folgten all' ihm bis zum Thor;
manche Zähre stahl sich heimlich aus den Augen da hervor.
„Kehrt zurück nun!" rief der König; „Hildbrand, du beschirme mir
Land und Leute, meinen Bruder Diethern auch befehl' ich dir!"
Zornig, als die stillen Thränen Wolfhart schaute, schalt er so:
„Nimmer, gieng' es nach den Weibern, würd' ein Recke Kampfes froh!
Laßt das Greinen! Wozu wären Fürsten, sagt es mir einmal,
wenn nicht ihren Ruhm zu bauen mit des Schwertes scharfem Stahl?"

[1] Gief, Thor, Narr.

„Wolfhart, sprach die junge Gerlind, geh! du bist ein harter Welf![1]
geh doch selbst den Riesen schlagen! keine kümmert's einen Schelf,
mag der Riese weich dich klopfen; allen ist es völlig gleich;
das nur würden wir bedauern, träfe nicht des Riesen Streich."
„Danke, Mühmchen, für die Wünsche; bist doch, traun, mir gar zu gut!
zeigte gern mein Haupt dem Riesen, gölt' es auch ein wenig Blut.
Sagt's, ich bitt' Euch, doch dem Fürsten! Seht, ich schließe Helmes Sturz
und gelob' es Euch, ich schmiede dort den langen Riesen kurz."
Lächelnd zu den stolzen Worten sprach von Bern der junge Held:
„Unerschrocken bist du, Wolfhart, und ein Mann im Waffenfeld;
aber diesen Riesen habe für mich selbst ich auserseh'n;
dir genüg' es an den Mähren dies Mal, was ihm dort geschehn!"
Damit grüßt der König freundlich Frau'n und Herren allzumal,
sticht sein Streitroß in die Seiten mit der langen Sporen Stahl.
Zierlich trabt er seines Weges, nur gefolgt von Hildebrand:
aber lange schaun den beiden nach die Frauen unverwandt.
Eine halbe Raste reitet Hildbrand neben Dieterich,
giebt ihm gute Kampfeslehren, wie man wehrt des Gegners Stich,
wie der Stange Schlag man meidet, wie der Keule Flug man hemmt,
und wie klug sich mindre Stärke großer Kraft entgegen stemmt.
Als er Alles wohl besprochen, beut ihm Dieterich die Hand.
„Kehr nun heim, getreuer Meister! Sei dein Wunsch mir Sieges Pfand!
Kehr nun heim, und meines Bruders Diethers pflege mir getreu,
daß der junge Held gedeihe, allen Feinden einst zur Scheu!"
Sprach's und ritt nun eiligst fürder. Rückwärts lenkt des Rosses Fuß
Hildbrand, aber seinem Herren oft noch nach er schauen muß.
Bald dann hemmt auf einem Hügel er des Rosses leichten Tanz,
folgt ihm mit den treuen Augen, bis ihm schwindet Helmes Glanz.

Hier können wir einen Halt machen, sollte Jemand eine Bemerkung vorzubringen oder eine Frage zu stellen haben, unterbrach Haspinger seinen Vortrag.

Zu fragen habe ich hiebei nichts, entgegnete ihm Irmgard,

[1] Welf, junger Bär.

allenfalls eine Bemerkung. Der alte Hildebrand nämlich, scheint es mir, tritt hier ganz in demselben Charakter auf, der ihm, wie wir sahen, im Volksliede von Hildebrand und Hadubrand gegeben ist. Wie dort den Sohn, so reizt er hier seinen Zögling zum Kampfe, obgleich ihn dazu jedesmal ein anderer Grund bestimmt. Galt es dort einer Prüfung des Sohnes, so gilt es hier einer Zurechtweisung Dietrichs, der sich seines Sieges über Grîm und Hilde überhebt und dem alten Helden mit jugendlichem Uebermuthe in die Erinnerung ruft, daß er ihn damals gerettet habe. Wenn nun diesmal Dietrich unterliegt und von Hildebrand gerettet wird, so hat der Alte ihm sowohl seinen Spott als auch seinen Dienst vergolten. Das ist schön ersonnen und wird, ich zweifle nicht daran, eben so schön ausgeführt sein. Dieß war meine Bemerkung. Habe ich damit mich geirrt, so bitte ich um Belehrung.

Da Alle die Richtigkeit der Bemerkung einräumten, fuhr Haspinger mit dem Gedichte fort:

Hin nach Norden ritt der Recke wohl zween Sommertage lang,
bis er kam an's Hochgebirge. Leicht war seines Rosses Gang.
Dort gewahrt' er auf der Heide einen hochgehörnten Elch,
Andre sind jedoch der Meinung, daß es war ein grimmer Schelch.[1]
Als er dieses Thier erblickte, sprach er: „Oft man hat gesagt,
windschnell sei mein Roß; wohlan denn, mit dem Elch dort sei's gewagt!"
Und er trieb sein Roß zum Sprunge: flüchtig über's Heideland
sprang es, trug den Held behende, bis er an dem Elch sich fand.
Doch der Elch war auch nicht träge, und so gab's ein Rennen hier,
daß man bei dem raschen Laufe Mann nicht unterschied noch Thier.
Nur ein einzig Wesen schienen wahrlich diese drei zu sein;
schien der Elch jetzt vorzudringen, holt ihn Dietrich gleich doch ein.
Endlich an des Elches Halse stätig unser Reiter ritt:
da vom Halse mit dem Schwerte schleunig er das Haupt ihm schnitt.
Aus da war es mit dem Rennen. Dietrich kniff des Rosses Ohr:
„Ja, mein Falk, du bist der schnellste, läufst selbst einem Elche vor!
Nie will dich von mir ich lassen, gebe keinem jemals dich;
denn auf dich, mein schneller Falke, kann man fest verlassen sich."

[1] Elch und Schelch, zwei Hirscharten.

Also spricht der junge Recke, und das Roß sieht klug ihn an,
wiehert, hebt den Fuß, als woll' es nochmals messen diese Bahn.
Doch von seinem schnellen Rosse jetzt der kühne Reiter saß,
ließ es grasen auf der Heide, und auch er sich nicht vergaß;
setzte sich zum Rosse nieder, zog hervor ein Stücklein Brot,
aß und sprach: „Jetzt möcht' ich fechten: käm' doch Riese Sigenot!"
Kaum hat er das Wort gesprochen, eh noch er sein Brot verkau't,
einen ungeschlachten langen rauhen wilden Mann er schaut.
Einen Zwerg an seiner Stange festgebunden trug er her:
Grimmig war des Mannes Anblick und er brummte wie ein Bär.
Als der Mann dem Helden nahte, rief der Zwerg: „Erbarme dich!
bist ein Recke du, so rette! Dieser will ermorden mich."
Dietrich griff sein Schwert behende, trat dem Rauchen in den Weg:
„Wilder, rief er, für das Zwerglein nimm den Elch und freien Steg!
Denn bei Gott und meiner Treue, lassen mußt du mir den Zwerg,
wärst du höher als der Baum da, dicker als dort jener Berg."
„Ei, du Fand, versetzte jener, was geht dieser Zwerg dich an?
Sei du froh, wenn ich dich ruhig lasse ziehen deine Bahn."
„Wohl denn, sprach der kühne Recke, nun so sei dir widersagt; [1]
mache deine Stange ledig und dann sei der Kampf gewagt."
„Hei! das soll dich bald gereuen!" sprach der ungeschlachte Mann,
band den Zwerg von seiner Stange, warf ihn weit von sich hindann.
Muthvoll war der Mann und dreiste, denn zu Leibes Schutz er trug
weder Helm noch Eisenringe, noch ein andres Kleid nach Fug;
nur daß langes Haar ihn hüllte von dem Haupte bis zum Fuß,
das gleich Nadeln von ihm starrte, steif und stramm und schwarz wie Ruß.
Nichts als seine Stang' er führte, doch die führt' er wahrlich gut,
wie man sah, als nach dem Held er jetzt sie schwang in grimmer Wuth;
doch auch Dietrich nicht sich säumte: kräftiglich sein Schwert er schwang:
leider mocht' es nicht ihm frommen, denn vom Haar stets ab es sprang.
Während Dietrich darob staunte, drasch der Wilde mutherfrischt
auf den Held, so wie der Bauer auf die volle Garbe drischt.
Dietrich staunte da nicht länger, sprang den Rauchen zornig an:
da ward von den beiden Streitern manch ein schwinder Schlag gethan.

[1] Es galt für unritterlich, einen zu bekämpfen, bevor man ihm Freundschaft und Frieden aufgesagt hatte.

Bald der Eine sank zu Boden, bald der Andre kam auf's Knie.
Klagend sprach der junge Recke: „Größre Schmach erlebt' ich nie,
soll von einem nackten Manne hier ich nun besiegt mich sehn;
trüg' er degenlich Geschmeide,[1] möcht' es spottlos doch geschehn.
Aber soll von einem Nackten ich verlieren meinen Leib,
billig mag in jedem Lande mich verlachen Mann und Weib."
Müde wurden endlich beide und sie kamen überein,
eine kurze Frist zu ruhen: beider Sorge war nicht klein.
In das Gras sich beide setzten, Dietrich aber Rede bot:
„Vieles ich von einem Riesen hört', er nennt sich Sigenot;
nun bist ungefüg' und stark du, Mann, und wahrlich groß genug;
mochte nimmer dich verwunden, was ich auch auf dich hier schlug.
Sage, kennst du diesen Riesen? oder bist du's selber gar?
Nimmer litt' ich stärkre Schläge, das bekenn' ich dir fürwahr."
Jener drauf: „Fürwahr, ich wäre nicht ein halber Sigenot:
stritte Sigenot mit dir hier, schlüg sein erster Schlag dich todt!
Einst, du magst es immer wissen, stritt ich mit dem starken Mann,
aber mir ergieng es übel: kaum ich da dem Tod entrann.
Traun, und waren meiner vierzig, alle hätt' erschlagen er:
er bezwang mich, und daß ihm ich diene, das ist sein Begehr."
„Wie? bestünd er deiner vierzig? sprach von Bern da Dieterich,
nun bei Gott! so weiß ich nimmer, wie da soll genesen ich!"
„Du? versetzte jener lachend, du kamst deshalb in den Tann?
Du willst Sigenoten zwingen? Das gieb auf, du dummer Mann!
Mich nicht einmal magst du zwingen! Schwach ist deines Schwertes Streich!
Hast genug du nun geruhet auf dem Rasen sanft und weich,
will ich flugs dir das beweisen." Damit hub der Nackte sich;
Muthig, wenn auch reich an Sorge, trat zum Streite Dieterich.
Doch eh sie den Kampf begannen, raunte leis' ihm zu der Zwerg:
„Schlag den Knauf ihm an die Schläfe, denn sonst schlägst du einen Berg."[2]
Dieser Weisung folgte Dietrich, und er that auch wohl daran:
that er anders hier im Streite, gieng' er jetzt des Todes Bahn.

[1] Ritterliche Rüstung. [2] Ein in vielen Sagen vorkommender Zug, daß Riesen und Zwerge durch den gewöhnlichen Gebrauch des Schwertes nicht bezwungen werden.

Her gesprungen kam der Wilde, schlug nach rechts und schlug nach links;
Dietrich aber auch gedachte jetzt des wohlgemeinten Winks,
nahm das Schwert zu beiden Händen, als den Wilden an er lief,
ließ es an den Kopf ihm klingen, bald von oben steil, bald schief.
Einem Ofen gleich er dampfte jetzt vor Eifer und vor Zorn,[1]
daß dem nackten Mann versengte seine Gluth das Haar von Horn;
schlug ihn auf die Heide nieder, warf sich auf ihn, stieß den Knopf
seines Schwerts ihm an die Schläfe, färbt' ihm roth und blau den Kopf.
So betäubt er denn den Nackten: Sehn und Hören ihm vergieng;
durch den Hals er dann vom Recken einen Schwertschlag noch empfieng,
der das Haupt vom Rumpf ihm trennte. Dietrich griff's am langen Haar,
band es an des Rosses Sattel: Sieges Zeichen ihm es war.[2]
„Wölfe mögen dich begraben, sei du selbst der Grabelohn!"
also rief, des Siegs sich freuend, noch in Zorne Dietmars Sohn,
setzte seinen Fuß dem Todten auf die Brust, und stieß ihn fort:[3]
wenn ihn Wölfe nicht besargten, liegt noch auf der Heid' er dort.
Freudig kam der Zwerg gesprungen, da sein Dränger deckt den Staub.
„Immer soll mein Dank dich zieren, rief er, wie den Baum das Laub!
Deine Hand mir, kühner Recke, fernte den gewissen Tod:
mich zu tödten hatte diesem anbefohlen Sigenot.
Tausend Zwerge, wiß es, dienten mir; wir bauten einen Berg:
da kam dieser hergegangen, fieng mir Zwergin weg und Zwerg:
meinen Berg er wollte haben: gute Wohnung er ihm bot:
Meines Bruders Eggeriches Berg bewohnt jetzt Sigenot.
Kaum noch hundert Zwerge leben mir: da wollt' ich selber sehn,
ob nicht Gold mir Friede schaffe: Leid ist da mir, Held, geschehn.
Er ergriff mich lachend, band mich an die Stange, nahm mein Gold.
„Dafür, rief er, will ich braten dich; ich bin dir wahrlich hold!
Roh dich sonst ich, traun, verkaute! — Deinen Berg jedoch den will
Sigenot für seine Freunde, darum schweig du davon still!"

[1] Dietrichs Feuerathem äußert sich. [2] Sitte des hohen Alterthums. Aus den Schädeln der Getödteten ward getrunken; später galt es schon für schimpflich, den Erschlagenen auch nur der Rüstung zu berauben (rêroup üeben). [3] Noch heute sagt man: seinen Fuß auf Feindes Nacken setzen.

Und so trug er mich zur Heide, — seine Küche hat er hier,
wo er seine Braten bratet, oder auch wohl kocht sein Bier.[1]
Aber wenn ich dich betrachte, Held, so wird mir wunderbar,
denn auf deinem Haupte trägst du ja den Hildegrîm[2] fürwahr!
Also bist es du, der Berner, der ihn Grîmen abgewann?
Um so mehr nur, Dietrich, freut mich, daß ich dir jetzt danken kann."
„Dietrich bin ich, und zum Danke, hoff' ich, wirst du zeigen mir,
wo ich Sigenoten finde, sprach der Held; ich dank' es dir.
Seine Mannheit hört' ich rühmen, schauen will ich, wie dem sei,
und, ja sollt' ich darum sterben, seines Ruhmes wird er frei."
„Nein du, kühner Held, entsage diesem unheilvollen Streit;
denn des Riesen grimme Stärke scheuen alle nah und weit.
Brauchte man doch tausend Wochen bis zu seinem Hause dort!
Hundert Recken ihn bestunden: keiner gieng als Sieger fort.
Komm mit mir zu meinem Berge, — Waldung, Berner, bittet dich, —
gebe Gold dir, Held, und Silber, und was sonst noch freute mich,
bunte helle Edelsteine und das beste Streitgewand;
ja mein Berg mit allen Schätzen diene, Recke, deiner Hand."
„Wahrlich, sprach der kühne Recke, wahrlich, du versprichst mir viel;
doch ich kann nicht; meinem Meister Hildebrand ich setzt' ein Ziel:
komm' ich heim nicht in acht Tagen, reitet Hildebrand dann aus. —
Wie dann sollte mein er spotten: schon dran denken macht mir Graus!
Darum weise mich zum Riesen." „Nun, so reit denn dort hinein,
sprach da Waldung, stets nach Norden; bald wirst du zur Stelle sein,
wo der Riese liegt auf Lauer: geb' ein Gott dir Heil und Glück,
aber, Held, ich fürcht', ich fürchte, heil nicht kehrest du zurück."
Also sprechend schied da Waldung, und der junge Recke gieng
hin zu seinem schnellen Rosse, das mit Wiehern ihn empfieng.
Bald im Sattel saß der Recke, und nun gieng es vogelschnell
auf der Heide hin; es strahlte Hildegrîm im Lichte hell.

Dietrichs Kampf mit dem Riesen Sigenot, der nun folgt, übergehe ich, um Sie nicht durch allzuviele Kampfschilderungen zu langweilen, unterbrach hier Haspinger seinen Vortrag. Die Gesinnungen der Menschen haben mit der Zeit sich geändert. Einst

[1] Die Riesen sind seit ältester Zeit Biersieder, daher auch die Herren des Kessels. [2] Hildegrim bedeutet Kampfmaske; der Helm war ein Werk der Zwerge.

konnten die Deutschen von Kämpfen nie genug hören; jetzt sind sie friedsam geworden, und den Einen ist der Schnupfen eines Fürsten, den Andern das Umfangmaß der Crinolinen der Frauen, den Dritten ein zerbrochener Ziegel irgend einer verrotteten Stadt Griechenlands, den Vierten endlich der Auf- oder Abschlag der Baumwolle, des Kornes oder der Erdäpfel wichtiger als die Kämpfe der alten Helden ihres Volkes. Nicht daß ich Sie in eine der genannten Abtheilungen bringen wollte; aber den Richtungen der Zeit entzieht sich Niemand ganz, und die Furia tedesca, vor der einst Italien zitterte, ist längst besänftigt. Heute lebt kein Heinrich von Kempten mehr. Genug, Sie wissen, daß Dietrich nach tapferm Kampfe besiegt und in das Wurmverlies versenkt ward, und daß Hildebrand seiner Zusage gemäß sich aufmachte.

Denn als nicht zu Bern sich zeigte Dietrich zur berahmten Zeit,
sprach der alte Held: „Mir ahnt es, schlecht bekam ihm dieser Streit;
und so muß ich auf mich machen, ihn zu retten, wenn ich kann;
solches hab' ich ihm verheißen, und sein Wort hält stets der Mann."
„Aber Alter, sprach Frau Uota, denkst du gar nicht an dein Weib?
Was, ach! soll aus mir dann werden, nimmt der Riese dir den Leib?"
„Nicht zum ersten Streit ich reite, sprach der Recke hochgemuth;
soll ich meinen Tod dort finden, hab' euch Gott in seiner Hut!"
„Was nur klagt ihr? sprach verweisend Wolfhart, der viel kühne Held;
lieber als auf Stroh ich sterbe doch fürwahr auf grünem Feld.
Und kommt er zurück als Sieger, freuen wir uns alle sehr:
darum, liebe Muhme, hindre du den Oheim mir nicht mehr."
Und mit diesem Wort dem Helden reicht' er dar sein Streitgewand.
Auf das Haupt den Helm Frau Uota selber ihrem Gatten band;
dann mit ihren treuen Armen sie umschloß zum Kuß den Held.
„Hei! rief Wolfhart, nun verloren ist der Riese dort im Feld!"
„Neffe, sprach Frau Uota lächelnd, dünkt ein Kuß dich also gut,
ei, so frei' dir doch ein Weiblein, die dich küßt mit holdem Muth!"
„Keine will mich, sprach der Recke, was ich dafür immer thu':
stets, will eine Maid ich küssen, kehrt sie mir den Nacken zu."
Alle lachten dieser Rede; schnell jedoch nahm Hildebrand
Schild und Geer und gieng zur Thüre, wo sein Roß bereit er fand.

All' ihm gaben das Geleite; Wolfhart aber muthig sprach:
„Kehrst du nicht als Sieger, Oheim, reit' ich dir als Rächer nach!"
Also ritt der Held von dannen und am dritten Tage kam
er zur Stelle, wo des Rosses seines Herren wahr er nahm.
Einsam gieng es, Gräser rupfend. „Wehe mir! sprach Hildebrand,
Dietrich liegt fürwahr erschlagen, da sein Roß ich also fand."
Von der Warte hatt' inzwischen auch der Riese Sigenot
bald erblickt den greisen Recken, der sich offen dar ihm bot.
Eilig kam er her gesprungen. Als ihn Hildebrand ersah,
sprang er rasch von seinem Rosse: wohl erwogen das geschah.
Und mit schnell gezognem Schwerte trat er ihm entgegen keck.
„Hast du meinen Herrn erschlagen hier in deinem Waldversteck?
Eilig sag' es, schnöder Laurer; sag' es, oder lebt er noch?
Wärest du noch dreimal größer, trifft dich meine Rache doch."
„Ei dein Herr, wer ist dein Herr doch? schnaubte Sigenot ihm zu;
nenne mir ihn, alter Musbart! und du selbst, wer bist denn du?"
„Dietrich, Dietmars Sohn, mein König heißt, ich heiße Hildebrand,
Herbrands Sohn; Bern ist sein Erbe, Garten [1] ist mein Heimathland."
Also sprach der alte Streiter. Höhnisch Sigenot da rief:
„Dietrich, wiss' es, meine Schlangen nährt im Wurmverliese tief;
dahin hab' ich ihn versenket, und du sollst mir auch hinein:
Unrecht wär' es, solltet nicht ihr beide dort vereinigt sein."
Und mit diesen Worten grimmig auf den Recken ein er sprang;
doch nicht minder muthig Hildbrand ihm die Freis' [2] entgegen schwang.
Hoch von seinen schnellen Schlägen sprang das Feuer in die Luft,
daß den ungeschlachten Riesen hell umlohte rother Duft.
Dennoch konnt' er nicht verwunden seinen Feind, wie hell er ließ
ihm sein Schwert am Leib erklingen, und wie schnell er nach ihm stieß.
Besser es dem Riesen glückte; denn mit einem Schlag er schlug
ihn zu Boden und zu Trümmern seinen Schild, den hoch er trug.
Bleib' ich liegen, ist's mein Ende, sprach zu sich der kühne Mann.
Da zu seinem Heil der Degen eine gute List ersann.
Auf er sprang und zu den Bäumen, wo sie ragten dicht geschaart,
zog den Streit der schlaue Kämpe; hier nun glaubt' er sich bewahrt.

[1] Das Land um den Gardasee. [2] Freise (Schrecken), Name von Hildebrands Schwerte.

Wenn ein Stangenschlag des Riesen gegen ihn gewettert kam,
dann er Baum um Baum bedächtig seinem Leib zum Schirme nahm.
aber wenn des Riesen Stange in den Grund die Spitze grub,
dann hervor aus seinen Bäumen Hildebrand zum Schlag sich hub.
Und so trieb's der schlaue Streiter eine gute Weile lang;
wie der Ries' auch zielen mochte, immer aus dem Streich' er sprang.
„Alter Langbart, rief der Große, du bist listig und gescheid:
daß ich auf der offnen Heide dich nicht habe, thut mir leid.
Aber frommen soll dir wenig deine Schlauheit, deine List,
ich beraube deines Schutzes wahrlich dich in kurzer Frist!"
Aus der Hand er warf die Stange, Baum um Baum er nieder brach,
und so baut' er um den Helden einen Hag auf allgemach.
Als der Recke sah, daß immer höher wuchs der dichte Hag,
fand das Ding er doch bedenklich. „Mit dem Schwerte nimmer mag
ich mich fürder schirmen, sprach er; was nun fang' ich Armer an?
Leider muß mit meinem Herren ich wohl gehn die gleiche Bahn."
Eingeschlossen stund der Recke, traun, von allen Seiten bald.
Der ihn treulich erst beschirmte, der verderbt' ihn nun, der Wald.
Hoch sein Haupt noch überragte dieser Zaun, und keinen Steg
sah er, der hinaus ihn trüge, denn verschränkt war jeder Weg.
Und als er begann zu klettern an dem Baumgewirr empor,
kam der Riese flugs gesprungen, gab ihm einen Schlag ans Ohr,
daß er rückwärts niederstürzte, und sein Schwert der Hand entglitt:
schlimmern Streit in seinem ganzen Leben nie der Recke stritt.
Als der Ries' ihn tief am Boden eingezwängt von Aesten sah,
jauchzt' er in der Lust des Sieges; nimmer liebers ihm geschah.
Ueber'n Baumwall bog hinunter sich der Lange, faßte dann
fest den erzgeschmückten Gürtel, riß empor den kühnen Mann.
Aus den Bäumen auf die Heide trug er ihn mit starker Hand,
warf ihn (eitel war sein Sträuben) nieder auf das öde Land.
„Nimmer siehst du Bern nun wieder, weder du noch Dieterich:
Schlangen haben ihn zerbissen, die zerbeißen bald auch dich."
Also sprach der grimme Riese; Hildbrand aber faßte Muth,
dachte: Noch vielleicht ja lebt er, und dann wird noch Alles gut.
Helf' ein Gott nur unser einem jetzt aus dieser großen Noth,
daß wir durch den wilden Riesen hier nicht beide liegen todt.
Hin zu Hildebrande lauernd nieder jetzt der Riese saß;
wie gefangne Maus der Kater ihn er mit den Augen maß.

Als ein wenig sich erholte nun der alte Hildebrand,
nahm er schnell zween lange Riemen und umwand ihm Fuß und Hand.
Mit der rechten Hand ergriff er bei dem Bart ihn weiß und lang,
über Achsel er behende ihn mit einem Rucke schwang;
hin zu seinem hohlen Steine trug er so den Recken werth:
in der linken Hand noch trug er seine Stange und das Schwert.
„Weh mir, Riese, rief der Recke, du verfährst mit mir nicht zart!
trag mich anders, laß aus deinen Krallen meinen grauen Bart!
Niemals trug an meinem Barte noch ein Held mich, wiß' es Gott:
hätt' ihn mir zu Bern geschoren, hätt' ich je geahnt den Spott!“
Höhnend sprach der wilde Riese: „Alter Knabe, thut dir's weh?
Nun, das freut mich! ist ein Tröpflein Leides aber nur vom See.
Daran magst du dich gewöhnen; bist einmal in meiner Hand.“
Bald nach diesem Hohne kam er hin zu seiner Felsenwand.
In sein Wohngemach den Recken trug er, in den hohlen Stein,
warf ihn hier zu Boden nieder, daß ihm krachte sein Gebein;
gieng hinaus dann, daß er suche Fessel noch und Eisenband,
drein den Helden jetzt zu schließen, ihm zu klemmen Fuß und Hand.
Während nun der Riese suchte, sah der Recke rings umher:
da gewahrt' er Pracht und Reichthum; niemals schaute größern er.
Von den Wänden blinkte leuchtend Gold und mancher Edelstein,
blaue, grüne, wasserhelle, rothe, gelbe, groß und klein.
Ein Karfunkel aber strahlte recht als wär' er Sonn' und Tag,
der ganz oben in der Spitze der gewölbten Decke lag.
Hinten an der Wand erschaut' er elfenbeinern Bettgestühl,
drauf die Riese, wollt er schwelgen, schlief auf weichem Lotterpfühl.
An den Wänden sah er Harfen, Rotten,[1] Geigen ohne Zahl.
War der Thurse wohl ein Künstler? Ei bewahr' uns! alle Mal,
wenn er sanft hier schlummern wollte, rief mit seines Hornes Klang
er zu sich ein Heer von Zwergen, das zu seinem Dienst auch sprang.
Diese schlugen dann die Harfen, strichen Rotten hoch und tief,
geigten süß und zart und sangen, während jener schnarchend schlief.
Und nicht durften ab sie lassen, bis er sich vom Lager hub.
„Fort zum Werk!“ dann schnaubt' er: jeder dann nach Gold und Steinen grub.

[1] Rotte (hruzdô, hrorta, d. i. Schwalbe), eine Art Geige.

Alberich, der Zwerge König, hatte dieses Haus erbaut;
aber seine Söhne hatten kurz als Herren sich geschaut.
Eggerich und Waldung mußten räumen ihm ihr Eigenthum,
und ihr Volk ihm mußte fröhnen ohne Dank und ohne Ruhm.
Als die Herlichkeit beschaute staunend Meister Hildebrand,
da gewahrt' er Dietrichs Brünne, Helm, Schild, Schwert auch, an der Wand.
„Bin ich thöricht doch und albern! staun' ich über diese Pracht:
wirft er mich zu seinen Schlangen, sprach er, hüllt mich finstre Nacht!"
Rüstig da mit allen Kräften sich der kühne Recke wand,
bis er beide Hände löste, brach entzwei das eine Band.
Bald auch nun und leichter wurden Band und Fessel abgestreift,
womit ihm der arge Riese beide Füße hatt' umreift.
Schnell in seiner Hand erglänzte der berühmte Ukisachs,[1]
der durch dicke Eisenbrünne schnitt, als wär' sie Wat aus Flachs;
nahm den Schild dann zu dem Arme, und so stund er kampfbereit,
eben als mit seiner Fessel kam der Riese lang und breit.
Ringsum ließ den Blick er schweifen, als er sein Gemach betrat:
da gewahrt' er denn des Recken, der nicht um Erlaubniß bat,
sondern stramm nach eignem Willen stellte sich auf eignen Fuß
und dem Wirth in seinem Hause bot jetzt ungastlichsten Gruß.
„Ha! wer wagte dir zu lösen meinen Riemen, den ich band?
doch es soll dir wenig helfen: sieh die Stang' in meiner Hand!"
Also brüllte wild der Riese, und mit zwiefach grimmer Wuth
schlug er nach dem alten Kämpen: doch der stund auf seiner Hut.
Hinter einer Säule barg er sein so schwer bedrohtes Haupt:
wenn ihn traf der Riese, hätt' er ihn des Lebens flugs beraubt,
denn er schlug aus dieser Säule große Schollen, lastenschwer,
die dem Held zur Seite fielen: so blieb seine Drohung leer.
Doch der Held ergriff behende dieser Schollen eine, warf
sie dem Thursen an den Schädel, daß es dröhnte schrill und scharf.
Mancher, traun, des Wurfs verdürbe; zwirbelt' selbst der Riese doch
einem Mühlrad gleich und fühlte, ob im Kopf' er hab' ein Loch.

[1] Ukisachs (Uokisahs, Schwert des Schreckens, auch Egisachs geheißen, was das Gleiche bedeutet) gewinnt Dietrich eigentlich erst von Eggen, weshalb das Schwert auch Eggensachs genannt wird. Dietrich hat es demnach hier nur durch einen Vorgriff, denn Egge lebt noch. Sein Schwert in diesem Kampfe heißt Nägling.

Doch sein Lederhut ihn schirmte: so nicht gab er darauf viel,
vielmehr sprach er zu dem Recken lachend: „Uebst auch du solch Spiel?
Spiel ist dieß der Riesenknaben; doch du kannst es kaum noch halb,
denn mit deinem Wurfe tödtest du noch nicht einmal ein Kalb.“
Also hatten sie zusammen einen ungefügen Sturm;
her trieb dieser, hin trieb jener: so sie kamen an den Thurm,
wo der Berner lag in Nöthen. Wohl da hörte Dieterich
Hildbrands Schläge; denn der Alte schlug sie stark und degenlich.
Als so Schlag auf Schlag des Alten in den tiefen Thurm erdoß,
ward des hart bedrängten Fürsten Freude munter, stark und groß.
„Wahrlich, sprach er, Hildbrand ist es, der getreue Meister mein,
und mir künden seine Schläge, daß er mir will Retter sein.“
Mit viel lauter Stimme Dietrich aus dem hohlen Steine tief,
als so Schlag auf Schlag er hörte, zu dem treuen Recken rief:
„Bist du's, lieber Meister? Wehre dich durch Gott, ja wehre dich!“
aber Hildbrand nicht vernahm es, denn sie stritten emsiglich.
Also grimmig beide schlugen, daß der Feuerfunken Brand
in den Stein hinunter saus'te. Dietrich hub zum Mund die Hand,
rief hinauf mit voller Stärke, daß den Ruf der Recke klug
hörte trotz der Wetterschläge, die der grimme Riese schlug.
Als den Ruf vernahm der Alte, ward er erst von Herzen froh,
nahm das Schwert in beide Hände, schlug, daß einer Garbe Stroh
gleich der Riese schien zu brennen und er ihm zu Füßen sank;
doch als er ihn tödten wollte, that er selber einen Wank.
Das erhielt des Riesen Leben dießmal noch; er sprang empor
hub die Stang' und schlug und streifte Hildebranden dicht am Ohr.
Allzulang gemessen hatte Sigenot den grimmen Schlag
auf den Held, der seit dem Wanke noch auf seinen Knien lag.
Ueber ihn hin schritt der Riese, weil den Hieb die Kürze brach,
etwas ferner stehn er wollte: da von unten auf ihm stach
Hildebrand mit seinem Schwerte eine Wunde spannentief,
daß das Blut in vollen Strömen aus des Thursen Leibe lief.
Aus dem Schwerte sprang der Riese; Hildebrand auch säumte nicht.
Während sich der Wunde wandte mit verzerrtem Angesicht,
sprang er hinter eine Säule; sich zu schirmen rieth ihm List.
Laut vor Schmerz der Thurse brüllte, dennoch gab er wenig Frist.
„Wissen möcht' ich, rief er grimmtoll, wer bei dir gewesen sei!
Hatte dich so fest gebunden, wähnte, traun, von dir mich frei;

hatte dich zerbläut, zerstoßen draußen, eh' dich ein ich fieng:
thöricht war ich, daß nicht dort ich an den nächsten Baum dich hieng!
Daß ich Ruhm an dir gewinnen wollte, kommt zu Schaden mir;
daß ich heim dich meinen Würmen trug, das reut mich, sag' ich dir.
Nie so schwer mich überladen ich von zweien Männern fand,
als von euch; bei meinem Haupte, schwer ward mir der Widerstand.
Dieterich mich fast verbrannte. Feuer spie sein Mund auf mich;
wenn ich meinen breiten Schild nicht nahm, erlag den Gluthen ich.
Eine List ich mir zu Gute seit erfand: mit ihm ich rang:
damit will auch dich ich zwingen, wie dort ihn ich damit zwang."
„Meinen Dietrich seh' ich wieder, rief der Meister, und mein Weib;
aber du mußt hier ersterben, dir benehm' ich hier den Leib!"
Als der Recke solches sagte, stund er achtsam nicht genug;
drum der Ries' ihm aus dem Helme schier die größte Scherbe schlug.
Eine Hand bequem man hätte wohl gelegt in diesen Schrot.
Hildebrand erschrak gewaltig, und fürwahr es that ihm Noth.
Größern Schaden konnt er fürchten; doch der ungeschlachte Mann,
weil er nicht erlegt ihn hatte, zu verfluchen sich begann.
„Recht ist, was ich hier erleide; recht ist, was nun kommt an mich!
Als ich dich gebunden hatte, hätt' ich sollen tödten dich!
Dennoch will ich dich nicht fürchten; dennoch mußt du liegen todt."
Und zu neuem Schlag die Stange hub der grimme Sigenot.
Doch er traf ihn nicht, den Recken, traf nur in den harten Stein,
hinter welchem sich der Schlaue barg, zu schützen sein Gebein.
Drei Schuh tief er in den Felsen schlug mit seiner Arme Kraft:
ringsum schwirrten Felsensplitter, doch die Stange blieb in Haft.
Als der kampfgewandte Meister sah den Riesen ohne Wehr,
nahm sein Schwert in beide Hände rasch der Held und trat daher;
stieß den Stahl ihm sonder Säumen in die alte Wunde tief,
daß das Blut in dicken Strömen ihm an seine Hände lief.
Auf ein Knie hin mußte sinken da der Riese Sigenot.
„Meinen Herren mußt du lösen oder vor mir liegen todt:
wähle zwischen diesen beiden!" rief der alte Hildebrand.
„Dietrich bleibt im Wurmverliese, sprach der Thurs' und hub die Hand.
Nach dem Recken griff er eilig, rächen wollt' er noch sein Blut;
Hildebrand doch wohlbedächtig blieb jetzt fein auf seiner Hut.
Da des Grimmen Sinn er merkte, er sein Schwert so kräftig schwang,
daß dem ungefügen Riesen weit das Haupt vom Halse sprang.

Als der Sieg hier war gewonnen, hub hindann sich Hildebrand
schleunig zu dem hohlen Steine, wo den Herrn von Bern er fand.
Vor den Schlangen und den Nattern er in großer Sorge lag:
greulich war der Dunst der Höhle, der empor stieg an den Tag.
Und hinunter in den Abgrund rief der Held nach kurzer Frist:
„Gern ich möchte nun vernehmen, wie du her gekommen bist;
bist allein aus Bern geritten, hattest Mannen doch genug,
die mit dir geritten wären: traun, du warst da wenig klug!
Burglehn hast du hier empfangen [1] und du sitzest kühl und gut
hier im Schatten; Fliegen saugen nicht, noch Mücken hier dein Blut.
Dietrich, ja, du hast empfangen, was noch immer der empfieng,
der aus raschem Muth des weisen Mannes Lehren übergieng.
Nimmer wolltest du mir folgen, was auch Gutes rieth mein Mund;
nun, du hast es, trag' den Schaden: war er doch vorher dir kund.
Ruhig laß ich dich denn liegen, wie mir auch geschehen mag:
wer dich in die Nacht hier senkte, hebe dich auch an den Tag!"
Schamvoll rief aus tiefem Schlunde zu dem Recken Dieterich:
„Nun, ein wenig misselungen ist mir's: was soll's leugnen ich?
Hast den Riesen doch erschlagen? — Noch ist mir der Leib gesund
trotz der Schlangen und der Nattern: hätt' ein Thor nur dieser Schlund!
Hilf mir aus dem schnöden Loche, lieber Meister, hilf mir doch!
will mein Leben lang dir folgen: traun, du weißt wohl Hülfe noch!"
„Gern ich hülfe, sprach der Recke, — seinen Lohn der Riese fand, —
wäre nur mir eine Leiter oder nur ein Strick zur Hand!
Doch wo soll ich einen finden, ich weiß weder wo noch wie;
in dem gottvergeßnen Walde keinen Menschen traf ich hie!
Wären nur noch ganz die Riemen, womit mich der Ungeschick — —
wart! ich suche!" Hin der Alte gieng, doch fand er keinen Strick.
Traurig kam der Recke wieder: „Nichts ich fand: die Nuß war hohl."
„Willst du meinem Rathe folgen, rief da Dietrich, geht es wohl:
Schneid in Streifen mit dem Schwerte, Meister, nur dein gut Gewand,
stricke dann es aneinander und gieb mir es in die Hand!"
Flugs zerschnitt sein Kleid der Recke, knüpfte daraus rasch ein Seil,
ließ es in den Schlund hinunter zum Gefangnen auf gut Heil.

[1] Eine nicht eigene, sondern nur als Lehen überlassene Burg; das gelehnte Recht, in einer Burg zu hausen.

Schnell ergriff das Seil der Berner. „Zeuch nun, rief er, allgemach!“
Hildbrand zog und zog, — doch leider bald das Seil in Stücke brach.
Als den tiefen Fall des Fürsten der getreue Held ersah, —
tief zurück der Berner stürzte; leider traun ihm nie geschah, —
rief er laut mit großem Harme: „Weh, daß je die Sonne mich
hier erblickte, lieber Dietrich, soll ich so verlieren dich!“
Und der Recke schlug zur Klage mit der Hand sich an die Brust.
„Mag ich dich nicht mehr erretten, ist mir todt der Erde Lust,“
rief er klagend. Dietrich hörte tief im Stein den Klageruf:
„Kehre heim, o Hildbrand, rief er; denn ein Gott mir solches schuf.
Käm' ich auch, du treuer Meister, käm' ich wieder auch an's Licht,
von dem tiefen schweren Falle möcht' ich doch genesen nicht.
Kehre heim zu Lande, Hildbrand, lieber Meister, denke mein!
Diethern, meinen jungen Bruder laß dir wohl befohlen sein!“
Hildebrand in seiner Trauer tiefer gieng er in den Berg,
suchend ein Geräth: da fand er schlafen einen wilden Zwerg.
Er ergriff ihn bei dem Barte, brach durch Schütteln seinen Schlaf,
„Helfen, rief er, mußt du, Kleiner; seist du Böcklein, seist du Schaf!“
Mit erschrocknen Augen schaute da den Recken an der Wicht.
„Was denn that ich dir, du Grimmer? rief er, schone mein Gesicht!
Gieb den Bart mir frei, dann rede: was verlangest du von mir?“
„Wenn ein Thor ich wäre, lachte Hildbrand, gäb' ich Freiheit dir!
Nein! du magst dein Haupt nur lösen, denn es liegt in meiner Hand.
Deine Hülfe mir gelobe, sonst trinkt hier dein Blut der Sand!“
„Ich gelobe, Held, dir Alles, sprach der Zwerg, nun gieb mich frei!“
„Sei's, sprach Hildebrand, so sehn wir, ob im Zwerg auch Treue sei!
Fahren ließ mit diesem Worte Hildebrand des Zwerges Bart.
Wahrlich, Recke, sprach der Kleine, du fährst sehr gewagte Fahrt;
sieht der Riese dich im Berge, dann ist's flugs um dich geschehn,
denn er pflegt in solchen Dingen durch die Finger nicht zu sehn.“
„Schweig vom Riesen, sprach der Greise, denn der sieht nun gar nicht mehr,
den erschlug ich.“ „Den erschlugst du?“ „Ja, denn er bedrang mich sehr.
Meinen Herrn, den Berner, warf er in sein tiefes Wurmverlies:
ihn zu retten trug mein Schwert ich über Steingeröll und Ries.“
„Dietrich in des Riesen Banden? rief der Kleine, Dieterich?
Er, der meinen Bruder Waldung jüngst befreite degenlich?

Komm! laß rasch uns ihn befreien; er hat wohl an uns gethan;
was ich kann, um ihn zu retten, leist' ich gerne, sonder Wahn!"
„Deinen Namen möcht' ich wissen, sprach der alte Hildebrand,
da du meinem Herren trägest holdes Herz und holde Hand."
„Eggerich bin ich geheißen, Alberich mein Vater hieß,
sprach der Zwerg; uns beiden Brüdern diesen Berg als Erb' er ließ.
Grîm uns seitdem unterdrückte und entriß uns unsern Berg;
knechtisch hier ihm fröhnen mußte Tag' und Nächte jeder Zwerg.
Dietrich hat ihn dann erschlagen; doch sein Neffe Sigenot
kam, und war uns Grîm gehässig; war uns dieser gar der Tod.
Aber komm jetzt, eine lange Leiter, Recke, zeig' ich dir,
die der Riese Grîm einst brauchte; wohlbekannt noch ist sie mir;
reicht bis auf den Grund der Höhle, ist von Leder stark und gut."
Beide schritten rasch von dannen: Hildebrand war froh gemuth.
Als der Recke da, der greise, diese gute Leiter sah,
ihm in seinem langen Leben Liebers wahrlich nie geschah:
hub allein sie auf die Schulter, war auch ihre Last nicht klein,
trug sie, wo der Fürst in Sorgen lag, bis an den hohlen Stein.
Ließ zum Grunde sie der Höhle, rief dann seinen Herren an:
„Nimm die Leiter, junger Degen, so gewinnst du freie Bahn!"
Daß da Dieterich nicht säumte, daran zweifelt Niemand wohl,
denn, als ihn das Licht bestrahlte, sah er aus wie grüner Kohl.
Als den Rand er nun erklommen hatte, sagte Hildebrand:
„Sei gegrüßt mir, junger Kämpe! Hier! ergreif nur meine Hand!
Sage mir, du schlimmer Wildfang, der du Streites hast begehrt,
hat der Riese Stand gehalten? Bist du Streites nun gewährt?"
„Sind wir heim erst, sollst du treulich Alles hören, Hildebrand!
Jetzt ist's nicht mir um's Erzählen. Meinen Dank für deine Hand!"
Also sprach der kühne Streiter, und mit einem raschen Schwung
schwang er sich aus seinem Grabe: niemals sprang er frohern Sprung.
Als nun fest auf seinen Füßen stund der junge Dieterich,
trat ihn an der Zwerge Herscher und begrüßt' ihn tugendlich.
„Sei willkommen, edler Dietrich, mir und meinem Bruder hier!
Dieser Berg ist nun dein Eigen, er samt aller seiner Zier."
„Diesem Zwerge magst du danken, sprach da Meister Hildebrand;
denn du bliebst in diesem Loche, bot er nicht die Retterhand."
„Schweig des Dankes! kühner Recke, sprach da König Eggerich,
denn du weißt, der edle Berner hat es längst verdient um mich."

Und ein Horn aus reinem Golde setzt' an seinen Mund der Zwerg,
dreimal blies er, und es hallte durch den Wald und in den Berg,
und es kamen aus dem Berge Zwerglein eine große Schaar,
König Waldung an der Spitze, alle schön und wunderbar.
Alle stunden still und sittig; doch auf Eggerichs Gebot
boten sie sich den zu Füßen, die sie freiten aus der Noth;
führten dann die beiden Recken in den Berg, so reich an Pracht:
da beim frohen Siegermahle tranken sie die ganze Nacht.
Als der Morgen nahte, huben sie nach ihren Rossen sich.
Gold und Edelsteine brachten Waldung jetzt und Eggerich.
„Zur Erinnrung, kühne Recken, sprachen sie, nehmt dieses an:
was wir sind und was wir haben, Alles ist euch unterthan!“
Und so schieden sie von hinnen, kamen auch gesund nach Bern:
Uota nun den alten Hildbrand küßte wahrlich zwiefach gern,
aber Wolfhart rief: „Mich ärgert's, daß nicht mehr im Loch Ihr liegt,
denn um Euch an's Licht zu bringen, hätt' ich eben auch gesiegt!“

Reich ist diese Sage nicht, nahm Gräfin Irmgard jetzt das Wort, weder an Ereignissen noch an Trägern derselben; aber die wenigen Charaktere, die sie uns zur Betrachtung bietet, sind scharf gezeichnet und strenge durchgeführt. Die Treue Hildebrands am Ende sühnt uns mit der Härte der Strafe, die er seinem Zöglinge aufzuerlegen für gut fand. Die Riesen sind ungeschlacht und vierschrötig, und zumal der erste, steifbeborstete ist etwas ungeheuerlich. Von der Gutmüthigkeit, die manchen Riesen sonst eigen ist, ist keine Spur hier; dagegen erweisen sich die Zwerge empfangener Wohlthaten eingedenk und den Helden hülfbereit. Freilich sind sie hier von den Riesen bedrängt und bedrückt, und stehn deshalb schon feindlich zu denselben; von ihrer Trugsucht, Hinterlist und Rachgier können sie daher auch hier nicht wohl Zeugniß geben. Uota ist ein gutes Mütterlein und Wolfhart ein kampffroher Kämpe wie überall.

Ich meine doch, daß Waldung Rachsucht zeige, entgegnete ihr Berta. Verräth er denn nicht dem jungen Dietrich, wie er seinen Gegner erlegen könne? Denn da er seiner Bande sich erledigt

sah, so hätte er, während die Gegner kämpften, unbehindert das Weite suchen können, wenn es ihm nur um Rettung zu thun gewesen wäre; aber er will Rache für die erlittene Unbill und so bleibt er.

Du irrest dich, erwiderte ihr Irmgard. Ich schreibe sein Verbleiben vielmehr seiner Dankbarkeit gegen den Helden, der ihn befreite, zu, und der verloren war, wenn Waldung sich entfernte und sein Wissen für sich behielt.

Sie haben Beide recht, nahm Haspinger wiederum das Wort. Rachgier und Dankbarkeit giengen bei Waldung eben Hand in Hand, und so läßt sich in der That nicht entscheiden, welche der beiden Regungen ihm Bewegrund seines Handelns war; es können leicht beide gewirkt haben.

Wissen Sie auch, Verehrtester, daß Männer, welche, wenn zwo Frauen sich streiten, beiden recht geben, sich den Dank keiner verdienen? fragte Berta, spaßhaft schmollend. Ich hoffte, Sie würden schirmend mir zur Seite stehn, wo Sie dann auf meinen Dank einen besonderen Anspruch gehabt hätten; so jedoch kann ich Ihnen nur für Ihre Verse danken, die allerdings ganz leidlich klangen und uns weder durch Weitschweifigkeit noch durch Wiederholungen gelangweilt haben, und das thu' ich denn auch mit diesem Knixe, und erlaube Ihnen dafür mir die Hand zu küssen.

Haspinger verneigte sich lächelnd und küßte die ihm dargereichte schöne Hand, dann fuhr er fort:

Ich gedachte zwar erst, jetzt gleich Eggen Tod folgen zu lassen, weil beide Gedichte, abgesehen von der Gleichheit ihrer strophischen Form, auch dadurch einen gewissen Zusammenhang haben, daß der Tod des Riesen Grîm, wie er hier zum Kampfe mit Sigenot die Veranlassung wird, so dort zum Lobe Dietrichs, welches Lob Eggen Neid erregt und dadurch den Tod dieses Helden herbeiführt. Allein da wir bereits schon geraume Zeit hier sitzen, so will ich Eggen Tod für den nächsten Abend zurücklegen; denn das Gedicht ist unermüdeter Zuhörer würdig, und dafür heute noch in Kürze und Schlichte den Laurin besprechen. Hier werden Sie Riesen und Zwerge in Eintracht und eben deshalb als Feinde der Helden erblicken. Der Schauplatz ist wiederum Tirol, der Kreiß der Helden

aber dem der Feinde angemessen erweitert. Wir haben von dieser Sage zwo Gestaltungen. Die eine zeigt uns ein Gedicht in der durch Mittelreim aufgelösten Nibelungenstrophe (die so genannte Hönweis Wolframs oder Hildebrandston), die andere ein Gedicht in kurzen Reimpaaren, der gewöhnlichen Form der höfischen Epopöen, aus einem Gedichte in sechszeiligen Strophen hervorgegangen. Beide schließen mit der Befreiung der vom Zwerge geraubten Jungfrau, so sehr sie auch sonst von einander abweichen. Endlich ist noch eine Fortsetzung der Sage erhalten, ursprünglich auch in der alten sechszeiligen Strophe abgefaßt, die uns die Lieder des zwölften Jahrhunderts bereits zeigten. Jetzt ist die strophische Form freilich stark zerrüttet.

Die älteste bis jetzt bekannte Erwähnung Laurins und seines Sitzes im „gebirge in Tiutschen landen und in der Walhen lant," d. h. in Tirol, findet sich im Wartburgkriege, einem Gedichte aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts; aber daselbst wird einer Sage von Laurin erwähnt, die mit unserer in keiner Beziehung steht. Woher Aventin, oder Joh. Turnmayr, wie er eigentlich heißt, seinen in der baierischen Chronik mitgetheilten Stammbaum Laurins habe, weiß ich nicht zu sagen. Er berichtet S. 36ᵃ· der Frankfurter Ausgabe von 1580: „Nach könig Adelger (der Held des in unserem Kreiße am fünften Herbstabende besprochenen Gedichtes) ist in das regiment getreten sein sohn, könig Lareyn; was in ehren und gewalt ein und fünfzig jar; von welchem wir noch vil singen und sagen; seyn alte reimen ein ganz buch voll von im noch vorhanden. Die von Tyrol am Oschland zeigen noch den harnisch könig Lareyns, und der gemein mann solt's gleich glauben, dass er's sei." — Dann folgt 36ᵇ·: „Nach könig Lareyn hat Teutschland verwalt drey und fünfzig jar sein sohn Ilsing, von dem man noch alte Reimen, der alten Teutschen, unser vorfahren, chronica, hin und herwider findet."

Unsere Gedichte haben den gelehrten Mann zu seinen Angaben nicht berechtigt, denn sie sagen von allem diesem kein Wort. Da er sich jedoch nur auf Gedichte beruft, so muß er andere, die

für uns jetzt verloren scheinen, gekannt haben; denn nackte Erfindungen dieser Art sind nicht seine Sache. — Steinhowell sodann macht, in der Vorrede zu der Chronik der vornehmsten Weiber von Boccaz, aus Laurin sogar einen Grafen Laurenz von Tyrol, „den man den starken Laurin nennet umb sein großen Reichthum und Macht, die sein Leut aus den Bergen graben, darumb sie auch Erdmännlein geheißen werden."

Diese Angaben, die ich Grimms Deutscher Heldensage entnehme, lehren 1) daß man die Sage als Geschichte zu verwerthen suchte und 2) daß die Sage von Laurin weit reicher war, als wir sie jetzt kennen. Doch nun zu der uns erhaltenen Sage, die ich zuerst nach dem strophischen Gedichte, das sie einfacher und reiner bietet, mittheile. Sie lautet:

Zu Bern saß Dietrich mit seinen Helden, von denen fünfe Recken, die anderen gewöhnliche Menschen waren. Die fünf Recken hießen: Hildebrand, Wolfhart, Dietleib, Witeche und Wolfdietrich (der fünfte hieße besser: Heime). Einst ritten Dietrich und die fünf Recken vor die Stadt hinaus und erfreuten sich an den Rosen, die rings umher blühten. Da sagte Hildebrand, er wisse einen schöneren Rosengarten; aber der dessen pflege, bringe Helden in Noth. Auf der ganzen Erde sei kein schönerer Garten zu finden. Er sei eine Meile lang und eine halbe breit und in ihm sei es immer Tag durch die Karfunkel, die darin seien. Eine Meile weit vom Garten, den ein goldener Faden umschließe, rieche man den Duft der Rosen. Des Gartens Herr sei älter denn vierhundert Jahr, und er tödte jeden, der ohne seine Erlaubniß denselben betrete. Dietrich wünschte sogleich, den Namen des Herren zu hören, da er keinen so reichen und edlen Fürsten kenne, und wo sein Land gelegen sei. Hildebrand sagte ihm darauf, der Herr heiße Laurin, aber er habe nichts auf der Erde oben als den Garten; im Innern der Erde jedoch habe er mehr Silber, Gold und Edelsteine als der reichste König; er lebe sammt zwölftausend Zwergen, seinem Hofgesinde, in einem hohlen Berge. Wolfhart meinte, Laurin habe Hildebranden wohl reich gemacht, daß er ihn so hoch lobe. Wäre es aller Wille, so ritten sie hin, die Herlichkeit

mit eigenen Augen zu beschauen. Dietrich stimmte bei und bat Hildebranden, ihnen den Weg zu zeigen; aber der Alte sagte: er wolle lieber in Bern in Ruhe weilen. Als nun auch Dietleib bat, sagt er: Ihr wollet nicht mit Gemache leben. Kenntet ihr die Zwerge, wie ich sie kenne, ihr ließet diese Reise. Manchen Held haben sie schon in Noth gebracht, und Laurin weiß Alles, was er wissen will. Kommt ihr in den Garten, so ergeht es euch sicher übel. Nur dreier Spannen lang ist Laurin, aber sein Halsberg ist eitel Gold. Wie der Mond leuchtet er, wenn er daher geritten kommt; wohl eine Meile weit sieht man den Glanz.

Dietrich und Witeche versprachen darauf keine Ungebühr zu üben, und so erklärte sich denn Hildebrand bereit, sie zum Garten zu geleiten. Sofort ritten sie denn hin. Als sie aber den Garten erblickten, sagte Wolfhart, jetzt brauchten sie Hildebrands Geleit nicht fürder, und sie wollten den Garten des übermüthigen Zwerges schänden. Dietleib und Witeche stimmten dem bei; zuerst wollten sie das goldene Thor zerbrechen und dann ihre Rosse im Garten alles niedertreten lassen; Dietrich aber sagte, er gönne ihnen die Lust, auf daß er nur auch Laurinen hier zu Gesicht bekomme. Wolle der es rächen, so wolle er selbst ihn bestehn. Hildebrand beschalt sie ihres Uebermuthes halber und weil sie ihn hintergangen hätten; auf die Bemerkung eines der Jünglinge aber: ihre Rosse hätten Hunger und den sollten sie hier stillen, ritt Hildebrand zornig eine Meile weit zurück. Als er aus ihrem Gesichte war, sagte Witeche, er wolle jetzt das goldene Thor öffnen. Er nahm also einen weiten Anlauf, sprang und stieß mit dem Fuße dagegen; aber das Thor blieb verschlossen. Eben so vergeblich war es, als drei daran sprangen, und erst als alle fünfe anliefen, sprang das Thor aus den Angeln. Duft und Glanz kam aus dem Garten, der alle erquickte; aber sie giengen hinein, und zerschlugen und vertraten Alles, zogen ihre Rosse in den Garten und ließen sie weiden, aus Zorn über Laurins Hochfahrt.

Nun wahrlich, unterbrach Berta hier den Vorlesenden, die Recken hätten ihren Zorn diesmal besser wider sich selbst gewendet; was hatten sie den kostbaren Garten so muthwillig zu zerstören?

Vergessen Sie nicht, mein Fräulein, daß Laurin herbeigerufen werden soll und nur dadurch herbeizurufen ist, erwiderte ihr Graf Huno.

Wir finden allerdings ein solches Verfahren roh, sagte Baron Wilmar; aber im Mittelalter sah man die Sache anders an. Laurin will selbst, daß sein Garten zerstört werde, auf daß er Gelegenheit erhalte, seine Stärke und Ueberlegenheit zu beweisen. Sie erinnern sich wohl an die sogenannten Abenteuer in den höfischen Epopöen, z. B. an den berühmten Brunnen im Walde Brezillan, um den sich Alles in Hartmanns Iwein dreht. Wenn man die daneben befindliche Steinplatte mit Wasser aus dem Brunnen begießt, so entsteht ein Unwetter, welches die ganze Gegend verhagelt, und dann erscheint der Graf Alliers, der Herr des Brunnens, um Rache zu üben und für sich selbst Ruhm zu erwerben durch Besiegung des Ritters, der den Stein zu begießen gewagt hatte.

Sie urtheilen ganz richtig, nahm der alte Graf das Wort, und ich muß gestehn, daß mir der Garten des Zwerges besser gefällt als der Brunnen des Grafen. Die ganze Brunnengeschichte im Iwein ist für uns eine Ungereimtheit, was der Garten Laurins nicht ist. Die ursprüngliche Bedeutung des Brunnens ist eben im ritterlichen Iwein ganz und gar verwischt, und so erscheint uns die ganze Geschichte thöricht.

Haspinger las weiter:

Als der Berner die Verwüstung sah, sagte er: Wahrlich, giebt mir Gott einen Garten, ihr kommt mir nimmer darein. Ihr könnt die Garten bauen, daß sie nie mehr tragen; solche Gärtner habe ich in meinem Leben noch nie gesehen. — Witeche war indeß aus dem Garten gegangen. Da sah er einen hellen Glanz daher kommen, und er berief sogleich die Andern aus dem Garten zu sich. Seht, sagte er, da kommt fürwahr ein Engel daher! Ja, erwiderte ihm der Berner, es scheint Sanct Michael zu sein.[1]

[1] Neben Sanct Georg Schutzpatron der Ritterschaft und deshalb oft ritterlich gerüstet abgebildet.

Wenn es nur nicht Laurin ist, meinte da Dietleib; laut aber rief Wolfdietrich: Bindet eure Helme auf! Der da auf uns zureitet, trägt uns Haß.

Laurin war es, der zornig daher sprengte. Er führte in seiner Hand ein blausammetenes, reich mit Gold gesticktes Banner. Goldene Ringlein hiengen daran und in ihm stunden zween laufende Windhunde. Die Stange aber, die er in der Hand hielt, war von Silber. Als er so auf die Helden zuritt, kam auch Hildebrand wieder herbei. Auf dem Haupte trug Laurin einen Goldhelm mit reicher Krone, darinnen Vögel saßen und durch Zauberkraft sangen; auch schmückte sie eine Menge buntfarbiger, hellstrahlender Edelsteine. Dieser Helm war ein Meisterwerk der Zwerge, und gehärtet in Drachenblute, daß weder Schlag noch Stich ihm schaden mochte. Dreizehn ganze Jahre hatten acht Zwerge an Laurins Harnisch gearbeitet; nur Ortnides Brünne war gleich gut. Gleich vollkommen war sein Schild, dreifach, so daß ein Fach ob dem andern lag. Rich der Zwerg hatte drei Jahre daran gearbeitet. Auch im Schilde liefen zwei Windhunde, daran man des Landes Herren erkannte.[1] — Nicht minder herlich war sein Schwert; keines kam ihm gleich. Sein Griff allein war mehr werth als ein Land, und das Ortband an der goldnen Scheide ein Carfunkel. Kostbar war auch sein Sattel, und eine schwere goldgestickte Decke hüllte sein Roß bis fast auf die Füße ein.[2]

So kam er ritterlich daher und meinte Niemand zu weichen. Noch hatte er drei Stücke bei sich, von denen unter allen Helden im Garten nur Hildebrand Kunde hatte. Das eine war ein Ring, davon er sieghaft ward; das andre ein Gürtel, der ihm die Kraft von zwölf Männern gab; das dritte ein Hehlkäpplein, das ihn, sobald er es auf das Haupt setzte, für Alle unsichtbar machte.[3] Als er den Helden so nahe kam, daß er sie hätte grüßen mögen, da rief er zornig ihnen zu: „Ihr Narren von Art, was thut ihr in meinem Garten? Wer hat euch hergeladet? Warum, das sagt

[1] Das Wappen von Tirol? [2] Laurin erscheint in der Pracht der Turnierrüstung. [3] Vgl. Band I, S. 119, wo von solchen Zwergkleinoden die Rede war.

mir, habt ihr Esel mir, der ich euch nie Haß erzeigte, hier die Rosen zertreten?" — „Ist das dein erster Gruß? erwiderte ihm Held Witeche und griff nach seinem Schilde. Nun, dir sei widersagt!" „Reit du eiligst deines Weges, rief Dietleib ihm höhnisch zu; willst du nicht dich mäßigen, so ergreife ich dich bei einem Beine und schlage dich an die Steinwand. Du erzürnest mich durch deine Hochfahrt." „So will ich denn für eure Schandthat euch Buße auferlegen, rief jetzt Laurin: Jeder von euch gebe mir die rechte Hand und den linken Fuß! Thut ihr das gern, nun wohl; thut ihr es nicht freiwillig, nun so müßt ihr."

Warum verlangt Laurin nicht gleich die Köpfe? unterbrach fragend Berta den Vortrag.

Die Forderung der rechten Hand und des linken Fußes, erläuterte der alte Herr Graf, ist keine viel geringere und in den Gedichten des Mittelalters nicht eben selten; immer aber wird sie nur von Riesen, Zwergen oder ungeheuerlichen Menschen gestellt. Rechtlich war eine solche Buße allerdings nicht, und deshalb ward sie wohl auch stets verweigert. Nur ein Zagling hätte sie leisten können. Wer die rechte Hand verliert, kann nicht mehr das Schwert führen; wer den linken Fuß, nicht mehr zu Pferde steigen. Er ist nicht mehr kampffähig, er ist wehrlos; das größte Uebel, das einen Mann in jenen Tagen treffen konnte.

Da wir einmal bei Erläuterungen sind, sagte Irmgard, so möcht' ich wohl hören, was der Name Laurin bedeute. Man hat doch nicht etwa dabei an laurus zu denken? Freilich läge das italienische Adjectiv laurino am nächsten.

Ich weiß nicht, ob man an laurus, laurino denken dürfe, erwiderte ihr Leodegar; gewöhnlich leitet man den Namen Laurin = Lavarin, von lavare, waschen, ab. Man könnte demnach in Laurin einen Goldwäscher sehen. Oder soll man gar an die altrömische Göttin der Diebe und Heuchler denken, die Lavernia, deren Namen man ebenfalls auf lavare zurück führt?

An laurus, laurino zu denken, nahm Baron Wilmar das Wort, verbietet wohl schon die Nebenform Lârein, da wohl law in lâ, aber lau in lô überzugehn pflegt. Wir werden also bei

Laurin, Lavarin bleiben müssen. Die Hinweisung auf die Lavernia lasse ich auf sich beruhen; da anzuknüpfen bin ich nicht gelehrt genug; freilich soll die Lavernia zu Rom und in den Provinzen von jeher zahlreiche Verehrer gehabt haben. Ich erinnere mich noch aus meiner Schulzeit an die sechszehnte Epode des Horatius, wo von der Lavernia manches zu lesen ist.

Wir hätten also in Laurin einen Goldwäscher oder einen Dieb, sagte jetzt Gräfin Irmgard. Nun, beide Bezeichnungen passen für den Zwerg, und so meine ich, gehn wir weiter.

Haspinger fuhr also fort:

„Hätte ich euch jemals Leid gethan, sprach Laurin weiter, und hättet ihr mir abgesagt und Streit erhoben, nun, so hättet ihr euch gerächt, wie ihr es mochtet, und hättet ihr mir dann auch meinen Garten zerbrochen." „Ei wer leugnet denn dir etwas? unterbrach den Scheltenden Wolfdietrich. Wir haben, was wir thaten, gern gethan; willst du's nicht glauben, so beschau dir's selber. Du bist, kleiner Gumpeler, uns gleichgültig; du magst nur dein Geschwätze lassen; ich allein wollte deiner tausend bestehn." „Bist du ein biderber Mann und hast du Ehre, so sollst du mich zuerst bestehn," rief Laurin zornig, aber Dietrich trat vor und redete zur Sühne. Sei er Herr des Gartens, habe er Grund zum Zorne; aber ein neuer Sommer bringe neue Rosen, und Fürsten, die reiche Buße zahlen könnten, pfände man nicht an Händen und Füßen. Die Sühne dünkte Wolfharten schimpflich und er schalt deshalb den Berner. „Nie sah ich, sprach er, auf dieser Erde einen so zagen Mann! Fürchtet Ihr den Kleinen so sehr, der dort bei dem Steine hält? Pfui Euch! Sein Roß ist ja nur wie eine Geiß! Wer da sagt, daß Ihr ein Recke seid, der lügt. Keine Mücke erschrecket Ihr. Ich rathe Euch, sucht das Weite!" Da rief Laurin höhnisch: „Seid ihr biderbe Männer? Ihr übtet Gewalt gegen mich, und doch will euer keiner mich bestehn. Gebt mir rasch die Pfänder, die ich heische, sonst lasse ich euer keinen am Leben."

Rasch sprang da Witiche in den Sattel und ritt wider den Zwerg; Laurin aber traf ihn so gut mit seinem Speere, daß er

sofort im Grase lag. Da fiel der Kleine mit großem Zorne über ihn her und wollte die Pfänder nehmen; schnell jedoch sprangen die Anderen herbei, ihn zu beschützen. „Kommt Einer her, schrie Laurin, dem ergeht es ebenso." Da wichen alle zurück, nur Dietrich trat heran und hielt sein Schwert über Witechen; aber Laurin schlug ihn mit einem Schlage zu Boden. Zornig sprang der Held wieder auf und trat mit den Füßen bis an die Sporen in die Erde. „Den Schlag, den du mir gabst, rief er, den giltst du mir!" „Gern," sagte der Laurin höhnisch, und schlug ihm eine tiefe Wunde. Nun wogte der Kampf hin und her, aber Dietrich kam mehr und mehr in Bedrängniß. Als Hildebrand das sah, meinte er, Dietrich sei genug bestraft, und er beschloß ihm zu helfen. Er schlug daher den beiden Streitern vor, eine Zeit lang zu rasten, und beide folgten gern, da sie ermüdet waren. Als Dietrich nun zu Hildebrand kam, sagte dieser: „Wo habt Ihr Euren Verstand, Herr von Bern, daß Ihr also mit dem Zwerge streitet; nichts hilft es Euch, denn sein Zauber ist stärker. Noch kennet Ihr den Zwerg nicht. An dem Daumen seiner rechten Hand trägt er einen Ring, der ihn sieghaft macht. Denket darauf, ihm den Ring abzuschlagen. Thut Ihr's nicht, so muß es Euer Ende sein."

Dietrich befolgt den Rath. Als sie den Kampf wieder aufnehmen, schlägt er ihm den Ring vom Finger, den Hildebrand sogleich aufhebt und verwahrt. Später zerbricht er auf des Meisters Rath ihm auch den Gürtel und wirft ihn weg, und reißt ihm das Hehlkäpplein vom Haupte, das er, um sich vor den Schlägen zu schützen, aufsetzte. Gürtel wie Hehlkappe nimmt Hildebrand ebenfalls in Verwahrung, und so ist nun Laurin seiner Zaubergeräthe beraubt und der Zornwuth des Berners bloßgestellt. Diese ist um so heftiger entbrannt, als Laurin, den er, während er sein Hehlkäpplein trug, nicht sehen konnte, ihn auf das grimmste bedrängte und schwer verwundete. Auch sein Feuerathem, der ihm „als des Blitzes Gleiß" aus dem Munde brach, konnte nicht ihm helfen, da der Gegner ihm unsichtbar war. So war es denn kein Wunder, daß Dietrich, als Laurin sich nun besiegt gab und um

Schonung seines Lebens bat, davon nichts hören wollte. In dieser Noth rief er nun Dietleiben um Beistand an und gab sich ihm als Schwager zu erkennen, da er seine Schwester habe. Sogleich sprang Dietleib zu dem Berner und bat ihn, den Zwerg ihm zu geben. Er bat dreimal, aber dreimal weigerte Dietrich die Gewährung der Bitte. Da bestieg Dietleib sein Roß, ritt hin, entriß dem Berner den Zwerg und barg ihn im Walde. Dietrich eilte ihm nach, und als Dietleib zurückkehrte, kam es zu einem harten Kampfe zwischen den beiden Freunden. Da hätte einer von ihnen sterben müssen, wäre Hildebrand nicht eingeschritten. Er rief die Andern auf, die Kämpfer zu trennen, und so stellte er den Frieden wieder her.

Als die Sühne geschlossen war, holte Dietleib Laurinen herbei; Dietrich aber und Laurin sahen einander mit grimmigen Blicken an. Von Dietleib aufgefordert, erzählt nun Laurin, wie er vor zwölf Jahren des Helden Schwester bei einer Linde geraubt und mit sich hinweggeführt habe; noch sei sie aber Jungfrau, und ihr, der Königin, diene manches Zwerglein im Berge. Dietleib war sehr erfreut, diese Kunde von seiner Schwester zu hören, und auf Hildebrandes Rath wird Laurin unter die Gesellen Dietrichs aufgenommen. Da sie nun alle Gesellen wären, sagte da Laurin, so lade er sie ein, ihm in seinen Berg zu folgen, wo sie seine lieben Gäste sein und manches Wunder schauen sollten. Die Helden befragten Hildebranden, was er dazu meinte; dieser aber rieth ab, weil man keinem Zwerge Treue zutrauen dürfe, und alle seien Zauberer. Dietrich wünschte jedoch die Wunder des Berges zu schauen, und Dietleib bat die Anderen um seiner Schwester willen ihn dahin zu begleiten, und so willigten denn alle ein und nahmen die Einladung Laurins an. Darauf hin ersuchte Laurin Dietleiben, ihm seine Schwester zur Ehe zu geben, und Dietleib sagte, in dem hohlen Berge sollte Hochzeit sein und Laurin der Bräutigam. Sie lachten, saßen alle zu Rosse und folgten Laurin zu seinem Berge.

Sie ritten die Nacht hindurch. Mit Anbruch des Tages kamen sie auf einen grünen, von Linden beschatteten Anger vor dem Berge. Die Helden saßen ab, und Laurin gieng in den Berg,

um für den würdigen Empfang der Gäste zu sorgen. Alsbald kam eine Schaar Zwerge heraus; manche schlugen Pauken, andere pfiffen; diese spielten Lauten, jene Harfen, andere geigten und wieder andere sangen hoch und tief. Darauf focht und sprang eine neue Schaar auf dem Anger den Helden zur Kurzweil. Als sie dann in den Berg hineintraten, sahen sie eine Menge Zwerge und auch die Königin gieng daher.

Ich bitte um eine kleine Erläuterung, ergriff Fräulein Berta plötzlich das Wort. Erst sagt Laurin, Dietleibs Schwester sei seine Gemahlin, und dann bittet er den Bruder, sie ihm zur Ehe zu geben; wie reimt sich das?

Es giebt gültige und ungültige Ehen oder Verbindungen zwischen Mann und Weib, antwortete ihr der alte Herr Graf. Gültige nennen die Rechtskundigen die, bei deren Schließung alle Bedingungen, die zu erfüllen sind, erfüllt wurden. Nach altdeutschem Rechte hat nun der Vater oder der nächste männliche Mag, wenn der Vater todt ist, Schutzpflicht und Verfügungsrecht über die Jungfrau, das mundium. Ohne dessen Einwilligung kann also keine Ehe gültig geschlossen werden. Ein Weib, das in rechtlich ungültiger Ehe lebte, hieß Kebse, und eine solche hatte niemals die Rechte einer Frau. Es versteht sich übrigens, daß dieser Zug ein in die Sage hineingetragener ist, denn Zwerge fragen nichts nach diesen rechtlichen Verhältnissen.

Da keine weitere Erklärung nöthig schien, fuhr Haspinger fort:

Zwölf Fürsten schritten der Königin voran, zwölf Jungfrauen traten ihr nach. Sie empfieng ihren Bruder, umarmte und küßte ihn. „Herzlieber Bruder, flüsterte sie ihm heimlich zu, lasse Gott dich selig sein! Befreie mich aus der Gewalt der Zwerge, von denen keiner an Gott glaubt; ich bin alles Gottesdienstes beraubt und traure sehr.“ Dietleib dankte Gott, daß er seine liebe Schwester gefunden habe. „Freue dich, sprach er leise, meiner Gesellen, die dort stehn und die mir helfen werden, daß ich dich davon bringe. Ich will dich befreien oder sterben. Den Garten Laurins, deines Mannes, haben wir zerstört, und Dietrich hat im Zorn ihn so geschlagen, daß er kaum genesen wird. Auch hat er Ring,

Gürtel und Hehlkappe verloren. Sage mir nur, ob du noch Jungfrau bist.“ — Des versicherte sie den Bruder; Laurin habe noch andere Weiber, und so habe sie ihre Ehre bewahren können.

Laurin war schlau. „Ihr Herren, rief er laut, sitzet nieder und habt guten Muth. Bald kommt es besser, daß euch die Weile nicht lang werde.“ Der Berg war innen um und um mit Golde bezogen und im Golde leuchtete mancher Edelstein. Ob den Tischen an der Decke strahlten große Carfunkel. Die Fürsten staunten ob der Pracht und besprachen sich leise. Die Bänke waren von Silber und die Tische von Gold. Diese wurden jetzt mit köstlichen Decken belegt und darauf stellte man zierliche Krüge, gefüllt mit Wein, Meth und Bier. Acht Herzogen und sechszig Grafen waren im Berge; zweitausend Edle aber dienten als Knechte. Man blies zu Tische. Wildprät und Fische und andere kostbare Speisen wurden aufgetragen. Die acht Herzogen saßen mit den Gästen zu Tische, an dessen Ende Laurin mit der Königin Platz nahm. An Nebentischen saßen die Grafen und wieder an anderen die Diener.

Ei! unterbrach Berta den Vortragenden, hier im Berge geht es ja fast zu, wie es im Römer zu Frankfurt zuzugehn pflegte, wenn ein neugewählter römischer Kaiser deutscher Nation beim Krönungsmahle saß.

Sie irren sich, meine Genädige, erwiederte ihr Pater Leodegar; in der letzten Zeit waren bei solchen Krönungsmahlen nur die drei geistlichen Kurfürsten in Person anwesend; die weltlichen nur durch Stellvertretung.

Da hätte der Kaiser ihnen statt der wirklichen auch nur stellvertretende Lehen leihen sollen, sagte Irmgard.

Freilich, antwortete ihr Baron Wilmar, wenn nur eben der Kaiser mehr als ein Schatten gewesen wäre. Bei einem Heinrich III., bei einem Friedrich I. sollten sie es wohl unterlassen haben, sich durch Hofschranzen vertreten zu lassen. Aber fahren Sie fort, bester Herr Professor.

Haspinger that es:

Als man gegessen hatte, huben die Zwerge an zum Saitenspiel zu singen, so daß die Gäste wähnten, sie seien im Paradiese.

Nirgends auf der Erde sahen sie noch solche Wunderpracht, hörten sie solche Weisen.

Da führte Laurin die Königin in ein Nebengemach und sagte zu ihr: „Laß mich um deinen Rath hören; die Recken, die hier im Berge sind, — allen muß es an das Leben gehn.“ Die Königin rieth ihm ab und mahnte ihn, daß er an sich selbst denke und seinen Adel nicht schände; Laurin aber blieb verstockt und verlangte Rache für seinen Garten. „Laß sie mein genießen, edler König, sprach sie; strafe die Recken, aber schone ihres Lebens.“ „Wie mag ich's lassen, rief da Laurin: Ring, Gürtel und Hehlkappe hat mir Dietrich entrissen.“ „Nun, sagte sie, habe ich's erworben, daß sie mein genießen?“ „Noch nicht ganz, antwortete Laurin; erst muß ich noch deinen Bruder sprechen.“ Hiemit gieng er zurück in die Halle und bat Dietleiben, daß er ihm folge. Er führte ihn in eine Höhle und sagte ihm seinen Willen; Dietleib aber hieß ihn schweigen, schalt ihn und sagte ihm, daß er seinen Gesellen helfen werde. Da sprang Laurin hinaus, und indem er rief: „So mußt du hier gefangen sein!“ verschloß er die Thüre.

Sofort gieng er zurück in die Halle und bat die Helden fröhlich zu sein. Zugleich ließ er starken Wein bringen, worein er zuvor Twalm, d. i. betäubenden Stoff, gethan hatte. Bald sanken die Recken nieder. Da ließ Laurin ihnen die Brünnen abziehen und Hände und Füße zusammen binden. So trugen sie Zwerge in einen Thurm, der durch neun feste Stahlthüren verschlossen war. Darin lagen nun die Recken nach ihrer Freude. Erst am sechsten Morgen erwachten sie aus ihrer Betäubung und waren nun in großen Sorgen; doch löste jeder mit dem Munde seine Bande. Sehr verlangten sie nach Harnisch und Schwert. Da sprach Hildebrand: „Ihr wolltet mir nicht folgen; wahrlich ich fürchte sehr, unser keiner sieht Bern wieder.“ „Wäre ich oben in der weiten Halle, sagte Wolfhart, ich wollte mit ihnen streiten; ich allein erschlüge den Zwerg! Wie mag es auch dir ergehn, Dietleib, lieber Geselle? oder willst du die Schuld theilen, daß du uns verlässest?“

Die Königin bat oft um ihren Bruder und um die Recken;

aber Laurin wollte ihr nie versprechen, daß er sie leben ließe. So will ich schauen, dachte sie, was ihnen nützlich sein könne. Um meinetwillen ist mein Bruder mit den Andern hergekommen: sollte ich ihn verlieren, ich müßte ewig hier sein; aber eher wollt' ich sterben. Ich will Allen aus der Noth helfen! — Eines Tages, als Laurin an der Seite der Königin fest schlief, ließ sie heimlich das Lager und gieng zu dem Gemache, da Dietleib eingeschlossen war. „Greif durch dieß kleine Loch, sprach sie; ich gebe dir einen Ring, daß du aus dem Steine kommest. Die Thüre muß sich dem Ringe öffnen.“ Sofort öffnete sich die Thüre, die Königin aber harrte, bis er hervorgieng. Er küßte sie an ihren Mund und fragte sogleich, wo seine Gesellen wären und ob sie noch lebten. „Steh ruhig, sprach die Königin, ich helfe ihnen auch davon; ihre Harnische will ich ihnen bringen.“ Sie nahm die Harnische und die Schwerter, band Alles an ein Seil und ließ es in den Thurm hinab. „Waffnet euch fröhlich, rief sie hinunter; ich habe hier fünf Ringe, die stoßet wohl an eure Hände, so wird euch Wunder bekannt. Die Thüre wird euch offen stehn.“ Sie ließ nun auch die Ringe hinab in den Thurm und die Recken giengen vollgerüstet daraus hervor, die Thüre aber ließen sie offen stehn. Da sprach die Königin: „Nun will ich von euch gehn und mich zu Laurin wieder nieder legen.“ Die Recken dankten ihr und gelobten, für sie Leib und Leben zu wagen. Sie gieng und legte sich wieder zu ihrem Manne Laurin; die sechs Recken aber sprangen hervor in den Berg und stießen überall die Thüren auf.

Das hörte Laurin und mit Zorn sprang er vom Lager auf. Er nahm sein Horn und blies die Zwerge zu wecken. Sie legten rasch ihre Harnische an und setzten die Hehlkappen auf. Zwölftausend Zwergmänner kamen zum Streite. Gleich einer finstern Wolke drangen sie her. Die Recken erschraken, daß ihrer so viele waren, aber Hildebrand ermahnte sie, die Feinde, die sie mit dem Schwerte niederschlügen, mit den Füßen todt zu treten. Schaarhaft drangen die Zwerge jetzt gegen die Helden an und suchten sie von einander zu trennen. Zuerst drängten sie Dietleiben zu einem Tische hin. Obwohl der Recke mit jedem Schlage

zum mindesten acht Zwerge tödtete und andere unter die Füße trat, wenig half es ihm, denn sie sprangen auf Tische und Bänke, und schlugen und stachen auf ihn, daß er wohl aus dreißig Wunden blutete. Da hub er den Tisch auf und warf ihn auf die Zwerge, daß ihrer vierzig oder mehr todt blieben, die andern aber flohen in Furcht und Angst. Ermüdet setzte sich da Dietleib und vermochte nicht mehr zu streiten; die Zwerge aber wandten sich gegen Wolfhart, der an eine Wand hinten am Berge gedrängt war, und brachten ihn in Noth, wie tapfer er sich wehrte. Er stund neben einer Säule: die umschloß er mit den Armen und stürzte sie auf die Zwerge, daß ihrer mehr denn sechzig todt lagen. „O weh der Noth! rief Laurin, als er das sah; kommt mit mir, hier geht es uns übel!“ Damit stürmte die Schaar gegen Dietrich; Wolfhart aber war froh, Ruhe zu haben. Sie trieben Dietrichen hin, wo das Gießfaß hieng. „Nun reuet mich, rief er, daß ich Laurinen auf breiter Heide leben ließ. Daß ich ihn mir abreden ließ, kommt mir nun zu Leide, mir und meinen Gesellen.“ Da nahm Laurin selbst einen Geer und schoß ihn auf den Held, daß er hinter sich fiel und an die Wand sich lehnen mußte. Das Blut rann von ihm; doch er stritt als ein kühner Mann, daß die Zwerge zu Haufen vor ihm lagen. Aus seinem Munde brach Feuerlohe, die brannte die Zwerge, daß sie nicht bleiben mochten. Mancher Zwerg verbarg sich da, wo er sicher zu sein wähnte. Zweitausend Zwerge waren todt, Laurin aber führte sein Heer wider Hildebranden. Auch dieser mußte weichen, so stark er war. Auch seine Liste, deren er so manche wußte, halfen ihm nicht. Vor einem Gemache, Laurins Herberge, hielt er; da sah er eine breite und schwere eiserne Thüre, die an zwei Bändern hieng. Die hub er aus und warf sie auf die Zwerge. Mehr als hundert lagen davon todt. Als er die Thüre wieder aufheben wollte, fielen sie über ihn her und schlugen ihn nieder. Seine Brünne ward roth von Blute. Da wälzte er sich auf ihnen um und erdrückte ihrer viel. „Die Thüre will ich haben, rief er, und wäret ihr noch so toll!“ Als er der Thüre mächtig ward und sie aufhub, flohen alle Zwerge davon, er aber sprang ihnen mit der Thüre nach und

warf wohl zweihundert damit todt. Da ließen sie ihn und wandten sich gegen Witechen. Der empfieng sie nicht besser. Er stund in einem Winkel und wehrte sich mannhaft. „In eurem Blute will ich euch taufen, rief er, es sei Mann oder Weib.“ Aber sie schlugen auch ihm manche Wunde. Die Ecke war ihm zu enge für sein langes Schwert; er konnte keinen rechten Schwung nehmen. Da sprang er auf die Weite und die Zwerge hinter ihm drein. Da erschlug er ihrer so viele, daß sie bis an dem Gürtel im Blute wateten und ihrer viele ertranken. Sie trieben ihn zwar in den Winkel zurück, er aber faßte seinen Schild am Riemen und schlug damit die Zwerge nieder. Da flohen sie und wandten sich gegen Wolfdietrich. Der stund in der Mitte der Halle und Laurin schlug auf ihn mit aller Macht, ergrimmt, daß er so viele Zwerge verloren hatte. Wolfdietrich stund in Bedrängniß, da Laurin mit allen Zwergen, so viele deren noch lebten, ihn bekämpfte. Da schlug er mit dem Schwerte so tief in eine Steinwand, daß ein halbfuderschweres Stück herab stürzte und eine Menge Zwerge tödtete. Da mußte manches Weib ihren Mann, manche Mutter den Sohn, mancher Freund den Freund beklagen. Wolfdietrich aber sprang daher, hub das Felsstück auf und schleuderte es auf die Zwerge, deren mancher laut aufschrie, keiner aber am Leben blieb.

Während des Kampfes weilte Dietleibs Schwester, die Königin, einsam in ihrem Gemache und trug große Sorge um ihren Bruder und die anderen Recken; sie trug ihnen wahrlich holdes Herz.

Da kein Zwerg mehr im Berge lebte, sprang Laurin in seiner Wuth hinaus vor den Berg und blies laut sein Horn. Das hörten die sechs gewaltigen Riesen, die er zum Schutze der Zwerge geworben hatte. Sie hießen Zank, Streitbaß, Stur, Signid, Sproß und Schlagvor.[1] Sie kamen sogleich mit ihren Stahlstangen in den Berg gelaufen, den Zwergen zu helfen. Sie waren mit Mies bewachsen, grausam und wild, zum Streite wohl gerüstet. Sie griffen, wie sie genannt sind, Dietleiben, Witechen, Wolfharten,

[1] Streitbaß und Schlagvor sind gemachte Riesennamen; auch Zank scheint nicht viel besser. Vergl. die Riesennamen in Dietrich und Virginal.

Wolfdietrichen, Hildebranden und Dietrichen an, wurden aber alle erschlagen. Die einzelnen sechs Kämpfe bieten nichts besonders Merkwürdiges, so daß die Angabe des Endergebnisses genügt. Ohne seinen Feuerathem aber wäre Dietrich verloren gewesen. Als Laurin auch seine Riesen todt sah, sprang er fort und verbarg sich bei der Königin. Die Recken suchten ihn überall, fanden ihn aber nicht. „Hätte ich nur nun meine Schwester, sprach da Dietleib, so möchte ich Ruhe haben.“ Ueberall hin rief er laut: „Bist du, traute Schwester, noch am Leben, du und dein Mann Laurin, so gebt Antwort; mein Schwager soll seines Lebens sicher sein.“ Laurin schwieg stille. Die Königin aber sagte: „Ich will Euch, edler König, freies Geleite gewinnen, so kommen wir hinaus. Sollen wir hier verkommen? Wir haben weder Zwerg noch Zwergin mehr im Berge.“ „Oeffne nicht! sagte Laurin, es gilt mein Leben.“ Da rief Hildebrand: „Wollte Laurin hervorgehn und uns die edle Königin geben, wir ließen ihn am Leben, des mag er sicher sein.“ Dem stimmten alle Helden bei und riefen: „Auf Treue und Eid, geh' her, Laurin, dir soll kein Leid geschehen!“ Da öffnete Laurin die Thüre und führte die Königin heraus. Die Fürsten aber sprachen: „Des Lebens bist du sicher; aber du mußt als Gefangener mit uns von dannen. Was wir hier im Berge finden, das führen wir hinweg; der Königin aber geben wir einen anderen Mann. Oeffne den Berg und gieb uns unsere Rosse, daß wir aufsitzen!“ „Auf dem Anger vor dem Berge weiden die Rosse,“ sagte Laurin und öffnete das Thor, daß sie des Tages Schein sahen. Da fegten die Helden ihre Harnische selbst und reinigten auch Laurinen von dem Blute. Auch die Königin bereitete sich nun zur Fahrt; aber die Schätze des Berges, Gold, Silber und Edelsteine, das Eigengut der Zwerge, luden sie auf Wagen und Karren. Laurin sah betrübt dazu, mußte es aber geschehen lassen. Darauf schlugen sie den Berg zu und ritten heim gen Bern sammt der Königin und Laurin. Sie wurden schön empfangen und ihre Wunden geheilt. Dietleibs Schwester ward mit einem andern Manne vermählt, Laurin aber mußte zu Bern fortan Gaukler sein.

Ei, dieß ist ja eine ganz artige Sage, nahm das Fräulein

von Lunkhofen das Wort. Wie schön wird sie sich erst in der höfischen Fassung ausnehmen, die wir doch wohl auch kennen zu lernen berechtigt sind, nicht wahr?

Sie könnten leicht, wenn Sie da viel erwarten, sich getäuscht sehen, antwortete ihr Graf Huno. Die höfisch geformten Epen deutscher Heldensage stehn den in Strophen bei weitem nach. Sie haben durch die höfische Form mehr verloren als gewonnen, indem die Fahrenden, wenn sie der fremden, französischen Form sich bedienten, fast niemals sich frei zu bewegen im Stande waren. Sie begiengen damit immer einen Mißgriff, und jeder Mißgriff rächt sich.

Sie haben vollkommen recht, Herr Graf, sagte da Haspinger, und da der höfisch geformte Laurin sich nirgends über die Mittelmäßigkeit erhebt und außer den Reimpaaren in der That nichts Höfisches hat, so begnüge ich mich denn auch billig mit der Angabe der Abweichungen in der Sage selbst, und lasse Alles, was an Inhalt beide Darstellungen gemeinsam haben, jetzt bei Seite. Leere Wiederholungen lieben sie Alle gewiß so wenig als ich. So hören Sie denn, das höfische Gedicht beginnt also:

Einst lustwandelte Similt, Dietleibs Schwester, mit diesem und andern Frauen und Herren zu Steier in einer schönen Aue. Als sie zu einer Linde kamen, verschwand plötzlich die schöne Similt, und vergebens suchte man sie; denn Laurin der Zwerg hatte ihr eine Hehlkappe übergeworfen, sie dadurch so unsichtbar gemacht, wie er selbst war, und sie nach seinem Berge entführt. Dietleib sendet darauf das Geleite heim, er selbst aber besteigt sein Roß, um nach Garten (eine Burg am Gardasee) zu Hildebrand zu reiten, um ihn zu berathen, was zu thun sei.

Hier haben wir ja schon zwei Abweichungen, nahm Baron Wilmar das Wort, und zwar nicht ganz unbedeutsame. Einmal reitet hier Dietleib gleich nach dem Raube an den Gardasee, während nach der früheren Darstellung die Jungfrau bereits vor zwölf Jahren geraubt ward und Dietleib sich unter Dietrichs Gesellen befindet und keineswegs die Schwester sucht. Dann aber trägt Dietleibs Schwester hier einen Namen, während sie im Volksgedichte namenlos ist. Aber was bedeutet wohl Similt?

Simild ist Simhild oder Sîmhild. Simo und sîma bedeuten Band, Fessel von dem Zeitworte siwjan, nähen, binden = lat. suere, durch m abgeleitet, erklärte Haspinger.

Demnach wäre unser ländliches die Seime, dünner Strick, Bindfaden, das alte sîma? fragte Berta.

Ohne Zweifel, erwiderte ihr Haspinger, und daß hild ursprünglich Kriegsgöttin, dann Krieg bedeute, und in Frauennamen häufig vorkommt, das wissen Sie bereits. Simhild wäre also eine fesselnde oder eine gefesselte Hild, kurz eine Fesselhild. Doch ich gehe weiter.

Dietleib wird von Hildebrand freundlich aufgenommen, aber einen Rath erhält er nicht; vielmehr beruft Hildebrand seine Mannen und führt, von diesen geleitet, Dietleiben gen Bern zu Dietrich, wo sie ein halbes Jahr ruhig weilen. Auf dem Wege nach Bern fieng Hildebrand einen wilden Waldmann, der um Friede bittet und sagt, sein König Laurin, der großen Uebermuth übe, habe ihn vertrieben. Dieser Mann ist es auch, der Hildebrand die erste Kunde von Laurins herlichem Garten in Tirol mittheilt.

Zu Bern nun ist es Hildebrand, der Dietrichen antreibt (keineswegs abmahnt), Laurinen zu bekämpfen, wenn er Ruhm erwerben wolle, und sogleich reiten Dietrich und Witeche ins Tirol, um den Rosengarten zu sehen. Witeche, ohne Dietrichs Abmahnung zu beachten, verwüstet den Garten; dennoch, als Laurin kam, ihn besiegte und seine Pfänder nehmen wollte, streckte Dietrich sein Schwert über ihn und bot Laurine Kampf, wenn er nicht von den geforderten Pfändern abstehn wolle. Laurin nimmt den Kampf an, und im Augenblicke, da Dietrich und Laurin einander zu Rosse zu bekämpfen sich anschicken, erscheinen Hildebrand, Wolfhart und Dietleib, die nachgeritten waren, auf der Kampfstätte. Wolfdietrich ist dieser Darstellung fremd.

Der Kampf zwischen Dietrich und Laurin, dann zwischen Dietrich und Dietleib, die Sühne durch Hildebrand ist im Ganzen wie in unserer Darstellung. Auf die Einladung Laurins, in seinen Berg ihn zu begleiten, ist es wieder nicht Hildebrand, der abräth, sondern vielmehr Witeche. Ehe sie Laurins Berg erreichen, wird

es Nacht, und Laurin führt die Helden in einen Berg, den ein Neffe von ihm zu Lehen hat, wo die Helden wohl bewirthet werden. Sie rasten die Nacht über hier, mit Tagesanbruch aber reiten sie fort und nachdem sie noch drei Meilen geritten sind, kommen sie zu Laurins Berge. Witeche mahnt nochmals ab, aber von Wolfhart deshalb verspottet, ist er der erste, der zur Thüre des Berges hineilt. Die Thüre wird, nachdem Laurin ein an ihr hangendes Goldhorn geblasen hat, geöffnet, aber gleich nachdem die Helden eingetreten sind, wieder geschlossen. Nach allerhand Kurzweil und Spiel im Berge durch die Zwerge übt Laurin sogleich Trug. Er beruft einen Zauberer und heißt ihn machen, daß die Gäste einander nicht mehr sehen. Dieß geschieht, und erst als die Königin kommt, weicht der Zauber durch das Licht ihrer Krone und erhalten die Helden die Sehkraft wieder. Nachdem nun Simild mit großem Geleite eingetreten ist und die Helden begrüßt hat, geht es zu Tische. Die Helden legen die Waffen auf Laurins Geheiß ab und erhalten kostbares Hofgewand. Das Gastmahl verläuft wie in der anderen Darstellung; als jedoch die Königin fortgeführt wird, sehen auch die Helden nichts mehr. Gespräch zwischen Laurin und der Königin, an dessen Ende sie ihm einen Ring reicht, der die Stärke von zwölf Männern ihm giebt, zum Ersatz seines Gürtels. Er verspricht dafür der Gäste zu schonen, bricht jedoch sein Wort. Das Gespräch zwischen Laurin und Dietleib mit seinem Endergebniß ist wieder übereinstimmend, auch das folgende Benehmen Laurins den Helden gegenüber. Doch als sie betäubt daliegen, ruft er den Riesen Kind herbei und befiehlt ihm, die von ihm selbst gebundenen Helden an seiner Stange in ein tiefes Gewölbe im Berge zu tragen. Hier erwachten sie am Morgen, klagten ihre Noth und über Laurins Untreue; Dietrich aber ergrimmte darob also, daß das Feuer von seinem Munde gieng und die Bande an einer seiner Hände verbrannte; die andere löste er darauf und dann zerschlug er die Kette von armstarken Eisenringen an seinen Füßen mit der Faust. Hierauf befreite er auch die drei anderen von ihren Banden. Doch vermißten sie ihre Waffen und wußten nicht, wie sie von dannen kämen. So lagen sie bis an

den dritten Morgen. Auch Dietleib war so fest versperrt, daß er nicht hinaus konnte. Da verdunkelte Simild den Berg durch Verhüllung des leuchtenden Steines in ihrer Krone, holte den Schlüssel und schloß die Thüre auf. Dietleib sprang hervor und fragte nach seinen Gesellen. Simild gab ihm einen Ring, durch welchen er alles sehen konnte, und segnete ihn, daß er unverwundbar ward, dann zeigte sie ihm den Thurm, darin die andern lagen, und seine Waffen. Er waffnete sich, und da wegen der Tiefe seinen Zuruf die andern nicht hörten, warf er ihr Kampfgeräthe ihnen hinab. Hildebrand hörte den Schall, griff die Waffen und sagte, daß sie nun noch länger leben sollten.

Als Laurin Dietleiben so kampfbereit sah, Welsungen in der Hand, stieß er in sein Horn und weckte seine Zwerge. Sie rüsteten sich und mehr als tausend drangen gegen Dietleiben, an der Spitze Laurin. Er mahnte die Seinen tapfer zu streiten und vor den Andern sich zu hüten, denen dieser die Waffen gegeben habe. Damit griff er mit den Seinen den Helden an, der zwar viele erschlug, Laurinen aber nicht verwunden konnte. So ward er an eine Wand der Höhle gedrängt.

Jetzt kamen auch die andern viere gerüstet herauf, aber sie sahen nichts. Da gab Hildebrand dem Berner den Gürtel Laurins, und nachdem er ihn umgebunden hatte, sah er die Zwerge und sprang in den Streit. Hildebrand empfahl ihm noch, wenn er Laurinen treffe, den Ring, der ihm große Kraft gebe, ihm zu nehmen und denselben ihm zu bringen, auf daß er ebenfalls sähe. Dietrich schlug darauf Laurinen zu Boden, nahm ihm den Ring und brachte ihn Hildebrande, der nun auch in den Streit sprang. Da lief ein Zwerg vor den Berg und blies ein Horn. Das hörten die fünf Riesen Laurins und sie kamen herbei. Ihr Führer war der Riese Kind. Sie sprangen wohlgerüstet zum Kampfe; dieweil hatte Laurin zwölf tausend Zwerge verloren. Aber da die Riesen jetzt kamen, sprangen die Zwerge, die sich verkrochen hatten, wieder hervor und mehr als sechs tausend erneuerten den Kampf. Hildebrand erblickte die Riesen zuerst; er rieth Dietrichen und Dietleiben sich zusammen zu halten, dann gieng er zu Witechen und

Wolfhart und empfahl ihnen, da sie nicht sähen, dem Kampfe fern zu bleiben, und sprang wieder in den Streit. Da Wolfhart und Witeche die grimmen Schläge hörten, konnten sie sich nicht mehr halten, sondern schritten, obgleich sie nichts sahen, hauend hin und her. Da trat Similt ihnen entgegen, lobte ihre Kühnheit und gab jedem einen Goldring, durch dessen Stein sie nun sehen konnten. Sie schlugen sich durch drei tausend Zwerge hindurch und kamen zu ihren Gesellen. Jeder bestritt nun einen Riesen, die nach langem Kampfe erschlagen wurden. Auch die Zwerge wurden alle getödtet, so daß die Helden bis an die Kniee im Blute stunden. Laurin ward gefangen, und damit fand der Kampf sein Ende.

Da giengen die Helden und sagten der Similt, daß sie befreit wäre. Darauf luden sie die Schätze Laurins auf Wagen, um sie mit zu führen. Laurin aber mußte ihnen folgen und ward Gaukler zu Bern.

So ritten sie fröhlich von dannen, und als sie zur Linde kamen, wo Laurin die Jungfrau geraubt hatte, beurlaubten sich die Helden von Bern von Dietleib und Similt. Biterolf, der die Mähre vernommen hatte, eilte herbei, dankte den Helden und ladete sie nach der Stadt. Sie ritten mit ihm, wurden herlich bewirthet und erzählten, wie Alles ergangen wäre. Nach drei Tagen ritten Dietrich, Hildebrand, Wolfhart und Witeche heim, Laurinen mit sich führend, der seitdem als Gaukler zu Bern lebte; Similt aber ward mit einem biderben Manne vermählt.

Die zweite Bearbeitung, ergriff Gräfin Irmgard jetzt das Wort, enthält allerdings manches Eigenthümliche und manches das den Vorzug verdient, während hinwieder Anderes minder gut ist. Als Vorzug erscheint mir vor allem, daß die Geraubte ihren und zwar sehr schicklichen Eigennamen hat, daß ihr Bruder gleich nach dem Raube auszieht, sie zu suchen, und daß sie nur sechs Monde in der Gewalt des Zwerges bleibt und nicht zwölf Jahre. Minder gut dagegen ist es, daß Dietrich dem Zwerge seinen Ring erst beim Kampfe im Berge abnimmt, und noch weniger, daß Laurin diesen Ring zuvor von Similt erhält, denn dadurch erschwert sie

ja nur ihre Befreiung. Auch ist von Uebel, daß der Ring nun zugleich auch Kraft geben, der Gürtel Laurins aber zugleich auch sichtbar machen muß. Die Verleihung der Kraft gehört dem Gürtel, die Verleihung des Sehvermögens dem Ringe zu. Reiner Zusatz ist der Auftritt Biterolfs, des Vaters Dietleibs, am Ende und eben so unglücklich die Geleitung der Similt durch die Bernerhelden nach Steier; hier bedingte der eine Mißgriff den andern eben so wie oben bei Ring und Gürtel. Ich will Ihnen jetzt meine Ansicht über den ursprünglichen Gehalt der Sage vortragen. Täusche ich mich, so belehren Sie mich. Sie sollen einmal sehen, setzte sie lächelnd hinzu, daß auch wir Frauen bereits etwas gelernt haben. Hören Sie denn einmal, welch einen Mythus ich Ihnen da herausschäle. Sie sollen das nicht allein können. Nein, wir wollen, vermögen wir auch noch keine Meisterstücke, doch nicht immer nur Lehrlinge bleiben.

Unläugbar haben wir hier wieder, wie ich die Sache ansehe, mit einem in Heldensage umgewandelten Göttermythus zu thun. Die Simhild ist eine vom Zwerge geraubte und durch die Ehe mit ihm gefesselte, bei ihm festgehaltene Göttin. Sie ist eine den Nachtgottheiten durch gewaltsamen Raub anheimgefallene Lichtgöttin, eine deutsche Persephone, daher in Besitz Licht gebender, die Nächtlichen sichtbar machender und aus der Finsterniß an das Licht schaffender Ringe, und ihr Trieb, ihre Ehe zu lösen und sich aus der Haft zu befreien, ist demnach selbstverständlich. Ihre Macht also verbietet eine menschliche Jungfrau in ihr zu sehen. Unter den sie befreienden Lichtgöttern ist Donar, durch Dietrich auch hier vertreten, am Feuerathem, d. h. dem Blitze, erkennbar. Wäre Dietleib nun durch ein Attribut des Frô, altnordisch Freyr, etwa durch den Eberhelm, kennbar gemacht, so wäre Simhild noch sicherer als seine Schwester Frouwa, Freyja zu bezeichnen, die ja einmal in die Gewalt der Zwerge gerieth, und in Besitz des leuchtenden Brisingamens ist, wie Simhild im Besitz der Licht verleihenden Krone. Wie Freyr über den Sonnenschein waltet, so steht Freyja, wie durch ihre Beinamen Horn, Mardöll, Syr, Gefn, dargethan wird, im Bezug zum Monde; denn diese Beinamen werden ja als

Erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel und Neumond gedeutet. Auf die entsprechenden Keltischen Götter Belus, Sonne, und Belisana, Mond, will ich nicht erst hinweisen. Aber wenn etwa simo, wie reif Ring und Band, so Band und Ring bedeutet hätte, so hätten wir in Simhild, vielleicht die Frau der leuchtenden Ringe, d. i. die Mondgöttin zu erkennen, obgleich der Name oben anders gedeutet ward. — Hildebrand spielt als treuer weiser Rathgeber die Rolle des allweisen Wodans. Für Loki, der bei solchen Dingen sonst immer Rathgeber ist, möchte ich Hildebranden hier nicht erklären, da alle bösartigen Eigenschaften und auch die Jugend Lokis dem alten Helden abgehn. Die anderen Helden, Witeche und Wolfhart, wozu noch Wolfdietrich=Heime kommt, haben sich wohl erst eingefunden, als der Mythus zur Heldensage umgestaltet ward, denn an den drei Göttern Wodan, Fro und Donar ist es genug. Waren aber im Mythus außer diesen drei noch andere genannt, so waren es sicher nur Diener der Götter. Eben so verhält es sich wohl auch mit den Riesen, deren das eine Gedicht sechs, das andere nur fünfe kennt. Die sechs tragen Eigennamen, die fünf bleiben unbenannt, denn statt Riese Kind wird Riesenkind zu lesen sein. Aber von den sechs Riesennamen sind höchstens drei, Signid, Spröß und Stur (Sturm?) echt; die anderen drei Zank, Schlagvor und Streitbaß sind augenscheinlich ersonnen. Auch Signid, allerdings alter Name, könnte hier vielleicht Sieg=nicht sein sollen. — Die Götter, am Tage und unter freiem Himmel siegreich, fallen, in das Reich der Unterirdischen verlockt, in deren Gewalt durch den Genuß ihrer Speise, ihres Trankes, der sie betäubt und ihrer Macht beraubt und daher twalmtrank, Dunsttrank, heißt. Sie werden auch mit Blindheit geschlagen im Reiche der Unterirdischen, und davon kann sie nur die Lichtgöttin, die sie zu befreien gekommen sind, erlösen, was denn auch durch die ihnen gereichten Ringe geschieht. Die neun Stahlthüren, welche den Thurm, darin sie liegen, versperren, gleichen der Erdtiefe von neun Rasten oder Tagereisen, in welcher die Riesen den geraubten Hammer Thors bewahrten. Die fünf Tage, während deren die Helden oder Götter betäubt liegen, sind die Wintermonde, in denen die Lichtgötter

machtlos sind, keine Waffen haben. Daß der räuberische Zwerg nicht mit seinem Haupte büßt, sondern gefangen hinweg geführt und zum Gaukler, Narren, gemacht wird, ist offenbar spätere Milderung, aus einer Zeit, da Fürsten Zwerge als Narren hielten. Diese Milderung machte auch erst die Fortsetzung möglich, die Sie uns noch zu geben haben, und die daher auch wohl kaum mythischen Gehalt haben wird; übrigens hat sie sich nur in einer und zwar sehr späten Handschrift erhalten, wie man mir gesagt hat.

Sie haben recht, sagte Haspinger, die Fortsetzung trägt ganz den Charakter eines wildphantastischen Mährchens, nicht den eines Mythus, der innere Haltung haben muß.

Ich bewundere in der That den Scharfsinn unserer anmuthigen Wirthin, wandte sich Baron Wilmar zu Irmgard. Ich hätte es nicht vermocht, den Kern aus der Hülse so reinlich herauszuschälen. Aber es ward eines Umstandes gedacht, der noch seiner Lösung harret: Wann und wie kam Freyja in die Gewalt der Zwerge?

Das kann ich Ihnen sagen, entgegnete ihm Professor Edman. Das war das eine Mal, als sie den strahlenden Brustschmuck, das Brisingamen, erwarb. Freilich ward sie da von den Zwergen nicht geraubt und von den Göttern nicht befreit, sondern in Minne entlassen, wie der Mythus erzählt. Das andere Mal aber war es, als der Schmied, ein Zwerg oder Riese, für die Erbauung von Asgard die Freyja nebst Sonne und Mond zum Lohne verlangt, und die Götter diesen Lohn zugesagt hatten. Als sie die Zusage später bereueten, tödtete Thor den Schmied und brachte die Freyja zurück. Hier war sie wirklich in der Gewalt der Nächtlichen und ward mit Gewalt befreit. Auch Idhunna ward von Jötun Thiassi geraubt und von Loki zurückgebracht. — Ein Attribut des Freyr, das Sie vermißten, ist doch vielleicht vorhanden. Es müßte sich freilich durch reinen Zufall erhalten haben. Freyr besaß nämlich ein Schwert, das von selbst schlägt, das er jedoch später, um die Gerda zu erhalten, weggab. Nun ist nur Dietleibs Schwert mit einem Eigennamen, Welsung, bezeichnet, aber keines anderen Helden Schwert, obgleich Dietrich den Egisachs und Nägling, Hildebrand die Freise, Witeche den Miming, alle sonst oft genannt, führten.

Sollte das hier bedeutungslos sein? Da Dietrich und Hildebrand, wie die Frau Gräfin will, den Thor und Odin vertreten, Dietleib aber der Schwertgott Freyr ist, Odin jedoch den Geer, Thor den Hammer führt, so scheint mir die Nichtbenennung der Schwerter jener beiden hier eben so wohlbegründet, als auf der andern Seite die Nennung Welsungs als des Schwerts Dietleib-Freys. Doch soll darauf durchaus kein Gewicht gelegt werden, da die Sache an sich gleichgültig ist und zur Entscheidung nichts beiträgt.

Allerdings wäre dieser Beweisgrund allzu spitz und allzu zerbrechlich, nahm Leodegar das Wort; aber es bedarf dessen auch nicht. Weiß nicht alles Volk heute noch, daß Frau Venus, d. i. doch Freyja die Liebesgöttin, im Hörselberge saß? Und ist die bald im Brunnen, bald im Berge hausende Holda nicht die Königin der Berggeister, der Wichte, des Huldufolkes? Und vertritt Holda nicht nur nicht die Freyja, sondern auch die Frigja? Die Simhild kann also recht wohl eine Holda-Freyja oder Holda-Frigja sein. Und wenn es im Wartburgkriege heißt: Mit Artus (Arthur) im Berge sei Juno und ihre Tochter Felicia, so sind darunter doch wohl nur die Frigja und Salida, Sälde zu verstehn, wenn man in der Juno nicht etwa lieber die brittische Ceridwen sehen will, die zum brittischen Arthur allerdings sich besser schickt als die deutsche Frigja. Göttinnen also sind recht wohl bei Zwergen in hohlen Bergen zu denken, mögen sie nun geraubt oder nicht geraubt sein. Im ersten Falle werden sie feindlich, im andern freundlich zu den Zwergen stehn.

Nun zu der Fortsetzung, sagte Haspinger. Ihr voran steht in der Handschrift das behandelte Gedicht in Reimpaaren, die jedoch ursprünglich sechszeilige Strophen bildeten. Dieses Gedicht war die Grundlage der Umdichtung in höfischer Form, zeigt aber doch bemerkwerthe Abweichungen bei sonst oft fast wörtlicher Uebereinstimmung. Es beginnt gleich der volksmäßigen Bearbeitung mit den Berner Helden; der Raub der Jungfrau, die Künhild, d. i. Kunihild, hier heißt, der Ritt Dietleibs zu Hildebrand und mit diesem nach Bern fehlen, und zwar mit Recht. Ebenso fehlt der Zauberer, der die Recken auf Laurins Geheiß blendet. Dafür

steht hier nur, daß Künhild, als Zwerge und Riesen erschlagen sind, hervortritt und Dietrichen bittet Laurins Leben zu schonen, und daß er die Bitte gewährt. Die Helden geleiten Dietleib und Künhild, was wiederum besser ist, nicht nach Steier, und somit fehlt Biterolf und die Bewirthung zu Steier; vielmehr folgen Dietleib und seine Schwester den Helden nach Bern, und erst von da kehren beide heim, aber ihre Heimath wird nicht genannt. Eigen ist der Schluß und auf die Fortsetzung hinüberleitend. Künhild bittet nämlich beim Abschiede Dietrichen, den gefangenen Zwerg freundlich zu behandeln und ihn für das Christenthum zu gewinnen. Und Laurin, der seinen Entschluß Christ zu werden durch Ilsung dem Berner kund thut, wird in der That später getauft und fortan freundlich behandelt. Er seinerseits vergilt dieß durch Treue gegen Dietrich. Nun beginnt die Fortsetzung.

Dietrich hatte nach dem Siege die mit dem Leben davongekommenen Zwerge Treue schwören lassen und den Berg an Sindram übergeben, dem mächtigsten der Zwerge nach Laurin. Dieser sandte aber in alle Berge und klagte den Zwergen sein Leid. Einer der Boten kam zu Alberich in Lamparten, der jedoch, weil sein Herr, König Ortnid gestorben war, nicht helfen konnte und den Boten über das Meer zu den Zwergen im Berge Armonia sandte. Dort wohnte Laurins Oheim Walberan. Ihm dienten auch die Berge Sinon, Thabor, alle Gebirge in Indien und der Kaukasus, durch welchen der Eufrat die Edelsteine aus dem Paradiese führt; auch hatte er das Land Kananea, die Heimath der „großen Leute“ (Enakim), bezwungen.

Als Walbaran den Brief gelesen hatte, gelobte er Rache und berief die Seinen von dem Berg Numparier. Binnen vier Wochen sammelten sich ihrer 115,000 Mann im Thale Mambre. Aus ihnen wählte er 60,000 Mann und hundert Riesen aus Kananea. Das ganze Heer war unsichtbar. Auf Olbenden (Dromedaren) und Kameelen führten sie all ihre Leibnahr hin zu Abenks[1] in den Hafen, wo alle Schiffer auf und absaßen.

[1] Soll wohl Akkers (Akkon) heißen.

Hier sandte er den Recken Lingund mit seiner Schaar ab, um alle Schiffe wegzunehmen. Einer seiner Fürsten, Polias, rieth ihm, dem Berner die Fehde ansagen zu lassen, und so sandte er Schiltungen voraus. Drei Wochen brauchte das Heer zur Ueberfahrt. An einem Montage kamen sie vor Venedig an und lagerten sich daselbst. Schiltung war indessen selbzwölfter nach Bern gekommen, wo er von Laurin als ein Bote seines Oheims Walbarans erkannt ward. Er sagte die Fehde an; Dietrich erklärte sich bereit, Laurin aber redete zum Frieden, entbot seinen Gruß an Walbaran und hieß ihn willkommen, wenn er als Freund käme. Die Freundschaft zwischen ihm und Dietrich könne nichts stören.

Mit diesem Bescheide ritt Schiltung zurück zum Heere, worauf Walbaran vor Bern rückte. Auch Dietrich hatte seine Mannen versammelt; aber Niemand konnte die Feinde sehen außer er, Hildebrand, Dietleib, Witeche und Wolfhart durch die Kraft der Ringe, die sie hatten. Damit die Leute nicht zu Schaden kämen, besetzte jeder von ihnen ein Stadtthor. Laurin jedoch erbot sich Frieden zu stiften und ritt selbzwölfter hinaus zu Walbarans Zelte. Hier wohlempfangen und bewirthet, ließ er sich die Gewährung einer Bitte zusagen, und bat nun um Friede und Freundschaft mit dem Berner, der der treueste Mann sei, den je die Sonne beschienen habe. Walbaran versprach, ihm morgen Antwort zu geben und behielt ihn bei sich, gebot jedoch indeß Friede. Laurin sandte also Witechen mit dem Bescheide in die Stadt zurück.

Am dritten Morgen ritt auch Laurin heim, und entbot Dietriche von Walbaran einen Wettkampf ihrer besten Helden. Dietrich nahm den Kampf an, und die Helden bereiten sich. Die überaus kostbare Rüstung Walbarans wird weitläuftig beschrieben. Unter veilchenblauem mit goldenen Sternen besäeten Panner zog er selbzwölfter vor die Stadt und mit einer gleichen Anzahl Helden zog ihm Dietrich unter dem rothen Panner mit dem goldnen Löwen entgegen. Zuerst kämpfen Wolfhart und Schiltung. Wolfhart wird besiegt und von Schiltung in das Lager getragen. Nun kämpfen Dietrich und Walbaran und der erste geräth in schwere

Bedrängniß. Da gelobte Laurin auf Hildebrands Bitte die Kämpfer zu sühnen, und sollte es sein Leben kosten. Er rieth Hildebrande Dietrichen zu umfassen, während er Walbaranen umfienge. Dieß geschah, Laurin bat um Frieden und Walbaran band seinen Helm ab. Dietrich und Walbaran schwuren einander Freundschaft und zogen nun zusammen, geleitet von ihren Mannen, in die Stadt Bern, wo die Gäste über Nacht bleiben mußten. Sie wurden herlich bewirthet und verbrachten die Nacht in Freuden bei Gesang und Saitenspiel. Am nächsten Morgen mußte Walbaran alle seine Fürsten in die Stadt kommen lassen, wo die Bürger sie auf das Beste verpflegten. Walbaran fuhr mit den Seinen darauf wieder heim, Laurin aber blieb zu Bern.

Diese Fortsetzung ist eine recht müßige, nahm jetzt Gräfin Irmgard das Wort. Sie hat keinen Zweck weiter, als daß Laurin gehoben werde. Wie er früher durch Treulosigkeit sich auszeichnete, soll er nun, da er Christ ist, durch Treue sich hervorthun. Man begriff, als man dieß dichtete, gar nicht mehr die Wesenheit Laurins. Zwerge, die Hofnarren sind, mögen wohl Christen sein, aber ein mythischer Zwerg kann nimmer Christ werden, so wenig als ein heidnischer Gott. Und hierin liegt wieder ein Beweis, daß Laurin eigentlich im Kampfe um die leuchtende Göttin seinen Tod finden mußte.

Uebrigens erkennt man in dieser Fortsetzung deutlich die Einwirkung der Kreuzzüge, gerade wie in Orendel und Bride. Ja Schiltung der Bote Walbarans und Schiltung der Bote der Bride dürften leicht einer und derselbe sein. Das Land Cananea (Kanaan), der Berg Sinon (Sinai), das Thal Mambre, Accon und Venedig bezeugen die Einwirkung der Kreuzzüge. Neue Heldennamen erscheinen in der Fortsetzung nur wenige, aber sie sind bis auf Polias deutsch. Sindram, Schiltung, Ilsung verleugnen ihre Heimath nicht, und Walbaran ist entweder Walbero (altnord. Walbiörn, d. i. Kampfbär, Mordbär), oder Walhraban, Walram, d. i. Kampfrabe, Mordrabe. Merkwürdig ist, daß nur zwei Heldenpaare kämpfen, obgleich zu einem Zwölfkampfe entboten ward.

Wäre die Fortsetzung später als im zwölften Jahrhunderte gedichtet worden, die zehen jetzt fehlenden Kämpfe wären uns kaum erspart.

Sie haben recht, schloß Haspinger diese Abendunterhaltung; das alte Gedicht schloß ursprünglich mit der Besiegung der Riesen und Zwerge im Berge selbst. Der Kopenhagner Laurin mit der Fortsetzung mag ursprünglich dem zwölften Jahrhundert angehören, obwohl die Handschrift nur aus dem fünfzehenten Jahrhundert stammt. Die Ueberarbeitung in höfischer Form gehört dem vierzehenten Jahrhundert an, und der achtzeiligstrophische Laurin, wie wir jetzt ihn haben, dem fünfzehenten. Hiemit ward die Sitzung aufgehoben.

Morgen also zu fröhlicher Jagd! rief Berta lächelnd, als die Gesellschaft sich trennte; da werden wir dann sehen, ob etwas von dem Geiste der alten Helden in unseren Herren rege wird.

Am frühen Morgen zog die ganze Gesellschaft, selbst Leodegar nicht ausgenommen, zu Rosse hinaus in den sich weithin dehnenden, Berge und Thäler bedeckenden Wald. Die Schönheit des Morgens, den anmuthigen Reiz der Gegend mögen sich Leser und Leserinnen selbst nach Belieben ausmalen. Wer es nicht aus sich vermögen sollte, findet in tausend Romanen und Novellen Musterschilderungen. Alle, auch die Frauen, waren mit kurzen Stutzen bewaffnet, wie sie in Tirol bräuchlich sind, denn es galt dies Mal dem Schwarzwilde, davon genug im Walde gieng. Berta meinte zwar, die Herren hätten sich mit dem kurzen Sauspieße begnügen sollen, wie er im Mittelalter üblich war; denn da die Eber bei der alten Bewaffnung geblieben seien und keine Neuerungen darin sich gestaltet hätten, so sei es von ihren Gegnern nicht eben edel, sich ihrerseits anderer und gefährlicherer Waffen zu bedienen. Man lachte zu dieser Bemerkung, fand sich aber nicht bewogen, die Bewaffnung deshalb zu ändern. Hätten die Eber allen Fortschritten der Neuzeit sich versagt, starrköpfig auf dem Alten und Veralteten beharrend, meinte Graf Huno, so hätten sie die Folgen davon einzig nur sich selbst anzurechnen Kein Volk, das mit einem anderen in Krieg gerathe, lasse seine besseren Waffen zu Hause,

weil der Gegner schlechtere habe. Diesen Brauch hätten auch schon die Recken befolgt, weil sie ja sonst einzig sich ihrer Hände und keines Spießes hätten bedienen dürfen. Diese Vertheidigung der neuen Waffen ward wohlbegründet erfunden und somit mußte sich Berta die Stutzen gefallen lassen.

Bald färbte die frische Morgenluft aller Wangen höher, und kühner als sonst blickten die Augen ringsumher. Den Zug eröffneten Graf Huno und der schwedische Gast in eifriger Unterhaltung über skandinavische Jagdgebräuche der Vorzeit und der Gegenwart. Wollte ich ihr Gespräch mittheilen, ich würde mir ohne Zweifel den Dank manches Weidmannes erwerben; aber ich habe jetzt anderes zu berichten. Ihnen folgte Irmgard und der alte Graf, Berta und Baron Wilmar, dann Haspinger und Leodegar, der sein Ordenskleid heute mit einem kurzen Rocke vertauscht hatte, den Hut des Mönches aber auf dem Haupte trug, daß jeder in ihm den Geistlichen erkannte. Den Zug schlossen drei berittene Förster des alten Grafen und die Knechte mit den Hunden. Der geheime Oberpfeifenstopfer Künrich von Stoffeln, den man zur Jagd eingeladen hatte, hatte dankend abgelehnt. Es lag ihm ob, eine Anzahl neu angekommener Meerschaumköpfe für seine Durchlaucht anzurauchen und so konnte er unmöglich den Hof verlassen. Ob nicht vielleicht auch einige Scheu, die fromme Nonne Küngold auf der Burg anzutreffen, ihn bewogen hatte, daheim zu bleiben, weiß man nicht; aber es ist nicht ganz unwahrscheinlich, denn er lebte der festen Ueberzeugung, sie werde es nicht lange im Kloster aushalten. Darin freilich täuschte er sich. Frau von Teufenstein also war allein in der Burg. Sie blieb daheim, weil, wie sie sagte, sie des wilden Ebers Haupt lieber auf dem Tische denn in dem Walde sähe.

Baron Wilmar hatte zwar gesucht, als man sich ordnete, an die Seite der Gräfin Irmgard zu kommen; aber sie hatte, als sie dieß merkte, ihren Schimmel sogleich an die Seite des Oheims gelenkt und so die Bestrebung Wilmars vereitelt, und gleichzeitig hatte Berta um sein Geleit gebeten. War das Verabredung unter den Freundinnen oder war es Zufall? Ich weiß es nicht.

So hätte ich denn nun die schönste Gelegenheit, eine Jagd mit den wunderbarsten Ereignissen und Abentheuern zu schildern, ja ich könnte deren selbst ersinnen, wenn das wirklich Vorgekommene mir nicht wichtig und merkwürdig genug erscheinen sollte, aber ich schreibe keinen Roman, sondern Geschichte, und somit sind mir Schranken gezogen, die ich nicht überschreiten darf. Da nun bei der Jagd in der That nichts Wundersames sich ereignete, so muß ich mich mit der Anführung des Endergebnisses bescheiden. Es würden nur drei Keuler erlegt, der eine vom alten Grafen, der andere von Berta, der dritte von Baron Wilmar. Die andern Weidgenossen giengen sämtlich beutelos davon, doch wußten einige sich anderweitig schadlos zu halten. Für uns jedoch sind nur die Umstände, unter denen Baron Wilmar den Eber erlegte, von einiger Bedeutung, und so mögen diese denn näher angegeben werden; ja die Pflicht des Geschichtschreibers verlangt sogar die Mittheilung dieser Umstände, da sie auf das Verhältniß zwischen Irmgard und Wilmar nicht ohne Einfluß blieben.

Der alte Graf hatte zwar, bevor die Jagdgenossen am Forsthause sich trennten, die Frauen gebeten, je einen der Förster zum Geleit im Walde zu nehmen, auf daß sie nicht in Gefahr kämen, denn er kannte nicht nur beider Kühnheit, sondern wußte auch, daß bei solchen Gelegenheiten auf Diener immer sicherer zu rechnen sei, als auf andere männliche Begleiter. Beide waren auch dem Wunsche des alten Grafen nachgekommen; Wilmar jedoch, welcher der Gräfin Irmgard sein Geleit jetzt offen angeboten hatte, war mit der Antwort: „sie wolle ihn nicht der Ehre des Tages berauben," höflich aber kalt zurückgewiesen worden.

Er hatte sich schweigend verneigt, aber, obwohl gekränkt, dennoch beschlossen, ihr, wo möglich unsichtbar, zu folgen. Er ahnte, was auch wirklich eintrat, daß sie nämlich wohl bald den Förster zurückschicken werde, um ungestört im Walde dahin zu streifen, sich auf ihre gute Waffe und ihre sichere Hand verlassend, wenn ihr etwas aufstoßen sollte. Er wußte, daß es ihre Art so war, und er täuschte sich nicht. Bald ward ihr der Geleitmann lästig, da sie ihren Gedanken ungestört nachhangen wollte, und sie

bat ihn, sie nach einer Gegend zu führen, wo sie von dem aufgejagten Wilde unangefochten bliebe und fern genug dem Jagdgetümmel, denn sie wolle lieber heut in Einsamkeit und ungestört sein denn Wild erlegen. Es war etwas in ihrem Innern, was sie beunruhigte und es ihr unmöglich machte, sich den Freuden der Jagd hinzugeben. Und schon seit längerer Zeit hatte sie ihre Ruhe und ihre Herschaft über die Außenwelt und sich selbst verloren, sie wußte selbst nicht wie und wodurch. Dem Förster kam die ihm genannte Absicht, zumal an einem Jagdtage, zwar absonderlich und befremdend vor; dennoch geleitete er sie in ein anmuthiges Thal, gab ihr die Richtung an, die sie zu nehmen habe, wenn sie auf den Sammelplatz gelangen wolle, meinte, hier wäre sie sicher vor Ebern und Hirschen, fände dagegen die ungestörteste Einsamkeit, und ritt seines Weges, als sie ihn aufforderte, an der Jagd seinerseits Theil zu nehmen. Er wußte, daß jeder Einwand von seiner Seite wirkungslos sei und er einfach zu gehorchen habe.

Sie stieg sofort vom Rosse, band es an einen Baum und setzte sich, ihren Stutzen an der Seite, auf einen Stein. Bereits eine geraume Zeit hatte sie sinnend und nur mit ihren Gedanken beschäftigt so dagesessen, ohne was um sie herum vorgieng, zu achten, als sie plötzlich ein Geräusch vernahm, als ob ein größeres Thier den Abhang rechts herunter komme. Nach kurzer Weile zeigte sich denn auch ein gewaltiger Eber, der ohne Zweifel versprengt worden war und sich in dieß stille Thal flüchtete, denn es hat wenig für sich, daß er gleich ihr ein besonderes Bedürfniß nach so stiller Einsamkeit gefühlt habe. Wäre sie ruhig sitzen geblieben, so würde er wohl, ohne sie zu belästigen, weiter gestrichen sein; aber, war es Schreck oder plötzlich erwachende Jagdlust? sie sprang auf, schlug auf das Thier an und feuerte. Die Kugel traf den Eber, aber ohne ihn zu tödten, vielmehr reizte sie nur seinen Grimm, und er stürzte sogleich auf seine Feindin los, seine gewaltigen Hauer zum tödtlichen Schlage hebend. Sie stund wehrlos dem grimmen Thiere gegenüber, und fast hatte dasselbe sie erreicht, als ein Schuß krachte und der Keuler, mitten in das Herz getroffen, zusammen stürzte.

Sie war gerettet, und nicht lange sollte es ihr verborgen bleiben, wem sie ihre Rettung zu danken habe. Der Baron Wilmar trat aus dem Gebüsche auf sie zu, „Frau Gräfin, sagte er mit leisem Vorwurfe, Sie waren da in übeler Gesellschaft. Wollen Sie Ihren Gedanken Gehör geben, so thun sie das besser in Ihrem Garten als in diesem Walde hier. Ich danke dem Himmel, der mich zufällig hier vorüberführte. Aber wo ist der Forstmann, den Sie auf den Wunsch Ihres Herren Oheims zum Geleiter sich wählten?“

„Ich danke Ihnen für den Dienst, lieber Baron, sagte Irmgard, ihm erröthend und befangen die Hand bietend. Ich würde mich glücklich schätzen, könnte ich Ihnen jemals einen gleichen oder auch nur ähnlichen Dienst erweisen. Sie haben recht, mich zu schelten. Den Förster sandte ich fort, weil ich allein sein wollte und hier, wie er mir sagte, nichts zu befahren hätte. Aber kommen Sie! Sie haben ganz recht, der Wald ist kein schicklicher Ort, um seinen Gedanken nachzuhangen. Lassen Sie uns zum Sammelplatze reiten. Die Hauer dieses Ebers sollen stets in meinem Zimmer mir vor Augen sein, damit sie mich an meinen Leichtsinn und — an Ihren Schutz erinnern.“

Damit wollte sie nach ihrem Rosse hin; es war, als ob sie seine Gegenwart fürchtete in dieser Einsamkeit; aber Wilmar hielt ihre Hand fest in der seinigen. „Nein! sagte er, Frau Gräfin, schenken Sie mir nur einige Augenblicke. Sie wissen, daß ich Sie liebe und auch ich wähnte nicht ein Gegenstand Ihrer Abneigung zu sein. Wohlan! ich will und muß erfahren, was ich von Ihnen zu hoffen oder zu fürchten habe. Sie verweigern mir jede Annäherung und weisen mich stets zurück. Jetzt und hier will ich vernehmen, von Ihnen selbst vernehmen, was sich zwischen uns gedrängt hat. Also reden Sie!“

„Halten Sie mich für eine Berta von Bruneck, Herr Baron, da Sie, wie es scheint, erwarten, daß ich Ihnen hier sage, wie Sie mich erwerben können? Doch nein, ich will Sie nicht kränken. Ich bin keine Schiller'sche Berta, und Sie sind, das weiß ich, kein Schiller'scher Rudenz. Ich liebe Sie, ich leugne es nicht; aber

nie kann ich die Ihre werden, das ist eben so sicher. Die Gründe, weshalb ich das nicht kann, sollen Sie erfahren; aber nicht heute, nicht hier, sondern auf meinem Zimmer morgen oder sobald Sie wollen. Das was hier geschah, nöthigt mich Ihnen mein Herz offen darzulegen. Also auf meinem Zimmer, wenn Sie, wie ich von Ihnen hoffe, damit zufrieden sind. Und jetzt geleiten Sie mich zum Forsthause. Dort hinaus, in dieser Richtung müssen wir reiten, wie mir der Förster sagte; kommen Sie also!"

„Nun wohl, sei es denn, entgegnete ihr Wilmar. Ich nehme Ihre Einladung an; Ihre Gründe, wofern sie Vernunftgründe sind, werden, hoffe ich, für mich nicht unüberwindbar sein. Also jetzt kein Wort mehr darüber."

Damit half er ihr auf ihr Roß, bestieg dann das seine und schweigend ritten sie neben einander zum Sammelplatze. Noch war dieser leer als sie ankamen; noch hörte man in der Ferne Schüsse knallen. Irmgard und Wilmar waren allein hier, wie dort früher im Thale, aber ihre Zungen waren gefesselt. Beide scheuten sich, ein Gespräch zu beginnen. Was hätten sie auch sprechen sollen, da sie über das, was ihr ganzes Herz erfüllte und ihnen jeden anderen Gedanken benahm, nicht sprechen wollten? Alles Andere lag ihnen jetzt so ferne, daß sie lieber schwiegen. Irmgard beschäftigte sich demnach mit Anordnung des Jagdimbisses in der Stube. Sie nahm Flaschen und Gläser aus den Körben und reihete sie auf dem schlichten Brettische, den eben so schlichte Bänke umgaben. Ein tüchtiger Laib Brod ward dann auf den Tisch gelegt, daneben Schüsseln mit kaltem Braten gestellt und Teller, Messer und Gabeln rings vertheilt. Sie war beschäftigt, und dieß erleichterte ihr den Zustand. Anders war es mit Baron Wilmar. Er wollte zwar erst der Gräfin bei ihrem Geschäfte helfen, nicht aus Galanterie, sondern nur um beschäftigt zu sein; aber ein Blick ihrer Augen belehrte ihn, daß sie seine Hülfe nicht wünsche; denn es lag ihr daran, so lange als nur möglich etwas zu thun zu haben. So schritt er denn hinaus und am niederen Gesträuche auf und ab, hie und da welke Blätter von den Zweigen brechend und Gestalt und Färbung derselben gedankenlos mit einander vergleichend.

Es war für beide ein drückender Zustand, aber auch der drückendste findet zuletzt sein Ende. Nach einer halben Stunde etwa begannen die Weidgenossen sich einzeln einzufinden, und mit ihnen kam Bewegung und Leben in das stille Forsthaus. Zuerst erschien Leodegar, stellte das ungebrauchte Gewehr ab und überreichte der Gräfin ein paar verspätete Herbstblumen. „Hier der Ertrag meines Waldganges, sagte er freundlich; bunt, aber leider duftlos, wie der Spätherbst sie bietet. Ecclesia non sitit sanguinem, d. h. die Kirche vergießt kein Blut, wie Sie wissen, und somit bringe ich Ihnen denn mein unblutiges Opfer dar."

Freundlich sich verneigend, nahm Irmgard die Gabe. Wilmar aber, der eben eintrat, konnte sich nicht enthalten, bei Leodegars Worten bei sich zu denken: die Kirche vergießt kein Blut, aber sie verbrennt die andern Glaubens sind, wenn sie Macht hat, und umhegt die Herzen so mit Dornen und Gestrüppe, daß rein menschliche Gefühle in ihr nur schwer aufzukommen vermögen.

Bald nach Leodegar stellte sich Haspinger ein zugleich mit Edman. Haspinger hatte einen Steinfalken geschossen und legte ihn auf eine Bank. „Der, sagte er, würgt kein Waldhuhn mehr, noch zerreißt er fürder die fröhlichen Sänger des Waldes."

„Ihr Auge und Ihre Hand sind Ruhmes werth, Herr Professor, sagte Baron Wilmar, den erlegten Raubvogel aufhebend und an den Flügeln ausspannend. Es besagt etwas, einen solchen Fluggewaltigen aus der Höhe herab zu holen! Und welche Beute haben Sie in unserem Walde gemacht?" wandte er sich an den Schweden, froh, daß er nur sprechen konnte.

„Die beste, wenn auch nicht für mich, so doch für meinen Freund, den Entomologen Joranson in Upsala. Sehen Sie nur diese jetzt freilich starren Kerfe; alles Wesen, die in Schweden nicht vorkommen; eine Beute, die ich bequem heimsenden kann und die Sie mir nicht mißgönnen werden."

„Gewiß nicht, sagte der alte Graf lächelnd, der so eben mit Berta und seinem Sohne Huno herantrat und Edmans Worte vernommen hatte. Für derartige Jagd stehn Ihnen alle Forste des heiligen römischen Reiches unbedingt offen. — Aber wenn

nicht etwa die Frau Gräfin dort Einspruch zu erheben hat, so habe ich die Ehre, Ihnen hier die Königin der heutigen Jagd vorzustellen. Fräulein Berta hat mit sicherer Hand von ihrem Rosse herab einen gewaltigen Keuler erlegt, ein Thier, wie vielleicht kein zweites mehr in diesem Walde geht."

„Ich am wenigsten darf ihr die Würde streitig machen," antwortete die Gräfin Irmgard, und sie erzählte nun ihren Unfall und ihre Rettung durch Baron Wilmar. Der alte Herr sah die Erzählerin ernst an; aber ihre ganze Haltung sagte ihm, daß jetzt eine Rüge wegen Mißachtung der von ihm getroffenen Anordnung unzeitig und auch wohl überflüssig sei, und so begnügte er sich, dem Baron Wilmar warm die Hand zu drücken. Er ahnte den Zusammenhang des Ganzen; aber nur um so weniger wollte er jetzt darauf eingehn. Graf Huno jedoch konnte sich nicht enthalten, den leichtsinnigen Uebermuth seiner Base, wie er es nannte, wohlmeinend zu rügen.

Die Heiterkeit und der muntere Scherz, die sonst bei solchen Jagdgelagen sich einzustellen pflegen, wollten in Folge der Stimmung, die sich Aller nach und nach bemächtigte, da Irmgard und Wilmar einsilbig blieben und an der Unterhaltung kaum Antheil nahmen, dießmal sich nicht einfinden, und so ritt man nach dem Imbiß und nachdem die Heimschaffung des erlegten Wildes angeordnet war, in sehr verschiedener Gemüthsstimmung und ziemlich schweigsam nach der Burg zurück.

Vierter Abend.

Seit der Jagd waren einige Abende ausgefallen, weil Baron Wilmar gleich darauf durch eine Geschäftsreise in Anspruch genommen war. Er hatte deshalb auch noch nicht die ihm zugesagte Unterredung mit Gräfin Irmgard haben können, und das Verhältniß zwischen beiden war noch das gleiche. Jetzt, nach vierzehn Tagen, war er zurückgekehrt und gleich darauf hatte er sich auf Forsteck eingefunden, überzeugt, daß Irmgard sofort ihn zu dem zugesagten Gespräche bescheiden werde. Aber sie hatte zunächst nur die Abendunterhaltungen wieder aufgenommen, und so finden wir die Gesellschaft in dem bekannten Zimmer vereinigt. Haspinger als Wortführer begann:

Die Gedichte, die wir heute zu besprechen haben, sind die letzten der Dietrichssage, welche aus älteren Mythen erwuchsen. Da sie, zumal das bedeutendere, das gewöhnlich Eggen Ausfahrt heißt, ihrer ganzen Haltung nach zur eigentlichen Heldensage hinüber leiten, so habe ich sie an das Ende der Dietrichsmythen gesetzt, um von ihnen sodann zur reinen Heldensage von Dietrich überzugehn. Wir betrachten zunächst Eggen Ausfahrt. Der ursprüngliche Mythus mag nun etwa so gelautet haben:

Eine schöne Riesenjungfrau Seburg (der Name Sêopurc erscheint seit dem neunten Jahrhundert oft, zumal in niedersächsischen, rheinischen und niederländischen Urkunden), die sich schon durch ihren Namen als Nixe (alt Nichus, Nichusa) zu erkennen giebt, hört von der Trefflichkeit eines jungen Gottes, etwa Donars, faßt Liebe zu ihm und sendet einen ihrer Mage, den gewaltigen

Riesenjüngling Egge (alt Agjo, wozu das altnordische Oegir, der Schreckende — so heißt der Meergott — altdeutsche Uoki im Ablaut steht), um den Ersehnten zu ihr freundlich zu entbieten. Egge geht, aber da Donar der freundlichen Ladung nicht Folge giebt, will Egge ihn gewaltsam zu Seburg führen. So kommt es zum Kampfe zwischen beiden, und Egge wird nach langer Gegenwehr erschlagen. Donar beschließt nun selbst Eggen Haupt der Jungfrau zu überbringen und trifft auf dem Wege zu ihr dessen Bruder Fasold (alt Fasuwald [1]), der als wilder Jäger ein Moosweib jagt. Er ist weniger stark und kühn als Egge, aber schlau, hinterlistig und zum Verrathe stets geneigt. Beim ersten Begegnen zeigt er scheinbar Großmuth, als sie jedoch zum anderen Male einander treffen und Fasold nun Eggen Tod vernimmt, erwacht seine Rachgier und er wirft sich auf Donar. Bald jedoch besiegt, bittet er um Schonung, schwört seinem Ueberwinder Treue und gelobt ihm, ihn zur Riesenjungfrau Seburg zu führen. Auf dem Wege dahin aber sinnt er treulos stets auf Verrath und führt den jungen Donar so, daß er den grimmsten und stärkesten Sippen des getödteten Egge begegnen muß. Er selbst wagt sich nicht mehr an ihn; aber er hofft, daß es einem Riesen oder einer Riesin gelingen werde, den Verhaßten zu tödten. Das Ergebniß ist jedoch, daß Donar Fasolds ganzes Geschlecht fast vernichtet und endlich ihn selbst, als er seine Untreue erkennt, tödtet. Als er zuletzt zur Riesenjungfrau Seburg kommt, offenbart er sich ihr, wirft ihr Eggen Haupt in den Schooß und kehrt in seine Heimat zurück.

Hier haben wir also eine vollständige Göttersage. Daß sich Götter mit Riesenjungfrauen vermählen, obwohl Götter und Riesen einander meist feindlich entgegenstehn, ist nichts unerhörtes. So freite Freyr die schöne Gerda, die Tochter Gymis, Niördr die Skadi, die Tochter Thiassis, Odin selbst die Gunnlöd, die Tochter

[1] Der Name Fasold ist selten, und nicht sicher zu deuten. Das angelsächsische fäs bedeutet Franse (fimbria); das altnord. fas dagegen Stolz, Hochmuth; das hochdeutsche fasal, junges Thier; fasalig, fruchtbar; fësa, Gerste (ptisana); fesahi, Kehricht (migma); altnord. fis, Kehricht (palea); holländ. vies, geziert, seltsam. — Eitelkeit und Hochfahrt ist in der That Fasolds Charakter.

Suttungs, und Thôr hat neben der Sif noch eine zweite Gemahlin, die Riesin Jarnsaxa (die Eisensteinige), und von ihr die Söhne Modi (Muth) und Magni (Stärke). Jarnsaxa aber bezeugte sich schon durch ihren Namen als Riesin, wenn sie auch nicht geradezu Riesin genannt würde.

Eine Deutung dieses Mythus freilich weiß ich kaum zu geben; dazu müßten wir mehr von Seburg wissen als dieß der Fall ist, und somit entgeht uns der eigentliche Grund, weshalb sie verschmäht wird, obgleich er ohne Zweifel vorhanden war. Sehen wir nun zu, was aus diesem Mythus durch Umwandlung in Heldensage geworden ist. Er ist uns in drei von einander nicht nur in der Darstellung, sondern auch in den Begebenheiten selbst abweichenden Fassungen überliefert, a) Handschrift des Freiherrn von Laßberg; b) der alte Straßburger Druck von 1559, c) die Bearbeitung im Heldenbuche Caspars von der Rhön. Sie alle sind in der schon oben genannten schwerfälligen dreizehnzeiligen Strophe abgefaßt, weshalb ich, wie ich es bereits beim Eigenot that, auch hier eine andere Form wähle, folglich nicht sowohl eine Uebersetzung, die immer ungelenk bleibt, als vielmehr eine neue Bearbeitung gebe. So verfuhr man im dreizehnten Jahrhunderte, und auch ich darf es hier, und zwar um so mehr, als ich ja keine gelehrten Zopfträger oder Chinesen zu Zuhörern habe. Sie beruht hauptsächlich auf Laßbergs Text, und nur wo Caspars Heldenbuch das Bessere bietet, habe ich dieses herbeigezogen. Vom Schlusse, der bei Laßberg fehlt, verstund sich das von selbst. Mit den Abweichungen des Straßburger Druckes, so weit sie sachlich und wichtig sind, werde ich Sie am gehörigen Orte bekannt machen. So hören Sie denn:

Saßen einst in kühler Laube schöne Frau'n beim goldnen Wein,
tranken selbst und auch den Recken schenkten sie gebührend ein;
dort zu Köln es war am Rheine; rings in Blüthen stund das Land,
denn der Lenz mit reichen Händen schmückte den geliebten Strand.
Seburg hieß die hochgelobte, sie, des Rheines Königin;
mit den Helden Wechselrede tauschte gern ihr hoher Sinn.
Ihr zur Rechten eine strenge Maid mit ernster Stirne saß,
ihr zur Linken eine Jungfrau, deren Scherzlust gern sich maß.

Und die Recken beim Gelage, billig werden sie gekannt:
Ebenrot der Eine, Fasold war der andre Held genannt,
aber Egge hieß der dritte; waren all' an Ehren reich,
jedoch Egge war der kühnste, das erkannte man sogleich.
Alle dreie waren Brüder; Mendiger ihr Vater hieß,
der, ein Durs, nach wildem Leben ihnen reiches Erbe ließ.
Wodelgart auch, ihre Mutter, trug, so heißt es, Riesenleib:
Mendiger die Maid im Walde fand: sie ward allda sein Weib.
Gern auch ich der Jungfrau'n Namen nennen würde, wüßt' ich sie —
Saga sie vergaß zu nennen — sonst vergißt sie solches nie —
nun, so nennen wir die Strenge diese hier, sie war es ja,
jene dort die Heitre; damit, glaub' ich, sind die Namen da.
Fasold nun, der wortgewandte, hub den Stauf und sprach das Wort:
„Traun, ihr dürft es wohl mir glauben, Dietrich ritt als Sieger fort.
Grîm erlag ihm und auch Hilde. Ja, sein Meister Hildebrand
hegt ein ganzes Nest voll Liste: schlauern Held man niemals fand.“
Zorn erregte dieser Lobspruch Eggen, und der Kühne sprach:
„Fasold schweig! Dein Lob des Berners alles Ebenmaß durchbrach.
Manchen Recken saht ihr fallen auf das grüne Land durch mich:
der sich wahrlich mit dem Berner wohl darf messen, das bin ich!
Alt bin zwanzig ich der Jahre; hundert Kämpen wol ich schlug:
Keiner stund vor meinem Schwerte, der mir Schild entgegen trug.
Wie die Bäume vor dem Sturme fielen sie vor mir auf's Land:
doch wer rühmte darum jemals diese sieggewohnte Hand?
Tausend Flimmersterne geben nicht der einen Sonne Licht.
Schwache Kämpen niederwerfen bringt des Ruhmes Kränze nicht;
aber einen Held besiegen, dessen Haupt des Ruhmes Kranz
herlich schmückt vor allen Helden: solch ein Sieg hat Lob und Glanz.
Auf will nun den Held ich suchen, will mit Streit ihn kühn bestehn;
einer von uns beiden, wißt es, muß zu Wodans Saale gehn
Nicht ertrag ich solches Prangen und sein Ruhm erregt mir Schmerz.
Traun, Ihr sollt es bald erfahren, ihn besiegen ist mir Scherz.“
„Ist nach Wodans Saal so heftig, sprach die Heitre, Held, dein Drang?
Mir fürwahr, das sag' ich, würde dort wohl Zeit und Weile lang.
Schwertgeklirr von früh bis abends, dann zur Nacht ein bittres Bier
zu gekochtem Schweinefleische —: besser doch gefällt mir's hier!“
Egge lachte; doch mit Grimme sprach zu Fasold Ebenrot:
„Rühme mir nur nicht den Berner! Grimen schlug im Schlaf er todt;

und auf lästerliche Weise nahm er Helm ihm, Brünn' und Schwert:
wäre Grim erwacht, er hätte leicht ihm wohl den Raub gewehrt!"
„Kann es lassen, sprach da Fasold; bin ihm weder feind noch hold;
sah den Held noch nie mit Augen; nicht, was gleißt, ist stets auch Gold;
aber Alle, die den Recken sahen, sagen's laut und frei,
daß von allen kühnen Helden er fürwahr der kühnste sei.
Kannst du mir nur Einen nennen, der im Streit ihm mochte stehn?
Sah man nicht aus allen Kämpfen ihn hervor als Sieger gehn?
Und daß Grimen er im Schlafe hab' erschlagen, das ist Lug.
Warum zieh' ich ihn des Mordes? Dietrich, traun, ist ohne Trug.
Hildebrand und Dietrich ritten, sagt man, aus in's grüne Land,
sich an Lenzes Schmuck erfreuend; doch das Schwert auch stets zur Hand
hatten sie, wie's ziemt den Helden; ganz von selbst sich das versteht;
denn der Recke weiß ja niemals, ob nicht Feind ihm widergeht.
Vor Tirol auf einem Anger trafen sie des Riesen Weib —
in des Morgens Thaue baden war ihr lieber Zeitvertreib. —
Als die Wilde sah die Recken, hub sie flugs den grimmen Kampf:
Grimen aus dem Schlummer weckten ihre Schläg' und ihr Gestampf.
Als nun Grim mit schwerer Stange wuthgrimm auf den Berner schlug,
warf sich Hild' auf Hildebranden; und sie drückt' ihn hart genug
da mit ihren starken Armen. Auf die Brust ihm kniete sie:
Traun, verloren war der Alte, half ihm Dieterich nicht hie.
Aber Grim ihm war erlegen und mit schwindem Schwertes Schwang
schlug das Haupt er ihr vom Halse, daß es weit vom Rumpfe sprang.
Nahm er Schwert nun, Helm und Brünne, nahm er sie mit Ehren traun;
wohl erworben war der Heerraub; Jeder kann das deutlich schaun."
Da rief Ebenrot: „So sagt man; doch du hast es nicht gesehn,
was dort auf dem grünen Anger an dem Riesen ist geschehn.
Kannte Grimen ja, den Starken: nicht so leicht war's da gethan.
Schlief er, nun dann ist's begreiflich: lobst den Berner nur nach Wahn."
Rügend da die Strenge sagte zu dem Zweifler ernst und scharf:
„Ei, wer mag das Arge wähnen, wenn man's Gute glauben darf!
Das geziemt nicht wackern Helden; darum schelt' ich dich mit Fug,
Ebenrot: gewiß, der Berner Grimen nicht im Schlafe schlug!"

„Nein! rief Egge! volle Wahrheit, holde Jungfrau, sprach dein Mund.
Dietrich ist ein kühner Recke, das ist Allen längst ja kund,
und ein kühner Recke tödtet nimmer einen Feind im Schlaf;
nein! er weckt zuvor ihn immer, wenn er ihn im Schlummer traf.“
Seufzend da die schöne Seburg sprach, die junge Königin:
Möchte doch den Held ich schauen! Traun, das achtet' ich Gewinn,
da der hohe Ruhm des Recken hin durch weite Lande zieht.
Womit hab' ich es verschuldet, daß des Helden Blick mich flieht?
Hätt' ich einen kühnen Boten, den ich senden könnte; traun,
bald wohl würden wir den Helden hier am Rheingestade schaun;
freundlich ließ' ich's ihm entbieten, und er käme dann wohl her:
aber so — doch ich will schweigen und ersticken mein Begehr.“
„Seburg, sprach besorgt die Strenge, willst du senden in den Tod
einen deiner treuen Recken ohne Grund und ohne Noth?“
„Ei was! schöne Frauen schauen tödtet keinen Recken ja,
sprach die Heitre; das beweisen, wähn' ich, unsre Freunde da.“
„Liegt so viel dir an dem Berner, nun dann, edle Königin,
sollst du bald den Recken schauen; Bürge des ich selbst dir bin.
Aus ich zieh' ihn aufzusuchen, bitte sittiglich ihn her,
Maid, in deinem holden Namen: gern, so hoff' ich, kommt dann er.
Traun, er kommt! Doch sollt' er's weigern, nun so zwingt ihn meine Hand:
als Gefangnen dann ich führe her den Recken in das Land.“
Also sprach da lächelnd Egge. Seburg neigte sich ihm hold.
„Deine Treue, sprach sie schmeichelnd, lautrer ist denn reines Gold.
Weiß es selbst nicht, wer mir's anthat, nein, und wes so gar mein Muth
sehnt sich nach dem hohen Recken: seinem Namen wallt mein Blut.
Sah ich nur den kühnen Fürsten, laß' ich aus dem Sinn ihn wohl;
doch sein Ruhm birgt einen Zauber: jeder Widerstand ist hohl.
Nun, willst, Held, du sein mein Bote, wahrlich, so gebührt es mir
zu der Ausfahrt dich zu rüsten. Freudig biet' ich Alles dir,
gebe dir der Brünnen beste, wie kein Held je lichtre trug:
dreifach ist ihr Ringgewebe, Werk von Zwergen reich und klug.
Goldgeflecht sind ihre Geeren. Schönre kam mir nie zu Sicht.
Ortnids Brünne war nicht fester, Osanriches reicher nicht.
Also rühmen laut die Männer. Vollblick nennt die Brünne sich:
die sollst auf der Fahrt du tragen: damit ehrst du, Recke mich.“
Und sie hieß die Brünne bringen, Helm zugleich, auch Schild und Schwert.
Laut dieß Heergewäte lobten die drei Recken kühn und werth.

Selber half ihm in die Brünne sie mit ihrer weißen Hand;
drauf den Helm, den strahlend hellen, auf das Haupt dem Held sie band.
Herlich über alle Maßen war das Schwert, das ihm sie bot:
Egisachs sich ohne Tadel zeigte stets in Kampfes Noth.
Neigte man es hin zur Erde, schien's, als ob hinauf vom Sand
eine goldgefleckte Schlange stiege zu des Heldes Hand.
Einem Blitzstrahl glich die Klinge, wenn man in der Luft es schwang.
Gleich als wären Bast sie, Horn und Eisenring' es rasch durchdrang.
Aller Schwerter bestes war es, das war längst schon Allen kund;
uns jedoch berichtet dieses Saga's irrthumsfreier Mund.
Gülden war des Schwertes Helze, doch ein grüner Edelstein
war ihr Knauf; der güldnen Scheide Ortband ein Rubin ganz rein;
Seidenborte war der Fessel. Nimmer war ein Schwert ihm gleich;
denn sein Werth, man darf es glauben, galt ein ganzes Königreich. [1]
Und es nahm die königliche Jungfrau, Seburg, so das Wort:
Held, dein Helm ist Wielands Arbeit. Manches Jahr durch fort und fort
schuf an ihm er und mit güldnen Spangen hell er ihn umfieng:
Unter diesem Helme Ruodleib oft zu Kampf und Siege gieng.
Sieh! ein lichtes Eberbildniß stellt' er gülden auf den Helm:
Ibor drum er heißt; er leuchtet durch des Streites dichtsten Melm. [2]
Feuerlohen sprüht sein Funkeln. Wiß auch, keines Schwertes Schlag,
schwäng' es auch der Recken stärkster, diesen Helm verletzen mag.
Und nicht minder könnt' ich, Egge, rühmen auch dein gutes Schwert.
Alberich und seine Brüder bauten dazu sich den Herd.
Neun der Reiche nach dem Wasser, es zu härten, er durchgieng:
von zwein Zwergen, die's ihm stahlen, König Ruodleib es empfieng.
Gramaleibe, seinem Sohne, sterbend es der König gab,
der so manchem kühnen Recken damit half ins frühe Grab.
Gabewin, sein Enkel, endlich brachte her nach Köln das Schwert:
so gewann ich's und so geb' ich dir es nun, du Recke werth."
Einen Schild sie bot dem Recken, neu, stark, breit und lang genug,
den kein Geerstich jemals schurfte, dem kein Schwert je Schramme schlug.

[1] Helze, Griff. — Ortband, der unterste Theil der Schwertscheide. — Fessel, das Band, der Riemen, womit das Schwert um den Leib gegürtet wird.
[2] Ibor = Eber. Melm = Staub, Dunst.

Zu der Brust auf von den Füßen reichte dieser lichte Schild:
seine Mitte bot dem Schauer aber noch kein prangend Bild.
Endlich hieß das beste Streitroß, breit von Brust, von Augen klug,
Seburg dar dem Recken ziehen, das noch je den Sattel trug;
aber Egge nicht es wollte. „Laßt das Roß nur ruhig stehn,
rief der kühne Held, sich weigernd, gern ich mag zu Fuße gehn.
Auf die Länge ja nicht trüg' es mich mit aller seiner Kraft,
darum, hohe Jungfrau, wäre doch für mich es nur ein Haft.
Munter mag dahin ich schreiten unbehindert vierzehn Nacht,
daß nicht Hunger je noch Müde mich beraubet meiner Macht."
„Laß dich, Egge, doch erbitten, sprach die königliche Maid;
wolltest so du gehn zu Fuße, traun, das wäre sehr mir leid.
Bitter würde man mich schelten. Wisse, wohin auch du fährst,
all mein Lob mir, so zu Fuße wandernd, Recke, du verzehrst. —
Seht doch, sprechen alle Leute, Brünne gab man, Helm und Schwert
und den Schild auch; doch des Rosses war der Held, so scheint's nicht werth.
Pfi dem Geber und der ganzen Sippe! — Darum reit es, Held."
„Nein! erlaß es mir; zu Fuße mag ich wandern Berg und Feld."
So versagt' es ihr der Recke. Zu der minniglichen Maid
nahm er Urlaub, und von dannen schritt er fröhlich sonder Leid.
Nach ihm blickten Frau'n und Recken. Wie der Hirsch zu Walde springt,
also sprang er weiten Sprunges. Laut die Brünn an ihm erklingt.
Auch den Helm man hörte klingen aus dem Walde mannigfalt,
einer Glocke gleich; berührte ihn ein Ast, mit Schall er's galt.
Auf des Waldes Wild er schreckte durch des Heergewätes Klang,
da so durch der Bäume Reihen wohlgemuth der Recke sprang.
Munter ward der Vögel Stimme. Manch ein Sperber flog herbei,
neubegierig, welch ein Klingen durch den Wald vernehmbar sei.
Auch genug der wilden Thiere lockte seine schwinde Fahrt.
So von allen Waldbewohnern staunend nachgeschaut ihm ward.

Hier will ich einen Halt machen und allfällige Fragen gern beantworten, sagte Haspinger. Zuvor bemerke ich gelegentlich, daß der dritte Recke bei Laßberg und Caspar Ebenrot, im alten Drucke

Ebernot heißt. Der richtige Name wird Ebenrot hier sein, obwohl Ebernot an sich untadelhaft ist.

Das Lob, welches Fasold dem Berner ertheilt, nahm der alte Graf das Wort, finde ich in Widerspruch mit seinem späteren Benehmen gegen den Held. Sein Charakter ist, wie angegeben ward, Eitelkeit, Hochmuth und Untreue. Hier aber erscheint er durch sein Lob sogar edel. Seinem Charakter gemäß wäre dieß Lob, wenn der Zweck desselben wäre, Eggen gegen Dietrichen aufzureizen, und so des Bruders aus irgend einem Grunde los zu werden.

Ihre Bemerkung, Herr Graf, ist sehr richtig, entgegnete ihm Haspinger. Und die Begründung dieser seiner Handlungsweise wäre auch nicht eben sehr schwer gewesen. Ursprünglich waren die drei Recken wohl Bewerber um die Königin und Egge der scheinbar begünstigte. Wäre dieß Verhältniß festgehalten, so hätte Fasolds Lob in seiner Falschheit seine Quelle, und dann wäre sein Charakter streng durchgeführt. Ein kunstgewandter Dichter würde nicht versäumt haben, Fasolds Benehmen hier zu begründen; Sänger des Volkes gehn über solche Dinge oft hinweg.

Die Art und Weise, wie das Verlangen der Rheinkönigin nach dem Berner erwacht, ergriff Irmgard das Wort, scheint mir auch mehr dem späteren Mittelalter angemessen als dem höheren Alterthum.

Ich bin mit Dir darin völlig einverstanden, wandte sich Graf Huno an Irmgard. Hätte Seburg den Held früher gesehen und so Liebe zu ihm gefaßt, so erschiene ihr Verlangen nach ihm natürlicher. Wir haben hier ohne Zweifel eine nicht eben löbliche Einwirkung der höfischen Poesie auf die volksthümliche. In jener, die an solchen Ueberschwenglichkeiten nur zu oft Gefallen findet, ist ein so entstandenes Verlangen einer Jungfrau nach einem ihr ganz fremden Held nicht weiter auffällig und kommt in der That auch vor; im volksthümlichen Heldenliede jedoch kann und muß es befremden. Ebenso gehört dieser späteren Zeit an, daß eine Königin keinen Fußboten ohne Schande senden könne.

Nicht wahr, die Geeren sind die speerförmigen Verlängerungen

eines Kleides oder einer Brünne nach unten? fragte Berta. Ich erinnere mich des Wortes noch aus Orendel.

Ganz recht, erwiderte ihr Irmgard. Du hast ein treueres Gedächtniß denn ich. So weiß ich nicht mehr, ob nicht auch schon die beiden Herren einmal genannt worden, Ortnid und Osanrich?

Sie wurden bereits genannt, antwortete ihr Leodegar. Ortnid war nach der Sage der Sohn des Zwerges Alberich und König der Langobarden in Italien. Er fand seinen Tod durch einen Lindwurm, den ihm sein Schwiegervater für den Raub der Tochter in das Land geschickt hatte. Osanrich dagegen war König von Wilkinaland und Vater der Herkja, der Gemahlin des Atzilo oder Attilas, des Königs von Hunland.

In der ausführlichen Schilderung der Waffen, womit Egge ausgerüstet wird, ergriff Haspinger jetzt das Wort, kommen Namen vor, die auf einst vorhandene, jetzt verlorene Sagen hindeuten. Den berühmten Egisahs, auch Ainsachs, d. i. Aginsahs, Uokisahs, daz alte sahs, später Ecken-sahs geheißen, kennen die meisten deutschen Gedichte der Dietrichssage. Egisahs, Aginsahs, Uokisahs bedeuten Schwert des Schreckens; Uoki, altnord. Oegir heißt aber auch der Gott des Meeres, der Neptun der Germanen, wie wir bereits hörten; die Benennung daz alte sahs, entstund, weil man Egisahs, Aginsahs nicht mehr zu deuten wußte; eben so Eggen sahs, das Schwert des Egge, der freilich eben ursprünglich der Egi, Agjo ist. Im altfranzösischen Roman Fierabras wird der Name des Schwertes sogar zum Namen des Schmiedes: Trois freres furent d'un pere engendrez, desquels l'un avoit nom Galand (d. i. Wieland), le second Magnificans et le tiers Ainsiax. Ces trois freres firent neuf espees, c'est à sçavoir chacun trois. Ainsiax fit l'espee nommee Baptesme, laquelle avoit le pommeau d'or bien peinct, et aussi fit Florence et Fraban, lesquelles Fierabras avoit. Magnificans fit l'espee nommee Durandal, laquelle Roland eut, l'autre estoit nommee Sauuagine, et la tierce Courtin, que Ogier le Danois eut, Galand fit Flamberge et Hauteclere et Joyeuse, laquelle Charlemaigne avoit par grand specialite. Man sieht hieraus,

wie weit die Sage von diesem Schwerte verbreitet war. In deutscher Quelle (Grimm, Deutsche Heldensage, S. 146) heißen die drei Schmiede Mime, Hertrich, Wieland. Zwölf Schwerter schmieden gemeinsam Mime und Hertrich, das dreizehnte und beste aber, den Miming, fertigt Wieland. Wieland aber war Alb oder Zwerg, eben so wie Alberich zugleich Zwerg und Schmied ist. Alles Kostbare ist ja nach Mythus und Sage Werk der Zwerge, von dem Speere Wodans, dem Hammer Thôrs, dem Goldhaare der Sif, dem Halsschmucke der Freyja an bis zu den Schwertern, Brünnen und Helmen der Helden.

Von den frühern Besitzern des Egisachs nennt Laßbergs Handschrift den König Ruodlieb (= Ruodleib) und seinen Sohn Herbort; Caspar von der Rhön den König Weigant von Yban (im Reim auf lieben), den Greimleib, d. i. Grameleib, und den Gabein, d. i. Gabewin. Nordische Sage nennt den Rutfleif oder Rofleif und Grameleif. Auch hier also theils Uebereinstimmung, theils Abweichung. Nun, meine ich, dürfte Ihnen Alles deutlich sein; eine weitere Erklärung läßt sich nicht geben, da man von den genannten Helden, den Besitzern des Schwertes, nichts Genaueres weiß; die Sagen von ihnen sind verschollen. — Hören Sie also nun, wie es dem Boten der Seeburg ergieng.

Haspinger las weiter:

So rheinaufwärts lief der Recke über Berg und über Thal,
überschritt das Hochgebirge, ruhte nicht ein einzig Mal,
stieg hinab in Gothengaue, kam in zaunumschloßnes Land,
bis in einem wilden Thale einen Hagestald er fand.[1]
Einsam stund er an dem Acker und er baute seine Frucht.
Den befragte jetzt denn Egge, freundlich grüßend und mit Zucht,
wie weit noch gen Bern es wäre. „Gerne künde das ich dir,
sprach der Hagestald: der Tagefahrten zwo noch, glaube mir.
Heute magst du nicht erreichen Bern; gieb nur ihn auf, den Wahn.
Sieh, die Sonne geht zu Ruhe, wohl drum dünkt es mich gethan,
daß du hier die Nacht verbringest, wenn du nur genügsam bist;
denn mit meiner Küche freilich dürftiglich bestellt es ist.“

[1] Hagestald, Waldbewohner, Einsiedler, jetzt: Hagestolz.

„Nun, so rast' ich hier bis morgen, da so freundlich du Gemach
mir für heute willst gewähren, und herein der Abend brach.
Unbesorgt doch um die Küche magst, o Wirth, du gänzlich sein:
ein Stück Brotes gnügt; und Wasser mag ersetzen uns den Wein."
Also rief der kühne Wandrer. Lächelnd sprach der Waldgesell:
„Brotes kann ich satt dich machen, und hier sprudelt frisch ein Quell.
Wildes zwar genug im Walde geht; allein gebraten kam
es mir niemals her; zum Jäger aber bin ich, traun zu lahm.
Kaum noch sprach dieß Wort der Waldmann, als ein hochgehörnter Hirsch
keck sein Haupt im Walde zeigte. „Sieh, der kommt mir recht zur Birsch,
rief der Recke." Mit drei Sprüngen war er an dem Wilde dort,
schlug es mit dem Schwerte nieder, hub's empor und trug es fort.
Zu der Hütte trugen's beide Männer darauf leicht und schnell.
Bald war ihm die Haut genommen, und das Feuer brannte hell.
An dem Spieß ein Ziemer schmorte, zierte kurz darauf den Tisch,
und die beiden Mahlgenossen aßen munter bald und frisch.
Als der Hunger nun gestillt war, sprach der Waldmann: „Auf gut Glück!"
gieng, und kehrte bald mit einem großen Schlauche Wein's zurück.
„Lechzt der Ungebratne gierig stets nach Wasser, tränken wir
den Gebratnen jetzt mit Weine füglich, Held, behagt es dir!"
Also sprach der Wirth und wacker gieng der Stauf aus Hand in Hand,
bis der jugendliche Wandrer plötzlich Fragetrieb empfand.
„Sage, sprach er, sahst den Berner du? du kennst den Recken doch?"
„Oft schon sah ich ihn, versetzte jener, und vor kurzem noch."
„Gerne säh' auch ich ihn wahrlich, sprach der Recke, könnt' es sein;
hab' an ihn, traun, ein Gewerbe: schöne Frauen an dem Rhein
laden ihn; ich bin ihr Bote zu dem Berner hergesandt:
zeige mir den Weg nach Bern hin, Alles ist dann wohl bewandt."
„Warte bis zum Morgen, Recke; noch hüllt uns die finstre Nacht,
sprach der Waldmann; auf die Wege hat am Tage baß man Acht.
Triffst den König wohl bei Hause; denn wie man mich dort belehrt,
war von einem kühnen Austritt eben erst er heimgekehrt."
„Desto baß, sprach freundlich Egge; hier doch, Freund, verweil' ich nicht;
könnte doch die Nacht nicht schlafen, und mir leuchtet Mondes Licht.
Habe Dank für dein Erbieten: komm und zeige mir den Steg;
deinen Namen aber, Alter, nähm' ich gern mit auf den Weg."

„Lanjagais bin ich geheißen, Andragais mein Vater hieß,
kamen her mit Odovakar, der uns Sitz hier nehmen ließ.
So denn weißt du's, sprach der Alte. Nenn' auch deinen Namen mir;
scheinst mir kühn und kampfgewaltig, das bekenne gern ich dir."
„Egge heiß ich, sprach der Kämpe; bin kein vollberühmter Mann;
hoher Kämpenwerke Ruhm noch meine Hand mir nicht gewann.
Noch ist ohne Ruhmeszeichen, wie du siehst, mein blanker Schild:
hab' ich Glück jedoch, so zeigt er, hoff' ich, bald ein stolzes Bild."
„Nun so komm! zur Königsstraße führt von hier ein schmaler Steg,
und die leitet hin nach Bern dich: vielbetreten ist der Weg;
denn es zieht der Recken Menge Tag für Tag zum König hin:
hold empfängt er immer Alle, wie des selbst ich Zeuge bin."
Also sprach der Wirth; sie giengen drauf selbander rasch und schnell,
bis zum Heerweg sie gelangten. Hier nun schied der Waldgesell.
„Dieser Straße, sprach er, folge, denn sie führt dich hin nach Bern:
möge leuchten deinem Wege, kühner Held, ein guter Stern."
Rückwärts schritt der Waldbewohner, aber vorwärts Egge schritt,
während hoch am nächtigen Himmel still der Mond durch Wolken glitt.
Nie die lange Nacht durch ruht' er auch nur einen Augenblick,
bis die hohe Bern er schaute: rastlos trieb ihn sein Geschick.
Mit der frühen Morgenröthe fröhlich er die Stadt betrat;
nach der hohen Burg des Herschers eiligst er sich weisen bat.
Wohl gefiel dem jungen Kämpen sehr der hochgezinnte Bau,
doch mit scheuchen Blicken maßen ihn die Walchen, Mann wie Frau.
Ja, die redekühnen Walchen traten alle hinter sich:
wie die Spatzen vor dem Sperber nahmen sie den Winkelstrich.
Diese bargen hoch auf Thürme, jene sich in Keller tief,
und manch einer, blind vor Aengsten, ihm gerad' entgegen lief.
Selbst die Gothen staunend schauten und kopfschüttelnd hinterdrein,
als der Held die Stadt durchstürmte, sprachen: „Wer mag dieser sein?
Unserm Herscher, ohne Zweifel, will der Wild' an Haar und Haut:
nun, da mag er sich nur wahren: der empfängt ihn nicht zu traut."
Riesenhaft erschien den Leuten dieser hochgewachsne Gast:
um drei Häupter überragte wahrlich er die Männer fast;
darum gieng zu Bern die Rede, — leicht ja mochte das geschehn: —
daß er nicht ob seiner Größe seine Füße könnte sehn.
Wie von Feuergluth erstralte hell von Golde dieser Mann.
„Bleibt zu Bern der lange Riese, zündet er die Stadt noch an!"

Also rief ein altes Weiblein, hinterm Fenster wohl versteckt:
solche Furcht der Alten hatte Brünne, Helm und Schild erweckt.
Als der Held nun kam an's Burgthor, setzt' er seinen Schild zu Fuß,
und hinein mit lauter Stimme rief der Recke solchen Gruß:
„Sagt, wo find' ich Dieterichen, den ich suchte viel und sehr?
Manches fremde Land durchlief ich, fand ihn aber nimmermehr.
Frauen haben mich gesendet, edel, reich und schön genug,
die den Fürsten gerne sähen, mag's geschehn mit gutem Fug.
Nie noch ward ich Frauenbote; nur durch sie hieher ich lief,
ihrethalben überschritt ich Berge hoch und Thäler tief.
Wohl mag ihrer er genießen: das, ihr Kämpen, sagt ihm an,
selber bin ich ihm Geleite hin zum Rhein auf irrer Bahn;
frei soll kommen er und scheiden, wie dem Fürsten das behagt:
aber sollt er mir sich weigern, nun, dann ist ihm widersagt."
Diese Ladung ward dem alten Hildebrande hinterbracht;
auf die Zinnen hub der Recke sich sofort in seiner Macht.
Staunend sah den jungen Held er, der die Frist zur Schau benützt,
still der Antwort harrte, ruhig auf den langen Schild gestützt.
Und es rief der alte Recke zu dem jungen ungemuth:
„Wollenschaube [1] daß dir ziemte denn der Brünne güldne Gluth!
Nicht gebührt es sich in Waffen so zu Fuß nach Fürsten gehn:
der dir gab die güldne Brünne, mochte wenig wohl verstehn!"
Ruhig sprach der junge Degen: „Eure Sitte kenn' ich nicht;
doch kein Roß vermag zu tragen mich; der Rücken ihm zerbricht.
Eine königliche Jungfrau sandte mich in dieses Land,
daß ich ihr den Berner holte; sie verlieh mir dieß Gewand.
Gerne sähe sie den Recken, und mit Ehren mag er dann
wieder heim zu Lande kehren, auf mein Wort, der kühne Mann.
Bürge bin ich des dem Fürsten; doch versagte sich er mir,
nun, so weiß ich ihn zu zwingen, alter Held, das sag' ich dir."
„Wärest du daheim geblieben, wärst du klug, sprach Hildebrand;
solche Ladung her zu bringen nenn' ich billig Unverstand.
Freundlich laß dir rathen, Knabe: denke schleunigst fortzugehn:
wenn mein Herr mit Lottern [2] kämpfte, würde dich er auch bestehn."
Zornig blickte da dem alten in's Gesicht der junge Held.
„Allzu hart du, Mann, mich strafest: Kämest du herab in's Feld,

[1] Mantel als Wollenzeuch. [2] Strolchen, Landfahrern.

sollteſt du bald anders ſprechen! Doch um Dietrichs Willen ſei
dir das Schmähewort verziehen; kam frei her und ſcheide frei!"
Weiter nichts vor Zorn ſprach Egge. Da wohl merkte Hildebrand,
daß der Held gekränkt ſich fühlte; doch das Sühnwort leicht er fand.
„Mußt nicht zürnen, wenn ich ſcherzte, rief er; das iſt ſo mein Brauch;
ei, man ſieht ja bald es, Recke, daß dich nicht gebar der Strauch.
Was ich aber ſagen wollte: Dieterich iſt nicht daheim —
ach, den Wildfang hier zu halten fehlt der rechte Honigſeim! —
magſt ihn aber leicht doch finden: er durchſtreift den Baierwald.
trägſt du Luſt ihn zu bekämpfen, dort begegneſt ihm du bald.
Du ſcheinſt kampfbegierig; aber zähme deinen Eifer, Held;
manchen Recken ſchon er ſtreckte blutig auf das grüne Feld.
Weit bekannt iſt des ſein Name; darum rath' ich, ſuch' ihn nicht,
denn er könnte dich auch legen auf dein junges Angeſicht.
Willſt jedoch du nicht es laſſen, willſt du mannhaft greifen zu,
nun, dann ſteh ihm feſt im Streite, wie dem Sturme ſteht die Flu.[1]
Haſt ihn du beſiegt, ſo kehre, Held, nur wieder her nach Bern:
dann magſt du mit mir dich meſſen; dann mit dir, traun, kämpf'
ich gern."
Auf hub ſeinen Schild der Degen, Urlaub er zu Niemand nahm.
Trotzig ſchied er jetzt von dannen, wie zur Burg er trotzig kam.
Alle Leute nach ihm blickten, bis er in der Ferne ſchwand;
wohin er des Landes kehrte, jeder leicht heraus das fand.
An der Etſch nach dem Gebirge hin er raſchen Sprunges lief;
deutlich ſah das von den Zinnen der nicht grade Wache ſchlief.
Mancher, der zuvor das Schweigen liebte, rief jetzt Hohn ihm nach,
weil der Held es nicht mehr hörte; ſonſt ſein Witz wohl läg' ihm
brach.
Weder Berg noch Thal ihn hemmte, weder Bach ihn hielt noch Fluß;
ohne jemals um zu blicken lief er fort in einem Schuß.
So geſchah's denn, daß der Recke, noch an keinem Fuße lahm,
mit der erſten Abendröthe munter gen Trident hin kam.
Auf zur Burg flugs ſtieg der Schnelle, wo man wohl es ihm erbot.
Als er ſatt war, ihn der Burgherr fragte — Frage war ihm noth —
wannen er des Landes käme? dann, wohin er wolle noch?
„Nach dem Berner ſuch' ich, ſprach er: wißt ihr ihn, ſo ſagt es doch!"

[1] Fels.

„Ei, vor kurzem war der Recke hier; er ritt in's Baierland,
sprach der Burgherr; wenig Tage sind es, daß man hier ihn fand.
Nach dem Berge Nonis [1] wandern mußt du; drüber führt ein Steg;
hältst du sorgsam ein die Richtung, wanderst du den rechten Weg."
Ruhig schlief die Nacht der Recke; da jedoch der Morgen kam,
hub sich Egge hin gen Norden, und sein Lauf war traun nicht lahm.
Höher wurden stets die Berge, wilder stets der Wasser Sturz,
aber nichts den Wandrer hemmte; seine Rast war stets nur kurz.
Gegen Mittag in der Wildniß kam ein Ungethüm ihm quer;
schnaubend fuhr es aus dem Westen über seinen Weg ihm her;
einem Rosse glich es unten, oben aber einem Mann;
seitwärts ragten ihm zwo Schwingen, wie kein Vogel je gewann.
Lindwurmflügeln glichen diese, fest mit Hornhaut überdeckt,
die von hier in gleichem Braunschwarz um den ganzen Leib sich streckt.
Einen Wurfgeer seine Rechte kreißend über'm Haupte schwang;
an der Seite hieng ein Schwert ihm, spannenbreit und klafterlang.
Aus dem Meer emporgestiegen war dereinst dieß Ungethüm,
in die Wildniß hier verlockt' es dann sein eigner Ungestüm.
Hier nun warf es alle Thiere nieder, die sein Grimm ersah;
auch so manchem kühnen Recken gleiches Leid von ihm geschah.
Ohne Gruß mit wilder Grimmwuth auf den Held den Geer es schoß,
dazu brüllt' es, daß der weite Wald ergoll, der sie beschloß.
War so fest nicht Eggen Brünne, hätte nimmermehr er traun
fürderhin gesucht nach Dietrich, den so gern er wollte schaun.
Da der Geerwurf ihm versagte, zog es flugs sein breites Schwert;
mit der Kraft des Donners schlug es grimmig auf den Recken werth,
daß das Feuer aus den Ringen loht' und er zu Boden sank:
nimmer that in seinem Leben noch der Recke solchen Wank.
Doch nicht lange lag der Kühne; neue Kraft ihm gab der Zorn,
und nun ließ sein Schwert erklingen er an seines Feindes Horn.
Hageldicht die Streiche fielen ihm auf Schultern, Haupt und Brust,
denn mit jedem guten Schlage wuchs am Kampfwerk Eggen Lust.
Bald ringsum die Stücke flogen, klein' und große sonder Zahl.
Wer nach Wunderbeinen gienge, fände hier die schönste Wahl; [2]
denn nicht früher hemmte wahrlich Egge seines Schwertes Schlag,
als bis hier in tausend Trümmern dieses grimme Meerthier lag.

[1] Val di Non. [2] Rom hat auch diese Fundgrube später wohl ausgebeutet.

So gewaltig schlug hier Egge: traun, ihm ward vom Streite heiß.
Kaum daß er verschnaufen wollte; von der Stirn ihm rann der Schweiß.
Als er sah, was hier gethan war, kam ihm selbst ein Lachen an,
und nach einer kurzen Ruhe hub er neu sich auf die Bahn.
Bald darauf an eine Linde der behende Wandrer kam,
wo von einem wunden Recken Klageruf sein Ohr vernahm.
Zu dem Wunden sprach der Kühne: „Sage, wer zerhieb dich so?
Wenn ich, Held, dir helfen könnte, macht' es traun das Herz mir froh."
Zum Gesunden sprach der Wunde: „Dietrich hat mir so gethan,
der von Bern, der Kämpen kühnster; hier wohl endet meine Bahn.
Keiner sollte den bestreiten; er hat eines Leuen Muth;
seine Kraft ist unerschöpflich; keinem wahrlich kommt es gut."
Niedersetzte sich der junge Recke zu dem wunden Mann;
seine Wunden schaun und messen er mit Aug' und Hand begann.
„Wetter! nimmer noch erblickte Wunden ich so lang und tief,
so viel ich auch Wunden schaute," sich verwundernd Egge rief.
„Im Gebirg und in der Wildniß hab' ich doch gestritten viel,
habe Wunden selbst geschlagen; aber Alles hat sein Ziel.
Unter Helm und unter Brünne, Held, ist wenig an dir heil:
Schwerter so nicht können hauen: dich zerschlug ein Donnerkeil!"
„Nein! kein Donnerkeil zermalmte, junger Recke, mir den Leib;
selber hab' ich mir erworben diese Wunden durch ein Weib.
Ruhm mir zu gewinnen zog ich heut mit kühnen Helden aus:
war auch dieses nicht mein erster, ist es doch mein letzter Strauß.
Ruodhild, meine Traute, wollte nie mir reichen ihre Hand,
brächt' ich nicht den stolzen Berner ihr zur Brautlauft in das Land;
Dietrich nur den Kranz ihr sollte flechten in das blonde Haar:
ihn zu holen ritt ich: nimmer scheut ja Liebe die Gefahr.
Glaubte halb durch Schmeichelrede zu gewinnen seine Huld,
kam es aber doch zum Streite, nun, so war's nicht meine Schuld.
Hohen Ruhm auch mir es brachte, wenn den Helden ich bezwang,
mit Gewalt zur Burg ihn führte; hold mich Ruodhild dann umschlang.
Statt des Ruhmes, junger Recke, warb ich mir nur dunklen Tod;
sehr entgalt ich meines Hochmuths. — Schweig! O Trostes ist nicht Noth!
Lange mein nun harret Ruodhild; nimmer schmückt ihr Haupt der Kranz,
soll ihn Dietrich dar ihr reichen: mir erlosch der Liebe Glanz. —

Ritt selbvierter nach dem Fürsten, wollte nach der hohen Bern;
doch nicht weit wir sollten reiten. Wir gewahrten, wie von fern
herwärts kam ein stolzer Recke; bald kam gegen uns der Held:
einen güldnen Leun im Schilde ließ er leuchten über's Feld.
Dran erkannten wir den Fürsten, und ich sprach ihn freundlich an;
aber nicht er wollte lassen wenden sich von seiner Bahn.
Rasch da griff ich nach dem Schwerte, weil er blieb der Bitte taub,
hoffte mit der Freunde Beistand ihn zu werfen in den Staub.
Er bestund uns alle Viere. Dreie sanken bald dahin,
zahlten alle mit dem Leben: selbst ich nun der Vierte bin.
Die den Kampf vereint wir kämpften, eine nun auch hier das Grab;
darum bitt' ich, junger Degen, denn mir brach der Hoffnung Stab."
„Deinen Namen möcht' ich wissen: nennst du deinen Namen mir?
sprach der heile Mann zum wunden; gern bin ich zu Willen dir;
aber nicht wirst, Held, du sterben, nein, genesen wirst du noch.
Auch die tiefsten Wunden heilen: dieser Trost gilt immer doch."
„Meinen Namen dir ich nenne: bin von Lone Helferich,
und auch meine Kampfgenossen magst du kennen, freut es dich.
Meinen Bruder Liudegasten nenn' ich als den ersten dir,
ihn, den starken Schildzertrümmerer, hieß ich leider folgen mir.
Hug von Mainz dann war der Andre, der zur Fahrt mir gab Geleit,
denn wo's galt das Schwert zu schwingen, fand ich immer ihn bereit.
Ortewin von Bonn, den Schlauen, als den Dritten ich entbot:
er auch folgte, denn er färbte gern den grünen Boden roth.
Freunde waren wir, Gesellen, treu vereint seit langer Zeit,
war's zum Scherze, war's zum Ernste, jetzt auch hier zum letzten Streit;
Jetzt ist Alles dir verkündet. Meine Wunden brennen mich.
Hebe mir das Haupt ein wenig, darum, Held, jetzt bitt' ich dich."
Egge that des Wunden Willen. „Held, nun sage mir geschwind,
wohin wandte sich der Berner?" sprach da Mendigeres Kind;
„denn ich muß den Recken sprechen. Ihn zu finden gieng ich weit."
„Wehe dir, versetzte Helfrich, suchst du mit dem Fürsten Streit.
Traun! nicht dir ergeht es anders als es uns mit ihm ergieng;
Jeder, der an ihn sich wagte, immer noch den Tod empfieng.
Darum laß den Berner reiten; wende dich von seiner Spur;
dorthin ritt er, wo die Buchen du gewahrst auf öder Flur.
Also fest ist seine Brünne, daß kein Schlag sie je verletzt,
und sein Schwert von solcher Güte, daß es Stahl wie Tuch zerfetzt.

Schlüg' er wieder eine Felswand, müßte sie zu Trümmern gehn:
darum, bist du kühn auch, hüte dich den Recken zu bestehn."
Lächelnd sprach der junge Kämpe: „Held, du weißt nicht, wer ich bin.
Nicht geringer meine Waffen wahrlich sind. Die Königin
gab sie mir mit eignen Händen, Seburg, die zu Köln gebeut."
„So bist Egge du, der Starke! seh' zum ersten Mal dich heut."
Also sprach von Lone Helfrich. Egge sagte: „Ja, sie hat
nach dem Berner mich gesendet; ihn zu holen sie mich bat,
sei's mit Güte, sei's mit Zwange; darum fahr' ich durch das Land;
war bereits zu Bern, den König aber nicht daheim ich fand."
Warnend sprach der wunde Kämpe und er seufzte tief dazu:
„Gehst du nach dem Berner, Egge, gehst nach deinem Tode du!
Folge nicht der stolzen Jungfrau, sie gebot's aus Uebermuth:
Nimm an mir dir doch ein Beispiel, das ist wahrlich, Held, dir gut."
„Rath', o Helfrich, mir nicht Schande, sprach der Held, es muß nun sein.
Alle Frauen an dem Rheine dürften billig spotten mein,
kehrt' ich heim mit leeren Händen, und mein Lob, es wäre todt:
daß den Held ich schleunig finde, das fürwahr nun thut mir Noth."
„Mag denn nicht mein Rath dich wenden, mag nichts ändern deine Kür,
nun, so bind mir meine Wunden, Held, und nimm' mein Roß dafür;
hat mich zwischen Köln und Speier oft getragen, nimm es hin:
nicht in Baiern noch in Schwaben bess'res geht; des Bürg' ich bin."
„Gern die Wunden dir ich binde, für dein Roß doch dank' ich dir.
nimmer mag ein Roß mich tragen: ei, was sollt' ein Roß da mir?
Glaub' auch, wirst es selbst noch brauchen. Band ich hier der Wunden Ranft,
bind' ich auf dein Roß dich feste, heim dann trägt wohl dich es sanft.
Aber womit soll ich binden? Habe Binde nicht noch Band.
Doch was thut's? ist Mies und Binse doch in Menge hier zur Hand.
Linde Witen beut das Strauchwerk. Nun, versuch' ich meine Kunst;
kamst du heim, so bindet besser deine Traute jeden Runst."
Also sprach der junge Degen und er schritt sofort zur That;
doch eh' Mieses er drei Handvoll rupfte, Kniefrod an ihn trat.
„Ueberlaß nur meinen Händen diesen Wunden, sprach der Zwerg;
Binden, Kräuter, Wurz' und Salben, Alles hegt mir hier mein Berg.
Ich versteh mich auf die Heilkunst; diese Kenntniß dir gebricht.
Wunden magst du schlagen, Recke; Wunden aber heilen nicht.

Jeder Zwerg und jede Zwergin, traun, versteht sich darauf baß:
habe schon geheilt so Manchen; nicht aus Ruhmgier sag' ich das."
„So besorg' ihn," sprach der Recke, nahm dann Urlaub zu dem Mann,
und mit den gewohnten Sprüngen hub er hin sich in den Tann,
hielt genau die Richtung inne, wie sie Helfrich gab ihm kund:
nach dem Berner sein Verlangen einmal unbezwingbar stund.

Nun wahrlich, sagte Berta, als Haspinger einhielt, Egge wäre mein Wundarzt! Moos, Binsen und Ruthen von den Sträuchern will er zum Verbande nehmen. Da war es wirklich gut, daß der Zwerg herbeikam, obgleich auch dieser wohl kaum zu Salerno oder Montpellier die Heilkunst gelernt haben wird.

Allerdings hat er sicher nicht auf einer der beiden altberühmten Schulen der Heilkunst die seine erlernt, antwortete ihr Leodegar. Aber das deutsche Alterthum schrieb den Wald- und Berggeistern besondere Kenntniß darin zu, und lässet sie auch Helden darin unterweisen. So heißt es in der Gudrun:

Si heten in langer zîte dâ vor wol vernomen,
daz Wate arzet wære von einem wilden wîbe:
Wate der vil mære gefrumete manegem wunden an dem lîbe.

Der heilkundige Zwerg hat also durchaus nichts Auffälliges. Unter den Helden der Sage, die den Namen Helferich führen, herscht übrigens, um auch das nicht unerwähnt zu lassen, große Verwirrung. Einen Helferich, den Sohn Berchthers, nennt das Gedicht vom König Rother (Band I.). Innerhalb der Dietrichssage erscheinen dann 1) Helferich, Dietrichs Mann und Blutsfreund, 2) Helferich von Lunders und Helferich von Lothringen, Etzels Vasallen, 3) Helferich von Lune, der Vater Nentwins, 4) unser Helferich, der bald von Lone, Lane, bald von Bunne (Bonn) heißt. Der Name Lane, Lone ist wahrscheinlich auf den Lahngau (Loganahi) zurückzuführen, der bekanntlich seine eigenen Grafen hatte. Uebrigens ist der Ortsname Lone bis an die Nordsee hinab häufig, worüber man bei Förstemann Band II. nachlesen kann. Da unseren Helden jedoch sein Roß häufig „zwischen Speier und

Köln" getragen hat, so haben wir auch in dieser Gegend seine Heimat zu suchen. Ueber die drei Freunde Helferichs giebt uns die Sage keinen weiteren Aufschluß.

Die ganze Geschichte mit Helferich, sagte Gräfin Irmgard, scheint mir auch nur eingeflochten, und zwar nicht ungeschickt, als Warnung für Eggen, der sich jedoch nicht warnen läßt, und um unsere Theilnahme an ihm zu steigern, was nicht uneben erreicht wird. Aber was meinen Sie, ist das dem Meere entstiegene Ungethüm nicht der griechischen Mythologie abgeborgt? Es erinnert fast allzu deutlich an die Kentauren.

Von diesen unterscheiden es die Lindwurmflügel, antwortete ihr der alte Graf. Die Wassergeister der deutschen Mythen erscheinen zuweilen als Menschen, zuweilen als Rosse und zuweilen auch als Mannrosse oder Roßmänner. Das mag auf uralter Beziehung des Pferdes zum Meere beruhen, wie ja auch bei den Hellenen Poseidon der Schöpfer und Geber des Rosses war. Auffällig ist es allerdings, daß Eggen, der sich schon durch seinen Namen als ein Meerriese zu erkennen giebt, ein Wassergeist bekämpft. Agjo, Egge und Oegir fallen zusammen, wie der Flußname Eider lehrt, welcher altdeutsch Egidora, altnordisch Oegis dura, die Thüre des Egi oder Oegir lautet, und hierdurch wird uns des Egge ursprüngliches Wesen erschlossen. Aber die Umgestaltung des Mythus in Heldensage ist in diesem Gedichte viel weiter vorgeschritten als in allen andern bisher besprochenen, und so dürfen wir uns über einzelne Unzuträglichkeiten nicht eben sehr wundern. Ursprünglich trat der Roßmann Eggen wohl nur abmahnend vom Kampfe mit Dietrich entgegen, und erst, als dieß wirkungslos blieb, mochte er Gewalt anwenden. Unserem Gedichte jedoch kam es nur darauf an, Eggen Streitgewalt anschaulich zu machen, und so mochte es auch den Roßmann sogleich ihn feindlich anfallen lassen.

Darauf fuhr Haspinger fort:

Helferich genas, und er gab Manchem davon seit Bericht,
wie der Bernerheld Herrn Eggen kam im Walde zu Gesicht.
Selbst er zeigt' ihm ja des Berners tief im Tann verborgne Bahn:
ohne seine Weisung schwerlich traf der Held den Fürsten an.

Immer finstrer, immer dichter ward der kaum betretne Wald,
doch er sah des Rosses Hufspur und so traf den Held er bald.
Bald auch sah den Helm er leuchten, den der kühne Berner trug,
denn auch in des Waldes Finstre Hildegrim gab Licht genug.
Doch auch Eggen Helm der helle gab fürwahr nicht mindern Schein.
Traun, es war, als ob zween volle Monde durch das Laub hinein
leuchtend blinkten. Dietrich staunte, da des Lichtes wahr er nahm.
„Nimmer, sprach er, doch von einem Helme solch ein Lichtstrahl kam!
Selig sei die Hand des Schmiedes, die so leuchtend machte dich;
jedes Jahr gewinnst an Helle, guter Helm, du sicherlich.
Nun das freut mich. — Doch vernahm ich da von Stahl nicht hellen Klang?"
Eggen Brünne war's, die dröhnte, da dem Berner nach er sprang.
Wenn der Schild den Halsberg rührte, sich der laute Klang erhub,
der sich hell und immer heller in des Berners Ohren grub;
daran merkte denn der Recke, daß ihm Jemand eilte nach.
Da sein Roß er hemmt und freundlich zu dem jungen Held er sprach.
„Gerne würd' ich, Held, dich grüßen, wüßt' ich, ob genehm es dir.
Wonach eilst du? Sandte Jemand etwa, Recke, dich nach mir?"
Egge stund und also sprach er, zu dem Berner hingewandt:
„Schöne Frau'n am Rheine haben mich nach Dietrich ausgesandt.
Bist von Bern der kühne Dietrich du, so gieb es schnell mir kund,
daß mich zwecklos mit Gerede nicht verweile hier mein Mund.
Gerne wünscht den Held zu schauen Seburg mit der weißen Hand;
diesen Helden aufzusuchen, wiß', durchmaß ich manches Land."
Lächelnd zu dem raschen Boten sprach von Bern da Dieterich:
Manch ein Dietrich lebt zu Bern wohl, manch ein kühner, sicherlich;
aber meinst du jenen Dietrich, dem das Erbe Dietmar ließ,
hast den rechten du gefunden, wenn man den dich suchen hieß."
„Ja, den such' ich, sprach der Schnelle. Sage, folgst du mir zum Rhein?
Schöne Frauen magst du schauen und manch holdes Mägdelein;
wünschen alle dich zu kennen, dich, des Ruhm die Welt erfüllt:
wie du kamst, magst frei du scheiden; dieses sei dir unverhüllt."
„Lieber, sprach der kühne Berner, spar' dein Werben, denn ich kann
nicht dir hin zum Rheine folgen; mein begehrt jetzt dieser Tann."
„Nun, so rüste dich zum Kampfe, denn es muß nun einmal sein:
folgst du willig nicht, so folgst du mir gezwungen an den Rhein!"

Egge rief's mit Zorn, doch Dietrich sagte drauf: „Du sprichst in Wahn.
Warum sollt' ich mit dir kämpfen? Hast mir Leides nicht gethan.
Und was sehn an mir die Frauen? Bin ein Mann wie viele sind:
traun, an mir, du magst mir's glauben, sah sich niemals eine blind."
„Mach' es kurz, sprach wieder Egge, Mendigeres kühner Sohn;
Ich versprach dich hin zu bringen, bin des Weigerns nicht gewohn.
Folgst du, wohl! Doch bist du störrisch, nun so zieh nur flugs dein Schwert;
will vergebens nicht gegangen sein nach dir, du Recke werth!"
Dietrich gab dem Roß die Sporen. „Jeder seine Straße kennt,
sprach er; nicht gewohn zu leschen bin ich Feur, das mich nicht brennt.
Habe mit dir keine Fehde, darum wandre deine Bahn.
Bin kein Hahn, der toll sich aufstraußt, sieht er einen andern Hahn."
Damit ritt der Held von dannen, jedoch Egge rief ihm nach
über Schildes Rand, der Kühne: „Held, bewahre dich vor Schmach!
Kehre, kühner Recke, kehre! Steh' auf meinen Füßen hier,
kann nicht dir, dem Reiter, folgen. Sieh doch meine Waffenzier!
Diese Brünne hell von Golde, die kein Schwert verletzen mag,
dieser Helm auf meinem Haupte, der an Glanz besiegt den Tag,
dieses Schwert, das Zwerge schufen, und das kaum ein Land vergilt:
Alles wird dir, wenn mit Unrecht, Held, man dich der Zagheit schilt.
Volkblick heißt die gute Brünne und mein Kampfschwert Egisachs.
Nimmer trug ein Recke bessres! Stahl durchschneidet es wie Wachs.
Ibor ist der Helm geheißen; schau den Eber, der ihn schmückt:
nimmer ward von Schwertes Schlage noch ein Härlein ihm zerstückt."
Wider diesen Anruf also sprach da Dietrich, Dietmars Sohn:
„Meine Brünn' ist nur von Eisen, aber Kampfes wohl gewohn.
Auch mein Helm ist licht genug mir; oft ich ihn zu Streite trug,
und mit diesem meinem Schwerte manchen guten Schlag ich schlug.
Nicht begehr' ich andrer Waffen, und ich kämpfe nicht mit dir.
Jeder könnte so mir kommen; so nicht, Held, behagt es mir.
Wer der Zagheit mich zu schelten wagt, dem zeig' ich meinen Muth.
Nicht mit dir ich Fehde habe, darum ist uns Friede gut."
List da wob der Mann zu Fuße: „Recke, nieder auf das Land,
rief er, steig von deinem Rosse; Sitze beut uns dieser Rand.
Liebe Mähre dir ich künde; traun, dein Herz wird freudenvoll:
deinem hohen Kämpenruhme bring' ich billig diesen Zoll."

Dietmars Sohn ihm gab zur Antwort, und er that es wohl bedacht:
„Hättest, wähn' ich, traun mich gerne wohl vom Rosse hier gebracht?
aber Herr auf meinem Falken bin ich, sieh, zu jeder Frist:
willst mit Trugliſt du mich fangen, mußt du suchen beßre List.
Doch ich will zu dir mich setzen, bindest du den Helm zuvor
ab von deinem Haupte, Recke; dann nur biet' ich dir mein Ohr.
So will deiner Mähr' ich lauschen, anders aber kann's nicht sein:
Gott nur hört uns in der Oede und des Waldes Vögelein.
„Nicht ein Wörtlein dir ich sage, sprach da Mendigeres Kind,
nein! ich will von dir mich wenden, deinen Ruhm doch mach' ich blind.
Magst von Bern zu sein dich rühmen, Dietrich magst du heißen auch,
doch von Bern dem edlen Fürsten gleichst du wie dem Aar der Gauch.“ [1]
„Ich bin Dietmars Sohn, kein Andrer, sprach der kühne Dieterich.“
„So log Fasold dort, mein Bruder, trog die Herrin so wie mich;
laut er rühmte deine Kühnheit, doch er lobte nur nach Wahn;
säh' er dich mit eignen Augen, würdest andern Spruch empfahn!“
Also rief mit Zorn da Egge, Dietrich aber sprach das Wort:
„Lobte mich dein Bruder Fasold vor den edlen Frauen dort,
weiß ich dafür Dank dem Recken, will sein Lob auch mehren wohl;
sein will nimmer ich vergessen, wo man Helden loben soll.
Aber sieh, es sinkt die Sonne, sieh, der Tag zu Riste geht:
willst du warten bis die Sonne wieder dort im Osten steht,
gern will dann ich dir beweisen, daß dich Fasold nicht belog,
als er freundlich mein gedachte: weder sie noch dich er trog.“
„Schweig, o schweig! Du bist ein Zager! wähnst, ich traue deinem Wort?
wenn die Nacht uns erst beschattet, reitest du behende fort.
Flugs du steigst von deinem Rosse, bist du nicht ein zager Wicht;
sattsam leuchtet uns zum Kampfe, mein' ich, auch des Mondes Licht.
Also rief aus Streitgier Egge, Mendigeres kühner Sohn:
schnell da stieg vom Rosse Dietrich, solcher Schelte nicht gewohn.
„Unbeschimpft bis heute wahrlich, Recke, sprach er, zeig' ich dir,
daß dein Schwert ich wenig fürchte, willst du's nicht erlassen mir.“
Kaum daß Dietrich von dem Rosse nieder auf den Boden kam,
flugs war Egg' ihm auch zur Seite, bei dem Zaum das Roß er nahm;

[1] Kukkuk.

ferne hin um eines Baumes Ast den reichen Zaum er schlang.
dann zurück mit großen Sprüngen zu dem Berner kühn er sprang.
„Nun erst hab' ich dich gefunden, seit den Boden tritt dein Fuß,
und nun wiederhol' ich, Recke, dir denn meinen ersten Gruß:
Komm mit mir nach Köln, die holde Königin daselbst zu sehn;
kannst nicht fort, drum folge willig, denn es muß ja doch geschehn!"
Frohes Muthes rief dieß Egge; Dietrich aber düster sprach:
„Sehr verdreußt mich deiner Hochfahrt, die, traun, alle Schranken brach.
Ei, du redeschneller Schwätzer, dünk' ich dich so fingerzahm?
Bald fürwahr du sollst empfinden, daß ich krumm nicht bin noch lahm!
Traun! ich irre dich der Mähre, die du sagen willst den Frau'n,
ja mit meinem guten Schwerte will das Wort ich dir zerhau'n!"
Also sprach der kühne Berner und er hub den Schild zur Brust,
zog den Nagling aus der Scheide: jetzt war Kampf auch ihm nur Lust.
Auch nicht Egge säumte lange: hoch den Egisachs er schwang,
und nun schlugen beide Recken, daß jedweder Schild erklang.
Mußte von der Schwerter Schlägen bleichen auch der Helme Glanz,
lohte doch um beider Häupter hell ein lichter Feuerkranz.
Hoch empor sein Schwert hub Egge, schlug nach Dietrich ohne Ziel;
ab den Bäumen schriet der Starke schnell der grünen Aeste viel;
suchte nach des Gegners Leben durch den Schild und durch den Helm:
um das Haupt den Streitern schwirrten Aeste, Zweige, Mies und Melm.[1]
Dietrich Eggen auch nicht sparte. Hoch den Schild in linker Hand,
schlug den Gegner er mit Kräften auf das lichte Streitgewand;
bald jedoch die grimmen Kämpen hemmte jetzt die finstre Nacht,
beide wünschten Tages Helle, recht zu zeigen Kunst und Macht.
Drum zu seinem Widerwinnen wandte jetzt sich Dietmars Sohn:
„Held, fürwahr, ich bin ermüdet; bin des Streites zwar gewohn,
aber heute stritt mit Vieren ich und ward im Streite wund:
nicht mehr kämpfen möcht' ich heute, wahrlich, wär' ich auch gesund.
Warte darum, bis am Himmel leuchtend dort die Sonne strahlt,
dann versuchen wir uns besser; kühnrer Kampf die Rast uns zahlt.
Will dir, Held, ja nicht entweichen; traun, entweichen nicht ich mag.
drum, durch aller Frauen Ehre, warte, bis uns kam der Tag!"

[1] Baummoos und vermodert Holz, Holzstaub.

Auf die Rede zu dem Berner also freundlich Egge sprach:
„Gern gewähr' ich dich des Wunsches; ja, die Nacht hat Ungemach.
Niemand soll im Finstern streiten, ist der Kampferfahrnen Wort.
Komm, wir ruhen, bis die Sonne leuchtet, an der Eiche dort!"

Haspinger hielt inne, um dem Gespräche über das Vorgetragene Raum zu geben.

Das ist wirklich ein schönes Gedicht, nahm Gräfin Irmgard das Wort. In ihm erkennt man recht deutlich, welchen Fortschritt die Dichtkunst seit dem zwölften Jahrhunderte gemacht hat. Erscheinen dort die Gestalten der Helden immerhin etwas holzschnittartig, so haben sie hier volles, frisches Leben. Wie schön ist der stürmisch kühne Egge und der gehalten muthige Dietrich gezeichnet und ausgeführt. Jetzt ist Dietrich, das empfindet man, seinem weisen Meister Hildebrand völlig entwachsen und nicht mehr bedarf er dessen Leitung. Wenn uns also auch der ursprüngliche Sinn des Mythus in diesem Gedichte unauffindbar bleiben sollte, so werden wir doch dafür durch die ganze Haltung des Gedichtes hinreichend entschädigt. Wie würden wir solche Dichtung rühmen, wenn sie fremdem Volke zugehörte, und wir sie uns nur durch gelenke oder ungelenke Uebersetzung dürftig angeeignet hätten! Aber da sie unser altes Eigenthum ist, wer achtet ihrer?

Du hast recht, sagte Berta. Aber ich habe nicht Alles verstanden, und gerade weil die Dichtung so schön ist, möchte ich gern Alles verstehn. Warum will Dietrich nur dann zu Eggen sich hinsetzen, wenn dieser den Helm erst sich vom Haupte binde?

Das Abbinden des Helmes, sagte Huno, war ein Zeichen, daß die Feindschaft ab und Friede sein solle. Es genügt eine Stelle statt vieler; geben Sie mir einmal die Gudrun her.

Er erhielt das Gedicht, schlug auf und las:

Hetele der herre vil hêrlîchen streit.
er kam ze Wateu dem alten, daz was dem helde leit.
der recke ruofte an Hagenen: „Durch iuwer selbes êre
lât sich den haz verenden, daz unser friunde nicht sterben mêre."

Hagen dô frâgete lûte, grimme was sîn muot,
durch wen er'z scheiden solte. Dô sprach der helt guot:
„Diz bin ich Hetele von Hegelinge lande,
der sîne lieben mâge sô verre nâch froun Hilden hin gesande.“
Hetele der fürste den helm abe gebannt.
den fride hôrt man rüefen dô über al daz lant.
dô sprach vater der Hilden, daz es gescheiden wære:
dô hôrten die frouwen in maneger zîte in nie sô liebiu mære.

Gut, sagte Berta, und wenn Dietrich hinzusetzt, „nur Gott und die Waldvögel hörten sie,“ so will er damit sagen, er dürfe sich schon ins Gesicht loben lassen, weil kein anderer Mensch es höre, oder nicht?

Sie haben es getroffen, mein Fräulein, entgegnete ihr Edman. Und wenn Dietrich nicht ohne Sonne kämpfen will, so befolgt er nur eine alte Vorschrift, die auch Egge recht wohl kennt. Schon im ersten altnordischen Liede von Sigurd heißt es:

Keiner hebe Kampf mit Männern,
schwebt des Mondes Schwester nidwärts.
Die Sieg haben, die sehen können,
Schwertspiels gierig oder im Schwarme streitend.

Man soll also weder im Einzelkampfe (Schwertspiel) noch in der Feldschlacht (im Schwarme) streiten, wenn die Sonne niedergeht.

Hiemit dürfte wohl Alles erklärt sein, was etwa einer Erklärung bedarf, sagte Haspinger, und ich fahre fort:

Als sie saßen, sagte Dietrich: „Held, du hast mir warm gemacht;
deines Schwertes Schläge lohten, Feuerbrände, durch die Nacht.
Nenne doch mir deinen Namen; nennst ihn, traun, mit Ehren, Held,
denn fürwahr, nie kühnern Kämpen trug bis heut ein Waffenfeld.“
„Egge heiß' ich, sprach der Recke; Mendiger mein Vater hieß,
der mir und den beiden Brüdern ungetheilt das Erbe ließ.
Fasold, wisse, nennt der Eine sich, der Ander' Ebenrot.
Jetzo kennst du, Held, die Namen, die der Vater selbst uns bot.“
„Held, du bist an Wuchse höher, dünkt mich, denn manch andrer Mann,
und, wie selbst ich hier es fühlte, keiner größre Kraft gewann,

sagte Dietrich; keinen stärkern fand ich bis auf diesen Tag:
glücklich mag sich jeder rühmen, der im Streite stehn dir mag!"
Lächelnd gab zur Gegenrede Mendigeres kühner Sohn:
„Eine Waldmaid unsre Mutter, Wodelgard, der Jagd gewohn,
streifte fernhin über Berge wie durch manchen finstern Tann:
und im Wald auch mit Gewalt sie Mendiger zum Weib gewann.
Doch mich schläfert, laß uns schlafen, Held, wenn dir es so behagt;
länger schon denn sieben Nächte blieb ein Bette mir versagt;
gieng von Köln nach Bern hinüber über des Gebirges Schnee,
dich zu holen; schöne Frauen harren dein auf grünem Lee." [1]
„Wie du meinst, versetzte Dietrich. Schlaf denn, wenn es dir behagt;
aber thöricht deine Frauen nenn' ich, offen sei's gesagt,
daß sie dich so ferne Wege sandten nach so schlichtem Mann:
Wunder ist es, was Gelüstes doch schon manche Frau gewann.
Und auch du, der du dich senden ließest, dünkst mich wenig klug.
Nun, so schlaf denn, ich will wachen, hast zum Schlaf hier Raums genug."
„Waffen! schrie der junge Kämpe, soll an dich ich lassen mich?
Wenn ich schlummre, magst du wahrlich allzuleicht entfernen dich."
„Ruhig magst du schlafen, Egge. Nimmer brech' ich meine Treu,
sprach der Berner; Schande wär' es; davor, Held, empfind' ich Scheu.
Immer müßt' ich ja mich schämen, würd' als Flüchter ich erkannt:
weithin wird des Berners Name, wähn' ich, nur mit Ruhm genannt."
Zu des Berners Füßen Egge legte hin sich in den Grien, [2]
Dietrich aber macht' ein Feuer; bot der Wald doch trocknen Kien;
und so saß er, bis vorüber gieng die Hälfte dieser Nacht:
Treuer ward von seinem Feinde nimmer noch ein Feind bewacht.
Als die Hälfte nun verstrichen war der Nacht, mit leisem Wort
Dietrich rief: „Erwache, Degen!" aber Egge schlief noch fort.
Sanft ihn Dietrich da berührte: „Wache, Held, ermuntre dich!
habe treulich dein gehütet, nun magst du bewachen mich.
Für die Stunden bis zum Morgen schließ' ich meine Lider zu:
wie ich dir den Leib beschirmte, schirme nun den meinen du!"
Ohne Säumen streckte Dietrich sich zu seinen Füßen hin.
Egge saß und wachte treulich, stützend mit der Hand das Kinn.

[1] Hügel. [2] Sand.

Nicht an Trug der Recke dachte, ferne blieb ihm diese Schuld,
doch nach kurzer Frist erfaßte Kampflust ihn und Ungeduld.
„Wehe! rief er; ach wie lange dauert die verwünschte Nacht?
Held, wie lange willst du schlafen? Wäre doch vorbei die Wacht!"
Schweigend wieder saß der Degen, aber nur geringe Frist.
„Will der Himmel nie mehr hellen? O wie träg du, Sonne, bist!"
rief der Held und mit dem Schwerte stieß die Feuerbränd' er fern:
„O wie lange willst du heute säumen, guter Morgenstern!"
All die Weile lag in Sorgen Dieterich und Schlafes frei,
er ermaß des Gegners Stärke, seine Wunden auch dabei,
die jüngst Helfrich ihm im kühnen Streite schlug und Liudegast,
Hug und Ortwin; und nun kam ihm neues Streites Ueberlast.
„Diether, seufzt' er, lieber Bruder, seh' ich jemals wieder dich?
Ach! vergebens wohl erwarten Hildebrand und Wolfhart mich!
Alle werden mich beklagen, unterlieg' ich dieser Noth:
Meinen Oheim Irmenrichen einzig wohl erfreut mein Tod!"
Während Dietrich scheinbar schlummernd lag und still erwog sein Looß,
gab mit seiner starken Faust ihm Egge plötzlich einen Stoß.
„Immer, rief er, hört' ich rühmen, Dietrich froh des Kampfes sei:
warum schläfst du jetzt so lange? Sieh, die Nacht ist fast vorbei!"
Aufsprang Dietrich, zornig rief er: „Egge, wahrlich, du bist grob!
wenn mit Stößen du die Recken weckest, mehrst du kaum dein Lob!"
„Wozu zaudern? In des Morgens Frische kämpfen Recken gern:
sieh! dort eben steigt in Osten endlich auf der Morgenstern."
So sprach Egge. Sonder Säumniß nahm er seinen Schild zur Hand,
zog den Egisachs, den scharfen, und nahm kampfgerechten Stand.
Dietrich trat ihm kühn entgegen, ob man gleich noch wenig sah:
jetzt geschah ein Kampf von Helden, wie noch keiner je geschah.
Eh' zum Kampfe Dietrich antrat, wandt' er gegen Osten sich,
faltend auf der Brust die Hände. „Vater, fleht' er, schirme mich,
gieb mir Sieg in diesem Kampfe, wenn zum Heil es mir gereicht;
meinen Worten blieb des Gegners Herz, du weißt es, unerweicht."
Als das Egge sah, da rief er: „Das vergaß ich, meiner Treu!"
Drauf gen Norden zum Gebete wandt' er sich ohn' alle Scheu.
„Wodan, rief er, Sieges Vater, weiß, du liebst die Kühnen ja;
hab' um nichts sonst dich zu bitten: gern besiegt' ich diesen da!"
Kaum hat sein Gebet gesprochen Egge jetzt, so schlug er auch,
daß nicht bloß die Funken sprühten, Feuer gab's vielmehr und Rauch.

Dietrich aber stritt besonnen, bot entgegen ihm den Schild,
dachte: nun, vielleicht ermüden ihn die Schläge stark und wild.
Doch da täuschte sich der Gute; denn je wilder Egge schlug,
desto mehr die Kraft ihm anschwoll. Dietrich bald Bedenken trug
aufzufangen nur die Schläge; so denn schlug auch er darein,
so daß seines Schwertes Klinge schien nicht Stahl, nein! Blitz zu sein.
Diesen Morgen nicht die Vögel wurden zum Gesang erweckt
von der Sonne, nein, sie wurden durch's Gedröhn empor geschreckt.
Aengstlich suchten sie die Ferne, setzten sich auf keinen Ast,
ließen Wurm und Käfer kriechen, flogen alle fort mit Hast.
Diesen Streit auch schaun nicht möchte wahrlich ein verzagter Mann,
seine Sinn' ihm, traun, vergiengen, käm' er jetzt in diesen Tann.
Hin und her die Recken traten auf der Kampfstatt Weg an Weg,
in den Grund das Mies sie stampften, machten neben Stege Steg.
Ganz zertreten in dem Kreiße ward das Gras, so daß mit Fug
keiner sagen möcht', ob jemals dieser Raum hier Gräser trug.
Also zu der Kämpen Füßen sah es aus. Wer wundert sich,
wenn doch endlich Egge müde ward und müde Dieterich?
Um ein wenig zu verschnaufen, hielten sie mit Schlägen ein;
viel wohl hätten sie gegeben jetzt für einen Becher Wein;
ja, selbst Wasser würde munden beiden, wäre hier ein Quell:
da's nicht konnte sein, so griffen wieder sie zum Schwerte schnell.
Unverschroten war noch immer beider Kämpen Streitgewand:
seine Brünne durfte loben jeder, wie das jeder fand;
nur den Schilden tiefe Schrammen brachte dieser grimme Streit,
denn gleich wilden Donnerschlägen hallten ihre Schläge weit.
Endlich war der Tag gekommen, und die Sonne blutigroth
stieg empor am Morgenhimmel, ahnte wohl des Einen Tod;
denn wer hätte hier geschieden diese Kämpfer, die den Hain
ohne Freunde wie Berather hier betraten ganz allein?
Egge zog den ersten Nutzen, daß er sah, wohin er schlug:
er durchhieb den Schild, den Dietrich an dem linken Arme trug.
Mitten durch den güldnen Leuen schnitt der wohlgemess'ne Schlag,
daß der gute Schild in Trümmern jetzt vor Dietrichs Füßen lag.
Egge sprach da zu dem Berner, Mendigeres starker Sohn:
„Folgst du nun nach Köln mir willig? Bin des Bittens ungewohn.
Meiner Herrin mußt du zeigen dich, so wahr ich Egge bin:
gehst du nicht mit mir zum Rheine, trag' ich dich als Todten hin!“

Dietrich, da sein Schild gespalten, tiefer in den Wald hin wich,
aber Egge sonder Säumen, immer schlagend, nach ihm strich.
Nimmer wich vor einem Recken Dietrich bis zu dieser Frist,
und auch jetzt nicht wich aus Furcht er, nein! er wich aus kluger List.
Durch die Bäume wollt' er schirmen sich vor Schlägen grimm und wild;
da den Schild er mir zertrümmert, dacht' er, sei der Wald mir Schild!
Aber Egge kam behende, schlug herunter Ast um Ast,
und so häuft' er auf den Recken bald von Aesten eine Last.
Dennoch bracht' er nicht zu Falle diesen vielgewandten Held:
er gewann, sich aus den Aesten windend, wieder offnes Feld,
nahm sein Schwert in beide Hände, dachte, traun, jetzt Fleisch und Bein
Eggen eines Streichs zu spalten; aber Egge war wie Stein.
Egge lachte: „Ganz vergebens, stolzer Recke, mühst du dich!
mein Geräth ist unverletzbar; besser ist's, du hörst auf mich,
folgst mir hin zum grünen Rheine, daß dich Seburg sehen kann;
thust du's gerne nicht, so mußt du! Nichts dich rettet, kühner Mann!"
Tief ergrimmt durch solches Hohnwort gab ihm Dietrich einen Schlag,
so daß Egge wahrlich wähnte, daß ihm kam der jüngste Tag.
Zu der Erde mußt' er nieder; doch vergalt er ihm den Streich,
als er plötzlich wieder aufsprang, denn der Grund nicht däucht' ihn weich.
„Wannen kam dir solche Stärke, daß du mich zu Boden schlugst?
schrie vor Zorne tobend Egge. Sieglos dennoch, Held du trugst
wider mich her deine Waffen!" Damit auf des Recken Hut
schwang sein Schwert der grimme Streiter: hoch auf spritzte roth das Blut.
Hildegrim, der lautre, helle, jetzt verlor sein strahlend Licht,
denn von Dietrichs warmem Blute war er überflossen dicht.
Ohne Trost der Held jetzt kämpfte, sonder Hoffnung und Vertraun:
hatte Gott ihn denn verlassen? durfte nicht auf ihn er baun?
Laut sein Roß begann zu wiehern. Seines Herren Ungemach
Angst und Zorn ihm traun erregte. Gern es jetzt den Zügel brach,
der's am Baume fest hielt, deutlich konnte man das wohl erschaun,
denn das Roß begann mit seinen Füßen grimmig auszuhaun.
Doch umsonst: der starke Zügel hielt es, und so konnt' es nicht
seinem Herren Hülfe bringen. Traurig wandt' es sein Gesicht;
ja, wenn Rosse weinen könnten, hätte dieses Roß geweint:
hatt' es doch mit seinem Herren lange Freud' und Leid vereint.

Egge sprach, der Grimme, höhnend: „Mache, traun, dir lange Zeit!
Als die Sonn' emporstieg, wähnt' ich ausgestritten diesen Streit,
und jetzt über dem Gebirge wandelt sie die hohe Bahn:
nur gespielt bis jetzt ich habe, doch nun heb' ich's ernstlich an.
Habe dein geschont, o Berner, aber länger schon' ich nicht;
als Besiegten dich bescheinen soll noch dieser Sonne Licht.
Wahrlich, nun bist du verloren. Traun, die Königin dich schaut:
gieb aus deiner Hand dein Schwert nur, siehst ja, daß mich's nicht verhaut!"
„Nimmer! rief der kühne Berner, nimmer soll das, Held, geschehn!
Niemals soll mit ihren Augen mich besiegt die Jungfrau sehn!
Tödte mich, vermagst du's, Recke; diesen Schimpf ertrag' ich nicht;
lieber will ich nicht mehr schauen dort der Sonne goldnes Licht!"
Egge sprach mit lautem Zorne: „Nun, versuchen wir's denn baß;
wirst dich nicht mehr lange fristen; weder List dir hilft noch Haß!
Ei, was soll ich noch dich flehen? Stehst vor mir in schwacher Wehr:
traun, ich bin, du stolzer Recke, wider dich mit Streit ein Heer!
Zwinge wider deinen Willen dich, und wär'st du noch so klug!"
Mit dem Wort ihm Egge grimmig eine neue Wunde schlug,
eine tiefe, spannenlange, daß sein Blut in Strömen floß:
Wunder war es, traun, daß Dietrich nicht sofort zu Boden schoß.
Durch die silberweiße Brünne quoll hervor das Blut so roth.
„Nun, was meinst du, Recke, dünket noch dich nicht der Sühne Noth?
sprach zum kühnen Berner Egge: Weißt du's nicht? der Weise spricht:
nur so lange geht zum Wasserquell der Steinkrug, bis er bricht!"
„Steh' ja noch auf meinen Füßen, sprach von Bern da Dieterich;
eh' die Nacht uns hier beschattet, magst du nicht besiegen mich;
und auf deine Steinkrugmähre, die du rühmst mit lautem Schall,
laß' ich andre dich vernehmen: Uebermuth kommt vor dem Fall."
Egge spöttisch drauf versetzte: „Für den Spruch bedank' ich mich.
Eh' die Nacht uns hier beschattet, mag ich nicht besiegen dich?
Nie vernahm ich, traun, die Mähre! Ei, wer hat dir das gesagt?
Hat's ein Vogel dir gesungen? Hat dir's weise Frau geklagt?[1]
Hoffe nicht auf neue Bitte! Mußt mit mir gen Köln in's Land,
mein Gefangner mußt du folgen, meine Treue des ist Pfand.

[1] Dich beklagend dir's verkündet. Ueber die weisen Frauen das Nöthige Bd. I. S. 107 ff.

Magst es nicht mehr lange treiben. Traun, dein Uebermuth dich trog:
Wer dir auch das Trostwort sagte, bald du siehst es, daß er log."
Um den Helden auf dem Boden floß herum ein rother Bach;
seine Kraft ihm wollte schwinden: da nun ward sein Zorn erst wach.
Gleich als stünd' er unverwundet, schlug auf Eggen er mit Kraft:
aus dem Mund ihm Feuerlohe brach, jetzt ledig ihrer Haft.
Oberhalb des starken Schildes er ihm tiefe Wunde schlug,
denn durch seines Mundes Gluthhauch ward der Stahl jetzt weich genug.
Nieder sank zu Boden Egge, doch auch Dietrich fiel zugleich;
denn in seinem eignen Blute glitt der Held an Muth so reich.
Egge schnell den Held erfaßte mit der starken Arme Kraft,
rasch umschlang er seinen Gegner, hielt ihn fest in enger Haft.
Da begann nun ein Geringe, ein Gewälze her und hin;
bald lag Dietrich ob, bald Egge: keiner hatt' es doch Gewinn.
Wild einander an sie knirschten, sahn einander an mit Groll.
Von dem eignen und des Feindes Blute ward da jeder voll.
Endlich doch blieb oben Dietrich, unten Egge, was er rang
und mit großer Kraft den Recken hierhin bald, bald dorthin schwang.
Als der kühne Berner Eggen unterliegen sah, da sprach
Dietmars Sohn zu dem Bezwungnen: „Held, bemiß dein Ungemach!
Willst dein Leben du behalten, tapfrer Mann, ergieb dich mir,
thu's durch aller Frauen Ehre: lasse gern das Leben dir!
Unser Zorn, wie groß er immer sei gewesen, sei gestillt;
Leib und Leben dir zu lassen, dazu bin ich, Held, gewillt.
Gern ich thu's um deiner Mannheit willen, sage nur ein Wort,
und die wir uns grimm bekämpften, gehn von hier als Freunde fort."
„Wehe! sprach da Mendigeres Sprosse, das nicht woll' ein Gott;
wäre, traun, für alle Zeiten überall der Leute Spott!
Alle würden mein, des Starken, höhnend spotten, Mann und Weib,
hätt' erbettelt ich von deiner Gnade Leben mir und Leib.
Wenig frommt dir deine große Freude, Held, auf meinen Tod;
zween wie du noch leicht erschlüg' ich, brächte noch sie, traun, in Noth.
Deine Kraft wird bald dir schwinden, ist zu Nichts dir wahrlich gut,
denn bald müssen ja dich schwächen deine Wunden und das Blut."
Wieder sprach der stolze Berner, kühner Recke, lausche mir,
unter zweien Dingen einzig biete jetzt die Wahl ich dir:
Mir Geselle mußt du werden, Degen, oder liegen todt:
eines dieser beiden Dinge sein muß, so verlangt's die Noth!"

„Nimmer werd' ich dir Geselle!“ rief der Held in Todes Lust
und mit seinen starken Armen drückt' er Dietrich an die Brust.
Hielt' ein Schraubestock den Fürsten, läg' er festgeklemmter kaum:
All die Welt wohl gäbe Dietrich jetzo für geringen Raum.
Immer strammer an die Ringe zwang ihn Egg', ihm schwand das Licht:
wahrlich, zarten Weibes Drücken glichen Eggen Drücke nicht.
Aus dem Mund und aus der Nase schoß sein Blut hin auf den Klee:
von der Taufe bis zur Hinfahrt litt er nimmer solches Weh.
Höhnend Egge rief: „Was hilft dir's, Recke, daß auf mir du liegst?
Dadurch, wähn' ich, kühner Kämpe, du mich kaum wohl hier besiegst!“
Aufgekommen fast wär' Egge jetzt durch kluggewandten Ruck,
gab ihm nicht aus allen Kräften Dietrich schnellsten Gegendruck.
Während unter ihm im Grase hin glitt Egge, griff er recht
in des Berners Halsberg oben und zerriß das Ringgeflecht;
grad' als wären Bast sie, schliß er ihm die Ringe dick und groß:
auf dem Feinde lag da Dietrich bar des Schutzes jetzt und bloß.
Seine Wunden zerrt' ihm Egge grimmvoll auf; es floß sein Blut
reichlichst über beide Ringer; mannlich dennoch blieb sein Muth.
Durch das Wälzen und das Drücken schoben endlich beide sich
an den Stamm hin einer Eiche: rasch ergriff ihn Dieterich.
An der Eiche Wurzeln drängte Dietrich Eggen jetzt mit Kraft,
daß ihm aus dem Munde spritzte weit des Blutes rother Saft.
Fast von Sinnen kam der Recke, doch sein Halsberg nicht zerschliß,
wie sich Dietrich ab auch mühte, nicht ein Ringlein da zerriß.
Athemlos da lag der Starke; Dietrich aber sprach das Wort:
„Held, du magst nicht länger leben, drum ergieb dich mir sofort.
Weigerst du's, so mußt empfangen du von meiner Hand den Tod:
darum komm gen mir zu Hulden, hilf dir selbst aus dieser Noth.
Vor die Frauen dann gefangen führ' ich dich an meiner Hand;
so nur, anders aber niemals, siehst du wieder Rheines Strand;
so nur ich bekannt auch werde dort der stolzen Königin,
die nach mir, Held, aus dich sandte; darum beug du deinen Sinn!“
„Nimmer wahrlich als Gefangnen führest du mich an den Rhein,
eher soll mein Haupt von meinem Halse mir geschlagen sein;
ja! verlieren will ich lieber hunderttausendmal den Leib,
als daß mein dort jemals spotte das von mir geliebte Weib!“
„Nein, o nein! du kühner Recke, so nicht rede wider mich,
mahnte Dietmars Sohn ihn nochmals, der getreue Dieterich;

Gott es weiß, daß ich dein junges Leben ungern wende dir,
darum, Egge, laß dein Trotzen, übergieb dein Schwert du mir!"
„Nimmer dir mein Schwert ich reiche: schon gesprochen ist das Wort;
ist an mir es dir gelungen, nun, so tödte mich sofort!
Deinen Ruhm nur kann es mehren; gönne dir der Ehren baß,
Held, an mir, denn einem Zagen; offen dir bekenn' ich das.
Ja, den Tod erwart' ich, Recke, frei von blöder Aengste Qual,
hin nach Walahall entbeut mich Wodan selbst zum frohen Mahl;
ende demnach, da du siegtest, sonder Mitleid, sonder Graun:
lachend will des Todes Stirne, wie's dem Recken ziemt, ich schaun!"
Also sprach gelassen Egge; Dietrich aber seufzte tief,
als er zu dem jungen Kämpen jetzt die letzten Worte rief:
„Nun, so reuest du mich, Egge; schrecklich blickst du, Held, mich an,
kämest auf du von der Erde, wär' es, traun, um mich gethan;
Ohne Säumen jetzt dem Gegner er den Helm vom Haupte brach;
doch wie kräftig Dietrich immer auf die Kettelhaube stach,
nicht vermocht' er sie zu spalten; mit dem Knaufe dar er stieß,
bis des Blutes rothe Welle durch das Gold sich blicken ließ.
Egge sinnlos lag. Die güldnen Schlitze schnell er auf da hub,
rasch den Nagling er nun senkte: Eggen Leib das Schwert durchgrub.
Also fand von Dietrichs Händen Egge seinen frühen Tod;
ungern fällt' er nur den Helden, doch sein Trotz es ihm gebot.
Als den Sieg nun an dem kühnen Kämpen Dietrich so gewann,
stund er mit betrübten Augen neben dem erschlagnen Mann.
Schmerzbewegt begann er also zu beklagen Eggen Looß:
„Meinem Ruhme giebt, ich ahn' es, dieser Sieg des Todes Stoß!
Ja, zerrissen liegt zu meinen Füßen nun der Ehre Kranz,
den mir reich und immer reicher schmückte meiner Siege Glanz;
und verschwieg' ich allen Menschen, Held, mit dir den schweren Streit,
wenn ich selbst an ihn gedenke, schäm' ich, traun, mich alle Zeit.
Wohin ich im Lande kehre, fingerzeiget man auf mich:
„Seht, der ist es, der den jungen Eggen todtstach, Dieterich!"
Also rufen all' und wenden dann die Blicke von mir ab:
diesen Ruf, den muß ich hören, bis mich birgt das tiefe Grab.
Mir zum Unheil, junger Recke, deine Mutter dich gebar.
Warest du besonnen, nahmest deines Lebens baß du wahr.
O daß du genommen hättest, was mit Huld ich an dir bot,
nicht dann müßt' ich jetzt beklagen meine Schande, deinen Tod.

Glücklich nennt mit Recht vor Allen man den wohlbedachten Mann,
der nach Fug in allen Dingen halten oder lassen kann.
Alles Maß doch dir war fremde: halten nicht und lassen nicht
konntest du: das gab dem Tode dich dahin, mich dem Gericht.
Was geschah, das ist geschehen; Niemand macht es ungeschehn. —
Jetzt nach deinem Heergewäte, kühner Recke, will ich sehn,
das der Sieg mir gab zur Beute. Nimmer schwingst du mehr ein Schwert,
nicht des Helmes, nicht der Brünne wird fortan von dir begehrt.
Meine Brünne hangt in Fetzen, deine starke Hand sie schliß;
deiner denn bedarf ich, Recke, der kein Ringlein noch zerspliß.
Nun, so nehm' ich denn den Reraub! Mir gehört dein Streitgewand;
schwer genug erwarb es wahrlich mir im Kampfe meine Hand."
Eggen da der Recke wandte, zog die lichte Brünn' ihm ab,
die die königliche Jungfrau dort zu seinem Tod' ihm gab;
in den Sand hin warf er seine, hüllte sich in Eggen Gold:
„Für die königliche Gabe, Jungfrau, bin auch ich dir hold!"
Also rief der Kämpe freudig, als er so geschmückt sich sah —
Seburg, traun, wohl nimmer ahnte, was mit ihrer Gift geschah.
Dann den Egisachs, den scharfen, band er rasch um seinen Leib:
„Für dieß gute Schwert, so rief er, dank' ich auch dir, stolzes Weib!"
Baß gerüstet gieng zu Streite nimmer, traun, ein Heergesell.
Jetzt den Helm noch will ich bergen: meiner zwar ist ebenhell,
doch im Wald ihn liegen lassen, wäre Schmach; ich greife zu;
deinen Schild auch nehm' ich, Egge; meinen schlugst in Trümmer du."
Mit dem Helm und mit dem Schilde hin zu seinem Ross' er gieng,
das ihn fröhlich mit Gewieher an dem Baume dort empfieng.
Als den Helm er angebunden hatte, dann gelöst den Zaum,
schwang er rasch sich in den Sattel: gern verließ das Roß den Baum.
Als er fort nun wollte reiten, rief ihm Egge bittend nach:
„Kehre her zu mir und ende, Recke, doch mein Ungemach;
hau du mir das Haupt vom Halse: bin ja doch zum Tode wund;
damit ende meine Qualen: werde nimmer doch gesund.
Sieh, genesen mag ich nimmer, darum laß erbitten dich,
Held, durch aller Frauen Ehre; laß nicht also liegen mich!
Hast nicht Schuld an meinem Tode, hab' ihn selber ja gesucht:
thust du's, ruh' ich sanft, und nimmer wird von mir dann dir geflucht."

Dietrich ritt auf diese Worte zu dem wunden Recken hin,
saß vom Rosse, sprach mit nassen Augen: „Egge, hier ich bin;
deinen Wunsch vernahm ich, Armer; ich erfülle dein Begehr:
Besser, schwerttodt als unheilbar siechend: beut dein Haupt denn her.“
Egge mit der Arme Stützung hub ein wenig sich empor,
streckte still das blutbefloss'ne Haupt, so weit er mochte, vor
und empfieng mit heitrer Stirne so des scharfen Schwertes Schlag,
der das Haupt vom Halse trennte: blutig in dem Sand es lag.
Als die That gethan war, sagte Dietrich: „Nicht den Wölfen soll,
Held, dein Leib zur Atzung dienen, denn dein Herz war tugendvoll.“
Und mit seinem guten Schwerte grub der Held dem Held ein Grab,
senkte dann den Leib des Todten weinend in die Gruft hinab.[1]
Einen Hügel ob dem Recken wölbte drauf des Recken Hand,
nahm das Haupt und gieng zum Rosse, zu dem Helm er fest es band.
„Traun! der stolzen Jungfrau, sprach er, die dich sandte, Held, nach mir,
will dein todtes Haupt ich bringen, Egge, das gelob' ich dir!“

Das ist eine ausführliche Schilderung eines Zweikampfes, sagte jetzt Gräfin Irmgard, und wohl eine längere, als ich je eine gelesen zu haben mich erinnere. Aber sie ist keineswegs ermüdend, wie dergleichen sonst sehr oft sind. Ohne Zweifel ist das Folge der wohlberechneten Gliederung des Kampfes und der stattfindenden Reden und Gegenreden der Streiter, die uns ihre innere Beschaffenheit schön veranschaulichen.

Du hast recht, antwortete ihr der alte Graf; die Kampfschilderung ist lang, aber man darf nicht vergessen, daß dieß auch einer der Hauptkämpfe war, die Dietrich zu bestehn hatte, und dann ist auch die althergebrachte Lust der Deutschen an Kämpfen in Anschlag zu bringen. Das hat sich freilich alles geändert. Baumwollespinner sind eben keine kampffrohe Helden, so wenig als die Bücherwürmer. Als die Männer jedoch bei den alten einfachen Verhältnissen keine Beschäftigung ihrer würdig erachteten als

[1] Siehe Bd. I. S. 162.

Jagd und Kampf, fand man auch keine Schilderung eines Kampfes zu lang.

Die ganze Darstellung des Kampfes ist zwar recht klar, nahm hierauf das Fräulein von Lunkhofen das Wort; dennoch bedarf ich einiger Erläuterung. Dietrich sagte einmal zu seinem Gegner: er müsse sein Geselle werden, wenn er das Leben behalten wolle; was heißt hier Geselle?

Unter Gesellen verstund man im christlichen Mittelalter ungefähr dasselbe, was man unter Blutbrüdern im heidnischen verstanden hatte, antwortete ihr Graf Huno. Ursprünglich bezeichnet Geselle, gasaljo, wohl den mit einem Andern in der gleichen Wohnung, sal, Wohnenden, also den, der mit einem Andern Alles gemeinsam hat. Die „Gesellschaft" war also die engste Verbindung unter Männern. Im heidnischen Alterthume mischten diejenigen, die sich also auf Leben und Tod verbanden, ihr Blut in einem Becher und tranken dasselbe, woher sie Blutbrüder heißen, oder sie traten auch mit einander unter einen abgelösten Rasen und legten so das Gelübde ab, was altnordisch heißt ganga undir iardhar men, unter der Erde Schmuck gehn. Anderwärts war es auch üblich, daß wer sich zu irgend einer Unternehmung, etwa einer Heerfahrt, verbinden wollte, einen Stier den Göttern schlachtete, die frische Haut auf der Erde ausbreitete und darauf trat oder sich darauf setzte. Wer sich ihm verbünden wollte, trat zu ihm auf die Haut. Mehr darüber finden Sie in J. Grimms Geschichte der deutschen Sprache, Band I. S. 128—139. Eine schöne Sage von solchen „Gesellen" ist die von Amelius und Amicus und die dem Gedichte Kuonrads von Würzburg, Engelhart und Engeltrud, zu Grunde liegt. Wie gänge und gäbe aber solche „Gesellschaft" einst war, das beweisen schon die zahlreichen Bezeichnungen der Sache. Ich kenne z. B. gisaljun, gisellun; giteilun, die Alles gleich theilen; gihleibun, die das gleiche Brot essen; gimazun, die die gleiche Speise essen; gipettun, die das gleiche Bette theilen; gislâfun, die zusammen schlafen; girûnun, die zusammen vertraut reden; gisindun, Gefährten; ginôzun, Genossen; githôftan, die zusammen auf der Ruderbank sitzen u. s. w.

Eine solche Gesellschaft war demnach freilich ein anderes Ding als das was wir heute Gesellschaft nennen, sagte Berta. Zu unserer Zeit ist Gesellschaft am häufigsten gleichbedeutend mit: Zusammenkunft von Menschen, die sich und einander langweilen wollen und, um darin im Flusse zu bleiben, Thee trinken. — Dann heißt es: Dietrich habe Eggen die güldenen Schlitze aufgehoben, um ihn zu tödten. Was sind das für Schlitze?

Schlitze nannte man den geschlitzten Theil des Gewandes oder der Brünne, den, der sonst auch Geer heißt, antwortete ihr der alte Graf, und das Wort gêre ward, so viel ich mich erinnere, bereits erklärt.

Freilich, entgegnete Berta, da wo von der Brünne der Königin Breide und des alten Eise die Rede war; aber das ist lange her, und das Wort Schlitz kam damals nicht vor. Ich danke Ihnen also für die Erläuterung und bitte Sie, mir zu sagen, was denn das für eine Kettelhaube war, die man unter dem Helme trug?

Im späteren Mittelalter, erhielt sie zur Antwort, benannte man diese Haube mit dem Fremdworte härsenier. Angelsächsisch findet sich dafür hafola, was hochdeutsch habulo zu lauten hätte, zugleich aber auch die sogenannte Glückshaube der neugebornen Kinder bezeichnet. Besonders häufig wird das härsenier bei Wolfram von Eschenbach erwähnt, z. B. von stahel ein veste härsenier, oder von ringen stark gesteppet ein härsenier. Vermuthlich trug man es, damit, wenn man den Helm im Kampfe verlöre, was vorkommen konnte — ich erinnere an Adolf von Nassau in der Schlacht bei Gelnhausen — das Haupt nicht schirmlos wäre.

Ich möchte auch, wofern es mir vergönnt ist, eine Frage thun, ergriff Irmgard das Wort. Dietrich will, heißt es, den Rêraub nehmen: was besagt das?

Sie wissen, genädige Frau, antwortete ihr der Benedictiner, daß das deutsche raub und das französische robe das gleiche Wort sind und ursprünglich auch wohl das Gleiche bezeichneten. Eine Robe ist jetzt noch ein Rock, ein Kleid; raub aber bezeichnet das einem erlegten Feinde vom Sieger abgenommene Waffenkleid, was die Römer spolium nannten. Der erste Theil des Wortes Rêraub

aber, nämlich rê, ist das alte hraiv, hrêo, und dieß bedeutet Leiche. Rêraub ist also Entkleidung der Leiche. Aber was im Alterthume allgemeine Sitte war, und was geschehen mußte, wenn der Sieg vollkommen sein sollte, ich erinnere nur an Alboin, der es unterlassen hatte, dem von ihm erlegten Gepidenkönige Kunimund die Rüstung zu nehmen, und der deshalb von seinem Vater Audoin vom Tische weggewiesen ward, — das galt im späteren Mittelalter für unritterlich, schimpflich, und Parcival mußte den begangenen Rêraub schwer büßen. Die Ansichten also hatten sich geändert, wie Sie sehen. Auch daß Dietrich dem Schwerverwundeten das Haupt abschlägt, wenn auch auf seine Bitte, dürfte kaum ritterlich sein, wenn es auch menschlich ist und unter gleichen Umständen auch wohl heute noch vorkommt. Noch weniger aber stimmt es zu den Sitten des Ritterthums, daß er das Haupt des erlegten Feindes mit sich nimmt, obgleich auch dieser Brauch dem Alterthum angemessen war. Daß man aus den Hirnschalen erlegter Feinde mit Gold geschmückte Trinkgefäße machte, wissen Sie gleichfalls aus der Geschichte Alboins, des Langobardenköniges, und wir dürfen daran um so weniger zweifeln, als der Geschichtschreiber Paulus Diaconus heilig versichert, diesen Trinkbecher aus der Hirnschale Kunimunds selbst in Händen gehabt zu haben, und auch sonst noch solche Becher erwähnt werden; aber auch die Kirche bediente sich solcher Becher, gefertigt aus der Hirnschale Heiliger. So gab man zu Trier Fieberkranken aus der in Silber gefaßten Hirnschale des heiligen Theoduls zu trinken, und noch im Jahre 1465 trank Leo von Rozmital zu Neuß aus der Hirnschale des heiligen Quirinus. Die Mönche zu Ebersberg schenkten aus des heiligen Sebastians, die zu Niedermünster in Regensburg aus des heiligen Ernhardes Hirnschale. Auch das Knüpfen des abgeschlagenen Hauptes an den Sattelbogen kommt sonst noch vor. So sagt Rollan im provençalischen Ferabras V. 2320:

ar fassam una causa de que sia parlat:
cascus prengua II testas a l'arco nozelat,
e farem ne prezen perdenant l'almirat.

Es herscht also in unserem Gedichte, wenn auch nicht ritterliche, so doch alte Sitte.

Haspinger fuhr hierauf fort:

Auf sein gutes Roß der kühne Berner jezo wieder saß:
von dem Blute seiner Wunden ward's zu beiden Seiten naß.
Durch die Wildniß ritt er langsam. Als die Nacht zur Erde kam,
eines Wunders in der grünsten Aue wahr der Recke nahm.
Unter'm Schatten einer Linde sah er eines Brunnens Fließ,
der in dieser frischen Aue seine Wellen rauschen ließ.
Hier, beschattet von den Aesten, lag und schlief das schönste Weib
dicht am Ufer, daß die Welle netzte fast den stolzen Leib.
Wannen kam die Maid, die schöne, nahm den Recken Wunder traun;
nimmer noch in seinem Leben mochte schönres Weib er schaun.
Rasch vom Rosse saß der Berner, band es fest an einen Ast,
zu der minniglichen Jungfrau hub sich Dietrich sonder Rast.
Neben ihr im Grase liegen sah der Held ihr Schwangewand.
Schnell ergriff er's und dann rührt' er sanft die Maid mit leiser Hand.
Auf sie fuhr aus süßem Schlummer, roth ihr ward das Angesicht;
Dietrich sprach: „Daß ich dich weckte, holde Jungfrau, zürne nicht!“
„Warum zürnt' ich? sprach die Nixe; Held, ich zürne nicht so bald.
Was wohl aber trug dich, Dietrich, Dietmars Sohn, in diesen Wald?
Wannen kamst du? Wohin fährst du? — Aber, Held, du bist ja wund!
Sieh, das Blut, das da hinab läuft, giebt mir deine Wunden kund!“
„Komm' von Bern, nach Köln ich reite. Dort im Walde widergieng
mir ein junger, kühner Recke, dem das Schwert nicht müßig hieng.
Kaum ich ihn bezwingen mochte; tiefe Wunden er mir schlug.
Jetzt denn weißt du, holde Meermaid, was mich her zur Aue trug.
Meine Wunden sehr mich schmerzen; wolltest du sie binden mir,
würd' ich, hoff' ich, wohl genesen; immer, Maid, ich dankt' es dir.“
Also sprach zur minniglichen Seemaid Dietrich, Dietmars Sohn,
denn er wähnte, Nixen seien nicht der Heilkunst ungewohn.
Lächelnd sprach die schöne Meerfrau: „Gern ich hülfe dir der Noth,
wär' ich nur der Heilkunst kundig; Andern sie die Norne bot;
aber binden deine Wunden will ich dir, so gut ich kann:
Bald ein Moosweib wohl du findest, und das heilt dich, kühner Mann.“
„Lohn' dir Gott, du Hülfbereite, sprach von Bern da Dieterich,
als sie band ihm seine Wunden, der Verband schon fristet mich.

Mir zur Hülfe Gott dich sandte; dein vergeß' ich nimmermehr;
deinen Namen du mir nenne; den zu kennen wünsch' ich sehr."
„Babahild bin ich geheißen, sprach die Nixe, dort der Fluß
ist mir Heimath; gern doch weil' ich hier an meiner Quelle Guß.
Mein auch nenn' ich dieser Aue Flur bis dort zu Waldes Strich. —
Aber jetzt muß ich von dannen: meine Schwestern rufen mich.
Unser Leben wäre wonnig, wär' uns Fasold nicht gehaß;
aber der verfolgt uns immer, stellt uns nach ohn' Unterlaß.
Eine schon ward seine Beute; dort im Walde fieng er sie,
führte sie nach seinem Thurme: doch der Rächer ist nun hie."
„Weile noch ein wenig, Jungfrau! sprach der kühne Held von Bern;
Gutes ist dir kund und Uebles: deinen Rath' vernähm' ich gern.
Sieh, nach Köln hin will ich reiten zu der stolzen Königin,
die nach mir den kühnsten Recken sandt', ihm selbst zum Ungewinn.
Selbst jetzt will ich ihr die Kunde bringen, wie der Kampf ergieng,
und daß er von meinen Händen leider dort den Tod empfieng.
Eggen schlug ich, darum sage, bringt mich nicht der Ritt in Noth?
Hab' ich nicht von seinen Sippen zu befahren meinen Tod?"
„Fährst gen Köln du, sprach die Nixe, kommst du, Held, fürwahr in Streit,
wirst mit deinem guten Schwerte Wunden schlagen tief und weit;
dir jedoch nicht wob die Norne, daß dich fällt der Rache Hand.
Wahrheit sprach ich; aber wieder gieb mir, Held, nun mein Gewand!"
Ihr Gewand der Held ihr reichte. Sittig stund vor ihm die Maid,
nur ihr Haar, das bis zum Fuß hin ein sie hüllte, war ihr Kleid;
aus der grünlich goldnen Hülle streckte sie hervor die Hand,
nahm vom Held den zartgewobnen weißen Schleier und entschwand.
Kaum berührt' er ihre Schulter, als, ein Schwan, sie fort entflog,
aber Dietrich fühlt' im Herzen, daß das Meerweib nicht ihn trog;
wohlgemuth drum ritt der Recke hin jetzt durch den wilden Tann,
wo bald neues Wunder sollte schaun der unerschrockne Mann.
Zween der Tage war geritten Thale tief und Berge steil
Dietrich nun, und hinter ihm lag schon der Wildniß größter Theil;
da vernahm denn gegen Abend eines Weibes Klageruf
von der Ferne her der Recke; flugs sein Falke hielt den Huf.
Durch die Stauden und Gesträuche wimmernd bald ein Moosweib sprang,
grimm verfolgt von flinken Rüden; schrecklich ihr Gebell erklang.
Als sie Dietrich sah, rief laut sie: „Rette, Held, ich flehe dich,
schirme mich vor Fasolds Hunden! Weh mir, die zerreißen mich!"

Rasch herab von seinem Rosse Dietrich auf den Zuruf sprang,
griff die Holzmaid: raschen Schwunges in den Sattel er sie schwang;
dann ergriff die grimmen Rüden er mit seiner starken Hand
und mit gutem Riemen beide Bracken er zusammen band.
Was sie schnaubten, was sie bollen, lösen mochten sie sich nicht.
Zu der schlanken Waldmaid wandte Dietrich jetzt sein Angesicht:
„Ei wie kamen Fasolds Hunde, wilde Maid, an deinen Fuß?
So ja nanntest du die Rüden: staunen solcher Jagd ich muß."
Also sprach der kühne Recke; Antwort gab die Waldmaid so:
„Fasold ist der Herr des Landes; uns zu jagen macht ihn froh.
Seine rothen Rüden füttert er mit unserm Fleische satt:
selten ihm entkommt ein Moosweib, denn zu bald nur sind wir matt."
„Ist es Fasold, Eggen Bruder?" sprach von Bern da Dieterich.
„Ja, der eben ist es, Recke; traun, er ist uns fürchterlich.
Egg' ist stark und kühn, doch Fasold hinterlistig ist und schlau,
und mit Treu und Glauben wahrlich nimmt er niemals es genau."
„Eggen schlug ich, sprach der Berner; er ließ seine Waffen mir."
„Hüte dann dich zwiefach, Recke, vor dem Falschen, rath' ich dir,
sprach das Holzweib. — Weh' uns, wehe! schon vernehm' ich Hornes Schall,
bald wirst du den Wilden schauen: wahr' dich, Held, vor Ueberfall!"
Nicht viel größer war die Waldfrau denn ein siebenjährig Kind;
statt des Haares auf dem Haupte Mies sie deckte kraus und lind.
Ihres schlanken Leibes Farbe spielt' in bräunlichgrünem Schein;
ihrer Hände zeigte jede vier der Finger zart und fein.
Beide jetzt das Horn sie hörten; auch die Hunde heulten laut,
strebten ab vom festen Bande, schurften wund sich Haar und Haut.
„Wehe! rief die Moosfrau, wehe! Recke, wo nun berg' ich mich?
sieht uns Fasold, sind verloren wir; er würgt uns, mich und dich!"
„Ruhig, Weiblein! sprach der Recke, ruhig! ich bin auch noch da;
hoffe zwar, er lass' uns ziehen, denn bedächtig ist er ja.
Irrten mich nicht meine Wunden — doch er meidet wohl den Streit —
wollt' ich ihm die Jagd verleiden, traun, für alle Folgezeit."
Eh' das Wort der Berner vollsprach, kam ein neues Rüdenpaar; —
bald der Waldmaid auf dem Sattel sie mit Eifer nahmen wahr.
Atzung witternd an dem Rosse sprangen beide hoch empor,
schnappten nach dem Weiblein, aber Falke schlug sie hinter's Ohr.

Auf dem Rücken lagen beide durch des edlen Rosses Zorn.
Durch's Gebüsche brach jetzt Fasold, blasend laut sein Wisendhorn.[1]
Als gebunden seine Hund' er sah und seine Hunde todt,
sprang er rasch von seinem Rosse, war vor Zorne dunkelroth.
Flugs er ihre Fessel löste, klug er doch an's Seil sie nahm,
denn er sah zugleich den Recken, und der däucht' ihn wenig zahm;
stolz doch trat er ihm entgegen, rief mit bösem Blick' ihn an:
„Wer erlaubte dir zu hemmen meine Jagd auf meiner Bahn?
Daß mein Wild du mir entrissest, kaum ich dir's vertragen mag;
fernher über das Gebirge jagt' ich's heut den ganzen Tag.
Sprich, von wannen fährst du, Frecher? Sag' es schnell, wer reizte dich,
mir das Moosweib zu bestreiten? Wenig, scheint mir, kennst du mich!
Möcht' ich Ehr' an dir erwerben, aber du bist schwach und wund,
solltet ihr mir beide hangen; machte meinen Zorn dir kund;
doch ich sehe durch die Ringe rieseln ja dein rothes Blut,
und es sind, du darfst mir glauben, heute dir die Wunden gut."
Ruhig sich beschaute Dietrich seinen Gegner, als er sprach,
sah, daß ihm das Haupt beschützte festen Helmes Eisendach,
den in schön geschwungnen Bogen zier umfieng ein güldner Reif;
Adlerschwingen an den Seiten ragten aufwärts starr und steif.
Einem Weibe gleich in Zöpfe trug geflochten er das Haar,
die mit Stahl und Gold durchflochten, traun, ihn zierten wunderbar.
Bis hinunter zu den Füßen reichten sie dem hohen Mann:
nicht nur Schmuck, auch gegen Schwertes Schläge Schutz er so gewann.
Dreifach, enggekettelt, schirmte schwere Brünn' ihm wohl den Leib,
und so durft' er gern es sagen, Kampf ihm sei nur Zeitvertreib.
Drüber trug er einen grünen Waffenrock, der hüllt' ihn ganz,
daß nicht Thau noch Regen trübe seiner Brünne hellen Glanz.
Auch der Schild war wohl nach Lobe, der ihm an der Fessel hieng;
mitten drinn ein schwarzer Drache mit erhobnen Branken gieng;
hell aus seinem Rachen schossen wilder Feuerstrahlen viel.
Damit wollte Fasold sagen: hütet Euch vor meinem Spiel!
Als vollendet seine Rede Fasold hatte, Dietrich sprach:
„Bist ein Held du, nun, so sag' es, was ich wider dich verbrach;
gern steh' des ich dir zu Buße. Traun, ich sehe noch den Tag,
daß ich deiner Lästerzunge, wie sich's ziemt, vergelten mag!"

[1] Horn vom Auerochsen (bison).

Höhnisch sprach dagegen Fasold: „Nun, und wärest du nicht wund —
dich besiegen wenig Ehre brächte mir, das sei dir kund.
Deine hohe Rede wahrlich werth' ich nur für Thoren Wort:
wärest weise du, du schwiegest, kämst dann unbestritten fort."
Seiner Wunden dachte Dietrich, und er sprach mit guter List:
„Reden habe, sagen Weise, so wie Schweigen seine Frist.
Darum, Recke, wie du meinest; ist dir meine Rede leid,
nun, so laß hinweg mich reiten, mich und mit mir diese Maid!"
Fasold sprach mit kaltem Stolze: „Fahr denn hin, die Maid sei dein;
aber laß mit mir dein Hadern, willst du mit Gemache sein.
Hüt' auch dich mir im Gebirge jemals zu begegnen mehr:
ob gesund, ob wund du wärest, darnach fragt' ich dann nicht sehr."
Während dieser Wechselrede zog am Himmel her die Nacht,
und die Sterne wurden flimmernd und des Mondes volle Pracht.
Leise flüsternd sprach das Moosweib zu dem Berner: „Eile fort!
unverläßlich, traun, ist Fasold; leicht gereut ihn dieses Wort."
Mit der Waldmaid ritt von dannen Dietrich, und auch Fasold ritt;
ohne Gruß die Recken schieden, denn ihr Stolz dagegen stritt.
Als die Waldfrau nun und Dietrich einsam waren, da begann
zu dem Weiblein so zu sprechen Dietmars Sohn, der kühne Mann:
„Sage mir doch, wodurch reiztest du des grimmen Fürsten Zorn,
daß er also hart verfolget dich durch Klippe hier und Dorn?"
Seufzend sprach das braune Moosweib: „Held, fürwahr, ich weiß es nicht;
das nur weiß ich, daß ich immer scheuen muß sein Angesicht.
Ja! mein hohes wildes Leben hat er mir geniedert gar.
Riesen ihm und Zwerge müssen dienen durch das ganze Jahr.
Keiner darf den Dienst ihm weigern; was er fordert, das geschieht;
seine Herschaft unbestritten hier im Wald er wahrlich sieht!"
„Wolle Gott vor seiner Herschaft uns beschirmen, steht es so,
sprach der Recke; seiner Hochfahrt bin fürwahr ich wenig froh;
droht' er doch uns aufzuhängen! Wären meine Wunden heil,
wollt' ich seines Uebermuthes niederlegen einen Theil!"
Das ich widerrathe, Recke, willst in Ehren du bestehn,
sprach das Moosweib; nimmer suche du des Stolzen Bahn zu gehn!
Wird er inne, daß du schlugest Eggen mit der starken Hand,
giebt er nimmermehr dir Friede: dann sein Grimm bricht jedes Band."

„Seinen Grimm ich wenig scheute, sprach der Berner, wär' ich heil,
aber meine Wunden brennen, und der Weg wird rauh und steil.
Nein, nicht kann ich weiter reiten: rasten denn wir hier die Nacht:
unter diesem Felshang sicher, hoff' ich, ruhn wir, hältst du Wacht."
Mühsam stieg vom Rosse Dietrich, setzte nieder sich auf's Land;
mit dem Rücken er sich lehnte seufzend an des Steines Wand.
„Fasold ist ein Wüthrich, sprach er; seine Jagd ihn schändet, traun!"
„Laß ihn, Recke, sprach die Waldmaid; will nach Kräutern um mich schaun."
Und sie gieng. Nach kurzer Weile kam sie wieder frohgemuth:
„Mies und Kräuter, sprach sie freundlich, sind für deine Wunden gut;
wohl ich kenne sie: sie heilen deine Wunden, glaub' es mir:
willst du deiner Brünne, Recke, dich entkleiden, helf' ich dir."
Während dieß der Held vollbrachte, rieb in ihrer Hand mit Kraft
Mies und Kraut sie, bis sie linde wurden durch den eignen Saft;
auf die Wunden dann sie legte sanft sie hin: in kurzer Zeit
war dem Held, als ob er niemals hätt' gestritten einen Streit.
Ganz und gar der kühne Kämpe däuchte heil sich und gesund,
und zur Waldmaid sprach, ihr dankend, also jetzt des Recken Mund:
„Keine Schmerzen, Dank dir, fühl' ich, aber matt noch bin ich sehr:
könnt' ich nur ein Stündlein schlafen, braucht' ich keiner Hülfe mehr."
„Ei so schlaf, du frommer Recke! schlummre nur! Wer hindert dich?
Treulich will ich dich bewachen; des verlaß dich nur auf mich!"
Also sprach die weise Waldfrau. Dietrich zog sein Streitgewand
wieder an, und unter'm Haupte seinen Schild er Ruhe fand.
Zu dem Rosse gieng das Moosweib, band es fest an einen Ast,
pflückte dann ihm sorglich würziger Kräuter eine ganze Last.
Falke ließ das Gras sich munden. Schnell zum Manne wieder lief
drauf die Maid: zu seinen Füßen wachte sie, dieweil er schlief.
Und mit süßer sanfter Stimme Lied um Lied sie leise sang,
immer leiser, bis den Recken bald ein fester Schlaf bezwang.
Bracht' in Schlaf ihn seine Müde? wirkte das ihr süßes Lied?
Das nur weiß man, daß er träumend aus dem Selbstbewußtsein schied.
Durch die Nacht die Maid des Recken pflegte so bis an den Tag,
doch der Morgen kam, und immer Dietrich noch im Schlummer lag.
Großer Jammer sie da faßte; denn sie däuchte, durch den Tann
liefen Hunde; sanft zu wecken suchte sie den kühnen Mann.

Doch wie viel den Held berührte sie mit ihrer braunen Hand,
also fest da schlief der Berner, daß er davon nichts empfand;
doch aus Treue blieb sie sitzen, ob auch weit sie wünschte sich.
„Unheil will dein Schlaf dir bringen, sprach sie, traf so Fasold dich!
Weh! er kommt! Ich hör' ihn blasen, höre seiner Rüden Laut;
allzulange schon ich weilte: sie zerreißen mir die Haut!
Wehe! wie wird er mich quälen!“ Ihre Augen wurden roth
von den Thränen, die sie weinte. „Wache, Recke! Bist du todt?
Frei doch bist du des Gesüchtes. Wüßt' ich nur, was dir geschah!“
Dietrich diese Klage hörte, wenn er auch die Maid nicht sah;
denn er konnte nicht erwachen. Laut erscholl jetzt Fasolds Horn
in der Nähe: da mit Kräften rüttelt' ihn sie, fast mit Zorn.
„Allzulange schläffst du, Recke! rief sie. Wache! du hast Zeit!
Findet Fasold hier dich liegen, schlägt er dich auch ohne Streit!“
Auf vom Schlafe sprang der Berner. „Lange hört' ich rufen dich:
was denn irrt dich? nicht doch mocht' ich aus dem Schlafe lösen mich.“
Also sprach der kühne Berner. Ihm zur Antwort sprach die Frau:
„Fasold jagt bereits im Walde hier, ich hört' es ganz genau.“
„Nun, er will uns gerne sehen. Was da weiter? komm' er doch!“
sprach der Recke; heute wahrlich jagt er nimmer mich in's Loch!“
„Nein, o nein! Ich darf nicht weilen! Götter, wo nun berg' ich mich?
rief das braune Weib in Aengsten; rette, kühner Recke, dich!“
Damit floh das Moosweib bebend hin durch Staude, Busch und Dorn,
denn von neuem und ganz nahe hörte jetzt man Fasolds Horn.
An die Fersen ihr sich hingen Fasolds grimme Rüden bald,
und nun gab's ein wildes Jagen durch's Geklüft' und durch den Wald.
Fasold auch auf schnellem Rosse hatte bald sie nun ereilt:
„Hab' ich dich nun, braunes Moosweib? Sag' es, wo dein Schirmer weilt!“
Arm' und Beine grimm die Rüden ihr zerbissen; sie schrie laut;
ihr Gejammer hörte Dietrich. „Sind die Hund' ihr an der Haut?
sprach der kühne Held; zum Schutze muß ich eilen meiner Maid,
will sie lösen von dem Wilden, der ihr anthut solches Leid.“
In den Sattel sprang der Recke; Falke seinen Herren trug
schnellsten Sprunges hin zur Stelle, wo die Waldmaid Fasold schlug.
„Schäme dich, rühmst du dich edel! rief ihm zürnend zu der Held;
Laß die Maid flugs, oder wahrlich, roth du färbst das grüne Feld!“

Fasold jetzt auch Dieterichen sah. Mit Hohn er rief sofort:
„Schön! du bringst dein Haupt mir selber: bald ziert's jenen Eichbaum dort!"
Rasch er sprang von seinem Rosse; doch auch Dietrich säumte nicht,
und so bot da Recke Recken lauten Trotz in's Angesicht.

„Nicht zurück du heute missest, schnöder Pracher, deinen Weg,
rief vor Zorne schäumend Fasold; ich verrammle dir den Steg.
Wähne nicht zu stehn im Streite mir, du bist von Wunden matt!"
„Schweig! sprach Dietrich; bald du fühlest, hoff' ich, dich des Streites satt."

„Warte! rief mit Grimme Fasold, bist doch für mein Schwert zu schlecht;
eine Ruthe thut es, denk' ich, wider dich auch im Gefecht."
Und er riß vom nächsten Baume rasch hinab den größten Ast,
sprang mit ungefügen Schlägen an den ihm verhaßten Gast.

Aber Dietrich ihm zu Trümmern seinen Ast behende schlug;
auch die stahldurchwundnen Zöpfe, die der Held am Haupte trug,
fielen stückweis auf den Boden. Fasold hinter seinen Schild
sich da barg und griff zum Schwerte: Schlag um Schlag nun dröhnte wild

Egisachs jedoch der scharfe seinen Helm ihm jetzt durchdrang:
eine Spalte gab's im Eisen gut wohl einer Spanne lang.
Roth sein grünes Waffenhemde färbte seines Hauptes Blut:
als die Wund' er fühlte, nieder sank ihm da sein hoher Muth.

„Als Besiegten mich bekenn' ich; ich ergebe mich an dich.
Nimm mein Schwert denn, kühner Recke, läßest du nur leben mich!"
also rief der wilde Jäger. Seine Hochfahrt niedersank,
seine Hohnsucht ward zu Schanden und sein schnöder Stolz ward krank.

„Gerne magst du leben, Fasold, sprach da Dietrich, schwörst du mir
treu zu sein mir und gewärtig, will ich wohl genaden dir.
Also hold zu sein mir schwöre, als ob nimmermehr ein Leid
dir gethan ich hätte, Fasold: das mir schwör', ich will den Eid!"

Fasold schwur was Dietrich wollte; seinen Eid jedoch er brach.
Zu dem kühnen Berner aber also jetzt der Falsche sprach:
„Gerne möchte wohl ich kennen, der mich zwang, den kühnen Mann,
und der hier in gutem Streite meine Treue sich gewann.

Dir ist es an mir gelungen; keinem sonst es, Held, gelang;
jeden, der mit mir zu kämpfen wagte, meine Hand noch zwang;

drum mit Ehren magst du nennen, Recke, deinen Namen mir;
gern ich möcht' in allen Landen deinen Ruhm, Held, mehren dir!"
„Meinen Namen, sprach der Sieger, geb' ich gerne dir bekannt:
Dietmars Sohn ich bin, des Kühnen; Dietrich bin ich selbst genannt;
bin von Bern hieher geritten. Dort im Wald ein junger Mann
zwang mich, Held, zu schwerem Kampfe: größre Noth ich nie gewann.
„Wehe! rief die braune Waldmaid. Warum, Recke, melden das?
Bist du weise, schweigst du, Dietrich, weckest nicht dir neuen Haß."
„Ei, was weißt du? rief da Fasold; sahst denn, Moosweib, du den Streit?
Rede, Dietrich, gern von Kämpfen hör' ich traun zu jeder Zeit.
Wahrlich, starken Widerwinnen trafst in diesem Walde du,
deine Wunden das bezeugten gestern Abend an der Fluh.
Leid mir ist es, daß mein Bruder Egge dich im Tann nicht fand:
hättest den besiegt du, Dietrich, diente ganz dir unser Land.
Ungetheilt ist noch das Erbe zwischen ihm und zwischen mir:
hättest Eggen du bezwungen, Alles diente, Dietrich dir.
Stark ist er und kühn vor Allen, doch der Jahre noch ein Kind."
Dietrich sprach: „So muß ich wahrlich wähnen, daß zween Eggen sind.
Einen schlug ich dort im Walde; todt er mir zu Füßen lag.
Daß er mich ergieng, der Recke, heut ist's schon der fünfte Tag!
Lief in Waffen her, als ob er flöge; bringen an den Rhein
schönen Frauen mich er wollte; wenig, traun, er schonte mein.
Was ich ihm der Ehren anbot, alles wies er stolz zurück;
allzusehr der Kühne traute wahrlich auf sein Waffenglück;
lebend oder todt er bringe, schwur er, mich der hohen Maid:
daß ich ihn erschlug im Streite, dennoch ist mir's bitter leid!"
„Hast besiegt du meinen Bruder, traun, erliegst du keinem Mann,
sprach da Fasold; größre Stärke nimmermehr ein Held gewann.
Alle müssen dir sich neigen, wo du stehst, der Helden Schaar:
doch an deiner Brünne nehm ich keine Kampfes Spuren wahr.
Darum künde doch mir, Dietrich, welche List den Sieg dir gab —
List allein dir mochte frommen, war nicht gar ein Trug dein Stab.
Wahrlich, gerne wollt' ich hören, wie vor dir der Held verdarb;
wohl nicht Ehre, wähn' ich, deine Hand an seinem Tod erwarb."
Tief verletzt gab ihm zur Antwort Dietrich, Dietmars kühner Sohn —
solches lästerlichen Vorwurfs war er eben ungewohn —:
„Wie verkehrt sich deine Rede! Jetzt dein Sinn ward offenbar;
aber alles, was du geiferst, ist erlogen ganz und gar.

Deine Hände du mir neigtest Treue du gelobtest mir:
Treulos aber dich ich finde: zum Verderben kommt es dir,
wenn vor mir du nicht entrinnest in der Erde tiefsten Grund,
traun! und wärst du zehnfach Egge: das sei, falscher Mann dir kund."
„Ich dich fliehen? Niemals, Dietrich! Wenig kennst du meinen Muth.
Nicht so leicht du sollst erwerben hier mein Erb' und Vatergut!
Meinen Bruder will ich rächen, den du, traun, im Schlafe schlugst:
seine Waffen, seh' ich jetzo, mir zu Hohne her du trugst."
Zornig sprach der kühne Berner: „Wollte Gott, es wäre wahr,
daß geschlafen Egge hätte; lebte dann noch manches Jahr.
Fandst mich, Recke, selbst doch gestern einen Streites müden Mann,
fließend meine tiefen Wunden, bei der Waldmaid in dem Tann!"
Aber Fasold war im Grimme, brach dem Held die Sicherheit,
wich dem zorngeschwellten Herzen; Dietrich doch stund kampfbereit.
So mit allen Kräften schlugen jetzt sie dar auf Helm und Schild,
daß die rothen Feuerglanster ringsum stoben wirr und wild.
Wie zween wilde Bären sprangen an einander Mann und Mann;
ihrer breiten Schwerter Schläge dröhnten durch den finstern Tann.
Bald doch sank zu Boden Fasold; denn als wären sie von Wachs,
drang durch Helm ihm, Schild und Halsberg unaufhaltsam Egisachs.
Fasold rief am Boden liegend: „Ich bekenne meine Schuld,
schalt mit Unrecht, edler Dietrich, dich, aus frevler Ungeduld;
aber läßest du mich wieder, Held, in deinen Hulden stehn,
will ich dir in steten Treuen immerdar zu Dienste gehn."
Dietrich hatte schon erhoben hoch sein Schwert zum Todesstreich,
doch an Eggen er gedachte, und so ward das Herz ihm weich;
ließ den Ungetreuen leben, sprach: „Um Eggen Willen sei
dir die Lästerung verziehen, sonst wär' es mit dir vorbei.
Aber brichst du deine Treue wieder, Fasold, schlag' ich dir
sicherlich das Haupt vom Halse; Schonung hoffe nicht von mir!"
Fasold sprach: „Das sei mir ferne! Brach ich einmal meine Treu,
fühl' ich doch, zum andern Male sie zu brechen, volle Scheu. —
Doch die Wunden, Held, mich schmerzen. Rufst du, Dietrich, wohl die Maid,
daß sie mir die Schrammen heile, denn sie weiß da wohl Bescheid?
Taub sie wäre meinen Bitten, aber du bewegst sie bald:
ich gelob' auch niemals wieder sie zu jagen durch den Wald."
Und er rief die Hunde zu sich, nahm die Rüden an das Band,
die noch laut den Fels umbollen, darauf Schutz das Moosweib fand.

da hinauf war sie geflüchtet vor der grimmen Hunde Wuth,
die mit aufgesperrtem Rachen gierten heiß nach ihrem Blut.
Dietrich rief der wilden Jungfrau; schleunig sie gelaufen kam;
aber als des edlen Berners Wunsch und Bitte sie vernahm,
sprach sie: „Traun, es wäre besser, seine Wunden heilten nicht:
aber deinem Wunsche, Dietrich, mich zu fügen ist mir Pflicht.“
Fasolds Wunden schnell sie heilte. Zu dem Berner sprach sie dann:
„Jetzt, Held, will ich heim zur Mutter: habe Dank, du guter Mann!“
Eh noch Dietrich reden konnte, fern sie schon im Walde sprang:
springend sang sie, singend sprang sie: laut ihr Lied herüber klang.

Sie sagten uns in den Worten der Einleitung, daß Eggen Ausfahrt einen Uebergang zur eigentlichen Heldensage bilde, nahm der schwedische Gast jetzt das Wort; aber hier haben wir ja so viel Mythisches als nur immer sonstwo. Ich gebe Ihnen allerdings zu, daß die eigentliche Heldensage auf die Darstellung eingewirkt haben mag, zumal was die Schilderung der Hauptheldcn, Dietrich und Egge, betrifft; aber alle Nebengestalten, mit einziger Ausnahme des alten Hildebrand, des Hagestald und Helferichs, sind rein mythologische Wesen. Zuerst trat ein grimmer Meermann, halb Mann halb Roß, auf, dann erscheint eine liebliche, der Geschicke kundige Nixe, die sich Babahild nennt, zuletzt das vom wilden Jäger verfolgte Moosweib, das sich heilerfahren und gesangkundig erweist, abgesehen von dem Zwerge, der den wunden Helferich heilt. Ueberall ist hier des Reinmenschlichen wenig, des Mythologischen viel. Es wäre mir sehr erwünscht, wenn ich etwas über die hier zu Lande herschenden Vorstellungen des Volkes in Betreff der Nixen und Moosfrauen vernähme. Auch wir in Schweden kennen beide, aber doch vielleicht unter etwas verschiedenen Verhältnissen.

Ich kenne die schwedischen und norwegischen Ansichten über diese Wesen, antwortete ihm Graf Huno; im Ganzen sind sie von denen unseres Volkes nicht sehr abweichend, wenn auch reicher und manigfaltiger, was sich schon aus der längeren Dauer des Heidenthumes dort erklärt. Neuere deutsche Mythologien scheiden die

Nixen oder Wassergottheiten in Meerfrauen und Wasserfräulein; ich weiß nicht, ob mit Fug und Recht. Von eigentlichen Meerfrauen kann begreiflich nur am Strande des Meeres Erinnerung leben, wie denn in der That die Küsten der Nord- und Ostsee solche haben. Im Binnenlande kann von eigentlichen Meerfrauen nicht die Rede sein. Davon abgesehen, denkt man sich die Meerfrau, mariminni; merminne, als ein Wesen, das oben Weib, unten Fisch ist. Sie verlockt durch ihren Gesang und hat die Gabe der Weissagung, da sie gleich den Walkyrien oder Schwanjungfrauen zukunftkundig ist; ja sie kann gleich diesen als Schwan davon fliegen. Sie ist aber auch grausam, gleich der altnordischen Rân (ahd. Hrahana) d. i. der „Räuberin,“ denn hrahanjan, altnord. ræna bedeutet „rauben.“ Sie stürzt Schiffe um und verlangt jeden Tag einen Menschen als Opfer. Den ihr Verfallenen läßt sie nur selten los, und stets nur gegen ein anderes Opfer. Selten erscheint sie als begabende und schützende Gottheit, als Freundin einzelner Menschen oder Geschlechter. Tiroler Sagen kennen noch die Benennung Meerfrau, aber sie wissen nichts von der unteren Fischhälfte.

Die Wasserfräulein oder Nixen sind ganz Weiber und zwar von überirdischer, verlockender Schönheit. Bei Mondschein tanzen sie auf den Wellen der Ströme oder Landseeen und schirmen die Anwohner. An den Freudenfesten der Menschen betheiligen sie sich gern; kommen sie aber nicht zu rechter Zeit heim, so büßen sie mit dem Leben. Der Wassermann bringt sie um und ihr Blut färbt die Oberfläche des Wassers roth. Er ist also eifersüchtig. Ihre Schönheit und Jugend ist aber nicht immerdauernd, sondern ihnen nur für einen bestimmten Zeitraum, meist für drei hundert Jahre verliehen. Um sich beide nach Ablauf der Frist zu erhalten, müssen sie die Liebe eines Mannes gewinnen, dem sie Kinder zwieschlächtiger Wesenheit gebären, doch wiegt die des Vaters vor. Ihre Abkunft von der Mutter bezeugt jedoch die Schwimmhaut zwischen den Zehen und der Umstand, daß sie im Wasser nicht naß werden. Opfert man eines der Kinder, so wird dadurch der Wasserbann für die übrigen gebrochen. Die Verbindung zwischen

Nixe und Mann endet meist unglücklich, wie die Sagen von der Melusine und vom Ritter von Staufenberg beweisen. Dennoch giebt es eine Menge schöner und rührender Sagen von der Liebessehnsucht der Nixen, besonders in der Oberpfalz. Näheres enthalten die Werke von Schöppner, Panzer und Schönwerth.

Was die Moosweiblein betrifft, nahm Leodegar das Wort, als Graf Huno abbrach, so tragen auch diese verschiedene Namen. Der allgemeinste, der alle, auch anderartige, solche Wesen begreift, ist wildiu wîp, wilde Weiber. In bairischen Sagen heißen sie Hoyweibl, Mojaweibl, Moosfräulein, Holzfräulein. In Tirol heißen sie Salinger oder die Saligen, d. h. wohl die Glücklichen, Seligen. Auch Eigennamen bewahren Tiroler Sagen, wie Giragingele, Hörele, Stuzlawuzla, Groaßarinda, Stuzemuze, Rauchrinde, Stizl, Wizl, Salome. Sie gehören zu den Aelben und bilden den Uebergang von diesen zu den Zwergen, haben aber auch einiges, gleich den Nixen, mit den Schwanjungfrauen, den Walkyrien, gemeinsam. Gleich den Wunschfrauen (Walkyrien) streben auch sie nach der Liebe von Männern und überhäufen sie dafür mit Glücksgütern. Man brachte ihnen einst besondere Opfer, wovon sich Spuren bis heute erhalten haben. Die Frauen in den Venediger Alpen spinnen ein Stück Flachs und werfen dieß für die Waldfrau in das Feuer. Den wilden Fräulein am Würmsee bringt man Speisen, und den Gögerfräulein werfen die Kinder von Weilheim, wenn sie auf den Gilgenberg hinauf steigen, noch heute Fichtenzapfen in eine schüsselartige Vertiefung. In Tirol unterlassen die Sennerinnen es nicht, wenn sie zu Berge fahren, Blumen und Erdbeeren für „die Saligen“ mit zu nehmen. Sie sind den Menschen holdgesinnt, hülfreich und dienstfertig; doch auch sie rächen Beleidigungen meist durch erbliche Gebrechen oder Entziehung des Wohlstandes. Ein Jüngling hatte einst ein Moosweib gekränkt, aus Rachsucht schenkte sie ihm einen Gürtel; er aber legte diesen aus Vorsicht einem Baum um, der sofort zerschnitten ward. Stehn sie irgendwo in Dienst, und wird ihr Name verrathen, was meist aus dem tiefen Walde her geschieht, so verschwinden sie; eben so wenn ihr menschlicher Gatte sie nach ihrem

Namen fragt. Im Walde spinnen sie das Moos um die Aeste der Bäume und ziehen es von einem Baume zum andern. Diese Fäden muß man abwinden und sorgfältig aufbewahren, denn sie bringen Glück und heilen Wunden. Ueberhaupt sind die Moosfrauen heilkundig und befreien die Menschen von Krankheiten und Seuchen. Auch ihre schöne Stimme, wenn sie singen, wird gerühmt. Ihre Größe erreicht nicht die der Menschen; doch giebt es in Tirol auch Waldweiber von Riesengestalt und großer Wilde, die Fanggen. Die Moosweiblein gehören zum Gefolge der Holda als Waldkönigin (Diana). Ihre Hauptfeinde sind der wilde Jäger und seine Gesellen. Um vor diesem sie zu schützen, läßt man Büschel Getreide auf dem Felde stehn, und die Holzfäller bezeichnen Baumstöcke mit drei Kreuzen. Auf diesen und in jenen finden sie Schutz und Rettung.

Ich habe noch zu bemerken, nahm jetzt Haspinger das Wort, daß weder im alten Drucke von 1559 noch bei Kaspar von der Rhön Dietrichs Begegnung mit der Nixe am Brunnen sich findet. Der erste, aber nicht Kaspar, hat dafür ein abermaliges Zusammentreffen Dietrichs mit Helfrich, der von jenem nach Bern gesandt wird. Laßbergs Handschrift weiß von dieser Zusammenkunft auch nichts und hat dafür die mit der Nixe Babahild, nur läßt sie diese jetzt sogleich auch die Wunden des Helden heilen, die dann auch hier das Moosweib noch einmal heilt. Das heißt des Guten zu viel gethan. Aber es werden sich später noch andere Abweichungen in den Quellen kund geben. Man ersieht hieraus theils das Fortleben der Sage, theils die Willkühr der fahrenden in ihren Darstellungen. — Sollte nun noch Jemand eine Erläuterung wünschen, so bitte ich um die Fragen.

Fasold, wandte sich Berta an ihn, drohte zuerst den Helden zu hängen, dann, daß sein Haupt einen Eichbaum zieren solle: ist der Inhalt beider Drohungen der gleiche?

In Ganzem: ja; antwortete Haspinger. Es war Sitte des Heidenthums, erlegte Feinde an Bäumen aufzuhängen oder auch ihre Häupter an Bäumen zu befestigen. Dadurch wurden die Besiegten gleichsam zum Opfer, das der Sieger Wodan darbrachte.

Eine Beschimpfung lag wohl allerdings darin, wenigstens in späterer Zeit; denn die Ruhe wie die Ehre des Erlegten verlangte die Bestattung, die freilich wieder verschieden war: der Todte ward entweder begraben oder verbrannt oder in einem Schiffe, — hohlem Baume, woher noch Todtenbaum = Sarg, — den Wogen des Meeres oder eines Flusses zur Fortbeförderung in das Reich der Todten übergeben. Dem Todten, den man ehren wollte, gab man Waffen, Goldschmuck, Roß, Hund und Habicht mit; denn das Leben hier ward dort fortgesetzt. Auch Diener und Dienerinnen wurden getödtet, um den Herren zu geleiten. Zuweilen folgten sie ihm auch freiwillig, wie das auch wohl Gattinnen und liebende Jungfrauen thaten.

Es ist schön, daß Sie uns von diesen Gebräuchen gelegentlich etwas gesagt haben, ergriff Gräfin Irmgard das Wort. Aber sagen Sie mir: durch den Eid, den Dietrich so feierlich verlangt, will er Fasolden hindern, für seinen erschlagenen Bruder Blutrache zu üben, wie Recht und Sitte dieß heischten, nicht wahr?

Allerdings ist das seine Absicht, antwortete der alte Graf. Es war Pflicht des Sippen, den Sippen zu rächen, und so konnte Fasold vielleicht sich nur dadurch abhalten lassen dieß zu thun, wenn er, noch unwissend, den Eid schwur, der verlangt ward; denn für Meineidige, Meuchelmörder und Verführer des Weibes eines Andern, und nur für diese drei, kennt das deutsche Heidenthum Strafen nach dem Tode. Der Aufenthalt bei der Helja (jetzt: Hölle) galt nicht als Strafe, wenn auch die Zulassung in Walahalla als Lohn der Tapferkeit angesehen ward.

Nun die letzte Frage, sagte Irmgard. Nicht wahr? Fasold will Dietrichen heimtückisch anreizen zum Kampfe mit Eggen, dessen Tod er noch nicht weiß, dadurch, daß er ihm das Erbe als noch ungetheilt vorstellt? Er rechnet auf Dietrichs Streben nach Ruhm, auf seine Habgier oder Herschsucht und nimmt als sicher an, daß er Eggen erliegen werde, wodurch denn auch seine Niederlage gerochen wäre.

Allerdings ist das sein Beweggrund, wiewohl er ihn begreiflicher Weise verschweigt, erwiderte ihr Haspinger und wollte nun

weiter lesen. Halt! rief da Berta, eben fällt mir noch etwas ein, wonach ich fragen muß. Was heißt: Fasold brach die Sicherheit?

Sicherheit, antwortete ihr Graf Huno, ist nach ritterlichem Sprachgebrauche die feierliche Verpflichtung zu irgend einer Sache, das feierlich gegebene Wort. Besonders ward nach einem Kampfe von dem Sieger „Sicherheit" genommen, von dem Besiegten, der damit sein Leben sich erhielt, gegeben. Dieser verpflichtete sich, alles zu leisten, was von ihm gefordert werde. Ein Ritter, der „seine Sicherheit brach", war ehrlos für immer. Der Sieger konnte dem Besiegten auch aufgeben, „seine Sicherheit" einem andern Ritter oder einer Frau oder Jungfrau zu leisten, wodurch diese das Recht der Bestimmung über den Besiegten erhielten. That ein Sieger so, so erwies er damit dem die größte Ehre, an den er den Besiegten schickte, um ihm „seine Sicherheit zu geben."

Schade, daß dieser Brauch abgekommen ist, sagte Berta lächelnd; bestünde er noch, so hätte ich ohne Zweifel Aussicht, daß Sie mir die von Ihnen Besiegten zuschickten. An angemeßnen Forderungen wollte ich es dann nicht fehlen lassen.

Und ich hätte dann den herkömmlichen Dank von Ihnen zu erwarten, nicht wahr? fragte Huno schalkhaft; aber Berta sagte darauf nur: Jetzt, Herr Professor, bitte, lesen Sie weiter.

Und Haspinger las:

„Recke, sprach zu Fasold Dietrich, hin nach Köln man mich entbot;
will der stolzen Jungfrau Seburg selbst verkünden Eggen Tod;
so gelobt' ich's dort dem Kühnen. Lösen will ich denn mein Wort,
gern ja wollten Dietrichen schau'n die schönen Frauen dort.
Ohne Zweifel sind die Wege hin zum Rheine, Held, dir kund,
wolltest du die Bahn mir zeigen, rühmt' es gerne dort mein Mund."
Auf Verrath da Fasold dachte; zu dem Berner schnell er sprach:
„Gern will hin ich dich geleiten, ist es dir nicht Ungemach.
Wohl bekannt sind mir die Wege; ritt schon oft den Rhein hinab;
war zu Köln, als Seburg Eggen Brünne, Helm und Schwert dort gab;
kenne wohl die stolze Jungfrau. Kommt dir's recht, so reiten wir."
„Auf, zu Rosse denn! sprach Dietrich; reit du vor, ich folge dir."

Munter trabten denn die Recken, Fasold vor und Dietrich nach,
aber Fasold sann auf Rache, scheute nicht vor neuer Schmach.
Einen Thurm der Falsche kannte, nur drei Stunden lag er fern,
wo den Tod nach seinem Wahne finden soll der Held von Bern.
Eggewulfes Söhne hausten, Eggenot und Eggewit,
seine Vettern, auf dem Thurme. Hieher lenkt' er Rosses Schritt.
Als dem Thurm sie nahten, sahen einen Mann sie stehn am Thor,
der hin nach dem Walde spähte, hielt die Hand den Augen vor.
Wohl gerüstet stund der Recke, geerbewaffnet, kampfbereit;
an der Mauer ihm zur Seite lehnt' ein Schild ihm, lang und breit.
Als den Mann gewahrte Fasold, wandt' er sich an Dieterich:
„Guten Labetrunk, Held, finden hier wir, trügt nicht Alles mich.
Wohl ich jenen Recken kenne, der dort an dem Thore steht.
Eggenot ist er geheißen, gern er stets zu Kampfe geht;
und nicht minder kühn sein Vetter ist, er nennt sich Eggewit:
ist dir's kommlich, nach dem Thurme lenken wir der Rosse Tritt."
„Nicht gegessen noch getrunken, sprach der kühne Dieterich,
hab' ich lange, darum denk' ich, sperr' ich traun nicht lange mich."
Wohl! sprach Fasold; aber Dietrich, klug dann achte meinen Rath;
schweig du still von Eggen Tode; rühme ja dich nicht der That.
Eggenot und Egge waren hold einander, glaube mir;
beide tranken, beide kämpften stets vereint, das sag' ich dir.
Traun! erführe jetzt des kühnen Eggen Hinfahrt Eggenot,
und daß du den Freund ihm fälltest, dich bestünd' er auf den Tod."
„Prahlen ist nicht meine Sache, war es nie, sprach Dietmars Sohn,
Und durch Uebermuth zu Streite reizen Einen, — ungewohn
war ich immer des; sich brüsten war mir immerdar verhaßt:
nimmer stör' ich seinen Frieden, wenn nicht selbst das Schwert er faßt.
Seine That jedoch verleugnen, Recke, schändet stets den Held;
will er Kampf, so mag er kommen: Raumes beut genug das Feld."
Mit der Rede waren beide hingekommen zu dem Mann:
Eggenot sie freundlich grüßte: seit er leiden Tag gewann.
Flugs ihn fragte Fasold: „Sage mir doch, liebster Eggenot,
weilt daheim mein kühner Vetter, der es stets so hold mir bot?"
„Nein! gab ihm der Held zur Antwort; in des grünen Waldes Schooß
Eggewit am frühen Morgen ritt mein Roß Heidangernoß.
Ein Gerücht uns gestern zukam, Egge folg' im Walde dort
Eines Recken Spur mit Eifer; darum ritt mein Bruder fort,

wollt' ihn her zu Hause laden." „Sage, ritt allein er hin,
oder folgten ihm die Knechte? Nicht begegnet ihm ich bin."
Also fragte schlau der Falsche. „Nein, entgegnet' Eggenot,
Nicht allein er ritt zum Walde. Unsern Mannen er gebot
sich nach Eggen umzuschauen." „Ach! rief Fasold, nimmermehr
finden sie der Kämpen besten; denn es fiel der Degen hehr!"
„Egge fiel? du faselst, Fasold! rief erschrocken Eggenot;
aber du willst mich nur foppen!" „Nein, ich weiß es, er ist todt,"
sprach da Fasold. „Todt ist Egge? schrie der Held da Zornes voll,
liegt erschlagen Egge, wahrlich, Eggenot ihn rächen soll!"
„Willst du's rächen, rief da Dietrich, brauchst du, Held, nicht weit zu gehn,
denn du siehst des Recken Tödter hier vor deinen Augen stehn.
Aber bist du weise, Jüngling, bleibst du meinem Schwerte fern."
Und sofort von seinem Rosse saß der kühne Held von Bern.
Eggenot jedoch nicht warnen ließ sich; denn das Riesenblut,
das in seinen Adern wallte, trieb auch ihn zu Frevelmuth;
und so langt er nach dem Schilde. Hoch empor den Geer er schwang,
und mit wilder Wuth Gebrülle gen dem Berner rasch er sprang.
Dietrich rief: „Gemach, du Knabe! Kamst von deiner Amme Brust
traun zu früh gen mir zu Streite! Gab bisher der Kampf dir Lust,
kann er dir auch Leid wohl geben; darum laß mit mir den Kampf!"
Aber Eggenot war zorntaub und sein Athem heißer Dampf.
Lange schonte sein der Berner, deckte mit dem Schilde sich,
stach mit seinem scharfen Geer ihm Eggenot jetzt Stich auf Stich;
doch die Schonung ward verachtet: da gab Dietrich auf den Scherz,
Und sein Egisachs, der scharfe, brach dem Jüngling in das Herz.
„Weh mir, Eggenot! rief Fasold; weh, du liegst! es strömt dein Blut:
meine Rede schlug dich, Armer; dich verrieth dein kühner Muth!
Und ich darf dich, Held, nicht rächen!" Zornig sprach da Dieterich:
Zeuch dein Schwert, willst ihn du rächen: der im Kampf dir steht,
bin ich!"
„Nein, o nein! versetzte Fasold; nein! ich gab dir meinen Eid:
schlügst du Vater mir und Mutter, thäte immer doch dir leid!"
„Nun, so komm, sprach da der Berner, eh zurück der Vetter kehrt:
durch den Tod des Jünglings, wahrlich, ward mir schon das Herz
versehrt."
Und so ritten sie von dannen, Fasold vor und Dietrich nach,
Doch der ungetreue Führer sann für sich auf neue Schmach.

Wie den Held er könne tödten, immer er und immer sann,
aber offen zu bekämpfen wagt' er nicht den kühnen Mann.
Weiter ritten beid' und weiter, und es war ein heißer Tag.
„Fasold, rief der kühne Berner, birgt denn keinen Quell der Hag,
daß ich mir den Durst doch lesche?“ „Freilich, rief da Fasold schnell,
seitwärts, dort an jener Steinwand sprudelt uns ein frischer Quell.“
„Nun so laß zum Quell uns reiten,“ rief da Dietrich frohgemuth,
und sie trabten hin zur Stelle: frisch da quoll's hervor und gut.
Und sie saßen ab den Rossen. Seinen Schild da Dieterich
legte zu dem Sprudel, kniete drauf und wollte laben sich.
Unter'm Kinne Helmes Riemen hatte jetzo seine Hand
aufgelös't und mit der Rechten stützend sich auf Steines Rand,
neigt' er seinen Mund zum Springe. Da sprang Fasold auf ihn zu,
riß den Helm ihm rasch vom Haupte, warf ihn weit hinweg im Nu.
Und mit seinem scharfen Schwerte schlug er auf den Recken wild,
doch ihn barg die Kettelhaube. Rasch griff Dietrich seinen Schild,
sprang empor und mit der Buckel schlug so stark er ihn auf's Haupt,
daß er einen Keil des Donners auf sich niederwettern glaubt.
Helm und Schild und Schwert entreißt er jetzt dem ungetreuen Mann,
doch der wirft sich ihm zu Füßen, schreit so laut er schreien kann:
„Zweimal, leider, ward ich treulos: werd' es wahrlich nimmer mehr;
aber Eggenot und Egge schmerzten, Held, mich allzu sehr.
Gnade, Dietrich! Gnade, Gnade! schone meines Lebens doch!
war ich dir auch zweimal treulos, kann ich doch dir dienen noch;
denn aus diesem Waldgebirge findest nimmer du den Weg,
wenn nicht ich hinaus dich führe, denn ich kenne jeden Steg.“
„Hebe dich denn fürder, Mordwolf! sprach mit Zorne Dieterich,
will noch einmal dir verzeihen; aber Fasold, wahre dich:
so mir Gott, es ist dein Ende, trügst du mich zum dritten Mal. —
Gieb den Helm mir! Auf den nächsten Weg dann richte deine Wahl!“
Fasold holte seinen Helm ihm; Dietrich auf das Haupt ihn band,
ließ dann seinen Falken trinken, strich die Mähn' ihm mit der Hand;
schwang dann rasch sich in den Sattel; Fasold schwang sich auch hinein:
schweigend ritt voraus er, schweigend folgte Dietrich hinter drein.
Hin denn ritten so die beiden durch das Waldgebirge schnell.
Als der Abend kam, gelangten sie zum schönsten Wasserquell
unter einer hohen Steinwand. Eine Lind' ihn überfieng;
hier zu bleiben dachte Fasold, neuem Frevel nach er hieng.

„Sieh, die Sonne, sprach da Fasold, eben zu Genaden geht:
ist's dir recht, so laß uns rasten, bis am Himmel neu sie steht."
Wie du willst, versetzte Dietrich; unter Helm und Schilde soll
ruhig ich die Nacht durch wachen, scheint der Mond doch hell und voll."
Leicht gefesselt ließen beide Renner sie nach Grase gehn,
sahn sie doch es fein und würzig und in reichster Fülle stehn.
Trefflich wohl es schmeckte beiden; aber Falke litt es nicht,
daß ihm Fasolds hoher Rappe jemals kam vor's Angesicht.
Weder Brot noch andre Nahrung bot den Recken dar der Wald,
da begnügten sie mit Beeren sich, — sie fanden solche bald.
Als der Hunger, wenn auch dürftig, war gestillt für diese Nacht,
schürte Fasold an ein Feuer, und er that's mit Vorbedacht.
Durch die große Müde fielen bald des Berners Augen zu,
als er saß, die Gluth zu Füßen und den Rücken an der Fluh.
Bald ihn sah entschlafen Fasold. Leise sprach er: „Wehe mir!
darf an dich mich nimmer wagen: doch den Tod ich werbe dir."
Von der Gluth der Ungetreue leisen Schrittes schlich hinweg —
wohl bekannt in diesem Wald ihm war auch der geheimste Steg.
Auf er stieg zu einer Steinburg, die ganz in der Nähe lag,
sie bewohnte seine Muhme Birghild bis auf diesen Tag. [1]
Als zum Burgthor er gelangte, Zerren er, den Riesen, fand,
seinen Neffen; an der Brücke lehnt' er schlafend. Ihm zur Hand
an der Felsstückmauer lehnte seiner Eisenstange Last.
Als ihn Fasold weckte, blickte Zerre murrend an den Gast.
Aber bald er ihn erkannte. „Sei willkommen, Külling, [2] mir,
sprach er, — aber wer zersetzte so die gute Brünne dir?"
„Zerre, sprach da seufzend Fasold, willst du hören auf mein Wort,
dir das schwere Leid ich künde, das uns traf im Walde dort.
Egge, mein so kühner Bruder, schmählich dort erschlagen liegt,
der so manchen frechen Recken hat mit starker Hand besiegt,
ihn erschlug im Schlaf ein Kämpe; seine Waffen trägt er stolz,
Eggen blutig Haupt auch band er prahlend an das Sattelholz.
Eggenot auch fiel, den mannhaft ich dann sah zum Streite gehn.
Ich bin schwach, du weißt es, Zerre, wollte dennoch ihn bestehn,
wollte meine Mage rächen: aber ich erlag ihm bald;
du bist stark: für deine Stange führt' ich her ihn in den Wald."

[1] Bei Kaspar heißt sie Ruoze, d. i. Ruodhild. [2] Stammverwandter.

Zerre schrie: „Nicht weiter wahrlich soll er führen Eggen Haupt;
ich erschlag' ihn, wenn es anders meine Mutter mir erlaubt!
Geh nur, Fasold, geh sie fragen, und dann bringst du mir Bescheid,
aber weile nicht zu lange, denn das Warten ist mir leid."
In die Halle hub sich Fasold, wo der Frauen saßen drei,
Birghild selbst nebst zweien ihrer Basen, all' der Güte frei.
Raghild ihr zur Rechten hockte, Kadallach zur Linken saß:
riesisch waren sie von Wuchse, trugen allen Menschen Haß.
Alle waren gier nach Streite, stets bereit zu Fang und Griff,
liebten wenig nur die Spindel, wenig auch das Weberschiff;
sprangen wildhin über Klippen, warfen Felsen in das Thal;
das war dieser Frauen Spinnen, das ihr Weben allzumal.
Nicht zu freundlich auch begrüßen Fasold jetzo diese drei,
ließen vielmehr in der Halle lange stehn ihn nebenbei;
erst als seine Trauermiene Birghild sah, ward milder sie:
„Warum, sprach sie, sehen, Fasold, wir dich in der Halle hie?"
Fasold alles ihr denn sagte, was er Zerren sagt' am Thor;
seine Bitte, daß sie's rächte, fand denn ein geneigtes Ohr.
„Keine Sorge weiter, Neffe! sprach sie; kam der heitre Tag,
komm' den Pracher todtzuschlagen ich hinunter in den Hag."
Eines Hirsches feisten Rücken setzte man ihm auf den Tisch.
Fasold fühlte Hunger, darum hieb er ein und aß dann frisch.
Einen großen weiten Kessel Bieres voll trug man ihm her:
traun, da mochte Fasold trinken satt und sattsam nach Begehr.
Also sorgte man für Fasold, während Dietrich nahrlos blieb,
nur daß ein gesunder Schlummer auch den Hunger ab ihm trieb.
Als er satt war, gieng zu Zerren Fasold an das Thor zurück,
gab Bescheid ihm von der Mutter und vom Hirsch ein großes Stück.
Rasch den Berg hinunter sprang er wieder in den finstern Wald,
schlich mit leisem Tritt zum Feuer und ersah den Recken bald.
Noch er lag in festem Schlummer. Fasold nahm den alten Stand,
lehnte ruhig seine Schulter an des Steines graue Wand.
Stille war es hier am Brunnen; in der Burg war's nicht so still,
denn nach ihren Waffen rufte Birghild überlaut und schrill.
Ihre Söhn' auch mußten kommen, Zerre so wie Walderich:
nur nach ihrer Tochter sehnte Birghild jetzt vergebens sich.
Wodelgard ergieng im Walde gerne sich auf eigne Hand,
aber glaube Niemand, daß sie Blumen dort zu Kränzen wand.

Hirsche, Wölfe, Bären fangen war ihr süßrer Zeitvertreib,
denn an Leibkraft übertraf sie weit jedwedes Riesenweib.
Wild und stark war ihre Muhme, Fasolds Mutter, Wodelgard,
aber sie war dreimal stärker und auch dreimal wildrer Art.
Jene war der Birghild Schwester, und so war es dieser Pflicht,
ihrer Neffen Tod zu rächen; darum denn auch ließ sie's nicht.
Eiligst hieß zur Halle tragen Birghild jetzt ihr Streitgewand;
seine Ringe waren dicker als an Ketten je man fand.
Drei der starken Riesen trugen diese Brünn' ihr jetzt herbei,
aber Birghild sich bewegte darin sehr behend und frei.
Als den Leib die Brünn' ihr hüllte, Zerre da den Eisenhut
dar ihr bot, der wohl gehärtet war in heißem Drachenblut.
Drauf ergriff die Eisenstange sie, die war fünf Klafter lang,
doch als wäre schwanke Gerte sie, so leicht sie Birghild schwang.
So zum Streite stund gerüstet hier das ungethüme Weib.
Zu den beiden Söhnen sagte jetzt sie: „Nur ein Zeitvertreib,
hoff' ich, soll der Kampf mir werden, nur ein leichtes Morgenspiel,
denn mit einem Schlage setz' ich seiner Laufbahn hier das Ziel.
Aber fiel ich doch im Streite, du, Sohn Zerre, Walderich,
beide seid ihr stark von Kräften, rächen sollet ihr dann mich;
klug jedoch zu Hülf' euch rufet eure Schwester Wodelgard,
dann ist ihm das Brot gebacken wahrlich zu der letzten Fahrt."
„Sollen wir nicht auch an diesem Spiele haben unsern Theil?"
riefen Kadallach und Raghild: „Schläge sind auch uns ja feil."
„Nein! Ihr bleibt mir in der Halle. Soll ein ganzes Riesenheer
wider einen Mann ich stellen? Ich ihn schlage sonder Wehr!
Als sie dieß gesprochen hatte, rasch den Stein hinab sie sprang,
daß an ihrem stolzen Leibe laut das Kettelhemd erklang.
Bald so kam sie zu dem Brunnen, wo noch Dietrich sanfte schlief.
Als sie Fasold hier gewahrte, tiefer in den Wald er lief.
Zu dem Berner trat die Riesin, und es war ihr erster Gruß,
daß sie sonder alles Zögern stieß den Recken mit dem Fuß.
„Auf! Erwache! rief sie schnaubend; trügst auch Donars Hammer du,
soll es wenig dir doch helfen; ich erschlage dich im Nu!"
Auf da blickend sprach zu Birghild Dietrich, Dietmars kühner Sohn:
„Ungewaschen, wiß' es, Riesin, bin ich Streites nicht gewohn.
Laß mich Händ' und Augen netzen, dann bin dir ich kampfbereit."
„Nun so wasch dich, sprach da Birghild: sieh der Waschtrog ist ja breit."

Während an der kühlen Quelle Händ' und Augen Dieterich
wusch, da sprach er: „Diesem Weibe hier erliegen kränkte mich.
Ungern nur mit ihr ich kämpfe; gar zu leicht man spottet mein;
aber Friede giebt sie nimmer: nun, so soll gestritten sein!"
Zwischen beiden jetzt zum grimmen Kampfe kam es denn sofort,
„Eggen Mörder, dich erschlag ich!" also klang zum Schlag ihr Wort;
aber Dietrich ließ zum Schelten ihr fürwahr nicht lange Zeit:
ob dem Enkel [1] ihr das linke Bein er abhieb in dem Streit.
Und mit einem zweiten Schlage schlug er ihren Leib entzwei
mitten durch hin unterm Brustbein. Greulich scholl ihr letzter Schrei,
wild und grausend; ihn erhörte fern im Walde Wodelgard:
„Das war meiner Mutter Stimme, rief sie; hin, in rascher Fahrt!
Eine Buche samt den Wurzeln aus der Erde rasch sie riß,
hin sie sprang und manchen Stamm sie springend ab den Wurzeln schliß.
Ueber Ronen, [2] Sträuche, Steine setzte wild ihr schneller Fuß,
bis sie kam, wo Fasold lauschte. Grimmig rief sie, sonder Gruß:
„Meiner Mutter Stimme hörte fern im Wald ich: traf sie Leid?"
„Magst es sehn mit eignen Augen, Base! gab er ihr Bescheid;
sieh, der Recke dort hat Eggen dir erschlagen, der so hold,
Maid, dir war von ganzem Herzen: er trägt seiner Brünne Gold.
Mich verwundet' er im Kampfe, dann erschlug er Eggenot,
Deinen Mag; auch deine Mutter liegt von seinem Schwerte todt.
Hast du Muth, so magst du's rächen!" — Wie vom Fels sich stürzt ein Fluß,
stürzte sie sich auf den Recken, doch ihn stürzte nicht der Schuß.
Bald die Buche, die mit Grimmwuth auf den kühnen Held sie schwang,
an des scharfen Schwertes Schneide wohl in tausend Stücke sprang.
Rasch erfaßte sie der Berner bei dem langen fahlen Haar,
und durch einen Streich des Schwertes war ihr Hals des Hauptes bar.
Während dieß ergieng, kam Zerre hergerannt und Walderich;
daß so lang die Mutter kämpfte, deuchte Zerren wunderlich.
Als sie sahn, wie's hier ergangen war, schrie Zerr' in wilder Wuth:
„Auf ihn, Bruder! dengle kräftig ihm den lichten Eisenhut!"
„Zerre, laß dich doch bedeuten, sprach der schlaue Walderich,
streit allein du mit dem Recken, du bist stärker viel denn ich;

[1] Knöchel. [2] Gefallene Baumstämme.

rühmst ja stets dich, hinzuschmettern drei der Knaben meiner Kraft:
traun, dein Ruhm vor allen Sippen, zwangst den Held du, kommt
in Saft!
Schand uns wär' es, schlügen beide wir den Mann zusammen todt:
räch' die Mutter jetzt und Schwester! Gern ja tret' ich in die Noth,
sollt' auch nur ein Fuß dir straucheln; doch du strauchelst nimmermehr:
Keiner, der an dich sich wagte, freute sich der Wiederkehr!"
„Brauchst zum Streite nicht zu reizen; traun, ich streite sonst schon gern!"
Zerre rief's, und raschen Sprunges sprang er an den Held von Bern.
Der empfieng ihn wohlbedächtig, bog sich hinter Eggen Schild
und am vorgehaltnen Schwerte spießte sich der Riese wild.
Wie der Weidmann einen Bären laufen läßt auf seinen Spieß,
so den zornbetäubten Riesen Dietrich auf jetzt laufen ließ.
Wie der Eichbaum, den der Wirbelwind entwurzelt, nieder stürzt,
stürzte Zerre: von dem Berner ward er um das Haupt verkürzt.
Auf dem Boden seine Hände schlugen grimm noch hin und her,
seine Beine stießen aufwärts jetzt und dann auch wieder quer.
Endlich doch lag Zerre ruhig; doch der schlaue Walderich
warf die Stang' aus seinen Händen und dem Held er neigte sich.
„Wahrlich, rief er, edler Recke, gern dir biet' ich meinen Gruß;
zwar du fälltest mir die Sippen, doch es war ein hartes Muß.
Will die Todten nicht beklagen, minder noch sie rächen; nein!
mich dir geb' ich, Held, samt allen Schätzen, die mir birgt der
Stein.
Birghild, meine Mutter, nimmer hat an mir sie wohl gethan,
Wodelgard und Zerre blickten immer mich verächtlich an.
Mußte stets die schlechtsten Lumpen tragen und auch hungern wohl:
während Braten sie verschwelgten, aß ich ungeschmalzten Kohl.
Warum sollt' ich da beklagen dieser meiner Quäler Tod?
Nein! ich freue mich: ihr Ende fand nun alle meine Noth.
Eines will ich dir noch melden: daß es hier dir wohl gelang,
ärgert, traun, den falschen Fasold, der dort steht im Walde bang.
Fasold meine Mutter reizte, meinen Bruder und auch mich,
sein Gewerb es diese Nacht war, daß wir hier erschlügen dich.
Darum auf den Stein er eilte, da der Schlaf dich, Recke, band
hier am Brunnen; selbst er traute nicht, der Feige, seiner Hand."
Hin zu Fasold schritt da Dietrich. „Falscher, rief er, deinen Eid
brachst du so zum dritten Male: das soll, traun, dir werden leid.

Nicht mit dir ich fürder kämpfe; du bist für mein Schwert zu schlecht:
dennoch, Falscher, soll dir werden um den Meineid hier dein Recht.
Aber magst du sterben, nimmer tilgest wahrlich du die Schmach,
auch noch in den fernsten Zeiten schilt dir deine Schande nach."
Seinen Schild erhub der Recke, hoch er ihn am Arme schwang,
Und durch einen Schlag zu Scherben Fasolds schnödes Haupt zersprang.
„Hast den Lohn nun, lauter Prahler, süßer Schwätzer, hast den Lohn!
hat ein Ende nun dein Raunen? wahrlich, es verstummte schon!
Jetzt ist's gut, du kühner Recke, jetzt ist's gut, sprach Walderich,
willst du hin zum Steine folgen, Recke, mir, so freut es mich.
Fühlst du Hunger, kühner Kämpe, Speise hab' ich dir zu Dank,
fühlst du Durst, so kann ich reichen dir den besten Labetrank.
Ich bin jetzt der Herr des Steines, darum folge fröhlich mir.
Alles, was ein Wirth dem Gaste kann erbieten, biet' ich dir."
Zu dem Riesen sprach der Recke: „Nahrung wäre wohl mir noth, —
auf den Stein nicht kann ich folgen dir; nach Köln man mich entbot.
Kannst du wohl den Weg mir zeigen?" „Freilich, gern, zu jeder Zeit!"
sprach der Riese, denn nach Köln ist eben es nicht allzuweit.
Westlich hinter diesem Walde triffst du, Held, den grünen Rhein;
eh die Sonne dreimal sinket, reitest du zu Köln wohl ein.
Aber harre noch ein Weilchen; Nahrung hol' ich dir und Trank:
auch den allerkühnsten Helden macht ja Durst und Hunger krank."
Und der Riese sprang behende sonder Säumen auf den Stein,
kam zurück mit eines Bären Hamme, feist und nicht zu klein,
und mit einem Schlauch voll Weines. Dietrich sprach: „Ich danke dir:
wahrlich nach so vielen Kämpfen schmeckt ein guter Bissen zwier."
Als er satt war, stieg zu Rosse rasch der unerschrockne Held;
Walderich ihn durch's Gebirge führte bis an's offne Feld.
Erst an Rheines Ufer trennte sich der Riese von dem Mann:
Dietrich fürder ritt und endlich Köln am Abend er gewann.
In der Laube wieder saßen dort die drei belobten Fraun,
und die stolze Seburg wieder in der Mitte war zu schaun;
aber keinen Recken schaute dieß Mal man im Kreise hier,
keinen heitern Scherz vernahm man, keine Rede fein und zier.
In die Ferne ließen düster sie die Blicke schweifen hin.
„Noch kommt Egge nicht gegangen! sprach die junge Königin.
Ob er je den kühnen Berner bringet wohl, was er verhieß?
Ach! ich fürchte sehr, daß Dietrich nimmer sich gewinnen ließ!"

Kaum aus ihrem rothen Munde dieses Seufzerwort erklang,
als ein Recke hoch zu Rosse kühn bis an die Laube drang.
Hier zur Erde stieg er eilig, in die Laube trat er ein:
Alle staunten, keine wußte, wer der Recke möchte sein.
Und mit zorndurchglühten Augen sprach der Recke zu den Fraun:
„Ich vernahm, daß Dieterichen Ihr so gerne wolltet schaun,
ja, der Allerkühnsten einen habt Ihr nach ihm ausgesandt:
leider hat es zu des Boten Unheil das Geschick gewandt!
Nun, so seht, den sehn Ihr wolltet, war's auch nur aus Uebermuth,
doch zugleich auch diesen schauet, der durch Euch vergoß sein Blut!"
Mit den Worten warf der Fürstin Eggen Haupt er in den Schooß,
stieg zu Rosse, ritt von dannen, klagte lang noch Eggen Looß.

Jetzt denn überblickt man die ganze Sage, eröffnete Gräfin Irmgard die Besprechung, als Haspinger geendet hatte, und es ist in der That kein Zweifel, daß wir eine ursprüngliche Göttersage auch hier vor uns haben, deren Umgestaltung zur Heldensage kaum halb durchgeführt ist. Sie haben uns dieß bereits im Eingange mehr als angedeutet; aber was wissen Sie uns nun zur weiteren Begründung und, wenn es möglich ist, Deutung Einschlägliches mitzutheilen?

Eben nicht viel im Ganzen, entgegnete ihr Haspinger, und noch weniger völlig Sicheres. Wir werden uns auch hier mit Muthmaßlichem begnügen müssen. Ich muß in der That befürchten, daß die Eine oder der Andere in unserer Gesellschaft Goethe's Worte vielleicht mir zurufe: „Beim Erklären seid nur fein munter: legt ihr nichts aus, so legt was unter!" Dennoch will ich mich daran wagen, mag es auch immer etwas Gewagtes bleiben. Indes, mehr als einmal schon hat der Irrthum zur Wahrheit geführt.

Nur muthig, Herr Professor! rief ihm Berta schalkhaft lächelnd zu. Jetzt sieht man doch deutlich, daß Sie auch keine Ader von jenen „rechtgläubigen" Gottesgelahrten haben, die flugs für Alles Glauben fordern, was sie zu sagen belieben, und die gegen die Vernunft ausschlagen, wie störrische Esel gegen einen Hund, der es wagt mit seiner Nase ihren Beinen nahe zu kommen. Hätten

Sie etwas vom Geiste eines solchen, so würden Sie sofort fordern, daß wir ohne Weiteres unsere „blöde" Vernunft gefangen nähmen unter dem Glauben an — Ihre Behauptung. Wir müßten es thun, oder wir wären dann „blinde Vertreter des einseitigen, flachen und faden Rationalismus, verknöcherte Kante, befangen in der Nüchternheit eines kritischen Verstandes," oder was weiß ich alles sonst noch. Aber nur muthig angefangen! Sollten Sie unserer Glaubensfähigkeit zu schweres zumuthen, so werden wir das offen Ihnen sagen.

Nun so hören Sie denn, sagte darauf Haspinger. Von dem Kleeblatte der riesigen Brüder: Egge, Fasold, Ebenrot, von denen zwei durch Dietrich fallen, hat sich Egge so ziemlich deutlich als derjenige uns zu erkennen gegeben, den die alten Skandinavier Oegir nannten. Freilich wird nirgends gesagt, daß Oegir einmal mit Thôr gekämpft habe, oder gar von ihm erschlagen worden sei. Aber wir haben nur einen sehr geringen Theil der alten skandinavischen Göttersagen übrig, und da das Meer, d. i. Oegir, dem Landbau, dessen Beschützer Thôr ja ist, sich in manchen Gegenden, z. B. an den Küsten der Nordsee, sehr feindlich sich beweist, so hätte schon bei den heidnischen Friesen und Chauchen sich ein Mythus von einem Kampfe zwischen Donar und Agi, Uogi (= Oegir) sich bilden können, dessen Umgestaltung wir denn vor uns hätten. Das Meer, Agi oder Uogi, wird aber jenen Küsten dann besonders gefährlich, wann Sturmwind es aufwühlt und die Wogen desselben gegen den Strand treibt. Darum kann sich denn auch Donar nicht damit begnügen den Agi, den Meerriesen, allein zu bekämpfen, er muß sich auch in seiner Götterkraft gegen den Sturmriesen, das ist Fasold, erheben. Fasold, der Sturmriese, ist aber in seinem Grimme nicht so anhaltend und stäte als Agi, der Meerriese, und so unterwirft er sich denn auch bald seinem gewaltigen Gegner, es tritt für kurze Zeit Windstille ein; aber bald erhebt sich der Sturm mit neuem Grimm — Fasold bricht den mit Donar eingegangenen Vertrag, wird also an ihm treulos. Die Riesen und Riesinnen, mit denen Fasold Dietrichen (Donar) in Kampf verwickelt, sind Ströme und Gewässer, die von dem

Gebirge herab in die Niederungen brausen, wenn im Frühlinge der Südwind die Schneemassen schmelzt. Sie sind dem Landbau nicht minder schädlich als das Meer, daher gleich dem Agi, Uogi, Feinde Donars. Die Namen dieser Riesen und Riesinnen gehören zum Theil zu den dunkelsten. Es sind dieß Eggenot, Eggewit, Birghild, Kadallach, Raghild, Wodelgard, Zerre und Walderich. Alle sind Sippen von Eggen und Fasold. Eggenot drückt etwa aus Schrecknoth, Eggewit, wenn an widu, Holz, Wald zu denken ist, wäre Schreckwald, Waldschreck; aber die Namen mit wid, wit, sind noch überaus dunkel, und so könnte Eggewit auch einen bezeichnen, der zu schrecken weiß. Birghild erklärt sich leicht als Weib des Gebirges; Kadallach (= Kwadallach? wie chatilôn, schwatzen, statt kwatilôn), könnte die Geschwätzige, brausende, bedeuten; lach ist noch undeutbar, kommt jedoch zu oft in Namen vor, als daß man es ohne weiters als verderbt aus laich, lôch, die gleichfalls vorkommen, ansehen dürfte. Wäre es aber aus laich entstanden, so läge das angelsächsische læce, Gespiele, das altnordische leika, Gespielin, am nächsten. Raghild wird die sich regende, sich aufbäumende bedeuten; Wôdelgard aber (bei Laßberg Vodelgart, was auch Uodelgard sein könnte, hier jedoch weniger passend wäre) ist die rasch laufende, die Wüthende. Zerre (woneben auch Zorre vorkommt) ist der Zerzerrende, Zerreißende, und Walderich endlich entweder der im Walde herschende, oder der Gewaltigherschende. Die Namen der Gebirgströme sind also alle trefflich und treffend.

Nun wären denn alle Namen erklärt bis auf Ebenrot und Babahild, sagte Berta, und die dürfen, meine ich, auch nicht ungedeutet bleiben.

Babahild, wie die Nixe heißt, die Dietrich am Brunnen findet, antwortete Haspinger lächelnd, bedeutet kriegerische Frau, oder frauliche Kriegerin; denn Baba, wovon Bamberg, Babunberg, den Namen hat, bedeutet Weib; Ebenrot endlich der Riese, der Bruder Fasolds und Eggens, ist der „überall rothe,“ der „durch und durch rothe.“ Warum er aber diesen Namen trägt, das sollen Sie sogleich vernehmen.

Ihre Erklärung ist gar nicht übel, nahm jetzt Graf Huno das Wort. Als den Meergott Oegir hat schon J. Grimm Eggen erkannt, und so haben Sie für dieses Stück der Erklärung den besten Gewährsmann. Auch was Eggen Bruder Fasold betrifft, so sieht Grimm in ihm, diesem wilden Jäger, einen Sturmriesen, der über das Gebirge herab braust, und dessen Name schon riesischen Uebermuth ausdrückt. Weiter wagt sich Grimm nicht, aber er deutet auf einen altskandinavischen Mythus hin, der, recht aufgefaßt, uns, wie er glaubt, weiter führen kann.

Ich weiß, welchen Mythus Grimm und Sie meinen, nahm Professor Edman das Wort; es ist die Erzählung von Forniot und seiner Nachkommenschaft — d. h. eine Stammtafel der nordischen Helden- und Königsgeschlechter, — und sie lautet: Forniotr hieß ein Mann, der hatte drei Söhne. Einer war Hlêr, einer Logi, einer Kâri. Hlêr herschte über das Meer, Logi über das Feuer, Kâri aber über die Winde. Kâri war der Vater Jökuls (des Eisgletschers), Jökul aber war Vater des Königs Snær (Schnee). Snæs Kinder waren Thorri (strengster Winter), Fönn (dichter Schnee), Drîfa (lockerer Schnee) und Miöll (weißester Schnee). Thorri war ein mächtiger König. Er beherschte Quenland und Finnland. Die Quenen opferten ihm, daß er Schnee gäbe und gute Schneeschuhbahn. Das Opfer (blôt) fand Statt im Mittwinter, d. h. zur Zeit, da die Sonne in den Wassermann tritt; sie hieß daher Thorris Monat. Seine Söhne heißen Nor (da davon Noregr, d. i. Nordweg, Norwegen abgeleitet wird, scheint Nor statt Nordhr zu stehn) und Gor (Koth); seine Tochter Gôi (Zeit der Hochfluth; Zeit, da die Sonne in das Zeichen der Fische tritt). Von Nor stammt dann Harald der Haarschöne ab; aber die Nachkommen dieser Kinder Thorris und ihre Thaten und Schicksale können wir füglich hier außer Acht lassen. Wir haben hier offenbar einen uralten Naturmythus. Forniotr wird falsch erklärt als „alter Riese“; denn Jotr hat nichts mit Jötun gemein, vielmehr gehört Jotr zum Volksnamen Jutæ, und von diesen hat Jütland den Namen. Die Bedeutung des Namens entgeht uns; deutsch würde er Juz lauten wie Jötun Izun, Ezan. Der Name

seines ältesten Sohnes Hlêr scheint zu hlâ, flüßig sein, flüßig werden, zu gehören und bedeutet demnach Wasser. Von ihm trägt heute noch die Insel Lesö, alt Hlês ey, im Kattegat, wo Thôr einst viele Riesenweiber erschlug, den Namen. Der Riese Hlêbardr scheint mit Hlêr wiederum zusammen zu fallen. Der zweite Sohn Logi ist das Feuer; deutsch würde er Loho heißen. Von ihm ist in der Edda oft die Rede. Der Name Kâri (eine Walkyrie heißt Kâra) ist noch nicht deutbar. Das lateinische Caurus, Côrus, der Nordwestwind, dient kaum zur Deutung, da Caurus Hâri, nicht Kâri fordern würde nach dem Gesetze der Lautverschiebung. — In einer anderen Erzählung, Fundinn Noregr, das gefundene Norwegen, heißt es dagegen: Forniotr hatte drei Söhne; der eine hieß Hlêr, den wir Oegir nennen, der andere Logi, der dritte Kâri. Dieser war Vater des Frosti (Frost) und dessen Sohn hieß Snær der Alte. Snæs Sohn war Thorri und dieser hatte zwei Söhne, Nor und Gor, und eine Tochter Göi. Hier ist die Sage einfacher. Daß Jökul hier Frosti heißt und Snæs drei Töchter, Fönn, Drîfa, Miöll, nicht vorkommen, ist unwichtig; bedeutsam ist nur, daß Hlêr und Oegir als ein und derselbe bezeichnet werden.

Schön, sagte jetzt Leodegar. Da Hlêr also Oegir, Oegir aber Agi, Uogi, Egge ist, so decken sich auch Kâri und Fasold, Logi und Ebenrot, und jetzt begreift man, weshalb dieser Riese der „durch und durch rothe“ heißt. Wir hätten also unsere drei Brüder im Norden, wenn auch unter anderem Namen wieder gefunden, und wir begreifen jetzt das feindliche Verhältniß der drei Brüder zu Donar, denn sie sind Schädiger und Hinderer des Landbaus. Anders wird das Verhältniß der Seburg zu Donar gedacht sein, wie auch das Verhältniß der Babahild zu ihm ein freundliches ist; denn das Wasser fördert auch die Fruchtbarkeit der Erde und das Gedeihen der Gewächse, und somit hat die Liebe der Seejungfrau Seburg zu Dietrich-Donar nichts befremdendes. Und eben so leicht begreift sich auch ihr freundlicher Umgang mit Eggen, Fasold, Ebenrot. Aber wunderbar! ich meine, wir finden auch in Deutschland noch ein sehr altes Zeugniß für Hlêr, Oegi, Uogi, Agi, Agjo, Egge, und wie er sonst noch geheißen haben mag.

Gregor von Tour erzählt bekanntlich die Niederlage des schwedischen Königes Choghilaich durch Theodebert, den Sohn des austrasischen Königes Theodorich, um das Jahr 520, im Lande der Chatuaren, an der Küste der Nordsee. Diese Niederlage kennt auch das angelsächsische Gedicht vom Beowulf, und in ihm heißt Hygelâc ein König der Gauten (der schwedischen Goetar). Nun erzählt aber eine Sage des zehenten Jahrhunderts (Haupt, Zeitschrift, V, 10), dieser Choghilaich sei so stark und groß gewesen, daß ihn seit seinem zwölften Jahre kein Roß zu tragen vermocht habe, und die Gebeine des Riesen würden noch auf einer Insel des Rheines, wo er in das Meer fällt, den von fern Herankommenden als ein Wunder gezeigt. Da nun die Römer auch hier in der Nordsee von Säulen des Hercules reden, so konnten sie sehr leicht bei den Friesen von einem deutschen Gotte oder Meerriesen Kunde erlangt haben, den sie nun nach ihrer gewohnten Weise „Hercules" benannten. Grimm hat demnach ganz recht, wenn er (Geschichte der deutschen Sprache II., S. 591) sagt, daß der geschichtliche Choghilaich für solch einen Mythus nicht ausreiche. In dem deutschen Gotte oder Riesen, den die Römer gewöhnlich Hercules nennen, erkennt Grimm den Sahsnôt, hochdeutsch Sahsginôz, d. h. Schwertträger. Werden wir hier nicht wieder an Eggen, den kein Roß zu tragen vermag, und der in dem Besitze des Schreck erregenden Schwertes, des Egisachses, ist, erinnert. Agio, Uogi, Egge konnte recht wohl bei einem anderen Volkstamme Sahsnôt heißen; ja selbst Choghilaich, hochdeutsch Huhleich, der muthvoll kämpfende, konnte ein Beiname desselben sein, so gut wie ihn der geschichtliche Gautenkönig führte.

Nun, meine ich, können wir die Betrachtung dieser Sage von Eggen Ausfahrt schließen und uns zu einem anderen Gegenstande wenden; denn ich glaube nicht, daß irgend etwas zur Erklärung der Sage dienendes übergangen sei.

Noch nicht! antwortete ihm Berta. Eggenot gedenkt eines Rosses mit sonderbarem Namen — wie heißt es doch?

Heidangernoß, rief ihr Graf Huno zu, und der Name bedeutet Thier des Heideangers, der Heidewiese.

Jetzt bitte ich Sie, den neuen Gegenstand uns vorzuführen, wenn es Ihnen so gefällig ist, sagte freundlich nickend Berta zu Haspinger, und er begann:

Nun wohlan! — Aber nein, ich habe erst noch einiges nachzuholen, dessen ich bei den reichen Erklärungen fast vergaß. Vom Abgange des Mooswеibes an, das Fasold jagte und Dietrich befreite, gehn die drei uns erhaltenen Ueberlieferungen in der Reihenfolge der Begebenheiten und in der Darstellung dieser selbst sehr auseinander; nur können wir dießmal hiebei weniger selbständige Lebensregung der Sage als vielmehr Willkür der Aufzeichner bemerken. Doch auch dieß hat sein Lehrreiches; wir ersehen daraus, was damals für schön galt, wenn auch manches davon uns unschön erscheint.

In des Freiherrn von Laßberg Handschrift folgt auf des Mooswеibes Weggang: 1) Bewirthung und Nachtlager auf der Burg eines unbenannten Zwerges, der bisher Fasolds Dienstmann war, nun aber in ein Dienstverhältniß zu Dietrich tritt. Sein Gebiet wird bezeichnet: „der Kunel (Kanal, Fluß) der was aller sîn von Klain (heitre, offene Gegend?) unz hin ze Klûse (Verschluß durchs Gebirge). 2) Am nächsten Morgen reiten Dietrich und Fasold fort und kommen zu Eggenot, der draußen vor der Burg steht. Sein Schwert war eines der berühmten zwölf und es leuchtete wie Spiegelglas. Vor ihm hatte es Sigfrid der „hürnin“ getragen. Das wäre also Balmung; aber wir erfahren nicht, auf welche Weise Eggenot nach Sigfrids Tode in dessen Besitz kam. Da Sigfrids Mörder Hagene den Balmung hat, was wohl begründet ist, kann ihn Eggenot nicht führen, und somit haben wir auch hier Willkür. Der junge Eggenot fällt im Kampfe, Dietrich aber läßt dem Todten seine Waffen. 3) Dietrich und Fasold treffen auf einer Wiese vor einer Burg an einem Brunnen die Birghild „Fasolds und Eggen Mutter“ (aber sie war die Schwester ihrer Mutter); es kommt zum Kampfe und sie wird erschlagen. Wodelgard springt herbei und bekämpft den Berner. Mitten in der Beschreibung des Kampfes bricht die Handschrift ab, denn das Ende derselben fehlt.

Bei Kaspar von der Rhön ist die Folge der Begebenheiten:

1) Dietrich und Fasold reiten zusammen fort und gelangen Abends zu einem Brunnen an einer hohen Steinwand, wo sie die Nacht zu bleiben beschließen. Fasold will der Schildwacht pflegen. Als Dietrich schläft, reitet er hinauf auf den Stein, wo seine Muhme Rachim (d. i. Raghild) nebst ihren Söhnen Zerre und Walderich und den Basen Ritzsch (d. i. Ruoze) und Kallach (Kadellach) haust. Die Tochter Wodelgard fehlt hier. Zerre wird von Fasold am Thore getroffen, und er weist den Rache heischenden an seine Mutter Rachim. Diese will sobald es Tag geworden den Berner bestehn und trifft die Vorbereitungen zum Kampfe. Fasold wird bewirthet und kehrt an den Brunnen zurück. Sobald es Tag geworden ist, kommt Rachim, bekämpft Dietrichen, fällt aber im Kampfe. Zerre, von Walderich gereizt, springt zur Rache herbei, wird jedoch gleichfalls erschlagen. Walderich unterwirft sich dem Sieger und verräth ihm Fasolds Treulosigkeit, worauf dieser von Dietrich getödtet wird. Walderich holt Speise von dem Steine und bewirthet den Helden. Dietrich reitet allein fort. 2) Dietrich trifft auf Eggenot, der neben seinem Rosse Heidangernoß an der Kluse vor einer Steinwand steht. Eggenot fragt grimmig, wer es ihm erlaubt habe, durch sein Land eines Todten Haupt zu führen? Dietrich sagt ihm, daß er Eggen, Fasold, Rachim und Zerren getödtet habe, und lasse er ihn nicht seines Weges reiten, so werde es ihm ebenso ergehn. Eggenot entgegnet, Egge sei der Sohn seines Bruders und dessen Tod wolle er rächen. Er besteigt sein Roß; beide kämpfen zu Pferde; Eggenot fällt. 3) Dietrich reitet fort und kommt nach Cöln (Jochgrim, Gocherim, d. i. Colonia Agripina). Vor der Burg auf einer Brücke traf er zwei Bilder, wie Männer gestaltet, die mit ihren Stangen sogleich auf ihn losschlugen. Er stieg ab, band sein Roß an eine Linde und bestritt die Bilder (Statuen); das eine aber schlug ihn zu Boden, daß er ohne Besinnung lag, bis der Morgenstern aufgieng. Jetzt sprang er auf, und schlug die Bilder nieder; bestieg sein Roß und ritt über die Brücke. Er fand die Burg von drei Königen belagert (aber weshalb, wird nicht gesagt); der eine war der König von Frankreich, der andere der König von Kerlingen (Carolingorum regnum, also wieder

Frankreich), der dritte wird nicht genannt. Jeder hatte tausend Helden bei sich. Der König von Kerlingen rennt mit vierundzwanzig Helden Dietrichen an, wird aber getödtet. Der König von Frankreich verbietet hierauf den Seinen den Kampf, und so reitet Dietrich in die Burg. Von den drei Königen hören wir nichts mehr.

Die beiden mit Stangen schlagenden, die Brücke vertheidigenden Bilder, nahm Graf Huno jetzt das Wort, sind irgend einem Rittergedichte abgeborgt. In diesen findet man dergleichen Abenteuer zu beliebiger Auswahl. Uns erscheint alles dieses nur lächerlich. Dennoch hat selbst ein Wolfram von Eschenbach dergleichen Albernheiten keineswegs als Albernheiten gewerthet, was uns kaum begreiflich scheint. Erst Cervantes betrachtete diese Dinge im rechten Lichte und er zuerst machte davon den rechten Gebrauch.

Ich meine, warf Gräfin Irmgard ein, Ariosto und die anderen italischen Dichter haben doch noch früher davon den rechten Gebrauch gemacht. Wenn es Wolfram nicht that, so hat das seinen Grund wohl darin, daß er alles als geschichtlich wahr annahm. Er durfte es daher nicht übergehn, und konnte es nicht anders als ernst behandeln; er hätte ja sonst seinen Gawan, dieses Muster eines Ritters, als Hanswurst hinstellen müssen, was zu wollen er weit entfernt war.

Sie haben recht, sagte Haspinger, es kommt aber noch toller, hören Sie nur weiter!

Bitte, rief Berta schnell: Die von drei Königen belagerten drei Jungfrauen in Köln sind ohne Zweifel auch aus irgend einem Rittergedichte entlehnt. Parzival z. B. fand Pelrapeire auf ähnliche Weise belagert, als er hinkam. Aber die Entlehnung ist um so unglücklicher, als der Entlehner sie nicht einmal auf verständige Weise einzuflechten wußte. Aber fahren Sie nur fort.

4) Ein Bote bringt der Königin die Nachricht, las Haspinger weiter, Egge sei zurückgekommen und führe ein großes Haupt am Sattelbogen. Die Königin Seburg fürchtet, es werde ihnen zu Ungewinne kommen. Der Ankömmling wird eingelassen, er tritt in den Saal vor die Königin, beschilt sie ihres Uebermuthes wegen und wirft ihr zornig Eggen Haupt vor die Füße, daß es in Stücke

springt. Ohne Beurlaubung reitet er wieder fort, trifft auf einer Heide Hildebranden und Wolfharten, die ihn zu suchen ausgeritten waren, aber ihn jetzt in der fremden Rüstung nicht sogleich erkennen. Doch bald erkannten sie ihn, und reiten nun froh seiner Heimkehr auf Bern zu. Wolfhart reitet voraus, Dietrichs Ankunft den Frauen anzusagen, und führte dann ihrer drei tausend oder mehr auf den Plan hinaus, wo sie den Helden empfiengen und darauf mit ihm in Bern einritten. Bei einem köstlichen Gelage zur Feier seiner Heimkehr erzählt er ihnen alle von ihm bestandenen Kämpfe.

Im alten Drucke von 1560 ist wiederum Alles ganz anders, aber deshalb nicht besser. 1) Nach dem Abgange des Moosweibes reiten Dietrich und Fasold fort. Gegen Abend kommt der Zwerg Albrian zu ihnen und führt sie nach seiner Burg Metz, wo sie wohl bewirthet werden. Ihm diente alles Land von Görz bis an die Kluse. Während Dietrich hier schläft, reitet Fasold in den Wald zu seiner Muhme Ruoze (d. i. Ruodhild), um sie zu Dietrichs Tödtung zu reizen, Albrian aber verräth dieß dem Berner. Fasold trifft die Muhme nicht daheim, wohl aber ihre hier unbenannten Söhne. Diese reizt er gegen Dietrich auf, und als dieser nun daherreitet, fallen sie ihn an, aber beide werden erschlagen. Nun kommt Ruoze herbei, erfährt von Fasold das Geschebene, aber auch sie fällt nach hartem Kampfe. Birghild heißt also hier Ruodhild, während sie bei Kaspar Raghild hieß. Die Tochter Wodelgard und die beiden Basen kommen hier nicht vor. 2) Fasold erhält wiederum Verzeihung auf seine Bitte und führt nun Dietrichen auf die Burg Eggenots, der hier ein blinder, aber zauberkundiger Greis ist. Fasold reizt ihn auf, während Dietrich im Burghofe auf den Empfang harret, und da der blinde Eggenot den Helden nicht bekämpfen kann, so will er ihn auf andere Weise tödten. Er läßt sich von Fasold einen goldenen Apfel reichen, der auf einem Simse liegt, und tritt, diesen in der Hand tragend, von Fasold geführt, in den Burghof, ohne den Berner jedoch zu begrüßen. Als Dietrich darüber zürnend sich zum Kampfe erbietet, zeigt ihm Eggenot das strahlende Kleinod und verheißt ihm dasselbe

zu geben, wenn er es haben wolle. Dietrich erklärt sich für die Annahme, der blinde Greis aber läßt den Apfel zu Boden fallen. Als der Berner ihn aufhebt, verwundet er sich die Hand an dem Apfel und läßt ihn wieder auf die Erde sinken. Fasold hebt ihn auf, reicht ihn dem Blinden und sagt ihm, daß der Apfel dem Helden nur ein wenig Haut aus der Hand genommen habe, worauf Eggenot erklärt, daß demnach Niemand wagen dürfe, Dietrichen zu bestehn, und in die Burg zurückgeht; Dietrich und Fasold aber reiten von dannen nach Köln. — Die ganze Geschichte mit Eggenot und seinem Apfel ist übrigens ziemlich verworren erzählt und lückenhaft; auch erinnert sie sehr an brituniſche Sage.

3) Sie kamen zu einer Linde, darunter ein kühler Brunnen floß. Dietrich will hier seine vom Apfel wunde Hand kühlen, aber da er Fasolde nicht mehr traut, heißt er ihn den Helm aufbinden, er wolle es auch thun; Fasold dagegen verspricht ihm fern zu reiten. Er thut dieß und sitzt dann vom Rosse. Aber während Dietrich seine Hand im Brunnen kühlt, schleicht er herbei, ergreift den abgelegten Helm Dietrichs und schleudert ihn weit hinweg. Dietrich, der den Klang hört, springt auf, und als Fasold auf ihn eindringt, schlägt er ihn zu Boden und bricht ihm den Helm vom Haupte. Der Ungetreue bittet wiederum um sein Leben und gelobt den Helden nun ungefährdet zu den Frauen zu führen. Dietrich schenkt ihm nochmals das Leben, bindet ihm aber die Hände, um vor seinen Nachstellungen sicher zu sein. Als sie in der Nähe von Köln sind, klagt Fasold, daß die Frauen ihn so gefesselt sehen sollen und bittet Dietrichen, seine Bande zu lösen. Seine Bitte wird erfüllt. Als sie zu Köln einreiten, fragen die Leute, wer wohl Der sei, der Eggen Brünne trage? Die Königin aber, der die Kunde zukommt, meint, ihr sage es ihr Herz, daß es der Berner sei; wenn sie ihn sehen solle, so reue sie nicht die Brünne und Eggen Tod wolle sie wohl verschmerzen. Als sie an das Burgthor kamen, stiegen sie ab und wurden eingelassen. Fasold erbot sich, bevor sie zu den Frauen giengen, Dietriche der Burg Wunder zu zeigen. Dietrich befürchtet, man werde es für Zagheit nehmen, wenn er nicht einwillige, die Wunder zu sehen,

und so geht er mit. Sie kamen zu einem Bilde, an dem ein Riemen hieng; diesen heißt Fasold ihn ziehen, so werde er die Bilder (Statuen) tanzen sehen. Dem Berner grauste; da sah er einen starken Speer an der Wand stehn, den nahm er, steckte ihn durch den Riemen und zog diesen an sich. Sogleich schlug das Bild dahin, wo er gestanden sein sollte, und zertrümmerte den Speer, und das andere Bild schlug ihn so, daß er ausgestreckt da lag. Da begann Fasold grimme Schläge auf ihn zu schlagen, aber Dietrich sprang auf und wehrte sich. Jetzt kamen die drei Jungfrauen und sahen den harten Streit, den Niemand zu scheiden sich getraute. Seburg fragte, wer der Kühne sei, der mit Fasold streite? Eine der Jungfrauen antwortete, sie glaube, es sei Dietrich von Bern. Dietrich kam durch einen Schlag Fasolds auf ein Knie; als er aber wahrnahm, daß die Frauen sein Straucheln sahen, ward er so grimm, daß er Fasolden durch den Helm schlug. Todt sank er nieder und Niemand beklagte ihn. Seburg sandte sofort zu dem Berner und ließ ihn bitten, sich zu nennen. Er nannte sich, weigerte jedoch sich sehen zu lassen und gieng nach seinem Rosse. Seburg sandte ihm eine Jungfrau nach und ließ ihn nochmals bitten sich ihr zu zeigen und Dietrich gewährte. Er gieng zurück, band den Helm vom Haupte und gieng in den Saal, da manche edle Frau inne saß. Man trug ihm einen reichen, goldgeschmückten Sessel herbei, worauf er den drei Königinnen gegenüber sitzen sollte. Die drei Jungfrauen hießen ihn willkommen sein, und Seburg befahl gute Kost und guten Wein herbeizubringen und bat ihn zu essen und zu trinken. Groß war das Gedränge um ihn her; er aber legte sein Schwert über seine Knie, hieng Schild und Helm an das Gesiedel und saß so als ein weiser, wohl bedachter Mann. Da bat ihn die Königin bei ihrer Treue seines Lebens ohne Angst zu sein, worauf er sanfteren Muthes ward und sein Schwert einer Jungfrau übergab. Seburg bat ihn nun mit ihr zu essen, und als er zusagte, entwaffnete sie ihn mit eigener Hand und hieß reiche Kleider bringen, die er tragen sollte. So gieng er mit den drei Königinnen zu Tische.

Ei sehen Sie doch, unterbrach ihn hier Irmgard, da haben

wir ja die vollkommenste Hofsitte des dreizehenten Jahrhunderts. Der besondere Sessel für den Gast, den man besonders ehren will, wird gebracht, weil man die ständige Bestuhlung des Saales nicht für würdig genug erachtet, und nun wird der Willkommstrank gereicht. Sein Stuhl wird so gestellt, daß er den Ehrensitz, das sogenannte Gegensiedel, bildet. Dietrich also wird mit vollen Ehren behandelt. Dennoch trauet er noch nicht, denn er weiß ja nicht, ob das Abenteuer mit den Bildern nicht in dem Willen der Königin gelegen habe, und wie Hagene in den Nibelungen legt er sein Schwert über die Knie, um jeden Augenblick kampfbereit zu sein. Erst auf die gegebene Zusicherung hin entledigt er sich seiner Waffen und sie ihrerseits erweist ihm die größte Ehre, indem sie ihm die Waffenriemen mit eigener Hand auflöst und das Hofgewand ihm reichen läßt, das für jeden Gast bereit gehalten ward. Derselben Sitte wird oft, z. B. im Iwein und im Parzival gedacht.

Ja, sagte da Berta, die Sache verhält sich so; aber das Abenteuer mit den zuschlagenden Bildern dürfte wohl eher den brittunischen Romanen als der deutschen Hofsitte entnommen sein.

Allerdings, antwortete ihr der Benedictiner; solche Veranstaltungen aber, mechanische Kunstwerke, gab es vielleicht doch auch an den Höfen Deutschlands, wenn auch nur zum Scherz, wobei eine Tracht Schläge schon mit in den Kauf gieng. So lebensgefährlich freilich kommen diese Dinge nur in den Rittergedichten vor; wir haben aber die Lebensgefährlichkeit auch wohl nur als dichterische Freiheit zu werthen. Diesen Dichtern kam es vor allem darauf an, ihre Helden in jeder auch der unerwartetsten Lage probehaltig zu zeigen, und so werden hier und da die sonderbarsten Dinge ausgeklügelt.

Gern hätten sie, fuhr jetzt Haspinger fort, den Helden für immer da behalten, und so mancher wünschte, daß er hier Herr würde, d. h. sich mit Seburg vermähle, und nimmermehr gen Bern ritte; aber als der Tisch aufgehoben war, trat Dietrich vor die Königin und bat um Urlaub. Es sei, sagte er, heute der achtzehente Tag, seit er aus Bern fortritt, und die Seinen möchten wohl in Sorgen um ihn sein. Da die Königin ihn nicht bewegen

konnte, daß er da bliebe, gab sie ihm Urlaub und dankte ihm, daß er sie von Eggen und Fasold befreit habe. Sie habe Eggen, und ihr Gespiel Fasolden heirathen sollen, nun habe er sie von den Freiern befreit: er solle nun ihr Herr sein, und sie gäben ihm „drei der besten Burgen;“ Dietrich aber sagte lächelnd, er wolle sonst ihr Diener sein. Da neigten ihm die drei Jungfrauen und verhießen ihm Hilfe wider alle seine Feinde. Seburg selbst erbot sich, ihm acht tausend Mann zuzuführen und Leib und Leben für ihn zu wagen. Da er nicht länger bleiben wollte, geleiteten ihn alle dahin, wo seine Wagen waren. Das kostbare Kleid, das er getragen hatte, schenkte er einem kühnen Manne und legte ihm selbst den Gürtel an. Er ward gewaffnet, und als er zu Rosse saß, reichte ihm Seburg einen Fingerring, der von einem Karfunkel wie der lichte Tag leuchtete. So schied der Berner und mancher Segen ward ihm nachgerufen. Viele, denen Egge einst den Vater erschlagen hatte, lobten den Tag, da der Berner sie gerochen habe, und wollten nun hin kehren, von wo man sie nach dem Tode des Vaters in der Wiege weggetragen habe.

Daß Ritter das gelehnte Hofkleid nachträglich verschenken, war wohl kaum Brauch, sagte der alte Graf, obwohl sonst nicht selten kostbare Kleider auf solche Weise verschenkt wurden, aber, versteht sich, immer eigene, nicht fremde. Die fahrenden Sänger deuten gern zur Aufmunterung auf diesen Brauch hin, und das ist denn wohl auch hier der Zweck. Und wenn „die drei besten Burgen,“ fügte er lächelnd hinzu, einer Erklärung bedürfen sollten, obgleich sie sich immer gern im Verborgenen halten, so finden sie solche am besten durch Uhlands anmuthiges Liedchen, das da mit den Worten schließt, die der Graf seiner Braut, der ihm vermählten Tochter des Kaisers, in höfischem Scherze beim Tanze zuflüstert: „Zart Jungfräulein, hüte dich fein!“ u. s. w.

Es ist eigen, sagte Irmgard, ohne die gegebene Erklärung weiter zu beachten, hier haben wir auch wieder den leuchtenden und erleuchtenden Ring; aber seine ursprüngliche Bedeutung ist vergessen, und so kann auch die Rheinnixe Seburg einen solchen Ring verschenken, obgleich sie keine Lichtgöttin ist. Der Ring ist

demnach hier wohl nur Symbol, sie reicht ihn dem Held zum Zeichen, daß er fortan Herr ihres Reiches sei.

Ich weiß nicht, antwortete ihr Leodegar; der Ring kommt freilich als Symbol bei Uebergaben vor; allein nur Geistliche wurden mit Ring und Stab belehnt. Indeß braucht man es hier im Gedichte nicht so streng zu nehmen, und so mag meinetwegen der Ring hier Symbol der Uebergabe sein.

Aber, nahm Berta das Wort, der arme Egge erscheint ja hier plötzlich als ein Todtschläger ersten Ranges und als Räuber von Kindern.

Freilich, entgegnete ihr Graf Huno, aber als Todtschläger gab sich Egge gleich vom Anfange an zu erkennen, und als Wasserriese darf er auch Kinderräuber sein. Diese Eigenschaft haben einmal alle Wassergottheiten.

4) Der Berner, begann Haspinger weiter zu lesen, ritt also von dannen und vier Tage lang durch einen breiten Wald. Weder Tag noch Nacht ruhte er. Da traf er einen Bauer, der sein Roß, aber ihn selbst nicht erkannte, da er andere Rüstung und anderen Schild führte. Der Bauer bricht, seinen Herren todt wähnend, in Klagen aus, und Dietrich giebt sich ihm zu erkennen, indem er seinen Helm abbindet. Der darüber hoch erfreute Bauer bewirthet ihn mit Speise und Trank und vergißt auch seines Rosses nicht. Jedoch bevor sie noch aßen, sah Dietrich Hildebranden aus dem Walde herreiten. Er gieng ihm entgegen und die Helden schloßen einander in die Arme. Darauf aßen alle zusammen, dann bestiegen sie die Rosse und Hildebrand bat den Bauer, sie durch den Wald zu führen. Dietrich giebt ihm den Hof, darauf er als Lehenmann saß, zu freiem Eigen. Der Bauer besteigt sein Roß und führt die Helden aus dem Walde, bis sie die Straße nach Bern erkannten, dann schied er dankend. Als sie in die Nähe der Stadt kamen, vermieden sie die Häuser, um den Fragen der Leute zu entgehn. Die Nacht brach ein, aber Dietrichs Fingerring leuchtete so hell, daß die Wächter zu Bern meinten, sie sähen den lichten Morgen. Man weckte die Leute, und die Mauern wurden von Bewaffneten besetzt; Dietrich aber sandte Hildebranden voraus.

Er ward erkannt und das Thor ihm geöffnet. So ritt er denn ein und gieng in einen weiten Saal, wo Frauen und Herren saßen. Er sagte ihnen an, daß Dietrich käme; da wurden Laien und Pfaffen froh. Nun folgt eine Klage des Dichters, daß die Herren jetzt karg und geizig seien; Dietrich war das nicht, daher waren alle froh, ihn wieder zu sehen. Er ward herlich empfangen und galt, seit er Eggen, Fasolden, Ruoze und ihre Söhne erschlagen hatte, für den kühnsten Mann. Doch habe er mit Eggen Schwerte Niemand mehr erschlagen: außer da der große Krieg zu Rom war gegen Octaher von Lamparten zu Kaiser Zeno's Zeiten, der zu Constantinopel saß. Zu Rom saß damals Augustulus, den hatte Octaher vertrieben, und er belagerte Rom. Da bat man den Berner um Hilfe und er zog aus und schlug die Feinde aus dem Lande. Seit ward er zu Rom König und Herr und herschte einunddreißig Jahr. Er starb zu Rom nach Christus Geburt 497.

Ein merkwürdiger Schluß diese geschichtlichen Anführungen, sagte Leodegar, als Haspinger geendet hatte. Offenbar hat sich der Fahrende, der von sich aus kaum im Besitze solcher geschichtlicher Kenntnisse war, bei einem Geistlichen Rathes erholt, es müßte denn sein, daß er in seiner Jugend zum Geistlichen bestimmt und danach geschult, später den Beruf eines Fahrenden ergriffen hätte; ein Fall, der, wie man weiß, wirklich hie und da eintrat. Freilich sollte man dann in diesem seinem Gedichte selbst noch andere Spuren gelehrter Bildung entdecken, aber solche finden sich nicht.

Es wäre auch möglich, sagte der alte Graf, daß dieser geschichtliche Schluß des Gedichtes erst im sechzehnten Jahrhundert gebildet ward, zur Zeit des alten, ihn enthaltenden Druckes. Um jedoch diese Frage entscheiden zu können, müßte man alle Handschriften und anderen alten Drucke des Gedichtes zur Vergleichung herbeiziehen. Man weiß ja, daß seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts sich ein stärkerer Widerwille gegen die „Lügemähren" der Sage erhub, der bereits im zwölften Jahrhunderte sich zu regen begonnen hatte. Mithin sollten ohne Zweifel diese Anführungen

aus der Geschichte zur Beglaubigung der Sage dienen. Aber was halten Sie von der Ansicht Gödeke's, daß zwei, ursprünglich selbständige und von einander unabhängige Sagen, Dietrichs Kampf mit Eggen, Dietrichs Kampf mit Fasold, verschmolzen und mit anderweitigen Zusätzen ausgeschmückt worden seien?

Ich kann nicht beistimmen, antwortete ihm Haspinger. Dazu scheint mir das Gedicht zu strenge gefügt, und es ist nirgends eine Spur erhalten, daß Dietrichs Kampf mit Fasold einst selbständige Sage war, wie sich doch Dietrichs Kampf mit Sigenot als solche erhielt, und auch sein Kampf mit Grim und Hilde, der jetzt ganz verloren ist, sicher als solche da war. Es spricht auch dagegen der altnordische Mythus von Hlêr und seinen Söhnen Oegir, Kâri, Logi, und das alte Gesetz der Blutrache, das den Bruder verpflichtete, des Bruders Tod zu rächen. Fasold aber ist Eggen Bruder, wie Kâri Oegirs. Wir haben demnach den engsten Zusammenhang der beiden Kämpfe wie der beiden Sagen. Freilich die anderen Kämpfe Dietrichs mit den Riesen und Riesenweibern Raghild (Birghild, Ruodhild), Wodelgard, Eggenot, Zerre, Walderich mögen Zusätze und Erweiterungen sein. Dafür könnten schon die Abweichungen in der Reihenfolge und Darstellung dieser Begebenheiten sprechen. Wenn, wie ich glaube, im ursprünglichen Mythus nur die drei Brüder Egge, Fasold, Ebenrot durch Dietrich besiegt wurden, so würden wir in Eggenot den Ebenrot zu erkennen haben. Die Namen konnten um so leichter vertauscht werden, als nicht einmal der Reim geändert zu werden brauchte. In Deutschland giebt es jetzt allerdings keine feuerspeiende Berge; aber einst gab es deren, und so ließe sich ein Kampf Dietrich-Donars mit Ebenrot dem Feuerriesen eben so rechtfertigen, als sein Kampf mit dem Meerriesen Egge und Sturmriesen Fasold.

Aber ich habe nichts mehr darüber zu sagen, und ist es Ihnen recht, so gehn wir zum letzten angekündigten Gedichte über. Alle waren einverstanden, und Haspinger begann also:

Es ist bekannt, daß in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts mit der aus Zweifel an der geschichtlichen Wahrheit der Sagen entstandenen Abneigung gegen sie eine mehr und mehr

sich ausbreitende Hinneigung zur sinnbildlichen Darstellung Hand in Hand gieng. Wie die erste die geschichtlichen Dichtungen, die Reimchroniken, hervorrief, so erzeugte die letzte die sinnbildlichen, oder mit undeutschem Ausdrucke, allegorischen Gedichte. Diese Verirrung überschritt endlich alle Gränzen des Erlaubten, und so kam es, daß im Theuerdank alle Poesie durch die Sinnbildnerei zu Grunde gerichtet ward. Es wäre folglich sonderbar, wenn wir nicht auch in der deutschen Heldensage auf schwache Anfänge dieser Sinnbildnerei wenigstens stoßen sollten. Nun, einen solchen Versuch bietet uns das Gedicht von Dietrich und Sälde (Heil, Glück), oder wie es gewöhnlich aber minder gut heißt, Etzels Hofhaltung. Es findet sich nur im Heldenbuche Caspars von der Rhön. Wenn Gödeke meint, das Gedicht werde nicht viel älter sein als die Handschrift (um 1472 geschrieben), so kann ich dem nicht beistimmen. Gerade die Verwilderung der Sprachformen spricht dagegen. Hätten wir eine Dichtung des fünfzehnten Jahrhunderts in ihm, so wäre auch die Sprache derselben die dieser Zeit, abgesehen von allem Anderen. Die hier wie in allen anderen Gedichten, die Caspar ab- und umschrieb, gleichmäßig wahrnehmbare Verwilderung der Sprachformen wird eben nur begreiflich, wenn die Dichtung selbst älter ist als die Handschrift. Und somit meine ich, haben wir die Entstehung des Gedichtes um hundert Jahr früher anzusetzen als die Handschrift sich selbst setzt. Auch ward ja bereits im fünfzehnten Jahrhundert der Gegenstand unserer Dichtung dramatisch behandelt (Keller, Fastnachtspiele des fünfzehnten Jahrhunderts, Nr. 62), was ebenfalls ältere erzählende Dichtung voraussetzt. Das Gedicht bei Caspar ist im Hildebrandston (215 Strophen), einer Umwandelung der vier Langzeilen der Nibelungenstrophe in acht Kurzzeilen, wobei die vorderen Hälften der Langzeilen mit einander durch klingende Reime verbunden werden. Bei der angegebenen Beschaffenheit dieser Dichtung genügt eine Inhaltsangabe, und die bitte ich denn jetzt vernehmen zu wollen.

Im Ungarlande saß der berühmte König Etzel, dem kein König an Reichthum und Milde gleich war. Ihm dienten zwölf

Könige, zwölf Herzogen und dreißig Grafen, dazu eine ungezählte Menge Ritter und Knechte. Niemand auf der weiten Erde wagte wider ihn etwas zu thun, und in allen seinen Landen herschte Friede und gutes Geleite. Einst nun ließ König Etzel eine Wirthschaft (Hoffest) ausrufen und dazu entbot er alle seine Mannen, die Könige, Herzogen, Grafen, Ritter und Knechte, und alle sollten ihre Frauen und die Kinder, die vierzehen Jahr alt wären, mitbringen. Sie leisteten Folge und König Etzel freute sich ihrer Kunst und seiner Macht. Sie wurden alle freundlich empfangen, als aber die Zeit des Essens kam, gieng Etzel mit den Herren, seine Gemahlin mit den Frauen und Kindern in einen besonderen Saal zu Tische. Kein Thor war beschlossen. „Man lasse sie offen, sagte Etzel, denn ich habe auf der breiten Erde keinen Feind. Oeffnet sie weit, Niemand bedarf Geleites her zu mir."

Da kam an das Thor die schönste Jungfrau und sie sprach mit süßen Worten: „Höre, lieber Wächter, wo mag dein lieber Herr sein? Wäre er nicht zu fern, daß er meine Rede hörte! Bitte ihn, mich in der Stille zu hören, so wird mein Leid ein Ende haben." Sogleich gieng der Wächter in den Saal und trat vor König Etzel und sagte ihm das Begehr der Jungfrau, der König aber hieß sie sofort in den Saal führen. Sie kam und alle staunten über ihre Schönheit. Ihr Kleid — doch ich meine, wir halten uns bei dem kostbaren Gewande der Jungfrau nicht weiter auf.

Was? unterbrach ihn Berta. Ich bitte recht sehr, Sie haben uns bereits Kleider und Rüstungen der Männer in Hülle und Fülle geschildert, aber noch kein Frauengewand. Ich glaube, es ist dieß von sämmtlichen Herren aus der keineswegs löblichen Annahme, wir seien eitel, geschehen, und folglich aus sehr unnöthiger Sorge für unsere Besserung. Nun wahrlich, wir können Sie sammt und sonders mit größerem Rechte der Eitelkeit zeihen als Sie uns!

Fräulein von Lunkhofen verlangt immer nur was billig ist, sagte lächelnd Graf Huno; also vorwärts! Ich bin in Wahrheit selbst begierig, zu hören, wie man sich Frau Sälde bekleidet dachte.

So hören Sie denn, antwortete Haspinger, wie eine edle Jungfrau im vierzehnten Jahrhunderte etwa gekleidet sein mochte; übrigens geben uns darüber auch alte Gemälde sattsam Aufschluß.

Auf dem schönsten Haare, das jemals ein Mensch gewann, trug sie ein strahlendes Haarband; hell glänzte es von Gold und edelen Steinen; vorn daran aber stund ein Karfunkel. Der Rock, den sie trug, war weiß, und darauf waren Perlen genäht. Auch der Edelsteine zeigte er genug, und so war er denn so schwer, daß sie kaum ihn tragen konnte. Nicht minder reich an leuchtenden Steinen war das Band, das sie um ihren Hals trug, und der Gürtel, der ihren stolzen Leib umfieng, bestund aus farbigen Edelsteinen je zwischen güldnen Spangen. Ihr Kleid war unschätzbar, und mancher König sprach ihr Lob. Das ist alles, was wir vom Kleide der Frau Sälde erfahren.

Wie? fragte Berta, nicht einmal der Stoff des Kleides wird genannt und vom Schnitt wird kein Wörtlein gesagt? Da erfahren wir denn in der That wenig.

Bedenke doch um Himmels willen, rief ihr Irmgard jetzt zu, daß wir es mit einem Gedichte und nicht mit einer Modezeitung zu thun haben. Doch was will ich? Du bezweckst ja nur, daß wir das nun fromm gewordene einstige Hoffräulein nicht so ganz und gar entbehren.

Du bist häßlich, Irmgard, sagte Berta. Aber es ist schon gut; fahren Sie nur fort, Herr Professor.

Aus hohem Geschlechte, las Haspinger weiter, war die Jungfrau geboren. Im Lande „zu Moren" war ihr Vater König; er war so mächtig, daß kaum lebt, der ihm gleiche. Er hatte zween Söhne, die gleichfalls gewaltige Krieger waren: die kamen seit von einem, dem man manchen Mann zu seiner Mahlzeit geben mußte, um ihr Leben. Als der König starb, erbten die Söhne das Reich; die Schwester aber war ihnen verhaßt. Da gelobte sie Gott ihre Keuschheit immerdar zu bewahren; weithin ward ihre Tugend berühmt. Dafür gab Gott der schönen Jungfrau drei Gaben zu Lohne:

Die erste Gabe, oder wie es im Gedichte heißt, Genade war, daß, wenn sie einen Menschen ansah, sie bald wissen konnte, welche

Eigenschaft er hatte und was sein Denken war; das konnte die Maid jedem sagen.

Die andere Genade war, daß, wenn ein Recke mit seiner Wehr zu Streite gehn wollte, sie ihm segnen konnte, daß er von keinem Feinde erschlagen zu Boden fiel.

Die dritte Genade, die sie jeden Tag einmal hatte, war, daß sie schnell dahin kam, wohin sie zu kommen gedachte oder wohin sie ihren Sinn setzte. Das geschah mit der Schnelligkeit eines Gedankens.

Also war sie auch heute aus fremden Landen her gefahren, wo die Könige alle waren. Nach König Etzel trug sie Verlangen, und den fand sie denn auch alsbald. Sie sprach: „Gott grüße dich!" und er dankte freundlich der schönen Jungfrau. Dann begrüßte sie die Könige und werthen Fürsten, die Grafen, Ritter und Knechte, und wünschte, daß Gott denen, die nach Ehren strebten, Lohn geben möge. Alle dankten ihr und baten sie herzu zu gehn. Etzel setzte sich wieder nieder und sah sie freundlich an; die Könige und Fürsten aber ließen das Essen stehn bei ihrem Anblicke. Sie vergaßen ihrer selbst, so schön war sie.

Sie begann: „Ich will hier mein Jammergeschick klagen. Versage mir nicht, warum ich dich bitte, durch Gott und durch unsere Frau; durch alle Frauen schaue du deine Ehre an. Ich bitte dich, hehrer König, daß du mein Helfer seiest. Von weitem bin ich her geflohen in diesen Saal. Der wilde „Wunderer" will mich fressen. Schleuß zu Brücke und Thür und den guten Saal; sonst zückt er mich hin, daß ihr es alle sehen müsset. Er hat es länger als drei Jahr mit mir so getrieben. Nirgends darf ich bleiben." Lächelnd antwortete ihr König Etzel: „Kein Thor schließt man hier zu. Ich habe immer bei meiner Zeit gute Ruhe gehabt. Kommt er herein zu uns, so gebe ich ihm gute Speise, die ihm besser sein mag, denn daß er dich zerreiße." Da sprach die reine Jungfrau zu dem hochgebornen Könige: „Er kommt wahrlich herein, er hat des einen Eid geschworen. Daß er mich essen will, das sei dir leid, König. Vergiß nicht mein, sondern sei mir bereit zur Hilfe. Du sollst für mich streiten durch unserer Frauen Ehre. In allen

Landen wird man dich darum loben. Er hat mit seinen Hunden drei ganze Jahre mich gejagt bis auf diese Stunde. Ich hoffe, du werdest ihm davor sein mit deiner Stärke und Macht, die Gott dir gab, und mich am Leben erhalten.“ „Das versage ich dir, antwortete ihr der König Etzel, denn sieh, schöne Jungfrau, ich streite nimmer.“ „So weh mir, du reicher König, rief sie kläglich: willst du mit verzagtem Muthe von mir weichen? Erbarme dich um aller Jungfrauen willen; bedenke, daß auch dich ein Weib gebar.“ „Du verstehst meinen Sinn, entgegnete ihr König Etzel; ich will nicht für dich fechten, denn ich bin der höchste; aber wähle dir hier einen Kämpfer unter meinen Gästen, damit er dir aus der Noth helfe. Kühne Helden sitzen in meinem Saale; die habe ich mir auserwählt, und darunter habe du die Wahl. Magst du den erkennen, de der tapferste ist, und nennst du ihn, vielleicht hilft er dir.“ „Ja, sprach die Jungfrau, sobald ich einen Mann ansehe, so weiß ich auch, was er in seinem Gemüthe hat. Diese Genade hat mir Gott gegeben.“ „Das glaube ich nicht, wahrlich, versetzte der König, du sagest mir denn gleich hier das, von dem ich selbst sagen muß, es sei wahr.“ „Das sage ich dir gern, wenn du dann nur so bieder bist, mir das Leben zu lassen, entgegnete ihm die Jungfrau; mag ich deinen Zorn vermeiden, so will ich die Wahrheit wohl finden.“ Darauf sagte denn der hochgeborne König, Leib und Leben solle ihr gesichert sein, wenn sie seine Gemüthsart erkenne, und er wolle ihr dann einen Kämpfer geben. Da sprach die Jungfrau: „So wisse denn dir, König, fürwahr, daß du so zaghaft bist, daß unter allen deinen Mannen kein also verzagter ist; aber du bist so milde und den Armen weich, daß ich dir Gleichen niemals fand. Darum wußte ich's wohl, daß du nicht für mich kämpftest. Aber laß mich dort innen aus dem Saale einen Kämpfer holen, darum bitt' ich dich, ob ich einen so kühnen finde, der mich meiner Bitte gewährt.“ Da sagte der reiche König: „Durch deine jungfräuliche Schönheit, und weil du die Wahrheit sagtest, so geh denn hin zu meinen Gästen und erbitte dir den kühnsten. Dir Gleiche fand ich nimmer noch.“

So gieng denn die Jungfrau freudig in den Saal zu den

Recken und betrachtete sie: da fand sie nur einen, der mit der Wehr gut war, und das war der Markgraf Rüdiger. Die Anderen waren alle so verzagt, wie König Etzel selbst. Rüdiger gieng gerade durch den Saal, als ihn die Jungfrau sah, und dreihundert Recken traten ihm nach. Schnell gieng die Jungfrau wiederum zu König Etzeln und sagte ihm, daß sie einen kühnen Mann gefunden habe. „Keinen kühneren konnte ich sehen, sprach sie; er schritt über den Saal, und dreihundert Mannen traten ihm nach. Er trug ein Trinkfaß, einen goldrothen Stauf, hin zu der Königin. Der hilft mir aus der Noth, des bin ich sicher." „Jungfrau, sagte Etzel, das ist der theuerste Mann, den ich jemals schauen mochte. Nie gewann ich einen besseren, das sage ich dir in Wahrheit. Mehr denn fünf Jahre schon weilt er bei mir. Der kühne Jüngling heißt Rüdiger, aber den versage ich dir. Sein Vater, ein reicher König, sitzt in Meiland; dort ist ihm Alles unterthan. Sein Vater und seine Mutter sind auch Kinder eines Königes. Ich habe ihn gesetzet über Pechlaren und über Oesterreich, und ich will ihm auch noch eine reiche Königin zum Weibe geben. Den versage ich dir. „Nein du, edler König, antwortete ihm die Jungfrau; nein! thue so wohl und laß ihn meinen Fechter sein. Du trägst der Ehren Krone und wolltest hier der Schande pflegen? Du sollst mir ihn nicht versagen; laß mich vor ihn gehn und meine Noth ihm klagen. Wird ihm mein Leid kund gethan, es wird ihm leid, und er wird mir beistehn. So laß mich denn den edlen Rüdiger bitten, denn schnell wird der wilde Wunderer kommen." Laut lachte König Etzel, aber er sagte nichts. „So soll mich denn der Teufel verschlingen, rief sie klagend, und doch hülfe Rüdiger, daß es unterbliebe." „Du hast recht gesehen, sprach der König Etzel; aber ich weiß nicht, ob er für dich streiten wird. Manchen Streit zwar hat mein Markgraf schon bestanden; sein Lob ist ihm immer geblieben; mancher Mann gab ihm die Ehre. Mit wem er zu Streite kam: alle lagen vor ihm todt. Nun, so bitte ihn denn, vielleicht hilfet er auch dir."

Die minnigliche Jungfrau ward der Rede froh. Sie eilte in den Saal zum Markgrafen Rüdiger. Alle seine Knechte wichen

ihr, bis sie vor ihn kam. Als sie ihm nahe war, sprach sie: „Gott grüße dich, Held! Laß mich dich nicht verschmähen, mag ich auch unwürdig sein.“ Sie grüßte darauf die hohe Königin, Etzels Gemahlin; wen sie im Saale sehen mochte, der ward mit Gruße ermahnt. Die Königin neigte ihr züchtiglich, Rüdiger aber bat sie, daß sie ihr Begehr ihm kund gäbe; er wolle sie des gewähren, wenn es danach sei. Da sagte sie ihm, wie der wilde Wunderer mit seinen Hunden sie seit drei Jahren schon verfolge und sie essen wolle. Bald werde er in die Burg hier kommen, und ihr Leben sei verloren, wenn er ihr nicht helfe. Da sagte Rüdiger, der Markgraf zu Pechlaren: „Das sind greuliche Dinge! Nie hörte ich noch, daß Einer Leute essen wolle. Aber fechten für dich kann ich nicht. Ich thäte übel daran. Mein Herr hat so manchen kühnen Mann, der für dich streiten mag. Die sollen deine Kämpfer sein. Sie würden alle mir gehaß, wollte ich streiten, und sprächen, ich wäre ein Prahler, ein Anderer könnte es besser. Darum suche dir einen, der kühner als ich sei. Findest du keinen, nun, so will ich streiten; aber du findest wohl kühneren.“ Damit gieng er mit seinen Mannen hinweg und ließ die Jungfrau stehn.

Traurig gieng sie zu König Etzel und sagte ihm, daß Rüdiger ihr seine Hülfe versagt habe. „Ich könne wohl hier, meinte er, einen Kämpfer finden, der kühner denn er sei. Wüßte ich doch nun, wer der sei!“ Da hörten sie ein Horn erschallen. „Erst hab' ich Angst, sprach die Jungfrau, ich höre sein Horn: nun muß ich todt liegen.“ Sehr erschrak der König bei dem Schalle des Hornes. In den Saal her sprangen die Hünde des Wunderers. „Wehe, wehe! rief die Maid; König, laß die Thore schließen, du siehst die Wahrheit da.“ So brachte die Jungfrau ihn dazu, daß er die Thore, wenn es nöthig würde, zu schließen befahl. Sie umfieng den König mit ihren Armen und bat ihn nochmals, daß er ihr einen Kämpfer gäbe. „Nun, sagte da König Etzel, du weißt, edle Jungfrau, wo die jungen Königinnen dort hoch im Saale sitzen: dort suche dir einen Kämpfer.“ Mit raschen Schritten eilte die stolze Jungfrau dahin und grüßte die Königinnen. Sie gaben ihr Urlaub zu reden und sie sprach: „Ihr habt zwischen

zweien Königinnen an eurem Tische einen jungen Helden sitzen; der ist frisch von Herzen, der soll mein Helfer sein." Das war der Held von Bern, davon aber wußten die Jungfrauen nichts; er antwortete ihr jedoch, er hülfe ihr gern, wenn Jemand ihr helfen möchte. Sie klagte ihm darauf, wie der wilde Wunderer mit seinen Hunden sie jage und sie essen wolle. Schon sei er vor der Burg und seine Rüden seien bereits im Saale. „Durch Gottes Genade erkenne ich, daß du der kühnste Mann bist; du sollst dich mir nennen." Da sprach der Jüngling: „Willst du mich kennen, so wisse, ich bin Dietrich von Bern; ich will dir helfen und für dich fechten; daran will ich alle Frauen ehren." „Du hast der Tugend genug, sprach die Jungfrau; du bist mild und biderbe! Selig sei die dich trug, weil du die reinen Frauen früh und spat lieb hast. Bald nun kommt die Zeit, da du mir mit Schwert und Schilde bereit sein sollst." „Trag' dein Leid in der Stille, sprach Dietrich, ich helfe dir sicherlich, wenn es König Etzel mir erlaubt!" Da gieng sie zu König Etzeln und sagte ihm, daß sie einen Kämpfer gefunden habe; „aber er hat es an dich gelassen, ob es dein Wille sei." „Nenne mir den kühnen Helden," sagte da Etzel. Sie nannte ihn und sprach: „Er heißet Dietrich." Da wollte Etzel den Helden ihr nicht erlauben. „Der ist, sagte er, mir der liebste von Allen. Mein Reich theilte ich mit ihm, wenn er des begehrte. Zwei Jahre sind es, seit er bei mir weilet. Er kam an meinen Hof mit seinen Mannen, deren er fünfhundert herführte. Sein Vater bat mich, daß ich ihn in allen Tugenden förderte und ihn Zucht und Ehre lehrte. Seines Vaters Bruder ist Kaiser zu Rom; sein Vater ist ein König und seine Mutter eine Königin. Groß und edel ist sein Geschlecht. Fiele er im Kampfe für dich, es wäre mein Unheil; sie würden alle einander helfen und mich vertreiben. Der soll den Wunderer hier nicht bestehn, denn er ist noch kaum achtzehn Jahr alt. Darum, Jungfrau, sei er dir versagt." „Nein, edler König, sprach die Jungfrau, durch deine Güte, thue nicht so übel, ich steh' hier in Sorgen, laß ihn mir beistehn!" „Nein, sagte Etzel, das geschieht nimmer. Geh zu Rüdiger und sieh, ob er dir helfe. Den wollt' ich eher

verlieren, als den jungen Dietrich; aber jeder, der hier stürbe, reuete mich." „Nein, edler König, erlaube mir Dietrichen, der wird mich erretten, denn ich kann ihn segnen, daß er nicht erschlagen wird. Du wirst nicht weiter sorgen, wenn du die Wahrheit siehest."

In diesem Augenblicke sah man den Wunderer zur Burg herreiten; das sahen alle Fürsten, die in der Burg da waren. Er kam mit Schalle und hielt vor dem Thore. Mit Grimme blies er sein Horn und viele Hunde umbollen ihn. Greulich war der Laut seines Hornes. Er eilte zu dem Graben, wo die Schlagbrücke gelegt war. Als sie nun sie aufziehen wollten, da ward ihnen die Zeit zu kurz. So mußten sie sie liegen lassen und der Wunderer trat darauf. „Wolltet ihr mich trügen? rief er höhnisch: nun steh' ich doch hier." Mit lauter Stimme rief er zu den Recken hinein: „Gebt mir die Maid heraus, oder es gilt euer Leben!" Sie schwiegen alle stille; aus Furcht geschah das, denn er war so grimmwild; seines Gleichen sah man nie. Da sprach König Etzel: „Der Teufel fürwahr ist hievor, schließet uns baß alle Thore! Käme er zu uns herein, er brächte uns alle in Noth; es müßte uns allen an das Leben gehn!" In angsthafter Furcht kam abermals die Jungfrau und bat König Etzeln um Dietrichen. Etzel aber wies sie nochmals an Rüdigern, und nur wenn der ihr den Kampf versage, solle sie sich an den Berner wenden. Die Jungfrau gehorchte und bat den Markgrafen, für sie zu fechten. „Sollte ich mich des ungefügen Mannes unterwinden? antwortete ihr Rüdiger; findest du sonst Niemand hier, der ihn zu bestehn wagte?" Da sprach sie sogleich zu ihm: „Der Wunderer hat vor dir Ruhe; ich habe einen gefunden, der ist kühner denn du! Der kämpft schon mit ihm, und Gott müsse ihm Glück geben. Nur um dich zu ehren, bat ich dich, das sollst du wohl merken."

Da fragte sie Rüdiger, wie der heiße, der ihr helfen wolle, und sie nannte den Berner. „Ja, der kann wohl Streites pflegen, sagte da Rüdiger, darum streitet er billig. Er ist ein kühner Held und edler denn ich. Ich will nicht für dich streiten." Da gieng sie Dietrichen zu suchen, und sie fand ihn unter Frauen und

Maiden. Sie bat ihn um Hülfe: der sie verschlingen wolle, sei schon vor dem Thore. Könnte er ihn nicht überwinden, so wären alle verloren. Er sagte ihr den Kampf zu. Ich hoffe, sagte er, daß mir Gott beistehn werde. Aber wie werde ich mich mit Hildebrande abfinden? Ich verhieß ihm, daß ich nicht streiten wollte, bevor ich vier und zwanzig Jahr alt wäre; daran aber fehlen mir zum mindesten noch neun Jahre." Da rief laut der Wunderer: „Ihr sollet mich bald einlassen, eh daß ich alles umkehre. Ich muß zu essen haben. Die Magd, die Ihr mir vorenthaltet, ist mein. Ich will es Euch vergelten und Euch alle umbringen." Die Frauen im Saale, die das hörten, kamen schier von Sinnen: alle fürchteten für ihr Leben. Dietrich aber hieß sein Streitgewand herbei bringen und ermahnte den Wunderer, sich Zeit zu lassen. Die schöne Jungfrau band ihm selbst die Waffenriemen, setzte ihm den Helm auf und gab ihm Schild und Schwert in die Hand. Als dieß gethan war, sprach sie: „Steh stille! ich will dir lohnen, daß du um meinetwillen den Wunderer bestehn willst: ich gebe dir einen Segen, der dich sichert, daß du niemals von einem Degen erschlagen wirst." Sie gab ihm den Segen, der ihr durch Gott kund ward. Von wegen ihrer Frömmigkeit gab Gott ihr diese Genade. Dieser Segen blieb bei ihm, denn man hat es gehört, daß Gott ihn oft errettete. Und noch zur Stunde ist Herr Dietrich von Bern am Leben, das hat ihm Gott als Buße auferlegt. Höret, wie das kam: Eines Tages übernahm er sich zu Bern in der Stadt mit Rede: das war des Teufels Rath. Deshalb ward er von einem unreinen Rosse, das wohl der Teufel selbst sein mochte, und auf dem er reiten mußte, in die Wüste Rumenei[1] entführt; dort muß er bis zum jüngsten Tage mit Lindwurmen streiten. Aber wir wollen es lassen, wohin er gekommen sei: Gott wird ihm noch aus der Noth helfen: er wohnt ihm bei mit Stärke. So heben wir wieder an, und sagen, was der Wunderer gethan hat. Er rief abermals laut, man solle sofort ihn einlassen, er habe

[1] Rumenien galt im Mittelalter als wüste, nur von Lindwurmen und Ungeheuern bewohnte Wüste; wohl eine Folge der Völkerwanderung. Ueber die Sage von Dietrichs Entrückung später das Nähere.

nicht Zeit zu warten; in seinem Lande seien drei Könige, die dasselbe ihm mit Streit abgewinnen wollten, und die wolle er samt ihren Heeren erschlagen. Als man ihn nicht einließ, da hub er an zu stoßen als ob ein Wetter schlage. Die guten Eisenklammern, die Riegel und Bänder zerbrach er; die eiserne Thüre, obwohl sie die festeste war, mochte nicht ihm widerstehn. Jetzt sprang er in den Saal, gefolgt von seinen Hunden. Achtzehn Leitbracken und vier und zwanzig Jagdhunde kamen mit ihm; sein Roß hatte er draußen an den Ast einer Linde gebunden. Sein Geschmeide war das beste; sein Helm stark und gut, seine Brünne eng und dicht, sein Schild hart und kostbar, sein Schwert breit und lang. Von Silber und Gold aber war an seinem Harnisch nichts zu sehen; aber er war von gutem Stahle und manchen Mann hatte er in diesen Waffen schon erschlagen. So trat er in den Saal ohne Jemand zu grüßen; seine Hunde aber fielen sofort die Jungfrau an und hiengen sich in ihr Kleid. Da sprang Dietrich auf und schlug wohl an zwanzig Hunde nieder; dann nahm er die Maid und setzte sie neben sich. „Nun will ich sehen, sprach er, wer dich essen soll! „Da der Wunderer seine Hunde todt sah, und die Jungfrau an Dietrichs Seite, ergrimmte er und drohte beiden den Tod. „Wärest du nicht kindisch, schrie er, du würdest fern bleiben! Gieb mir flugs die Maid, ich muß zu essen haben!“ Dietrich versprach ihm statt der Jungfrau Schläge und Streiche und hieß ihn in ein Spital gehn, dort finde er zu beißen und habe die Auswahl. Der Wunderer beschalt ihn und sagte, er solle ihn der unnützen Rede erlassen, wenn er ein Fürst sei; Dietrich aber hieß ihn in den Wald hinaus gehn: der Athem seines Mundes thue den Frauen weh. Da sprang der Wunderer her und ergriff die Jungfrau bei der Hand; Dietrich aber fuhr empor und gab ihm einen Stoß, daß er zu Boden stürzte und setzte die Maid wieder neben sich. Der Wunderer schämte sich seines Falles vor den Helden, doch trat er nochmals vor den Helden und forderte die Maid. „Sie wird dir nicht, sagte Dietrich, du kündest mir denn den Grund der Feindschaft.“ „Den will ich dir künden, antwortete der Wunderer; es ist eine alte Geschichte. Als ich noch

klein war, war auch sie noch ein Kind, ihr Vater aber ein reicher König. Da man mir nun kein Weib finden konnte, die mir gleich (d. i. gleich edel) wäre, so nahm mein Vater dem Könige das Kind und verlobte es mir. Deshalb ist sie mein. Sie jedoch verschmähet mich und will mich nicht; sie sollte sich aber, ehe sie den Tod litte, anders besinnen; denn eh ich sie einem andern lasse, das habe ich geschworen, fresse ich sie auf, und wäre sie noch so groß." Dietrich fragte nun die Jungfrau, ob sie denn dem Wunderer nicht sich vermählen wolle; sie aber wollte lieber sterben als das thun. So kam es denn zum grimmigsten Kampfe zwischen Dietrich und dem Wunderer.

Während dieses vorgieng, hatte sich Rüdiger mit seinen Mannen gewaffnet, um, wenn Dietrich unterliege, und der Wunderer, wie er gedroht hatte, ihn hängen wolle, ihm zu helfen und den Wunderer zu bekämpfen. Dietrich, als er die Helden sah, dankte ihnen, aber er hoffe schon allein mit dem Riesen fertig zu werden. Vier Tage dauerte der Kampf, und es war, als ob ein Wetter am Himmel Donnerschläge thue, so daß Niemand bei ihnen bleiben mochte, und die ganze Burg erbebte. Manche tiefe Wunde ward da geschlagen, und ohne den Segen der Jungfrau hätte Dietrich nicht bestehn mögen. Als der Wunderer eine lange Wunde empfieng und aus Dietrichs Munde jetzt Feuer lohete, rief der Riese: „Wehe, daß ich Streit erhub, darum lieg' ich nun todt. Mein Vater sagte mir, als er starb, daß ein Dietrich, aus dessen Munde Feuer lohe, mich erschlagen werde: bist du Dietrich, so sage es mir." „Dietrich heiße ich, erwiderte der Held, das will ich dir nicht verläugnen." Damit schlug er ihm einen Schlag, daß der schwere Halsberg ihm herabfiel und der Wunderer mit bloßem Halse da stund. Da bat er um Schonung und verhieß der Maid Sicherheit; aber Dietrich vertraute nicht seinem Worte und schlug ihm mit einem Streiche das behelmte Haupt vom Halse, daß es dröhnend zu Boden fiel. Da freute sich Dietrich des Sieges.

Er hub das Haupt auf, warf den Helm davon, ergriff es bei den Haaren und trug es vor Männer und Frauen; es war aber so schwer, daß er kaum es tragen mochte. Als er zu der

schönen Jungfrau kam, übergab er ihr das Haupt und sagte: „der Wunderer hat ausgewundert! Hier siehst du sein Haupt!" Da dankte ihm die Maid und band ihm den Helm ab. Schnell kam jetzt auch König Etzel gelaufen. „Das sind gute Mähre, rief er, daß du so davon gekommen bist; jetzt sollen wir uns deines Sieges und der Jungfrau freuen!" Er hieß ein köstliches Mahl bereiten und man setzte Dietrichen mit der Jungfrau oben an den Tisch zwischen Etzel und die Königin. Dann folgten seine besten Freunde, Rüdiger und seine Mannen, und darauf die Andern nach Stand und Würde. So waren sie froh in Sittigkeit und alle rühmten Dietrichen.

Als das Mahl beendet war, sprach die schöne Jungfrau: „Nun will ich von hinnen in meines Vaters Land; dahin steht jetzt mein Sinn und so bitte ich um Urlaub. Aber daß Ihr meinen Namen wisset, will ich ihn Euch nennen. Daß ich nicht Gold und Silber Euch lasse, wie man thut, das lasset Euch nicht verdrießen, denn Ihr habet des schon genug. Vernehmet es, ich bin wahrlich Frau Sälde und trage in meines Vaters Lande die Krone." Darauf bot sie Allen die Hand, dem Berner aber gab sie nochmals ihren Segen, umarmte ihn und küßte ihn. „Gott müße dir, sprach sie, alles geben, was ich dir Gutes gönne. Gott sei bei Euch allen." Damit verschwand sie.

Haspinger schloß sein Buch zu.

Mit der echten Sage, nahm jetzt Graf Huno das Wort, ist dieses Gedicht freilich in einigem Widerspruche; denn nach dieser kommt Dietrich nicht als ein Jüngling zu Etzeln, der noch nie gekämpft hat, sondern erst nachdem er von Irmenriche aus Wälschland vertrieben ward; die Kämpfe gegen Irmenrich aber folgen erst auf Dietrichs Kämpfe mit Riesen, Zwergen, Lindwurmen. Es war also keineswegs wohlgethan, den Ort des Kampfes gegen den wilden Wunderer an Etzels Hof zu verlegen. Als Besieger des wilden Jägers trafen wir Dietrichen bereits in Eggen Ausfahrt, wo Fasold dieser ist, und in Dietrich und Virginal ist Ortgis der wilde Jäger, wird da jedoch von Hildebrand besiegt. Wenig zu loben ist es auch, daß unser Gedicht Frau Sälde, das persönlich

gedachte Heil (denn Sälde, ahd. Sâlida ist das lateinische salus, salutis), vom Wunderer gejagt werden läßt; denn dadurch wird ja Sälde geradezu zur Unsälde, zum Unheile. Die Erfindung ist also ungeschickt und ihr einziger Zweck ist, zu zeigen und zu erklären, wie es kam, daß Dietrich in allen Kämpfen Sieger blieb. Freilich hätte das geschickter bewirkt werden können.

Wir haben also, sagte darauf Professor Edman, hier entweder eine willkürliche Erfindung oder, was mich wahrscheinlicher dünkt, eine Sage, die weder mit Dietrich von Bern noch mit Etzeln ursprünglich etwas zu thun hatte. Wäre das Ganze reine Erfindung, es wäre einerseits gewiß geschickter erfunden, anderseits aber träfen wir dann kaum auf so manchen alterthümlichen Zug. Ich will Ihnen meine Vermuthung einfach mittheilen. Wir haben im Norden eine Menge Sagen, in denen erzählt wird, wie eine Jungfrau, die fast immer als eine Walkyrie geschildert, oft geradezu Walkyrie genannt wird, von irgend einer Widerwärtigkeit bedrängt zu einem jugendlichen, meist noch ganz unbekannten Held ihre Zuflucht nimmt, von ihm beschützt wird, ihm dafür als Fylgja, Folgerin, d. h. Schutzgeist, nun stets zur Seite steht, ihn beschützt und ihm stets den Sieg verschafft. Zuweilen wird solches Verhältniß sogar zu einer ehelichen Verbindung; aber dann geht es meist zu beider Verderben aus. Eine solche Sage, meine ich, haben wir ursprünglich auch hier, und ursprünglich hat sie ohne Zweifel andere Namen gehabt. Jungfrau Sälde ist eine Walkyrie, die von einem verhaßten Bewerber bedrängt wird, zu einem jugendlichen, noch thatlosen Held, dessen Tüchtigkeit sie jedoch im Geist erkennt, ihre Zuflucht nimmt, von ihm beschützt und befreit wird und fortan nun ihm auf seiner ganzen Heldenlaufbahn schirmend und Sieg verleihend zur Seite steht.

Das läßt sich hören, lieber Freund, erwiderte ihm Graf Huno; es kommt nur darauf an, ob sich in der Jungfrau Sälde auch die Eigenschaften einer Walkyrie finden.

Ich denke, ja, einige mindestens, versetzte Edman. Sie versteht sich zunächst, wie es heißt, auf die Gemüthsart der Helden; aber was sie zu erkennen vermag, ist Muth oder Zagheit. Zugleich

kennt sie auch das Maß beider. Etzeln, den mächtigen König, erkennt sie als den zagsten aller Menschen und sie sagt ihm das auch furchtlos, wie er es gelassen anhört, ohne sich gekränkt zu fühlen; Rüdiger erscheint ihr muthig genug, aber noch um vieles muthvoller Dietrich: den wählt sie daher auch zu ihrem Kämpfer und verleiht zugleich ihm Kampfglück. Zum andern heißt es, sie könne jeden Tag einmal an einen beliebigen Ort hin sich plötzlich versetzen. Von den Walkyrien wissen wir, daß sie auf ihren Rossen, aus deren Mähnen der Thau auf die Erde fällt, über Land und Meer hin reiten. Zum dritten endlich heißt es, sie verleihe Glück im Kampfe und beschirme durch ihren Segen das Leben des Helden. Sie macht also den erwählten Held zum Sieger und er trägt ihr Zeichen, ihren Segen (d. i. signum). Nun erfahren wir noch, daß Gott ihr diese Macht verliehen habe, gerade wie Wôdan den Walkyrien die ihrige ertheilt, und wie die Walkyrien Jungfrauen sein müßen, so hat auch sie Gott gelobt, ihre Keuschheit zu bewahren.

Wirklich, sagte Irmgard, Sie gewinnen mich fast für Ihre Ansicht, und hieße die Maid Salgund oder Salhild, Saltrud, so wäre gar nichts dagegen aufzubringen, aber sie heißt Sälde.

Freilich, antwortete Haspinger; aber im späteren Mittelalter wußte man von den Walkyrien nichts mehr, und da sælde, êre, milte, schame und andere solche Wörter personificirt wurden, wie bei den Römern fortuna, caritas, virtus, pudor und andere, so darf uns der Name Sälde nicht eben wundern. Die Siegsglück verleihende ward zur Glück verleihenden, und sonach konnte man sie mit Fug Sälde nennen. Freilich verleiht sie in unserem Gedichte eben nur Siegsglück und kein anderes, was sprechend genug ist.

Aber der Verfolger der Jungfrau, der von ihr verschmähte Bewerber, ein Riese der ganzen Schilderung nach, trägt einen wunderbaren Namen. Er heißt der wilde Wunderer; nun, wild ist er schon, aber Wunder thut er nicht, sagte jetzt Fräulein Berta: wie hat man wohl den Namen Wunderer zu verstehn?

Allerdings ist er Riese, antwortete ihr der alte Herr Graf;

als solchen bezeichnet ihn nicht nur die Kraft, womit er die Thore zertrümmert, und die Größe seines Hauptes, das Dietrich kaum tragen kann, sondern auch seine Freßgier. In der Edda heißen die Riesen geradezu iötnar, d. i. Eßer. Aber den Namen Wunderer vermag ich nicht genügend zu deuten.

Nun denn, sagte Haspinger, so will ich es denn versuchen. Wunderære, Wunderer bedeutet einen, der Wunder thut und ist im Mittelalter Prädicat a) Gottes und Christi, b) ausgezeichneter Helden, einzig in unserem Gedichte bezeichnet das Wort einen wilden, teuflischen Riesen. Und das darf es, denn wunder bezeichnet nicht nur alles, was Staunen erregt, sondern auch alles, was Graun und Graus hervorruft. Somit ist ein wunderære auch ein Graun und Graus erweckender, und angemessene Bezeichnung des Riesen. Daß er die Jungfrau, wenn sie sich ihm zu vermählen sich weigert, fressen will, ist spätere Vergröberung. Menschenfresser sind die Riesen der deutschen Götterlehre ursprünglich nicht; das wurden sie erst später nach dem Glauben des Volkes, vielleicht durch griechisch-römischen Einfluß. So haben wir uns Frau Sälde auch nicht als Mohrin zu denken, wenn es auch heißt, sie sei im „Lande zu Mohren" geboren, denn das besagt nur: in einem sehr fernen Lande. Sie wird ja als in leuchtender Schönheit strahlend dargestellt.

Merkwürdig ist mir noch, nahm Leodegar jetzt das Wort, daß die Jungfrau ihren Held bei Etzeln nicht unter den Männern, sondern unter den Frauen antrifft; gerade wie Achilleus unter Jungfrauen sich verborgen hat, als Odysseus ihn aufsucht, um ihn nach Troja zu führen. Ohne Zweifel saß unser Held gleich dem Hellenen in Frauengewande unter den Jungfrauen. Denn sie wissen ja nicht, daß er unter ihnen weilt. Das Frauengewand mag nur vergessen sein; der Zug ist jedenfalls echt und alt, mag der Held unserer Sage nun in seiner Jugend für weichlich gegolten haben, wie andere, später hervorragende Helden in ihrer Jugend tölpelhaft waren oder sonst in Hinsicht auf Geist oder Leib Gebrechen hatten, oder war er aus anderem Grunde unter den Jungfrauen, gleich dem Achilleus oder dem Hugdietrich bei der

Tochter König Walgunds. Ja Dietrich von Bern und Hugdietrich können vielleicht denselben Helden bezeichnen; dann wäre Etzel Walgund. Auffällig ist es jedenfalls, daß Etzels Gemahlin Heriche niemals hier genannt wird, da doch ihr Name zu den bekanntesten gehört; auch daraus läßt sich schließen, daß statt Etzel ein anderer Name früher in der Sage stund, und daß sie auf Dietrich von Bern (der seinen Hildebrand nicht bei sich hat) und Etzeln nur übergetragen ward. So wird es sein, schloß Haspinger die Sitzung. Wir sind nun mit dem mehr oder minder mythologischen Theile der Dietrichssage fertig; der nächste Abend wird uns den anderen Theil der Dietrichssage, seine Kämpfe mit Irmenrich und was damit zusammen hanget, vorüberführen.

Die Gesellschaft begab sich zum Theetische.

Fünfter Abend.

Die Gesellschaft war heut etwas früher als gewöhnlich zusammen gekommen, denn der alte und wohlbeleibte Herzog von Kratzingen, Eitelfritz VII., hatte den Tag zuvor in Folge plötzlich erwachter Neugierde anspannen lassen, hatte den geheimen Oberpfeifenstopfer Künrich von Stoffeln in den Schlitten commandirt, war selbst eingestiegen, hatte, eine große Tabakpfeife im Munde, die Lenkseile höchsteigenhändig ergriffen und war gegen Abend auf Forsteck angelangt. Solche besondere Einfälle kamen dem alten Herrn gar nicht selten, und allemal wurden sie sofort ausgeführt. Da galt keine Widerrede. So war schon vorgekommen, daß er befahl, der Geheime Rath habe sogleich sich zu versammeln, da er eine überaus wichtige Angelegenheit zur Berathung zu bringen habe; aber auf dem Wege zum Sitzungshause war ihm plötzlich eingefallen, er habe ja dem Oberforstmeister von Hasenohr den so viel versprechenden neuen Meerschaumkopf noch nicht gezeigt, und so fuhr er denn in größter Gemüthsruhe statt in die Sitzung drei Stunden weit in den Forst hinaus, zum Oberforstmeister.

Künrich hatte auf Befehl ihn zu unterhalten ihm von den Abendversammlungen auf Forsteck manches erzählt, allein dafür augenblicklich keine besondere Theilnahme zu erregen vermocht. Auf einmal aber war die Neugierde, was bei solchen Versammlungen doch wohl zu hören sei, in ihm erwacht, und, einmal erwacht, mußte sie selbstverständlich auch sofort befriedigt werden. So war er nebst seinem geheimen Pfeifenstopfer, den er nie von seiner Seite ließ, zur Verwunderung Aller Nachmittags auf Forsteck angelangt,

hatte sich für einige Tage selbst zu Gaste gebeten und sofort für den Abend eine Sitzung angesagt; denn er sei gekommen, sagte er, sich einmal recht unterhalten zu lassen. Er wolle zur Abwechselung etwas kräftiges; das Stadtgedresche und die Hofflunkereien widerstünden ihm nachgerade wie schales Bier.

Der alte Graf fühlte sich selbstverständlich durch den Besuch Seiner Durchlaucht höchlichst geehrt, und Irmgard bot alle Kräfte auf, die angenehme Wirthin zu machen, obwohl dieß bei ihrer Stimmung und Gemüthsverfassung eben keine ganz leichte Sache war. Den Andern flüsterte der Graf gelegentlich zu, sie sollten nur reden und thun, als ob keine Durchlaucht zugegen wäre; der alte Herr liebe vor allem Unbefangenheit, und daß jeder sich gebe wie er sei, wie denn auch er selbst es stets so halte.

Der Abend war unter den verschiedenartigsten Gesprächen heran gekommen, und der Herzog schwur, er habe sich seit langem nicht so gut unterhalten und lange habe ihm der Tabak nicht so wohl geschmeckt wie heute. Die Gesellschaft begab sich in das bekannte Zimmer, und der Herzog nahm sogleich den Stuhl des Vorsitzenden ein, ohne jedoch an die Obliegenheiten eines solchen im geringsten zu denken.

Schön, sagte Irmgard da lächelnd, unser durchlauchtigster Gast nimmt die ihm gebührende Stelle ein. Und wahrlich, der Herzog gehört nirgends sonst hin als an die Spitze des Heeres, mag es nun zu einem Kampfe mit Waffen oder nur mit Worten gehn. Es beglückt mich, daß Ew. Durchlaucht unserem Vereine heut zu präsidiren geruhen.

Larifari! erwiderte ihr der alte Herr, seinen Stuhl und die vor ihm auf dem Tische liegenden Bücher genauer jetzt betrachtend; ich liebe weder Präsente noch Präsentationen. Auf das Commandiren versteh' ich mich, aber nicht auf das Präsentiren — der Herzog verwechselte immer beide Wörter und nicht nur jetzt, — und so will ich denn auch flugs mein Geschäft beginnen. Also: Herr Graf, lassen Sie ein gutes Bier bringen; die vollen Gläser werden unter den Büchern gar nicht übel sich ausnehmen, und langen Sie und die übrigen Herren ihre Pfeifen hervor, wie ich

mir die meine sofort werde reichen lassen. Ein Tabakskränzchen muß es sein, wenn etwas vernünftiges dabei herauskommen soll. Ohne Rauch keine guten Gedanken! Das wußte schon vor länger als hundert Jahren mein Vetter zu Potsdam, Gott habe ihn selig. Herr geheimer Pfeifenstopfer, thun Sie, was Ihres Amtes ist!

Der Aufgerufene gieng zu einem von ihm bereits mit Pfeifen und Tabakbeuteln belegten Nebentische, nahm eine gewaltige Meerschaumpfeife, füllte sie, reichte sie seinem Herren, zündete einen Fidibus an und setzte damit den Tabak in Brand.

So! sagte jetzt der alte Herr nach einigen tüchtigen Zügen; nun kann das Scharmützel losgehn, wann und wie es will! Ich bin bereit zuzuhören.

Der alte Graf lehnte die erlaubte Pfeife ab, Graf Huno jedoch steckte nach einem Blicke auf die Frauen sich lächelnd eine Cigarre an.

Nichts Glimmstängel! rief da jedoch sogleich der Herzog; kann sie nicht leiden; Pfeifen sind commandirt! Holen Sie sich eine, und haben Sie keine, so steht Ihnen eine von meinen zu Dienste. Herr Geheimeroberpfeifenstopfer, warten Sie Ihres Amtes!

Wenn Ew. Durchlaucht so zu befehlen geruhen, antwortete Graf Huno, so ist es nur meine Pflicht zu gehorchen.

Gut! Sie gefallen mir, junger Herr; basta! rief der Herzog; werde darauf denken, Ihnen eine Stelle an meinem Hofe anzuweisen. Aber das sage ich Ihnen einmal für allemal, mit der Durchlaucht bleiben Sie mir hier vom Leibe; ist nichts als byzantinisch-römische Schnurrpfeiferei das Majestät, Durchlaucht, Hoheit. Die Kaiser, Könige und Fürsten des Mittelalters verschmäheten alle diese Lappen. Sie ließen sich schlecht und recht „Herr Kaiser, Herr König, Herr Herzog" nennen, und thaten wohl daran. Haben wir etwa durch all diesen Firlefanz mehr Macht und Ansehen als unsere Ahnen, Gott habe sie selig! im schlichten Mittelalter hatten? Scheint mir nicht so. Hätte auch längst schon an meinem Hofe all den Plunder abgeschafft; aber meine Geheimen Staatsräthe meinen, ich dürfe das nicht, das habe Noten zur Folge und ich müße befürchten, daß man mich absetze als unfähig, Land und

Leute zu regieren. Wäre ich deutscher Kaiser, ich wollte es euch schon zeigen, wie man herschen könne, ohne sich Majestät schimpfen zu lassen. Der Bundestag sollte mir nur kommen! Aber basta! Hier bin ich nur Herr Herzog. Verstanden?

Die übrigen Herren lehnten das Rauchen ab; der Benedictiner, weil es die Klosterordnung nicht gestatte; Edman, weil er es nicht vertrage; Haspinger, weil er den Vortrag heute habe; Baron Wilmar endlich sagte, er rauche niemals des Abends. So hatte denn der Herzog nur zwei Beistände, den jungen Grafen und seinen Pfeifenstopfer, der selbstverständlich mithalten mußte.

So beginnen Sie denn, befahl der Herzog, und Haspinger begann.

Wenn Dietrich von Bern in den bereits betrachteten Sagen ein mehr oder minder mythisches Wesen war, insofern er mit Riesen, Zwergen, Lindwurmen u. s. w. zu kämpfen hatte, so tritt er uns in den folgenden als durchaus menschlicher Held entgegen. Seine Gegner sind Irmenrich (der sagenberühmte gothische König Ermanarich, dessen Reich von der Weichsel bis zur Donau reichte) und dessen Helden. Um die verwandtschaftlichen Verhältnisse der beiden Widersacher zu erkennen, theile ich den Stammbaum derselben mit, wie ihn unsere Gedichte geben. An der Spitze des Geschlechtes steht Anzius, in welchem Namen ich das altdeutsche Ans, in der Mehrzahl Ensî, gothisch Anzeis, Gott, erkenne; denn von den Anses, die er Halbgötter nennt, leitet auch Jornandes, das Geschlecht der Amaler, d. h. der ostgothischen Könige ab. Des Anzius Sohn ist Hugdietrich I., welcher mit Hildeburg, Walgunds Tochter, den Wolfdietrich erzeugt. Wolfdietrich ward von einer Wölfin als Kind in ihre Höhle getragen und von ihr aufgesäugt, daher sein Name. Als er erwachsen war, vermählte er sich mit Liebgard, Godians Tochter (Liebgard heißt auch die Mutter der Hildeburg), und zeugte mit ihr Hugdietrich II., welcher Sigeminne von Frankreich zum Weibe nahm und von ihr einen Sohn, Amelung, erhielt, der freilich Amalo heißen sollte, gerade wie Wälsing in Sigufrids Stammbaume Waliso. Amelung, dessen Gemahlin nicht genannt ist, hatte drei Söhne, Diethern I., Irmenrichen

und Dietmarn; und unter diese theilte er sein Reich, als der Tod ihm nahte. Diether erhielt Baiern und Breisach, Irmenrich Rom und Apulien, Dietmar Oberitalien mit Verona (Bern). Irmenrich aber brachte die Söhne Diethers nach dem Tode des Vaters um und vertrieb auch Dietmars Sohn, Dietrichen, zu dessen Vormund ihn der sterbende König ernannt hatte, um das ganze Reich seines Vaters sich zu unterwerfen. Dietmars zweiter Sohn, Diether II., fand den Tod durch Witichen in dem Kampfe Dietrichs wider Irmenrichen. Da nun Irmenrich auch seinen eigenen Sohn Friederichen auf die Verleumdung und den Rath Sibicho's hin umbringen ließ, so wird er mit Recht der Vertilger seines ganzen Geschlechtes geheißen, und die Sage schildert ihn als treulos durch und durch.

Von den hieher gehörigen Gedichten sind zu nennen 1) das Gedicht von Dietrichs Ahnen, seine Kämpfe mit Irmenrich und seine Flucht zu den Heunen, wo er dreißig Jahre bei König Etzeln weilt bis zum Tode Irmenrichs. Es ist ein Gedicht von mehr als zehntausend Versen und zwar in der Form der höfisch-ritterlichen Epen, dem freilich ein älteres strophisches Lied zu Grunde liegen wird, welches ohne Zweifel Vieles, was diese spätere Bearbeitung uns erzählt, uns nicht erzählen würde. Früher als das Jahr 1300 darf man diese höfische Umdichtung nicht ansetzen. Es gehört hieher 2) das aus 1140 sechszeiligen Strophen bestehende Gedicht, welches die Rabenschlacht, d. h. die Schlacht bei Ravenna heißt und mit dem zuvor genannten so ziemlich von gleichem Alter sein mag. Das Gedicht scheint nur eine breite, geschwätzige Erweiterung eines älteren kürzeren Liedes zu sein, wobei es dem Verfasser hauptsächlich darauf ankam, alle bekannten Helden der Sage einander im Kampfe gegenüber zu stellen. Weit älter dagegen ist und echte Sage enthält die eingeschaltete Erzählung vom Tode Diethers und der Söhne der Helche (Herche) und Etzels durch Witichen, der hier für Irmenrichen streitet. Dieses Stück lehrt zugleich, daß die sechszeilige Strophe aus einer älteren vierzeiligen entstund, indem die beiden ersten Zeilen in ihre Hälften zerlegt und diese nun als selbständige Verse behandelt wurden.

Man hat ferner hieher zu zählen 3) das Gedicht von Alpharts Tode, ein Lied in der Nibelungen Strophe. Sein Gegenstand ist der Ueberfall und die Tödtung Alpharts auf der Warte durch Witichen und Heimen; ein einzelnes Ereigniß in diesem langdauernden Kampfe. Endlich gehören noch hieher 4) das Volkslied von Irmenrichs Tode, das erst vor einigen Jahren in einem alten Drucke glücklich von Gödeke aufgefunden ward, 5) die bereits im ersten Bande besprochenen Gedichte von Hildebrand und Hadubrand und 6) die nur in Prosa erhaltene Erzählung von der Entführung Dietrichs durch ein schwarzes teuflisches Roß, infolge welcher er fortan bis zum jüngsten Tage als wilder Jäger bei Nacht die Forste durchstreift. Hiemit denn wird er zu Wodan selbst, der bekanntlich der älteste Nachtjäger ist und vertritt hier somit diesen, wie er in andern Sagen, wie wir bereits sahen, die Stelle Donars einnimmt.

Ich wähle zur näheren Betrachtung den Tod Diethers und der Söhne der Helche durch Witichen, wenn es anders Ihnen so gefällig ist. — Es ward angenommen und er las:

I.

1. Früh an einem Morgen, bevor noch kam der Tag,
träumte Frauen Helchen, als sie neben Etzeln lag,
o weh der bitterleiden Mähre,
ein wilder Drache zu ihr geflogen wäre.

2. Er durchbrach mit Kräften ihres Zimmers Dach
und nahm ihr mit Gewalte, da half weder weh noch ach,
ihre lieben Söhne beide
und trug sie hin auf eine grüne Heide.

3. Deutlich sie's erschaute, der Kinder Ungemach,
sie sah mit ihren Augen, wie ein Greif sie da zerbrach:
vor Leid ihr da das Herz erkrachte,
unsanft aus dem Schlummer sie erwachte.

4. Der Traum ihr recht es sagte, wie's dort seit ergieng,
da der edle Berner ihre Kinder zu Hülf' empfieng,
die jungen Könige hehr und bieder:
die sah sie leider lebend nimmer wieder.

5. Zu der Burg des Königes fröhlich da kam
die Schaar der Rothgestalden, deren Muth es auf sich nahm,
daß sie Dem von Berne wollten
auf Irmenrichen helfen, wie sie sollten.

6. Als das Heer zur Reise recht nun war bereit
aus der Heunen Lande, da hub sich großes Herzeleid;
da konnte man Jammer schauen:
da sah man weinen manche werthe Frauen.

7. Die jungen hehren Könige giengen hin zuhand
mit betrübtem Herzen, wo man die Königin da fand,
Frauen Helchen die Gute:
entgegen den Kindern gieng die Hochgemuthe.

8. Freundlich sie da küßte die Kinder an den Mund.
Die jungen hehren Könige thaten ihr Gesuch ihr kund:
„Gnade, viel liebe Mutter,
wäre doch nun hier ein so Guter!

9. Wir bäten gar so gerne, sprach Scharf der Degen da,
wir möchten wohl mit Dietrich hin in's Römerreich, ach ja!
wir sähen beide gar so gerne,
davon er heißt, die gute Stadt zu Berne.

10. Mutter, liebe Mutter, nun bitte den Vater mein,
mag es, wie ich hoffe, nur mit deinen Hulden sein,
daß die Reis' er uns erlaube:
viel der Sippen reisen, wie ich glaube!"

11. Tief betrübt Frau Helche sah die Kinder an;
zu den jungen Königen freundlich sprechen sie begann:
„Diese Bitte sollt Ihr lassen:
Kinder seht, damit ist nicht zu spaßen!

12. Gern Euch auf der Reise behüten alle Zeit
die viel kühnen Recken; kommt es aber an den Streit,
so wird Euer bald vergessen:
so seid Ihr hin, das kann ich wohl ermessen."

13. Das sollst Du nicht sorgen, liebe Mutter mein;
bei Nacht so wie bei Tage wollen stets wir beide sein,
darauf magst Du fest vertrauen,
bei Herren Dietrich: er wird auf uns schauen."

14. Zu derselben Stunde der König Etzel kam
Zu Helchen mit dem Berner. Wunder es den Herren nahm,

daß seine lieben Söhne beide
er sah traurig stehn in Gram und Leide.

15. Da sprach zu dem Fürsten die Frau so wohlgethan:
„Etzel, deine Söhne liegen mir mit Bitten an,
sie möchten gern zu diesen Zeiten
mit dem Heer in's Römerland hin reiten.“

16. „Das wird mein Wille nimmer, daß man dort Euch sieht,
mit dem meinen Rathe nun und nimmer das geschieht.
Was begehrt Ihr Thoren beide?
Erlasset mich und Euch so großer Leide!“

17. Da sprach voll der Trauer Ort der junge Held:
„Etzel, hehrer König, wir wollen nicht in's Waffenfeld;
laßt uns reiten doch die Strecke:
dahin zieht so mancher gute Recke.“

18. „Redet was Ihr wollet, ich erlaub' es nie;
was auch Ihr mögt sprechen: nein, Ihr müßt mir bleiben hie!
Ob zu Leid' Euch was geschähe,
immer man mich dann in Trauer sähe.“

19. Da sprach der kühne Berner: „Laßt die Kinder doch,
da so sehr sie's wünschen: ich beschirme sie wohl noch.
Meine besten Recken sollen
ihrer pflegen, wenn sie mit uns wollen.“

20. Etzel der viel reiche sprach nach kurzer Frist
zu dem Herrn von Berne: „Ich fürchte Irmenriches List.
Wenn sie mir nicht wieder kämen,
Schmerz und Trauer mir das Leben nähmen!“

21. „Traun, wir kommen wieder, sprach der Degen Ort.
Ich traue wohl den Recken, sie beschützen schon uns dort.
Nimmer seht Ihr mehr uns lachen,
könnt Ihr uns die Reise wendig machen.“

22. Mit weinenden Augen sprach Helche da zuhand
freundliche Bitte zu dem Herrn von Heunenland:
„Ach! so laß Dich doch erbitten,
Etzel, da sie gar zu gerne ritten!

23. Nun laß sie kühnlich reiten, nicht ich's weigern kann,
und entbeut in Eile her zu Hofe Mag und Mann;
dem Berner nun befiehl die Kinder
und den andern Helden auch nicht minder.“

24. „Mir naht Leid, das seht Ihr; sagen ich es soll;
Euch werden, laßt Ihr ab nicht, oft noch euer' Augen voll.
Wie sich's füge, bittre Schmerzen
nahn," sprach Etzel mit betrübtem Herzen.

25. „Erlaßt Euch doch des Kummers! sprach Ort da zuhand?
Warum hegt Ihr Sorgen, edler Fürst von Heunenland?
O wir können wohl uns wahren
vor den Feinden und des Kriegs Gefahren!"

26. Frau Helche vollvertrauend zu Dieteriche sprach:
„Dietrich, edler Fürste, Du wirst richten Dich darnach:
Etzel hofft es, ich nicht minder:
so empfang denn meine lieben Kinder!"

27. „Wollt Ihr mir vertrauen, sprach der Held sogleich,
Ihr seht sie gesunde bald zurück im Heunenreich;
das habt, Frau, auf meine Treue:
ihre Reise nimmer Euch gereue!"

28. Fünfhundert Saumrosse hieß Frau Helche da
mit reichem Golde laden: das verschlug sie wenig ja;
auch, glaub' ich, that sie das sehr gerne:
das gab sie zur Steuer Dem von Berne.

29. Als sich der edle Recke des Goldes unterwand,
Urlaub nahm er sittig zu Frau Helchen allzuhand;
er neigte sich, man konnt' es schauen,
ihr und allen ihren edlen Frauen.

30. Nun es an ein Scheiden von den Kindern gieng,
mit ihren weißen Armen sie Frau Helche wohl umfieng,
ihre Söhne hehr und bieder:
leider sah sie lebend nie sie wieder.

31. Die jungen Könige selber Frau Helche aus dem Schloß
über'n Hof hin führte: Jeder nahm sein maurisch Roß.
Da konnte man Jammer schauen:
die Kinder küßten Mutter und auch Frauen.

32. Gegen Wälschlande ritten in den Streit
die jungen kühnen Helden: sie wurden dort erschlagen seit.
O weh der jammervollen Freise,
die da geschah: verflucht sei diese Reise!

— —— ——— —

Hätte nicht geglaubt, begann jetzt der alte Herzog, indem er seinem Leibpfeifenstopfer winkte, ihm den ausgegangenen Tabak wieder anzustecken, daß König Etzel ein solcher Bindfaden gewesen sei, den seine Frau nach Belieben um den Finger wickeln konnte. Aber der Frau kann selbst eine Geißel Gottes nicht widerstehn, scheint es. Man sieht, daß sie die Herschaft im Hause führt, und wie! Mir hätte Frau Helche, oder wie sie heißt, nicht so kommen dürfen; nein, mir nicht!

Ja, sagte der edle Herr von Stoffeln, und wie die beiden Rangen die Frau Mutter herum zu kriegen wissen, es ist wahrhaft ergötzlich. Man sollte meinen, die beiden Prinzen wären nach der neuesten Methode erzogen worden, mit so angenehmem Trotze wissen sie zu pochen. Sie bemerkten, Herr Herzog, daß sie droheten, ihr ganzes Leben lang nicht mehr lachen zu wollen, wenn man sie nicht reisen lasse.

Sie haben ganz recht, Werthester, erwiderte ihm der Herzog; den Buben hätte eine tüchtige Horbel auf das Maul gehört. Na! die werden schön anrennen, das kann man sich denken. Und der Dietrich kennt sich sehr wohl an diesem Hofe aus. Er weiß, wer Herr ist, und sein Wissen trägt ihm denn auch ein schönes Stück Geld ein. Es war, weiß Gott, dazumal gerade wie es heute noch ist! —

Herr Herzog, nahm Berta lächelnd das Wort, in einem früheren Gedichte schon hörten wir, daß eine Frau diesem Könige Etzel in das Gesicht sagte, er sei der verzagteste aller Menschen, und er nahm es ganz gelassen hin, als ob das sich von selbst verstünde. Erlauben Sie mir aber Ihnen zu sagen, daß der Attila der Geschichte und der Etzel der Sage ihrem inneren Wesen nach nichts mit einander gemein haben. Sie haben den gleichen Namen, den gleichen Wohnsitz, die gleiche Macht, das ist Alles. Auch von der düstern Grausamkeit des nordischen Atli hat der deutsche Etzel nichts; dieser ist vielmehr gutmüthig und schwach. — Aber ein Wort versteh' ich nicht; was ist Freise.

Alles, was Schrecken erregt, antwortete ihr Leodegar, hier etwa: Schreckensthat.

So will ich denn fortfahren, wenn es Ihnen genehm ist, sagte Haspinger, und er begann:

II.

1. Als das Heer der Heunen gelangte hin nach Bern,
da schlug es Zelt an Zelt auf, den hohen Mauern nicht zu fern.
Vieler Freuden sie da pflagen.
Mit Kühnheit und mit Schalle da sie lagen.

2. Eiligst da besandte der Berner Mag und Mann;
zu Hofe rief die Recken des edlen Heergebieters Bann.
„Nun bitt' ich Euch, Ihr kühnen Helden,
wer guten Rath weiß, wolle mir ihn melden.

3. Die Sorg' ist nicht geringe, die mir ich nun gewann:
wie thun wir mit den Kindern? da rathet, sprach der kühne Mann,
daß wir's am rechten Ende fassen;
nun sprecht: wo wollen wir die Kinder lassen?"

4. Da sprach von Steier Dietleib, der Degen hochgemuth:
„Edler Herr von Berne, ich sag' es recht Euch, was Ihr thut.
Uns allen scheint es traun das beste:
Ihr laßt die Fürsten hier in eurer Feste.

5. Da sind sie wohl beschirmet die Nacht so wie den Tag,
und wir sind ohne Sorge, was uns der Kampf auch bringen mag.
Hier mögen sie gesichert leben:
das ist der Rath, den wir Euch alle geben."

6. Da sprach der edle Berner: „Auch mir erscheint das gut;
ich will Euch gerne folgen: die Kinder sind hier wohl in Hut.
Wir werden froh sie wiederfinden.
Doch rathet weiter, wer bleibt bei den Kinden?"

7. „Ersucht der Euern einen, welchen auch Ihr wollt."
„Ilsan den getreuen, sprach Rüdger, hier Ihr lassen sollt.
Der pflegt der Kinder wohl nach Ehren,
bis ihnen wir vom Streit zurücke kehren."

8. Da sprach der edle Berner zum starken Ilsan:
„Nun wohl mir, kühner Recke, daß ich Dich Treuen je gewann!
Du sei Bewahrer meiner Ehre,
bis ich Dir, Held, vom Kampfe wiederkehre.

9. Dir befehl' ich, Recke, auf die Treue dein
Frauen Helchen Kinder, die lieben Jungherren mein,

meines Heiles reichste Blüthen:
die sollst Du mir, Ilsan, treu behüten.

10. Im Hause und auf der Straße wache nach und vor;
nicht achte ihres Zürnens, laß sie nimmer vor das Thor:
Kinder lockt's zu Wanderschaften:
mit dem Leben mußt Du für sie haften.

11. Ich tödte Dich, auf Treue, mit meiner eigenen Hand;
nichts kommt Dir zu Gute: dein Leben steht mir als ein Pfand;
das sag' ich Dir, nicht mehr noch minder:
drum laß aus deinem Schutze nie die Kinder.

12. Zu hohem Pfand' ich habe sie befohlen Dir.
Auf mein Land noch heute verzichten wollt' ich, glaub' es mir,
eh ich Helchen Kinder ließe:
ich trüg' es leichter, daß man mich verstieße.

13. Käme Dir die Kunde, daß wir flüchtig sein,
sprach der edle Dietrich, so hüte, bei der Treue dein,
darum bitt' ich, Held, Dich gerne,
bewahre ja mir wohl die Stadt zu Berne.

14. Vorsicht immer übe, daran mahn' ich Dich,
belagert Dich hier inne der ungetreue Irmenrich,
so verzage nicht an Ehre,
folge mir, wie Dich ich jetzo lehre.

15. Sei es, daß Dir Jemand, Held, die Kunde bot,
sprach der Vogt von Berne, daß hinweg mich nahm der Tod,
o so laß Dich Niemand trügen,
laß die Feste so nicht ab Dir lügen!"

16. Mit Züchten sprach da Ilsan: „Nun saget, Herr, es mir,
laßt mich recht es wissen, auf Wen sollen warten wir,
wenn Ihr, — daß Euch Gott behüte! —
verdürbet? — Sehr das wahrlich mich bemühte!"

17. Des will ich Dich bescheiden, sprach Herr Dieterich;
Wär' es, daß ich fiele, so sollst Du harren sicherlich,
Held, auf Etzeln den starken:
der eilt herbei wohl von der Heunen Marken.

18. Ihm dann gieb die Kinder und zugleich die Stadt.
Ich weiß, sprach der Kühne, stets der Ehre Bahn er trat;
er bewahrt auch seine Ehre
an meinem Bruder Diether immermehre."

19. „Das will ich, edler Dietrich, sprach Herr Ilsan;
die Stadt hier zu Berne mach' ich Etzeln unterthan;
ich will aber Gott vertrauen,
Ihr sollt sie wohl noch lange selber bauen."

20. „Noch ich Dir befehle auf die Treue dein
Diethern den jungen, den viel lieben Bruder mein:
den vertrau' ich deiner Ehre
bis ich aus dem Streit zurücke kehre."

21. „Ilsan sprach, der Degen: „Ich bewahr' ihn wohl;
meines lieben Herren ich mit Treue pflegen soll.
Gönne Gott mir nur die Stunde,
daß ich Euch alle sehe hier gesunde!"

22. Dietrich da mit Treuen zu Dietheren sprach:
„Bruder, edler König, nun habt hier Euch gut Gemach
und behütet mir die guten
edlen Könige, was sie an Euch muthen.

23. Ihr seid der Jahre ein wenig älter denn sie sind:
nie laßt aus Eurer Pflege der tugendhaften Helchen Kind;
wollen sie irgendwohin reiten,
das hindert fein und klug zu allen Zeiten.

24. Unser Land in Feindschaft leider also steht.
Und wisset, sprach der Recke, ob es uns irgend missegeht
an der edlen Helchen Kinden,
so muß uns fürder unser Heil auch schwinden.

25. Unverzagter Ilsan, gedenk' an all mein Leid,
und was ich Dir vertraute: bewahre deine Redlichkeit;
wahre, Held, mir meine Ehre,
das will ich wohl verdienen immermehre."

26. Frauen Helchen Söhne, wohl eilig kamen die,
sehr es sie betrübte, daß sie sollten weilen hie;
das beklagten sie gar bitter:
sie zu trösten suchte mancher Ritter.

27. Rüdiger, der edle, der kühne Markmann,
sah wohl die Betrübniß seinen lieben Herren an;
gern er tröstete sie beide:
„Was seid, junge Fürsten, Ihr in Leide?"

28. Da sprach Klageworte der junge Degen Scharf:
„Euer Rath, ihr Helden, unsere Freude niederwarf;

wem nun sollen wir vertrauen?
wer weiß, ob wir Euch jemals wieder schauen?"

29. Ihr jungen hehren Könige, Ihr sollt verzagen nicht,
sprach, sie tröstend, Rüdiger; trübt nicht eurer Augen Licht.
Wohl noch seht Ihr uns gesunde
hie zu Bern in einer kurzen Stunde."

30. Die jungen Könige küßte der wilde Markmann;
heiße Thränen jeder da zu weinen erst begann.
O weh der bittern Kummerschmerzen:
für immer schieden sich die treuen Herzen.

31. Da gieng auch der Berner zu den Kindern allgemach;
der viel edle Recke mit trübenden Augen sprach:
„Nun gehabt Euch wohl, ihr Beide;
behüt' Euch Gott vor allem Herzeleide!"

32. „Also pfleg' auch Euer Gott, Herr Dieterich!"
Die Zähren ihnen fielen aus den Augen sicherlich
auf die Händ' und auf die Kleider:
das war der Helden letzte Trennung leider.

Hier herscht ein ganz anderer Ton, nahm jetzt Gräfin Irmgard das Wort, als wir bis jetzt in der Heldensage zu hören gewohn waren. Das Benehmen der Recken den Kindern gegenüber finde ich so voller Rücksichten, daß es, strenge genommen, der Helden fast unwürdig wird. Es mag höfisch sein, natürlich ist es nicht.

Du hast recht, erwiderte ihr der alte Graf, dieß Stück ist das schwächste in dem sonst gewiß schönen Gedichte. Die Helden benehmen sich gegen die Kinder, wie sich ritterliche Vasallen dem Lehnherren gegenüber im Mittelalter zu benehmen pflegten, wie ja auch die Knaben von ihnen geradezu „ihre Herren" genannt werden. Gewiß freilich soll zugleich auch dadurch auf die Ehrfurcht, die sämmtliche Recken gegen die Mutter der Knaben, die Königin Helche, hegen, hingewiesen werden; denn auch darauf beruht das Benehmen der Helden mit. Die Kinder selbst erscheinen aber hier zu weinerlich, wenn man erwägt, was vorausgieng und was nachfolgt. Kurz die Charakterisirung der Kinder finde ich nicht eben

sehr gelungen. Von den Eltern schieden sie wohlgemuth; im folgenden Stücke kehrt ihr Unbedacht wieder; darauf wagen sie sich als junge Helden sogar an den nach Dietrich gewaltigsten Recken; dazu stimmt freilich ihre weinerliche Weichheit hier schlecht.

Der Dichter gieng offenbar darauf aus, das Mitleid seiner Hörer zu erregen, aber er thut dieß auf falschem Wege, äußerte sich jetzt Graf Huno. Eine ältere Gestalt der Sage würde die Söhne der Helche kaum uns als solche Zärtlinge zeigen, sondern in Uebereinstimmung mit ihrer späteren Handlungsweise. Knabenhafte Verwogenheit dürfen sie haben, und statt der heißen Thränen hätte der Dichter sie besser jugendlich übermüthige Prahlereien ergießen lassen, etwa: „Irmenrich sollte nur kommen, sie wollten ihm schon die Wege weisen.“

Wie wäre es wohl, sagte jetzt Baron Wilmar, wenn der Dichter zwiespältige Naturen hätte zur Anschauung bringen wollen? Ihre Verzagtheit jetzt und zuvor ihr Uebermuth könnte ihm als Erbtheil vom Vater, ihre spätere Kühnheit als Erbtheil von der Mutter gelten. Freilich hätte er, wenn dieß seine Absicht war, diese deutlich erkennbar machen sollen. Er läßt es uns aber höchstens errathen, und das ist immerhin ein Fehler.

Wir müssen nun einmal die Söhne der Helche nehmen wie sie sind, ließ sich jetzt Berta hören. Mir ist aber die Verwendung des „Ihr“ und des „Du“, wie sie hier vorkommt, aufgefallen. Welche Regel galt in dieser Hinsicht?

Darauf erwiderte Haspinger: Das „Ihr“ geben sich Gleiche, wenn nicht besondere Verhältnisse, wie Freundschaft oder noch mehr Zorn das „Du“ herbeiführen. „Ihr“ erhält dann immer der Höhere von dem Niederen z. B. der Lehensherr vom Dienstmann, und er giebt das „Du“ zurück, wenn nicht Zorn auch hier das Gegentheil hervorruft, und der Niedere duzt, der Höhere ihrzt. Wenn aber Dietrich seinen Bruder Diether ihrzt, so behandelt er ihn in diesem Augenblicke als König und nicht als Bruder; er will ihm dadurch seine Obliegenheiten schärfer einprägen. Von den Frauen gilt im Ganzen das Gleiche. Helche duzt Dieterichen, weil sie, die Königin, ihm hold gesinnt ist; später ihrzt sie ihre Niftel,

seine Gemahlin, weil sie wegen des Todes ihrer Söhne auf ihn zürnt. Kommen in einem Gedichte von diesem festen Brauche Abweichungen vor, so liegt wohl oft der Grund davon darin, daß ein späterer Dichter die Redeweise eines älteren Gedichtes aus Vergessenheit einmal beibehielt; denn in der älteren Zeit ward in Deutschland begreiflich nur geduzt, gerade wie von den Griechen und Römern. — Ist es Ihnen recht, so gehe ich weiter.

Alle waren es zufrieden und er las:

III.

1. Bei Händen sich ergriffen der reinen Helchen Kind
und Diether der junge. Zusammen giengen sie geschwind,
vor ihren Schirmer hin sie traten,
Ilsanen zu der Stunde da sie baten.

2. „Ilsan, hehrer Meister, sprach der Degen Ort,
wir bitten Dich von Herzen, laß uns doch ein Stündlein fort,
gönn' uns vor die Stadt zu reiten:
wir kommen Dir zurück in kurzen Zeiten.

3. Wir möchten gern von außen die Stadt, der keine gleich,
die hohe Bern beschauen. O läge die im Heunenreich,
was mehr könnten wir verlangen?
mein Vater könnte damit wahrlich prangen."

4. Mit Treuen sprach da Ilsan: „Ihr lieben Herren mein,
die Bitte sollt Ihr lassen, denn fürwahr, das mag nicht sein;
wär' es, daß Euch Leid geschähe,
den Tod mir selben nahn ich lieber sähe."

5. „Nicht ferne ja wir reiten, sprachen da die Kind,
Ilsan, lieber Meister; auch sind wir wahrlich nicht so blind,
wir behüten uns der Maßen,
daß uns Niemand schädigt auf der Straßen."

6. „Erlaßt mich solcher Sorge, sprach Herr Ilsan,
dem edlen Vogt von Berne mein Gelübde ward gethan;
es möchte leicht mich dann gereuen,
und wär' auch immer ledig aller Treuen."

7. „Was Du Unbilliges, sprach Scharf, begehst daran
gegen Dieteriche: wohl ich das versühnen kann.

Du hast es nimmer zu beklagen:
wer auch sollt' es wohl dem Berner sagen?"

8. Da sprach der starke Ilsan: „Nun seid der Bitte gewährt.
Nicht doch bleib' ich hinter Euch, da denn zu reiten Ihr begehrt;
nimmer das ich unterlasse,
ich reite mit Euch Kindern auf die Straße."

9. Froh des Wortes wurden die Kinder wohlgethan;
die jungen reichen Könige sprangen fröhlich flugs von dann
zu den Ställen bei dem Schlosse:
sie saßen unverweilt auf ihre Rosse.

10. Die jungen hohen Könige ritten aus der Stadt:
leider bald sie kamen auf den unrechten Pfad.
O weh! verflucht sei diese Reise:
wie schnell betraf sie klagenswerthe Freise!

11. Eh sich bereitet hatte Ilsan zu der Fahrt,
mehr denn eine Stunde weit ritten die jungen Helden zart;
da ritt er eiligst nach den Kinden:
er konnte um die Stadt sie nirgends finden.

12. „Wo soll ich hin nun reiten, ich armer Ilsan?
wer mir das sagen könnte!" Laut zu rufen er begann;
ihm war leid gar ohne Maßen:
Niemand gab ihm Antwort auf den Straßen.

13. Tief in seinem Herzen lag ihm Ungemach.
Ein Nebel dicht und finster ihm die Fernsicht unterbrach.
Die Kind ihm ritten aus den Augen:
da konnt' ihm all sein Suchen wenig taugen.

14. Er dachte in seinem Muthe: was, ob wohl die Kind
in ihrem dummen Sinne dem Heere nach geritten sind?
o weh! da würden sie versehret:
sie sind mir zu dem Heere hin gekehret!

15. Seinem Blanken [1] eiligst gürtet' er baß;
mit gar manchen Sorgen auf das gute Roß er saß;
ihm war schwer von Herzeleide:
er ritt nach den Kindern auf die Heide.

16. An dem andern Morgen, als der Tag anbrach,
seine große Sorge Diether offen aus da sprach:

[1] Roßname.

„Um Rath, Ihr lieben Herrn, ich bitte:
ich fürcht' uns großes Unheil von dem Ritte."

17. Sie sattelten ihre Rosse mit williger Hand.
Die jungen hehren Könige hinaus sahen über's Land.
Rein und heiter schien die Sonne:
„Nun freu' ich mich, sprach Scharf, dieser Wonne."

18. „Bei dem hohen Himmel, sprach Ort allzuhand,
wie schön ob allen Maßen ist dieß herliche Land:
wahrlich, hoher Herr von Berne,
Ihr möget wohl hier wohnen immer gerne!"

19. Zu derselben Stunde, wie wir berichtet sind,
sahen herzu reiten den starken Witichen die Kind;
leider sollt' er ihnen nahen.
Die Kinder sprachen, als sie recht ihn sahen:

20. „Herr Gott in dem Himmel! wer mag der Recke sein,
der so kampfgewärtig dort hält, Trautgeselle mein?
laßt uns schleunig hin doch reiten!
er gebahrt, als ob er wolle streiten.

21. Er hält dort helmbedecket unter'm Schilde breit."
Da sah ihn auch Diether von Bern, der junge Held gemeit.[1]
Was sollt' ihm da Schweigen taugen?
Thränen sah man bald in seinen Augen.

22. Ein Leid ihm von dem Herzen in die Augen kam;
des Recken Untreue mit Harm' erfüllt' ihn und mit Scham,
die an ihm er hat begangen:
so ward er von Trauer ganz befangen.

23. Helchen junge Söhne gewahrten das nun wohl,
daß die hellen Augen das Leid ihm machte thränenvoll;
um Auskunft baten flugs ihn beide,
was ihm so schnell geschehen sei zu Leide.

24. „Wohl mag mich Zorn erfüllen, sprach Diether; hört mich an:
der dort hält, der Recke, hat uns großes Leid gethan.[2]
O könnt' ich mich an ihm rächen!
Das thät' ich gern: was mag ich weiter sprechen!"

25. Nun frag' ich Dich ernstlich, sprach der Degen Ort,
Diether, hoher König; wer ist der stolze Recke dort?

[1] Froh. [2] Er war von Dietrich zu Irmenrich übergegangen.

Willst Du, Lieber, uns ihn nennen?
Er kommt nicht weg, wir wollen an ihn rennen!"

26. Mit großem Herzeleide sprach Diether da zuhand
zu seinen jungen Herren: „Nun, Witiche ist er genannt.
Hei, sollt' er von meinen Händen
hier sein ungetreues Leben enden!"

27. „Sind nicht wir junge Helden? sprach da Scharf sofort:
Wir sollen mit dem Kühnen streiten auf der Heide dort,
seinen Schild ihm bald zerhauen,
mag er uns zu stehn sich nur getrauen!"

28. Laut her rief nun Witiche (an Muth ihm's nicht gebrach),
als er die Kind erblickte: mit Stolz er diese Worte sprach:
„Nun, Recken, sagt es mir geschwinde,
gehört Ihr zu des Berners Ingesinde?"

29. „Bald Ihr's inne werdet, rief Diether wieder hin.
Als Ihr verkauftet unser Land, wo hattet Ihr wohl euren Sinn?
Dafür büßt Ihr, wie sich's kehre,
Ihr müßet darum geben Leib und Ehre!

30. Wiss' es Gott, Herr Witiche, Ihr kommt so nicht hin;
heute sollt Ihr büßen euren ungetreuen Sinn;
traun, Ihr büßet mir die Schande,
Ihr laßt uns euer Haupt zu einem Pfande!"

31. „Kindisch Ihr da sprechet, sprach Witiche allzuhand;
Was geht Euch an das Römische Reich? fahrt wieder heim in Etzeln Land
und bescheltet mich nicht sehre:
sonst seht Ihr's Land der Heunen nimmermehre!"

32. „Ungetreuer Zagling, Du wagst es offenbar
zu strafen hohe Könige? das sollst Du büßen mir fürwahr!"
Scharf es rief und hin er lenkte;
in der Hand das blanke Schwert er schwenkte.

33. Als der starke Witiche das Kind her reiten sah,
den Sattelgurt er anzog; mit großer Eile das geschah.
Der Recke kühn und viel vermessen
kam mit Zorn nun auf sein Roß gesessen.

34. Er dacht' in seinem Muthe: Nun muß ich Euch bestehn;
eh ich Euch entrinne, es muß mir an das Leben gehn.

Da nahm der Recke Schemmingen [1]
mit beiden Spor'n; man hört' ihn laut erklingen [2]

35. Gleich einem Degen mannhaft reiten er begann.
Scharf, der kühne Recke, ritt den starken Witichen an;
mit viel grimmiglichem Muthe
schwang sein Schwert der junge Held, der gute.

36. Manchen Schlag er zielte, der Held gar unverzagt.
Wie stark Herr Witiche mochte sein, wie viel man Wunders von ihm sagt,
dennoch schlug ihm jetzt zwo Wunden
Frau'n Helchen Sohn, Herr Scharf da zu den Stunden.

37. Sehr des zürnte Witiche, die Schande schmerzt' ihn sehr,
sie lag ihm schwer im Herzen. Nun sollt Ihr vernehmen mehr:
mit Zorn er Mimingen zückte, [3]
an den jungen Scharf er grimmig rückte.

38. Mit einem schweren Schlage beendete er das Spiel;
recht zwischen beiden Augen traf er ihn an des Todes Ziel,
durch das Hirn hinab zum Kinne
schlug das Kind der Mann mit grimmem Sinne.

39. Bevor der junge König todt kam auf das Land,
das wisset als die Wahrheit, das Schwert mit kraftvoller Hand
schwang er, wenig es ihn mühte,
er schlug auf Witichen, daß das Feuer sprühte.

40. Da starb der reiche König von des Recken Hand,
nieder von dem Rosse sank er todt auf das Land.
Das war ein Leid ob allem Leide
den zweien jungen Königen auf der Heide.

41. Mit grimmiglichem Muthe gegen den Recken drang
Ort, den übermächtig seines Bruders Ende zwang.
Sehr beweinte Ort der Gute
seinen Bruder Scharf mit Trauermuthe.

42. Als da sah Held Witiche, daß nicht er möchte dann,
mit freundlichem Sinne sprach der unverzagte Mann:
„O weh, König vom Heunenreiche,
heute habt verübt Ihr Kinderstreiche!

[1] Roßname. [2] Die Ringe seiner Brünne erklingen. [3] Miming, das Schwert Witiches.

43. Daran sollt Ihr denken, sprach der kühne Mann,
edler hoher König, ich habe Leid Euch angethan,
noch denn folget meiner Lehre:
fahrt eurer Straße: dran geschieht Euch Ehre!

44. Ich schlag' Euch wider Willen, das könnt Ihr glauben mir;
dem edlen Herrn von Berne her zu Hülfe kamet Ihr;
wäret Ihr von guten Sinnen,
schnell fürwahr entwichet Ihr von hinnen!"

45. „Wehre Dich, Du Mörder! Dein Tod muß es sein:
an Dir will ich rächen den viel lieben Bruder mein,
der hie todt liegt auf der Heide:
das kommt Dir traun heute noch zu Leide."

46. „Laß den Zorn, sprach Witiche, was auch sei geschehn;
es wird ein kleiner Schade, dran denke, besser übersehn,
denn daß er sich noch vermehre:
laß' ich Dich ziehn, ist's deinem Vater Ehre!"

47. „Wozu, zager Bösewicht, wähnst Du, daß ich sei?
sprach Ort: der mir von Jugend an immer treulich wohnte bei,
von dem soll ich mich nun scheiden?
mir muß mein Leben fortan immer leiden."

48. Mit beiden Händen fassen er begann das Schwert;
zusammen sprengten muthig die beiden kühnen Recken werth;
mit großem Hasse sie da rangen,
sie schlugen auf die Helme, daß sie klangen.

49. In der Zeit auch Diether auf's Roß gekommen war,
der edle Fürst, und sprengte nun Muthes voll zum Kampfe dar;
da bestunden ihn sie beide,
die jungen Helden, Witichen auf der Heide.

50. Grimmig ihm sie schlugen Schläge sonder Zahl,
die jungen hohen Könige trieben Witichen auf dem Wahl [1]
hin und her, nach jeder Seite:
o weh! sie waren allzujung zum Streite.

51. Der Eine vorn, der Andre hinten griff ihn an;
aus den Helmen stieben das wilde Feuer da begann;
an keine Schonung ferner dachte
der grimme Witiche: Schlag auf Schlag er brachte.

[1] Wahlstätte.

52. Mit dem guten Schwerte, das stets im Streit er trug,
Orten dem viel jungen Witiche Helm und Haupt durchschlug
mit ganzer Kraft, mit Mannes Händen,
hin von der Scheitel zu der Zähne Wänden.

53. Von Heunen Ort der junge ab dem Rosse sank
auf das Land hernieder, wo sein Blut der Boden trank.
Frauen Helchen Söhne beide
lagen da erschlagen auf der Heide.

54. Diethern sehr betrübte seiner Herren Tod;
das Blut dem jungen Recken aus den Augen sprang so roth.
Solches Leid ihn treffen sollte:
die hehren Könige er da rächen wollte.

55. Mit grimmiglichem Muthe einander liefen an
die Helden, beide sprangen ab den Rossen auf den Plan;
ihre Schläge laut erklangen,
Zornes Lohen aus ihren Augen sprangen.

56. Listig sprang da Diether hin und wieder her,
manchen Schlag er wägte Witichen wider sein Begehr.
O weh! das sollt' ihm wenig frommen:
er mocht' an Kräften nimmer gleich ihm kommen.

57. Wie jung auch Diether wäre, er that doch Witichen weh.
Größre Schläge brachte nie Kind einem Recken eh.
Langer tiefer Wunden viere
schlug da Witichen Diether der viel ziere.

58. Sehr verdroß das Witichen. Auf das Land den Schild
warf der kühne Recke; mit beiden Händen grimmig wild
das lichte Schwert er hub: so rückte
er gen dem Jüngling, dem's da nicht mehr glückte.

59. Witiche so mit Grimme lief da Diethern an:
o weh, da galt ihm wenig der junge Held auf Streites Bahn.
Fluch auf immer diesem Schwerte;
er traf ihn an dem Ort, wohin er gehrte.

60. Durch die Achsel und den Leib das Schwert zu Thale drang,
erst der Gürtel hemmte der scharfen Klinge grimmen Schwang.
„Weh mir!“ rief er und sank nieder,
nie seh' Dich ich, Bruder Dietrich, wieder!“

61. Dem viel edlen Könige die Kraft gar entwich,
nach einem Stücklein Erde seine Hand in Eile griff

und führt' es fromm zu seinem Munde
zu unsers Herren Opfer zu der Stunde.

62. Diesen Tod beweinen Witiche da begann
von seinem ganzen Herzen, der viel ungetreue Mann.
Seht, er küßte zu den Stunden
Diethern recht an alle seine Wunden.

63. „Könnt' ich Dir noch helfen von aller deiner Noth,
Gott soll mich verwerfen, wollt' ich drum nicht liegen todt!
Sicherlich, nun muß ich räumen
alles Land vor Dietrich ohne Säumen.

64. Er gieng zu Schemminge und wollte reiten dann,
von dem großen Schmerze schwinden ihm die Kraft begann;
machtlos ward er ganz vor Leide:
er mußte niederliegen auf die Heide.

Das ließ sich erwarten, daß es den Knaben übel ergehn würde, nahm der Herzog jetzt das Wort, und jetzt finde ich denn auch die Bemerkung, die bereits gemacht ward, daß nämlich die Knaben beim Abschied von den Helden zu Bern allzukindlich geschildert sind, ganz gerechtfertigt. Dort erscheinen sie als Buben von sechs bis sieben Jahren, hier im Kampfe als sechszehn oder siebenzehn Jahr alte Jünglinge.

Und so alt müßen sie in der That auch sein, sagte Gräfin Irmgard; denn wir wissen, daß Diether ein Jahr alt war, als Dietrich zu Etzeln floh, daß die Schlacht bei Ravenna nach fast zwanzigjährigem Aufenthalte Dietrichs im Lande der Heunen Statt fand, und daß Diether nur „ein wenig älter" als die Söhne der Helche war.

Wahrlich, antwortete lächelnd der Herzog, eine so gründliche Gelehrte hätte ich in unserer angenehmen Wirthin nicht zu finden vermuthet. Sie nehmen es, wie ich da höre, mit dieser Ihrer Beschäftigung genau und sind von allen diesen Dingen gründlich unterrichtet.

Ich danke für Ihre gute Meinung, Herr Herzog, antwortete Irmgard freundlich, aber den Ruhm der Gelahrtheit darf ich deshalb

keineswegs beanspruchen, und thue das auch nicht. Ich meine aber, es zieme deutschen Frauen einige Kenntniß des deutschen Alterthums und der alten deutschen Dichtungen, und sie sei auch für uns weit ersprießlicher als die Kenntniß der griechisch-römischen Mythologie oder gar der französischen Romanhelden und Heldinnen. Das ist alles.

Ich bin mit Ihnen völlig einverstanden, sagte darauf der Herzog. Hätte ich eine Gemahlin, Sie müßten ihre Obersthofmeisterin sein, und kein Fräulein sollte mir an den Hof kommen, ohne sich über ihre gediegenen Kenntnisse in diesen Dingen ausgewiesen zu haben; basta! Aber Deutsche sind wir schon lange nicht mehr.

Wie wäre es, Herr Herzog, meinte der gelehrte Benedictiner lächelnd, wenn Sie, was Sie von den Hoffrauen fordern würden, von den Hofherren forderten?

Meiner Treu, ehrwürdiger Vater, da bringen Sie mich auf einen guten Gedanken. Das soll geschehen. Tragen Sie es einmal in mein Gedenkbuch, Herr von Stoffeln, auf daß es nicht vergessen werde. Damit überreichte er das bezeichnete Buch dem Oberpfeifenstopfer, und dieser begann sofort mit süßsaurer Miene die Aufzeichnung.

Noch mehr für die gute Sache würden Sie thun, Herr Herzog, sagte Baron Wilmar, wenn Sie das gesammte deutsche Alterthum zu einem Lehrgegenstand aller gelehrten Schulen Ihres Landes machten. Zwar die Lehrer an denselben, die, ohne einzusehen, daß Griechen und Römer gerade sie selbst für Barbaren, oder auch deutsch ausgedrückt, für die größten Zöpfe halten würden, gern Alle, die Beßeres zu thun wissen, als sich um ihre sehr gelehrten Abhandlungen über sehr geringfügige Dinge zu bekümmern, Barbaren nennen: diese freilich würden gewaltig wehklagen und den Untergang aller Bildung weissagen. Die Deutschen haben aber weit Größeres gethan, bevor die Jugend griechisch und lateinisch lernte, als nachher. Von alt griechisch-römischem Geiste ist deshalb doch nichts in sie gefahren, und sie sind eben geblieben, was sie waren, oder vielmehr weniger geworden.

Wird gleichfalls zu geeigneter Befolgung aufgezeichnet, rief der Herzog seinem Denkbuchführer zu, und dieser ließ denn auch den Bleistift nur so dahin fahren, daß es eine Art hatte.

Nun, wenn der heutige Abend diese Umwandlung unserer Schulen bewirkt, so wollen wir sein gern in Ehren gedenken, Ew. Durchlaucht, rief da Haspinger.

Herr Herzog, wollen Sie sagen, sagte der alte Herr. Sollen es schon sehen. Ich habe mir eine Anzahl gelehrter Programmata höchstgelehrter Professoren in das Deutsche übersetzen lassen. Gottes Wunder, was tischen die Herren uns da für Dinge auf! Sind nicht das graue Druckpapier werth, worauf sie stehn! Aber basta. Das Fräulein dort möchte auch gern einmal zu Worte kommen, ich sehe es ihr an.

Sicherlich, Herr Herzog, nahm da Berta das Wort: das Gedicht ist so schön, daß ich es gern ganz verstehn möchte, was leider nicht der Fall ist. Also, wenn mir eine Frage erlaubt ist: Wie kommt Ilsan dazu, die Söhne der Helche „seine lieben Herren“ zu nennen, und warum heißt Dietrich Vogt von Bern?

Dietrich, antwortete ihr der alte Graf, war als des Schutzes bedürftiger Flüchtling bei Etzeln zu diesem gewissermaßen in das Verhältniß der Abhängigkeit getreten, das dem späteren Mittelalter erschien wie das Verhältniß des Vasallen zum Lehensherren. Da nun Ilsan, der nebenbei bemerkt, von Ilsan, Hildebrands Bruder, wohl zu unterscheiden sein wird, obgleich er der Alte heißt, Dienstmann Dietrichs ist, so kommt auch er dadurch in ein abhängiges Verhältniß zu Etzeln; er steht zu ihm etwa wie ein deutscher Edelmann zum Kaiser stund, der Lehensherr seines Lehensherren war. Nennt Ilsan nun so wie Diether Etzels Söhne seine Herren, so beruhet das zwar auf keinem rechtlichen Verhältnisse; aber die höfische Sitte des Mittelalters verlangte es, die Söhne des Oberlehensherren gleich diesen selbst zu achten. — Vogt aber, aus advocatus entstanden, bedeutet im Mittelalter Schirmherr und wird häufig auch zu Bezeichnung des Kaisers gebraucht, der Vogt von Rom hieß. Jeder Fürst konnte also im Mittelalter Vogt genannt werden.

Und warum nimmt der zum Tode verwundete Diether ein Stücklein Erde in den Mund? fragte Berta wieder.

Das Stücklein Erde vertritt in solchen Fällen die geweihete Hostie, antwortete ihr Leodegar. Diether reicht, da kein Priester zugegen, sich selbst das Sterbesacrament, was zu thun jedem erlaubt war. Diether wird dadurch als Christ bezeichnet; das Christenthum der Söhne Etzels dagegen bleibt fraglich, da dieser selbst Heide war, wiewohl ihre Mutter Helche im Mittelalter als Christin galt.

Haspinger ward nun aufgefordert fort zu lesen, und er begann:

IV.

1. Man sagte Dieteriche, daß sehr gewaltiglich
 dort zu Rabene läge der ungetreue Irmenrich.
 Vor Leid' er da begann zu grollen.
 Rüdger sprach: „Belagern wir ihn sollen!"
2. Zugleich mit Dieteriche zog da mancher Mann;
 mit Heeres Kraft sie fuhren. Eh sich Irmenrich versann,
 vor Rabene sie das Lager schlugen:
 weit und breit die Schädigung sie trugen.
3. Irmenrich der stolze gebieten da begann,
 Mage so wie Mannen rief herbei sein Heeres Bann.
 „Nun wohl auf und wehrt die Feste,
 sprach der Herr, das ist uns nun das beste!"
4. Da man Irmenrichen dorther reiten sah,
 Helferich der kühne, mit Mannes Muthe sprach er da:
 „Nun wohl auf zu diesen Zeiten:
 starke Feinde wollen an uns reiten!"
5. Gen einander spornten sie die Rosse schnell,
 mit Grimme sie da zückten die scharfen Schwerter licht und hell;
 hei! wie sie gen einander stießen
 beidenthalb mit Schwertern und mit Spießen!
6. Grimm ward da durchstochen mancher Halsberg;
 die Speere mußten brechen: sie würkten willig Grimmes Werk.
 Da sah man schlagen tiefe Wunden,
 die nie geheilet wurden noch gebunden.
7. Laut auf allen Seiten klang da Schwert an Schwert;
 die Todten fielen an das Gras: da ward des Streites kühn begehrt,

mit sehr jammervollem Leide:
da war wahrlich schlimme Augenweide.

8. Mit des Todes Zahlung zahlten sie Gesuch,
sie schnitten durch die Helme recht als ob es wäre Tuch.
Die festen Brünnen mußten spalten:
sie nahmen Schaden da sehr manigfalten.

9. Dieterich der kühne rächen da begann
sein Leid in dem Streite; Schmach doch Irmenrich gewann.
Die Seinen rings da niederlagen:
mit längerm Kampfe wollt' er's nimmer wagen.

10. Morunge von Tuskan, dem gab Irmenrich
zweihundert gute Rosse und manches Saumthier kräftiglich,
daß er hülf' ihm hier von dannen:
er entrann von allen seinen Mannen.

11. Froh ward da der Berner; ein Ende nahm der Streit,
er hatte sich gerochen. Die Todten hieß er an der Zeit
heben aus dem feuchten Blute.
In der Zeit kam Ilsan der gute.

12. Als der Vogt von Bern vom Ross' ihn steigen sah,
den viel kühnen Recken freundlich er begrüßte da.
Wohl erwog er seine Lage:
nach seinen Herren war die nächste Frage.

13. „Nun sage denn mir, Ilsan, auf die Treue dein,
die Frage mag ich lassen nicht: wie steht es um die Herren mein?
wie gehaben sie sich beide?
Tröste mich nach meinem Herzeleide."

14. Zu dem edlen Berner sprach der kühne Mann,
mit trauervollem Muthe sah er seinen Herren an:
„Herr, nun fraget mich nimmermehre;
ich verlor die jungen Könige hehre.

15. Ist nun hier wohl Jemand, der wisse um die Kind?
Sehr es mich nimmt Wunder, daß nicht sie bei der Fahne sind.
O weh, stünd' es um sie rechte!"
da hieß er eilen Ritter und auch Knechte.

16. „Niemand soll das lassen, all ihr Freunde mein,
ich muß um die Kinder nun in großer Sorge sein,
weh, o weh mir immermehre!
nun verlier' ich erst hier Gut und Ehre."

17. Als der edle Berner klagen so begann,
da kam mit Herzeleide Helferich, der Etzeln Mann;
bitter weinend trat der Kühne
von dem Rosse nieder an die Grüne.

18. Beide seine Hände er zusammen schlug
vor Jammer und vor Leide, dazu ihn sein Herze trug.
Der Held von Bern da nimmer weilte,
zu Helferich dem kühnen hin er eilte.

19. „Nun sage Held mir, guter, was ist Dir geschehn?
Du bist in großer Trauer: um Gott, was hast Du hier gesehn?
das vernähm' ich, Recke, gerne.“
Da sprach Helfrich zu dem Vogt von Berne.

20. „Wißt Ihr nicht das Unheil? So vernehmt's nur gleich,
mit Recht ihr möget trauern: die jungen Könige lobesreich,
die liegen dort erschlagen beide
und euer Bruder Diether auf der Heide.“

21. Zu seinem guten Rosse eilen er begann;
schleunigst ihm auch folgten beide, Mage so wie Mann;
hin er sprengte flugs zur Stunde,
wo die Herren fand er todtwunde.

22. Da sank der edle Berner auf die Kinder hin
mit unbeherschtem Schmerze. Sein Leid benahm ihm fast den Sinn;
er küßte beid' an ihre Wunden:
„Nun hab' ich meinen Jammer erst gefunden!“

23. Leidvoll seine Händ' er in die Augen schlug:
O weh des großen Leides! daß je mich meine Mutter trug,
das müße Gott nun erbarmen:
der erschuf nie einen Mann so armen.

24. Nun weh mir fürder immer, daß je das Licht ich sah!
(das Haar aus seinem Haupte riß der edle Recke da)
o weh! wo soll man mich nun schauen,
wenn man es sagt Fraun Helchen, meiner Frauen!

25. Da sprach der edle Rüdiger zum Herrn vom Römerland:
„Billig Ihr nun klaget; schwer traf Euch wohl Gottes Hand;
traun, Ihr dauert mich viel sehre:
Heunenland erblickt Ihr nimmermehre!“

26. Einen Finger aus der Hand biß der Held vor Leid.
„Gott mich schleunig tödte! Unheil sei mir stets bereit!

nimmer müßʼ ich mehr gesunden!
Alle Freude sei mir ganz verschwunden!

27. Mein wird auf dieser Erde nimmermehr nun Rath:
traun, an jedem Orte, den mein scheuer Fuß betrat,
spricht man: „Seht den Uebelthäter,
seht an seinen Herren den Verräther!“

28. Alle laut das sprechen, wie schuldlos auch ich bin.
O weh, armer Dietrich, wo willst du dich nun kehren hin?
und wie soll ich nun gebahren?
o wärʼ ich todt doch schon vor manchen Jahren!“

29. Die langen tiefen Wunden beschautʼ er nun genau,
die die jungen Könige beide trugen da zur Schau.
Er sprach mit einem kurzen Worte:
„Die Wunden sind von Miminges Orte! [1]

30. Hin gieng der edle Dietrich, da er seinen Bruder fand.
Da hub sich erst der Jammer von den Recken allzuhand.
Wer wohl möchtʼ es unterlassen?
da war großes Weinen ohne Maßen.

31. „Nun breitet sich mein Jammer, die Klage mehrt sich mir!
o weh, Bruder Diether, daß ich nicht liege todt bei Dir,
ja, das klagʼ ich Gott viel theuer!“
Die Augen waren roth ihm wie ein Feuer.

32. „Herr du Gott betrachte meine große Noth;
den Leib du nicht mir schwäche, noch laß eh mich liegen todt,
bis mein Leid dieß all ich räche:
ich weiß nicht, was ich darum weiter spreche!

33. Meiner Freuden Ostertag ist nun verloren mir.
Junger, kühner Recke, wie viele Tugend lag an Dir!
o daß Du mir mußtest scheiden:
mir muß mein Leben fortan immer leiden!

34. Aller Menschen Freude mit Dir danieder lag.
Du warst mein nächster Sippe. Noch hätte wohl an Dir der Tag
ersehn der besten Streiter einen
und meinen Trost: fürwahr, ich mag wohl weinen!“

[1] Ort, Spitze. An den Wunden erkennt er das Schwert, das sie schlug, und somit weiß er nun auch, daß Witiche der Tödter war, denn der trägt den Miming.

35. Sich selben bei dem Haare mit Händen griff er da;
er raufte sich vor Schmerze: größer Leid ihm nie geschah
traun in allen seinen Zeiten.
In der Frist da sah man Witichen reiten.

36. Schnell hin über die Heide sprengen er begann.
Da sprach zum edlen Berner Rüdiger der Markmann:
„Was wartet Ihr, Herr von Berne?
wollt Ihr euren Feind erblicken gerne?

37. Eilt zu eurem Rosse, Recke viel gemeit!"
Auf da sprang der Kühne: schnell war ihm zum Ritt bereit
sein Roß Falke, das viel gute:
drauf er saß mit bittergrimmem Muthe.

38. Von dem großen Leide grimmig war sein Zorn.
Dem Rosse ließ er gleiten in die Flanken beide Sporn.
Hei, der edle Fürst von Berne
der hätte Witichen jetzt erreicht so gerne.

39. Fernhin anzurufen Witichen er begann
so laut als er vermochte: „Nun warte doch, Du starker Mann,
warte mein; bei allen Frauen,
laß mich, Recke, deine Mannheit schauen.

40. Bist Du ein Wahlfeldrecke, Du lässest erbitten Dich,
in scharfen Stürmen kühne; nun warte doch nur, Held, auf mich!
warte, bis ich Dich erreite!"
Ich hüte mich, dacht' Witiche, hier vor Streite.

41. Wieder laut er rufte über Schildes Rand:
„Nun harre mein doch, Recke! Warum hältst Du mir nicht Stand,
Held, durch Willen aller Maide,
daß ich streitlos so von Dir nicht scheide?

42. Gedenke daran, Recke, bei der Tugend dein,
sprach der edle Berner, Du willst der Kühnen einer sein
in Stürmen und in Heeresfahrten:
bist Du kühn, so wirst Du mich erwarten!"

43. Je länger desto weiter Witiche von ihm ritt.
Furcht ihm griff zum Herzen; wie manchen guten Streit er stritt,
er wagte nimmer hier zu streiten.
Da rief Herr Dietrich wieder bei den Zeiten:

44. „O weh, Witiche, Recke! Nun thu doch wie ein Mann!
daran Du gedenke, daß Ruhm schon deine Hand gewann,

und harre mein auf dieser Heide:
scheide mich von meinem Herzeleide!

45. Ich mahne, Held, Dich dringend durch alle Ritterschaft,
nun sag' an mir, Witiche, bei deiner männlichen Kraft,
drum ich, Recke, Dich nun frage:
ich bitte Dich, daß sein Dich nicht betrage! [1]

46. Nun sag' an mir, Witiche, wie wehrten sich die Kind,
die von deinen Händen auf der Heid' erschlagen sind?
ja! das hört' ich wahrlich gerne:
sage mir es, sprach der Herr von Berne.

47. Was hatten Dir zu Leide die Knaben doch gethan?
Nun warte, Held Du guter, Du siegst mir, Recke, wahrlich an.
Ich bin todt an meinen Händen:
ob nicht Du wartest, müße Gott Dich schänden!

48. Nun kehre, kühner Recke, ward je Dir werth ein Weib,
sprach der Held von Berne; ich weiß wohl, daß Du mir den Leib
heute nimmst auf dieser Heide:
scheid Du mich von meinem Herzeleide!"

49. Je länger desto weiter Witiche fliehn begann;
er spornte Schemmingen, der so kampfberühmte Mann.
das sah wahrlich gar nicht gerne
Dieterich, der edle Vogt von Berne.

50. „Amse so wie lindes Heu will ich geben dir,
Schemming, sprach jetzt Witiche, erhältst du heut das Leben mir."
Des Rosses Sprünge wurden weite:
es trug ihn fern von einem harten Streite.

51. Der Berner da beklagte schwer sein Ungeling.
„O weh des großen Leides! du thust mir leid, Schemming,
du trägst meinen Feind von hinnen:
darum traur' ich sehr von allen Sinnen.

52. Das klag' ich fürder immer, sprach der Recke gut."
Falken er da spornte, daß heraus da sprang das Blut.
Sprünge wurden da genommen:
An das Meer war Witiche jetzt gekommen.

53. Er dacht' in seinem Muthe: Und muß ich Dich bestehn —
ich mag nicht Stand Dir halten, — ja Gott, wie soll es mir ergehn?

[1] Verdrießen (vergl. træge und altnord. tregi, Trauer).

und kann Dir doch auch nicht entrinnen:
nun wolle Gott mir helfen selbst von hinnen!

54. Kaum war zwischen beiden eines Roßsprunges weit.
Um sein Leben Witichè sorgte sehr an dieser Zeit;
da kam eine Meerminne,
Witichen Ahnfrau, wie ich mich entsinne.

55. Die ergriff den Recken; sie führt' ihn mit sich dann
zusamt dem seinen Rosse: sie rettete jetzt den kühnen Mann.
Sie führte Witiche zu der Stunde
mit sich nieder zu des Meeres Grunde.

56. Da der Held von Berne nun ihn nicht mehr sah,
mächtig ward sein Jammer; ihm, traun, leider nie geschah
in allen seinen Lebenszeiten:
nach ihm in das Meer begann er reiten.

57. Bis an den Sattelbogen sprengt' er in die Fluth,
das ist, traun, die Wahrheit, der edelkühne Recke gut;
o weh! da mußt' er widerkehren:
das begann sein Herz ihm zu versehren.

58. Absaß an dem Strande der Fürste kühngemuth,
daß ruhn sein Roß er ließe, das war beronnen gar mit Blut.
Warten wollt' er zu den Zeiten,
ob er irgend Witichen sähe reiten.

59. Da Witiche der berühmte kam an des Meeres Grund,
Frau Waghild ihn fragte: „Nun, kühner Held, so gib mir kund
das vernähm' ich wahrlich gerne:
was flohst Du vor dem edlen Held von Berne?

60. Heut als ein Verzagter hast Du, Held, gethan;
dem edlen Berner hättest hier Du traun gesieget an.
Wozu taugst Du, Degen hehre?
Nun mußt Du Dich hüten immer mehre!"

61. „So will zurück ich kehren und will ihn bestehn;
ich will mit ihm streiten, wenn es also soll ergehn."
„O weh, das ist nun zu spate:
die Reise Dir ich gerne widerrathe."

62. Nun, warum denn hätte jetzt ich ihn besiegt?"
Da sprach das weise Meerweib: „Nicht fern der Bescheid mir liegt:
da war sein edel Kampfgeschmeide
ganz und gar erglüht an seinem Leibe.

63. Das ist nun erhärtet, des laß Dich an mich;
verloren wär' dein Streiten: jetzt schlüge Dietrich sicher Dich;
er ist ergrimmt zu diesen Zeiten:
dein dreißig möchten nimmer ihn bestreiten."

64. Als zurücke Dietrich auf das Wahlfeld kam,
da saß er zu den Todten; großer Harm den Muth ihm nahm.
Er küßte wieder ihre Wunden:
„O läge doch ich todt zu diesen Stunden!"

65. Drauf die kühnen Recken (wohl in Leid sie sind)
bestatteten denn zur Erde Diethern und Frau Helchen Kind.
Ihrer Freuden sie vergaßen,
in Jammer auf das Gras sie nieder saßen.

66. Da sprach von Lunders Helferich: Wie lange sollen noch
wir klagen? Nichts wir ändern! So faßen neuen Muth wir doch!
Ob viel uns auch geschah zu Leide,
kommt, und lassen wir die blut'ge Heide."

Das muß ich sagen, ergriff der Herzog jetzt das Wort, dieser Dietrich von Bern war doch ein rechter, echter König. Zehen der heutigen gäben nicht Einen wie er war. Der war König durch sein Verdienst und nicht bloß durch die Genade Gottes. Aber daß die Rüstung an seinem Leibe glühend geworden sei, wie das alte Meerweib sagt, das versteh' ich nicht. Er kam ja mit keinem Feuer in Berührung; aber auch wenn er durch eine brennende Stadt geritten wäre, hätte das nicht erfolgen können.

Das Wunder wird wohl so zu erklären sein, erwiderte ihm der alte Graf. Wir haben bereits diesen Dietrich als Vertreter des alten Donars, des Jupiters der heidnischen Deutschen, in einer Reihe von Sagen kennen gelernt. Als solchem kommt ihm Feuerathem, d. i. der Blitz zu. Diese Eigenschaft aber, die ihm nur als Ersatzmann Donars streng genommen zukommt, blieb ihm nun auch in anderen Sagen, in welchen er nicht den Donnergott vertritt, also auch keinen Feuerathem haben kann. Man ließ sich dadurch allerdings eine Unverträglichkeit zu Schulden kommen; diese jedoch ist um so eher hinzunehmen, als in den nicht mythologischen

Sagen von Dietrich eben kein Gewicht darauf gelegt wird. Denkendere Dichter freilich wissen nichts von diesem Feuerathem Dietrichs da, wo er gar nicht erscheinen kann, d. h. da, wo Dietrich rein menschlicher Held ist.

Gut, sagte der Herzog, jetzt begreif' ich die Sache. Aber was ist das für eine Geschichte mit Witiches Ahnfrau, dem Meerweibe, die, den Held zu retten, ihn auf den Grund des Meeres führt. Wenn das nicht auch in einen Mythus eingreift, so weiß ich nicht, was ich damit machen soll.

Viele Helden, des deutschen wie des hellenischen Alterthums, gelten für Söhne von Göttern oder Göttinnen, entgegnete ihm Graf Huno. Von den hellenischen ist das allgemein bekannt, nicht aber von den deutschen. Da jedoch die meisten der deutschen Helden vom Heidenthum uns überliefert sind, so kann ihre Abkunft von Göttern nicht weiter auffallen. Wären wir nicht Christen, wir fänden das ganz in der Ordnung. Wie nun Achilleus Sohn der Thetis war, war Witiche Urenkel der Waghild, die schon durch ihren Namen sich kennzeichnet, denn wâg bedeutet das sich bewegende Wasser, das Meer.

Wilkin, ein sagenhafter König, welcher in seinem Namen schon unseren Grimm an Vulcanus erinnert, vermählte sich mit der Meerfrau Waghild; ihr Sohn war der Riese Wate (der Name stammt gleich Wuotan aus dem Zeitworte watan, wuot, unser waten, das lateinische vadere), dessen Sohn der kunstreiche Velint (ahd. Violant, altnord. Völundr) ist, der nicht nur als der geschickteste Schmied berühmt ist, sondern auch Alfa liodhi, Elfengenosse, ja sogar Alfa vîsi Elfenkönig heißt. Er gewinnt die Batuhild, die Tochter des Königes Nidhudr (Nidhâd, Niding), und aus dieser Verbindung stammt nun Witiche (goth. Vidugauja, althochdeutsch Witugouwo, angelsächsisch Vudga, d. i. Waldbewohner). Der kunstreiche Wieland ist schon oft, und gar nicht uneben, mit dem griechischen Dädalos (der kunstreiche) zusammengehalten worden; denn im deutschen Namen liegt derselbe Sinn. Nun ergiebt sich auch, weshalb Witiche den Miming führt. Dieses Schwert hatte Wieland geschmiedet und also benannt, als er

bei dem berühmten Schmiede Mime in der Lehre war. Mime ist ursprünglich ein alter Naturgott, der den Brunnen der Weisheit besitzt und Odins Redegesell ist; dann wird er zu einem Waldgeiste, endlich zum kunstreichen Schmiede. Sein Name bedeutet: den sich an alles Erinnernden.

Witiche ist demnach abermals ein in die Heldensage eingegangenes, ursprünglich dem Götterkreise angehörendes Wesen, sagte jetzt Berta; aber seine Rettung für den Augenblick ist so merkwürdig, daß ich gern wissen möchte, ob über sein ferneres Schicksal nichts bekannt sei.

Die deutsche Sage weiß davon nichts mehr, antwortete ihr Haspinger.

Aber die skandinavische Wilkinasage, die bekanntlich auf deutschen Liedern und Erzählungen deutscher Männer beruht, kann Ihre Frage beantworten, nahm Professor Edman jetzt das Wort. Nach dem Peringskjöldischen Texte verfolgt Dietrich den fliehenden Helden längst der Mosel. „Und er ritt, heißt es, so schnell sein Roß nur laufen mochte, Dietrich aber setzte ihm nach. Und so ritt Witiche hinaus in die See und Dietrich war ihm schon nahe gekommen. In diesem Augenblicke versank Witiche und da schoß ihm König Dietrich seinen Geer nach, und der Geer fuhr in die Erde an der Mündung des Stromes und blieb stehn: und da steht dieser Geerschaft noch diesen Tag, und mag ihn jeder dort sehen. Hier fehlt also die Waghild und Witiche findet seinen Tod. Aber die schwedische Wilkinasage stimmt dagegen zum deutschen Gedichte. Sie sagt uns: Als Wideke in die See gesprungen war, da kam zu ihm eine Meerfrau, seines Großvaters Mutter (den Namen kennt nur das deutsche Gedicht) und nahm ihn und führte ihn nach Seeland, und hier lebte er lange Zeit. Dietrich aber suchte ihn später auf, traf ihn auf der Insel Femern und erschlug ihn, starb dann jedoch auch selbst auf dem Meere an seinen Wunden. Nordische Volkssage kennt Vidriks (= Videke, Witiche) Grab bei Birkeby eine Meile von Röskild auf Seeland, wo er den Riesen Langbein erlegte, dessen Grab daselbst ebenfalls gezeigt wird; aber auch bei Grosby in Bahusleben wird Widriks Grabhügel

gezeigt, wie Oedmann mittheilt. Ueberhaupt hatte Witiche und noch mehr sein Vater Wieland die reichste Sage, und sie war nicht nur über Deutschland und Skandinavien, sondern auch über Engelland und Frankreich verbreitet, und bei den Gothen und Langobarden bekannt.

Ich danke den Herren für die Mittheilung, sagte da Berta; aber Sie müßen es mir schon zu Gute halten, wenn ich noch anderen Aufschluß bedarf. Sagen Sie mir, ist von Morung von Toscana, der dem feldflüchtigen Irmenrich davon hilft und dafür zweihundert Rosse und manches Saumthier erhält, sonst noch etwas bekannt?

Nichts als daß er schon lange zuvor in der Schlacht bei Ravenna, nachdem er den Helferich von Lunders verwundet hatte, von Dietrich erschlagen ward, antwortete Haspinger.

Das ist ja ein Widerspruch, sagte sie; ist er bereits todt, so kann er Irmenrichen nicht retten.

Freilich, entgegnete Haspinger lächelnd, aber er eben dient mit zum Beweise, daß das ursprünglich selbständige Gedicht vom Tode der Söhne der Helche, in welchem er den Irmenrich rettet, in das andere Gedicht von der Rabenschlacht, in welchem er von Dietrich zuvor getödtet wird, nur eingeschaltet ward; denn zwei Morunge auf Irmenrichs Seite sind doch nicht wohl anzunehmen.

Wir lernten bereits in Eggen Ausfahrt, nahm jetzt Irmgard das Wort, einen Helferich von Lone kennen; steht dieser zu Helferich von Lunders in irgend einer Beziehung?

Ich glaube nicht, erwiderte ihr Haspinger; die Sage kennt viele Helden dieses Namens. Abgesehen von dem Helferich, Berchthers Sohn, den König Ruother über die Elbe schickt und der dort fällt, und von Helferich von Lone oder Lane, den Dietrich, bevor er Eggen tödtet, verwundet, die beide nicht hieher gehören, kommt vor Helferich der Wölfing, Dietrichs Mann, Helferich von Lune (Luna in Italien), Nentwins Vater, und endlich Helferich von Lunders und Helferich von Lütringe, die, weil beide Etzels Mannen, wohl zusammenfallen. Es mag irgend ein fränkischer Chilperich, der gleich Irmenfrid von Thüringen bei Etzeln gedacht wird, gemeint sein.

Ueber die auftretenden Helden sind wir nun, denke ich, berichtet, sagte Berta; aber was heißt nun „mit des Todes Zahlung Gesuch geben?"

Gesuch oder Bete (Bitte) hieß im Mittelalter eine Abgabe oder Steuer, die erbeten oder nachgesucht werden mußte, antwortete der alte Graf. Statt der geforderten Steuer geben sie den Tod, ist also der Sinn der Worte.

Der Ausdruck, den Dietrich braucht, indem er seinen Bruder „seiner Freuden Ostertag" nennt, ist kühn und schön, sagte Berta, mag man ihn nun auf die christlichen Ostern, oder beßer auf das frohe Fest der heidnischen Göttin Ôstarâ beziehen; ich versteh ihn, aber nicht ebenso die Bezeichnung der Waghild durch Meerminne. Was bedeutet dieses Wort eigentlich?

Mariomenni, Merimenni, Merminni ist ein uralt heidnisches Wort und bedeutet eben nur Meerweib, antwortete Leodegar. Menni, Minni ist weibliche Fortbildung von Mann, also gleich dem heutigen Männin = Weib.

Und nun kann ich wohl, wie ich denke, weiter lesen, sagte Haspinger, und er hub an:

V.

1. Von Rom der hehre König neues Leid gewann.
   Die starken Helden Etzels küßt' er alle, Mann für Mann,
   die bereit jetzt heim zu kehren.
   Also mahnte Dietrich Rüdigeren.

2. „Laß Dich mein Leid erbarmen, milder Markmann,
   nach deiner Treue melde den Harm, den ich hier gewann;
   laß Dich nimmer des betragen,
   wenn Frau Helche danach möchte fragen.

3. Nein, wirb' mir mit Fleiße meine Botschaft
   an die hohe Königin und mahne sie mit ganzer Kraft,
   daran mahne Du die Hehre,
   daß ich stets ihr diente treu nach Ehre.

4. Magst Du das erwerben, milder Markmann,
   daß ich Huld gewinne: deinen Boten sende dann
   mit der Vollmacht mir in Eile
   her nach Bern, wo fortan stets ich weile."

5. Urlaub sie da nahmen; groß war ihre Roth;
   sie dachten des Verlustes: da wurden lichte Augen roth,
   die Recken Etzels, die viel starken,
   schieden da von römischen Marken.
6. Harmes voll sie kamen heim in Etzels Land.
   Was von Jammers Kunde jemals Euch noch ward bekannt,
   des will ganz ich nun vergessen:
   vor allen Harm will ihren Harm ich messen.
7. In die Stadt zu Grane ritten sie nun ein,
   Rüdger samt den Andern. In Sorgen mochten wohl sie sein.
   „Wie nun sollen wir gebahren?“
   sprachen alle, die da Recken waren.
8. „Wir mögen nicht gedingen:[1] nun räumen wir das Land,“
   sprachen all die Degen. Da sprach Rüdiger zuhand:
   „O weh der klägelichen Schwere;
   wollte Gott, daß ich nun todt wäre!“
9. Die Weil die kühnen Recken waren gesessen ab
   zur Erde von den Rossen: Jammer davon sich ergab:
   die so schönen Pferde beide
   die kamen Frauen Helchen da zu Leide.
10. Sonder Aufsicht liefen vor die Pfalz sie dar.
   O weh des großen Leides: jedweder Sattel roth war
   von der jungen Könige Blute.
   In der Zeit kam Helche die Gute.
11. Die blutbefleckten Rosse sah sie laufen dort.
   Zu ihren Frauen sprach sie sehr erschrocken dieses Wort:
   „O weh! mein Herz belastet Schwere:
   mir kommt bald traun kummerreiche Mähre!
12. Dort zwei Rosse laufen, jenen wahrlich gleich,
   sprach die hohe Fürstin, die meine Söhn' aus Heunenreich
   voreinst ritten hin gen Berne;
   ob sie's wären, wüßt' ich wahrlich gerne.“
13. Darauf in kurzer Weile der milde Markgraf kam
   mitsamt Helferiche: man sah's, sie hatten beide Gram.
   Das sah Frau Helche da die Gute:
   hin sie gieng mit trauervollem Muthe.

[1] Vertrag schließen, Freisprechung von der Schuld suchen und erhalten.

14. Mit vielen tiefen Seufzern sprechen sie begann:
„Willkommen, Herr Rüdiger, willkommen alle Etzels Mann!
Nun befrei mich, Held, von Leide:
sag', wo sind sie, meine Söhne beide?
15. Alle nun ihr kamet, meine Kinder nicht.
Ihr seid all' in Trauer: Unheil kündet dein Gesicht.
Weh mir! meine Söhne hehre,
meine Söhne seh' ich nimmermehre!"
16. Vor Schmerz verschwieg es Rüdiger, was alldort geschah;
seinen tiefen Jammer Frau Helche wohl an ihm ersah.
Nun erst fand sie sich in Leide
um ihre herzelieben Söhne beide.
17. „Tugendhafter Markmann, nun laß dein Schweigen sein,
sprich mir, kühner Recke, von den lieben Kindern mein!
Suche nicht mich zu bethören,
nein, laß mich die volle Wahrheit hören!"
18. Er sprach: „Liebe Herrin, so füg' ich mich der Noth.
Nun klagt nicht allzusehre: sie sind wahrlich leider todt,
Eure lieben Söhne beide:
sie liegen dort zu Rabene auf der Heide.
19. Ob ich's Euch verhehlte, es würde Euch doch gesagt,
sprach der kühne Recke: mit Muth nun, Herrin, es ertragt,
viel edle Frau, nach eurer Ehre:
wie sehr Ihr weint, Ihr seht sie nimmermehre!"
20. Als die hohe Fürstin die Kunde recht vernahm,
zur Erde fiel sie nieder, in allergrößtes Leid sie kam.
Das war aller Freuden Ende:
in bitterem Schmerze rang sie wohl die Hände.
21. „Weh mir armen Weibe, daß ich je ward gebor'n!
Was soll ich leben fürder? Nun hab' ich ganz und gar verlor'n
meine Freude, meine Wonne:
trostlos sieht der Mond, sieht mich die Sonne."
22. Mit ihren weißen Händen sie sich zu Herzen schlug.
„O weh, arme Helche, daß deine Mutter je dich trug
zu so schwerem Herzeleide!
nun ist dahin sie, meine Augenweide,
23. O weh Scharf, mein liebes Kind, soll nie mehr Dich ich sehn?
Mein Leid ist ohne Maßen: wie könnte schlimmer mir geschehn?

Wer nun löset mich von Sorgen?
Ihr wecktet, liebe Kind, mich alle Morgen!

24. O weh, milder Markmann, klagen wohl ich mag.
Traun, so recht weiß Niemand, was Huld an meinen Kindern lag!
Lieb wohl war die Augenweide,
wenn zu mir sie morgens kamen beide!

25. Mit ihren weißen Händen sie liebkos'ten mich:
Das hat nun alles Ende! Traun, immer hold sie zeigten sich;
ihre minniglichen Grüße
die däuchten mich so rein, so hold, so süße.

26. Zeit meiner besten Wonne, du bist nun vorbei! —
Verflucht er sei nun immer! sprach die Fürstin tadelsfrei,
Ihn ich meine, Den von Berne:
o weh, daß ich ihn jemals sah so gerne!

27. Wohl weiß ich, milder Rüdiger, er verrieth die Kind;
das benimmt mir Niemand: verkauft meine Kinder sind.
Wohl versteh' ich das Gemächte:
das verdank' ich Dietmars Geschlechte! —

28. O weh, Ort, du lieber Sohn! des Gekoses dein
soll ich arme Helche des fürder nun beraubet sein,
deiner kindlich süßen Mähre? —
Die lös'te mich gar oft von großer Schwere.

29. Deine Kindesgüte gab mir Wonne viel;
dein tugendliches Herze war stets meiner Freuden Spiel;
dein Mund, so roth wie frische Rose,
der konnte süße Worte sprechen lose."

30. Frau Herrat [1] kam gegangen samt mancher werthen Maid,
sie hatten's auch vernommen, das Alle hier betraf, das Leid;
ihrer Freuden sie vergaßen,
zu Helchen, ihrer Herrin, hin sie saßen.

31. Frau Helche rasch und zornig sprechen da begann
zu Frauen Herrate: „Steht auf, und seht mich nimmer an!
Euer Werk ist dieß mein Leiden:
nie erzeug' ich Gutes mehr Euch beiden! [2]

32. Verflucht sei die Stunde, verwünschet sei der Tag,
da zum ersten Mal ich gab: weinen ich des nun wohl mag;

[1] Helchen Schwestertochter, Dietrichs Gemahlin. [2] Der Herrat und Dietriche.

Unheil wünsch' ich, Fluch dem Munde,
der mir zum ersten gab vom Berner Kunde!"

33. Da sprach der milde Rüdiger: „Frau viel wohlgethan,
o schweiget solcher Worte! Dazu bringt Euch falscher Wahn.
Nimmer hör' ich traun sie gerne:
schuldlos zeihet Ihr den Held von Berne.

34. Mein Leib der müße schwinden, Herrin, sicherlich,
ob an euren Kindern Schuld nun habe Dieterich;
mein Leben setzt ich Euch zum Pfande:
er gienge für ihr Leben heut vom Lande.

35. Wollt Ihr mir das glauben, liebe Herrin mein,
Ihr mögt das wohl erkennen, daß mir nicht leider könnte sein
um eure lieben Söhne beide;
nun merkt es recht, was jetzt ich Euch bescheide.

36. Glaubt mir hohe Herrin, wie sie reuen mich,
so muß mich reuen Diether: der liegt auch todt, sicherlich,
der jugendkühne Fürst von Berne:
traun, den verlor sein Bruder auch nicht gerne.

37. Darum, edle Herrin, folget unserm Rath,[1]
höret, was Euch Dietrich durch mich her entboten hat:
daß Ihr daran nun gedenket,
er habe nimmermehr Euch, Frau, bekränket."

38. Frau Helche die Reiche Rüdigern an sah;
mit traurigem Muthe die hehre Fürstin fragte da:
„Sage mir bei deinen Treuen,
Rüdger; laß dich nicht die Rede reuen:

39. Klagt' auch recht vom Herzen der Fürst vom Römerland?
viel getreuer Markmann, das mach' in Wahrheit mir bekannt;
das mir melde deine Zunge:
ist in Wahrheit Diether todt, der junge?

40. „Herrin, sprach da Rüdiger, leider, es ist wahr.
Wie wenig Ihr mir trauet, ich sag' es laut und offenbar."
Da Frau Helche solches hörte,
ihr großes Leid von neuem auf sich störte.

41. „Ich sah mit meinen Augen, sprach der Markmann,
das sollt Ihr mir glauben, daß er grimmstes Leid gewann;

[1] Meinen und der anderen Recken Rath.

ja, daß Dietrich zu den Stunden
die jungen Fürsten küßt' an alle Wunden.

42. Dran mocht' ihn Niemand hindern, Gott ist Zeuge mir:
Einen Finger aus der Hand biß er sich, das sahen wir.
Wißt fürwahr es, Fürstin hehre,
seiner Klage vergeß' ich nimmermehre."

43. Auf da rasch Frau Helche richtete sich zuhand,
mit seufzendem Munde sprach die Frau von Heunenland:
„O weh! nun schmerzt mich sicherliche,
daß ich gefluchet habe Dieteriche!

44. Ihm an seinem Bruder wohl also leid geschah,
so mir an meinen Kindern; das ich deutlich nun ersah.
O weh, armer Fürst von Berne,
deinen Harm beklag' ich mit dir gerne."

45. Frau Helche, die viel edle, drauf zum Recken sprach:
„Hin zu Dieteriche nun eile, da laß nimmer nach!
dem edlen Fürsten Du verdeute:
ich sähe wie früher ihn so gern noch heute."

46. „Nun sagt mir, hehre Fürstin, sprach der Markmann,
wohl ich Euch vertraue: ob des sicher sein ich kann,
wenn ich her den Fürsten bringe,
daß ihn neues Unheil nicht umschlinge?"

47. „Ich sage Dir, kühner Markmann, meinen Sinn frei,
des nicht sollst Du sorgen: der edle Recke furchtlos sei;
sag' ihm, wohl ich es ersinne,
daß ich Etzels Huld auch ihm gewinne."

48. Froh ward da Rüdiger. Sonder Aufenthalt
nach dem edlen Recken gen Bern ritt er alsobald.
Als den Fürsten er erblickte,
da sagt' er, wie Frau Helche ihn nach ihm schickte.

49. Nach großem Herzeleide ward Dietrich hochgemuth:
hin zu den Heunen ritt der edle Degen gut;
gen Etzelnburg sonder Weilen
sah mit Dietrich Rüdigern man eilen.

50. Fröhlich ihn begrüßte Jung so wie Alt;
Etzels kühne Helden empfiengen wohl den Recken bald [1]

[1] Kühn.

auf dem Saal in guter Muße;
Etzel nur war langsam mit dem Gruße.

51. Dietrich sein Haupt neigte hin auf Etzels Fuß:
da erbarmte Frauen Helchen der unminnigliche Gruß,
sie vermocht' es nicht, die Reine,
dieß mit an zu sehn, sie mußte weinen.

52. Dieterich der hehre da zu Etzeln sprach:
„Etzel, hoher König, nun räch' an mir dein Ungemach,
deine lieben Söhne beide:
von meinem Leben Du mich jetzo scheide!"

53. Etzel auf ihn zückte, sprechen er begann,
er schloß ihn in die Arme: „Was Du mir auch hast gethan,
Du bist wie früher mir behuldet:
Du bist an meinen Söhnen nicht beschuldet!"

Jetzt übersehen wir, nahm Leodegar das Wort, das ganze Gedicht, und wahrlich, wir müssen sagen, es sei schön und wohl gegliedert. Zwar auch hier erscheinen die Söhne der Helche fast als kleine Kinder, aber sie erscheinen so in der Klage der Mutter über ihren Tod. Und das ist hinzunehmen; denn in dem Gedächtnisse einer Mutter lebt die erste Jugend der Kinder besonders deutlich, und wenn in der Klage über ihren frühen Tod diese auf das lebhafteste vor das geistige Auge der Mutter tritt, so ist dagegen nichts einzuwenden. Etzel hätte begreiflich den Tod seiner Söhne auf andere Weise beklagen müßen.

Und schön ist der Charakter der Königin hier durchgeführt, sagte Irmgard. Ihre Weichheit, Milde, Leichtbeweglichkeit tritt hier neben ihrer Hochherzigkeit auf das herlichste hervor. Ließ sie sich früher durch die Bitten der Kinder zu leicht, und zwar zu einem thörichten Entschluße zu leicht bewegen, so sühnt sie das jetzt dadurch, daß sie sich von Rüdiger eben so leicht bewegen läßt, Dietrichen von aller Schuld frei zu sprechen und ihm ihre Huld wieder zu schenken. Und wie wohlbedacht und umsichtig benimmt sich bei der Tröstung Rüdiger! Sie muß erst in ihrem Schmerze gegen Schuldlose heftig und ungerecht werden, bevor er ein einziges Wort

des Trostes wagt. Edle Gemüther werden um so eher geneigt, eine Schuld zu vergeben, wenn sie dadurch selbst in Schuld gekommen sind und sich der Verzeihung bedürftig fühlen. Und wie wohlberechnet ist jedes Wort, das nun Rüdiger spricht. Der Dichter läßt ihn einfach das edle menschliche Herz in's Auge fassen; ein schlechter Versmacher hätte ihn pfäffische Salbaderei vorbringen lassen. Auch Etzels Charakter ist streng und folgerichtig durchgeführt: wie er sich früher nur durch seine Gemahlin und wider Willen bestimmen ließ, in den Mitzug der Söhne einzuwilligen, so ist auch er jetzt keineswegs so leicht zur Vergebung zu gewinnen, und Dietrich muß sich ganz in seine Gewalt geben, bevor er es über sich bringt ihm zu verzeihen. Aber er bringt es über sich, und dadurch erscheint er edler als der gleichmächtige Irmenrich, der freilich, wie Etzel von seiner hochherzigen Gemahlin, so von seinem hinterlistigen, treulosen Rathgeber Sibiche geleitet wird, der zwar in unserem Gedichte nicht auftritt, aber doch auf Irmenrichs Seite die ganze bewegende Kraft ist, folglich auch hier im Hintergrunde steht.

Auch dadurch erscheint Etzel edler als Irmenrich, fuhr Graf Huno fort, daß er vor der höchsten Schande, welche die Heldenzeit kannte, der Feldflucht und der Verlassung der Mannen im Streite, bewahrt bleibt, fast das einzige Vergehn, auf welches in der ältesten Zeit der Tod als Strafe gesetzt war, und das untilgbare Schmach nach sich zog. Auf Irmenrichen paßt ganz, was die Hellenen vom Xerxes sagten: „Er ist der letzte in den Kampf, der erste zur Flucht; in Gefahren verzagt, im Glücke übermüthig."

Aber ich begreife nicht, sagte Bertha, warum Dietrich, der doch im Kampfe gesiegt hat, nun sein Reich nicht einnimmt und in Italien bleibt, sondern durchaus in das Heunenland zurückkehren will.

Dietrich hatte zwar in einer Schlacht gesiegt, antwortete ihr der alte Graf; aber damit war weder sein verlorenes Land zurückerobert noch Irmenriches Macht gebrochen. Auch ist nicht zu vergessen, daß sein Heer, mit welchem er siegte, aus Etzels Mannen bestund, die nach dem Tode ihrer jungen Könige nicht wohl länger

bei Dietrich bleiben konnten. Aber abgesehen davon, auch die Ehre Dietrichs verlangte seine Rückkehr zu Etzeln, wenn er nicht an dem Tode der von ihm übernommenen Schützlinge, deren Sicherheit er verbürgt hatte, sich selbst schuldig erklären und in aller Augen schuldig erscheinen wollte.

Das begreife ich nun wohl, sagte darauf Irmgard; aber wie die Feindschaft zwischen Dietrich und seinem Oheim Irmenrich eigentlich entstund, und wodurch dieser jenen nöthigte sein Land zu verlassen und zu Etzeln nach Heunenland zu fliehen, das ist mir in seinen Einzelnheiten unbekannt. Es wäre mir lieb das zu erfahren.

Nun so hören Sie denn, antwortete ihr Haspinger. In der nordischen Gestalt der Sage steht Irmenrich mit Dietrich von Bern in keiner Beziehung. Sein Reich ist da an der Weichsel. Auf den verrätherischen Rath Sibiches, der einst sein treuer Dienstmann war, dessen schöne Frau er aber bewältigt und dadurch ihn zum rachsüchtigen, auf das Verderben des Königes ausgehenden Rathgeber gemacht hat, vermählt er sich mit Swanhild, der Tochter Sigfrids, läßt diese jedoch auf die Verleumdung Sibiches, daß sie mit seinem Sohne ein unerlaubtes Verhältniß habe, von Rossen todt treten, seinen Sohn aber an den Galgen hängen. Darauf sendet Gudrun (Grimhild) ihre Söhne aus dritter Ehe aus, den Mord der Schwester zu rächen, und so findet Irmenrich durch die Rächer, die bei Nacht in seine Burg brechen, seinen Tod. — In der deutschen Sage dagegen ist er Kaiser von Rom. Auf Sibiches ungetreuen Rath läßt er seines Bruders Söhne, Fritile und Imbreke, hängen, und wendet sich dann gegen Dietrich, der ebenfalls sein Neffe ist. Dieser setzt sich zur Wehre, aber in einem Treffen werden ihm sieben oder acht seiner treuen Mannen gefangen, wogegen er Irmenrichs Sohn gefangen nimmt. Dietrich schlägt Auswechselung vor, aber Irmenrich verlangt für die acht Gefangenen nicht nur seinen Sohn, sondern auch Dietrichs ganzes Land. Um nun seine Mannen zu lösen, geht Dietrich von Land und Leuten und überläßt Alles seinem Gegner, der seinen Sohn nun zu den Wilzen (den Welataben, einem slavischen Volke) schickt, wo er

umkommt. Dietrich begiebt sich zu Etzeln nach Heunenland, der ihn freundlich aufnimmt und dessen Gemahlin Helche ihm ihre Schwestertochter Herrat zur Gattin giebt. Darauf hin stellt ihm Etzel ein Kriegsheer gegen Irmenrich und Helche läßt ihre Söhne mitziehen. Den Ausgang der Unternehmung kennen Sie.

Gewiß, antwortete Irmgard; und eben so wissen wir auch, daß Dietrich noch zehen Jahre bei Etzeln weilen mußte, bevor er dauernd heimkehren konnte, was erst Irmenrichs Tod ermöglichte. In diese Zeit fällt nun auch Etzels Vermählung mit Grimhild und deren Rache an ihren Brüdern wegen der Ermordung Sigfrids ihres Gatten, wobei Dietrich alle seine Mannen verliert, so daß nur Hildebrand ihm übrig bleibt. Die Thaten Dietrichs während der ersten zwanzig Jahre seines Aufenthaltes bei Etzeln erzählt uns kein deutsches Gedicht mehr, und da nach seiner Heimkehr sein Leben ein friedliches, ruhiges ist, so bleibt nur noch über den Tod Dietrichs, Ermenrichs und Etzels zu berichten, worüber es, wie ich weiß, ebenfalls Sagen gab.

Nur von Ermenrichs Tode ist ein deutsches Gedicht vorhanden, erwiderte Haspinger. Daß Etzel nach der Edda von der Gudrun im Bette getödtet ward, hörten Sie bereits; nach einer anderen Sage wird er von Hagens Sohne in dem Berge, wo der Hort liegt, eingesperrt und verhungert daselbst. Ich theile Ihnen jetzt das von Gödeke aufgefundene niederdeutsche Volkslied vom Tode Ermenrichs mit und knüpfe daran eine anderweitige Sage vom Tode dieses Königes. Schließlich dann wende ich mich zu den Sagen von Dietrichs Ende. So hören Sie denn:

Fernhin gegen Frankreich da wohnet ein König gemeit,[1]
  der will den Berner vertreiben um seine Frömmigkeit.
Er hat in seinem Reiche Städte, Burgen und Eigenland.
  „Zu wem soll ich mich wenden? gieb Rath, Meister Hildebrand!“
„Keinen Rath mag ich dir geben, keinen Rath nicht magst du ha'n;
  die Städte und auch die Burgen sind uns nicht unterthan.
Ermenrich, der Ungetreue, der ist uns zwelfen gram,
  er will uns alle zwelfe an den Galgen hängen la'n.“

[1] Froh.

„Ach, wüßt' ich, wo ich fände den König Ermenrich,
an ihn ich Seel' und Leben wollte setzen sicherlich.
An ihn so wollt' ich setzen ein sicher gewisses Pfand:
das hohe Haus zu Berne, dazu mein Eigenland."
Sogleich sprach von der Zinne Meister Hildebrandes Weib:
„Zu Breisach wirst du finden den König Ermenrich.
Er hat an seiner Tafel wohl viertehalb hundert Mann:
ich rathe dir, Dietrich von Berne, du sollst ihm zu nah nicht ga'n.
Südwärts gegen Frankreich da wohnt eine Wittwe stolz,
und die hat einen Sohn, der ist nur zwölf Jahr alt.
Der ist zwischen seinen Wimpern wohl dreier Spannen breit:
ich rathe dir, Dietrich von Berne, nimm ihn mit in deinen Streit!
Du sollst geloben seinen Freunden Silber und auch roth Gold,
und gelobe dem jungen Degen auch also reichen Sold.
Du sollst geloben seiner Mutter, du willst ihn zu Ritter schla'n,
so magst du den jungen Degen auf deiner Heerfahrt ha'n."
Der Berner ließ sich waffnen selbzwölfte seiner Mann,
Samit und auch Seide zogen sie über'n Harnisch an.
Sie setzten auf ihre Häupter von Violen einen Kranz:
da stunden die zwölf Herren als ob sie machten einen Tanz.
Sie zogen sich graden Weges gen Breisach wohl in das Land.
Was fanden sie bei dem Wege? Einen Galgen gebauet sta'n.
Da sprach der Berner selber: „Wer hat uns dieß gethan,
wer ist's, der den neuen Galgen am Wege gebauet hat?"
Sogleich sprach König Blödeling, der allerjüngste Mann:
„Das hat gethan König Ermenrich, der ist uns zwölfen gram.
Säh' ich ihn zu Felde kommen mit viertehalb hundert Mann,
ich sag' es, von Berne Dietrich, ich einer sie wollt' erschla'n."
Sie zogen sich graden Weges zu Breisach wohl vor das Thor:
„Pförtner, schleuß auf die Pforte, laß nicht uns stehn davor!
Wir wollen den König fragen, was wir ihm thaten zu Leid,
daß er uns den neuen Galgen beim Wege gebauet hat."
„Ich schließe nicht auf die Pforte, ich lass' Euch ein nicht ga'n,
der König ist mein Herre, darum muß ich das la'n.
Ob sich von Euch erhübe auf dieser Burg ein Streit,
des hätt' ich armer Reinold verloren meinen jungen Leib."
„Solltest du dein Leben verlieren sobald und allzuhand?
daß meine wollt' ich setzen für ein sicher gewisses Pfand."

Von Meilân der gute Reinold der gieng vor den König sta'n:
„Ach König, lieber Herre, darf ich sie ein wohl la'n?
Ach König, lieber Herre, soll ich sie ein wohl la'n?
der Berner hält vor dem Thor selbzwölfte seiner Mann.
Er wollt' Euch gerne fragen, was zu Leid er Euch habe gethan,
daß ihr ihm den neuen Galgen beim Wege gebauet habt."
„Was hat der Berner zu maulen selbzwölfte seiner Mann?
Schleuß auf die Pforte, Reinold, und laß sie kommen an!
Wir binden ihnen ab ihren Harnisch, wir sollen sie alle fah'n,
wir wollen sie alle zwölfe an den Galgen hängen la'n."
Reinold schloß auf die Pforte sobald und allzuhand:
Herr Dieterich von Berne der allererste einsprang.
Seinen Bruder von der Stoere [1] den hatte er bei der Hand,
an seiner linken Seite gieng der alte Hildebrand.
Zunächst Herdegen gieng herein, der werthe Degen gut;
er führte an seinem Schilde drei Löwen wohlgemuth.
Zunächst gieng ein Horning mit seinem Hornbogen:
der ist dem edlen Fürsten wohl um die Herten [2] gezogen.
Darauf gieng ein Blödeling, der König viel gemeit:
der war zwischen seinen Wimpern wohl dreier Spannen breit.
Herr Hunbert aus dem Garten, [3] der war der siebente Mann,
Eckehart mit dem Barte, [4] der war der achte Mann.
Zunächst gieng ein Wolfbrand, der war der neunte Mann,
Darauf gieng ein Ilsan, der war der zehnte Mann.
Zunächst gieng ein Wolfwin, der war der eilfte Mann,
der rasende Wolfhart zum letzten, der war der zwölfte Mann.
Der griff den Schlüssel feste in seine gewaltige Hand,
er schloß zu die Pforte, daß all die Burg erklang.
Das that er in der Absicht, daß Niemand hinab sollte ga'n,
bevor die zwölf Herren ihren Willen hätten gethan.
Sie nahmen sich bei den Händen, vor den König sie giengen sta'n:
„Ach König Herr, was haben wir Euch zu Leide gethan?
Ach König Herr, was haben wir Euch zu Leide gethan,
daß Ihr uns den neuen Galgen beim Wege gebauet habt?"
Der König schwieg ganz stille, wie der übergewaltige thut:
sofort zog von Berne Herr Dieterich ein Schwert von Golde so roth.

[1] Dietleib von Steier? [2] Schulterblätter. [3] Garda. [4] Der getreue Eckehart. Die vier letzten sind Hildebrands Sippen, die Wölfinge.

Er gab dem Könige Ermenrich einen gewaltiglichen Schlag
und daß auch flugs sein Haubet vor ihm auf der Erde lag.
Sie schlugen den Tag durch all das todt, das auf der Burg da war,
bis auf den guten Reinold, der um seine Treue genas.
Der Berner schrie laut: „Waffen! o weh, daß ich hieher kam!
Nun hab' ich verloren ja Blödeling, meinen allerjüngsten Mann!“
„Nun schweiget Ihr Herren stille, ich lebe und steh' gesund,
in einem Kellerhalse ich steh': viertehalb hundert machte ich wund.
Viertehalb hundert machte ich wund mit meiner gewaffneten Hand:
nun sei gelobet vom Himmel Gott, wir leben noch allesamt!“

Das ist ja ein recht schönes Volkslied, sagte Berta; wie alt mag es wohl sein?

Der Druck, der es enthält, fällt um 1560. Das Lied ist begreiflich viel älter, es mag schon viele Jahrhunderte zuvor, wenn auch nicht gerade mit den Worten, die es jetzt hat, gesungen worden sein, sagte Haspinger. Aber das merkwürdigste ist, daß eine bis jetzt unbekannte Gestaltung der Sage dadurch zum Vorschein kommt. Das Gedicht weiß nichts von Dietrichs Flucht zu den Heunen; und daß Er den ungetreuen Ermenrich getödtet habe, wird sonst nirgends gelesen. Dietrich kommt hier seiner Vertreibung zuvor, indem er bald nach der Ermordung der beiden Harlunge, Fritele und Imbreke, deren Burg Breisach Ermenrich nun bewohnt, gegen den Mörder sich wendet. Rache für die Harlunge und Sicherung des eigenen Lebens sind die Beweggründe zu Dietrichs That; ist doch auch für ihn der Galgen schon errichtet. Die eilf Helfer Dietrichs sind zum Theil auch eigenthümlich benannt. Gleich der erste „Sein Bruder von der Stoere“ ist auffällig. An Dietrichs Bruder Diether ist kaum zu denken; denn was sollte dann der Zusatz von der Stoere bedeuten? Ich glaube, Bruder sei hier so viel als Stallbruder, d. h. Heergesell, und Stoere sei aus Stîre verderbt, und Dietleib von Steier sei gemeint. Der dritte, Herdegen, beruht nur auf einer, aber ziemlich sicheren Vermuthung. Der alte Druck giebt verderbt: Dar negest gink sik e i n d e g e n, des werdigen degen gudt. Die deutsche Sage kennt zwei Herdegen,

einen Mann der Harlunge, und den Schwager Dietrichs. Jeder von beiden steht hier gleich gut. Das Schildzeichen, drei Löwen, kommt sonst nicht vor. Bedenklicher ist der vierte Held, Horning. Der Druck giebt: Dar negest gink sik eyn Hoernink mit sinem hoernen bogen; de is dem edelen forsten wol dorch sin herte getogen. Einen Horning kennt die deutsche Sage nicht, obwohl der Name sonst vorkommt, wohl aber kennt einen Hornboge unter Dietrichs Helden die Wilkinasage und unter Etzels Helden das Nibelungenlied. Es ist nun zweierlei möglich: entweder Hornboge ist der echte Name, und der Träger desselben wird als Bastard (horning) bezeichnet, oder der echte Name ist Horning, und Hornboge nur Beiname, von des Helden Waffen hergenommen, der den eigentlichen Namen verdrängte. Die Worte dorch sin herte (durch sein Herz) sind auf jeden Fall in umbe sin herde (um sein Schulterblatt) zu ändern. — Der fünfte Blödeling (Bloedelîn sonst) erscheint nur in dem Gedichte von Dietrich und Virginal als Bernerheld, in welchem er die Riesen Asprian und Oesenwald tödtet; überall sonst ist er Etzels Bruder (Blêda). Da er der jüngste der Helden genannt wird, so muß er der zwölfjährige Sohn der Witwe sein, den Hildebrands Weib ja mitzunehmen räth. Den Namen des sechsten, Hunbert, hat der Druck in Lummert verderbt. Er wird nur noch im Gedichte von Alpharts Tode unter Dietrichs Helden genannt. Der Zusatz ut dem Garden (d. i. aus Garda) bezeichnet ihn als Wölfing. Der Name des achten, Eckehart, ist im Druck durch Umstellung der Hälften zu Hardenecke mit eingeschobenem n geworden. Eckehart war Pfleger der Harlunge und darf schon deshalb bei der Rache nicht fehlen. Der Anhang zum Heldenbuche läßt Ermenrichen sogar durch ihn fallen: Demselben Eckart wurdent empfolhen die jungen Harlinge; dar nach schluog er keiser Ermenrich zuo tode. man vermeinet auch, der getreu Eckart sei noch vor frau Fenus berg und sol auch da belîben biss an den jungsten tag und warnet alle, die in den berg gan wöllen.

Auch Agricola (Sprichwort 667) sagt: Der Eckard wolt seinen Herren, deren Vormund er was, trewe beweisen und bracht also

viel zu wegen, daß er mit anderer Helden Hülfe den Ermenfride (Ermenrich) wider erwürgte. — Die Wölfinge Wolfbrand, Wolfwin, Wolfhart sind alle drei zu Wolffram-Dirik geworden in dunkler Erinnerung an Wolfdietrich, den Ahnherren Dietrichs; nur bei Caspar v. d. Röhn kommt noch ein Wolfdietrich unter Dietrichs Helden vor, ein Wolfram nirgends. Aus Ilsan endlich hat der Druck Isaak gemacht; statt Ilsan hätte ich auch Ilsung setzen können; denn sowohl Ilsung als auch Ilsan sind Bernerhelden.

Noch schlimmer fast als den Mannen Dietrichs ist es König Ermenriche im alten Drucke ergangen: er ist bald zum Könige van Armentriken, bald zum Könige von Armentrike, Armentrik geworden, sowie Brisak (Breisach) zu Freisack. Von Ermenrichs Helden wird keiner genannt außer Reinold von Meilan (Milano) der auch sonst vorkommt und bald Reinold bald Rienold heißt, bald für, bald gegen Dietrich kämpft. Hier wird er seiner Treue wegen allein von Allen geschont. Von der stolzen Wite, die südlich oder einsam (denn sunder kann beides bedenten) von Frankreich wohnt und deren zwölfjährigen Sohn Dietrich ja mitnehmen soll, ist sonst nichts bekannt. Auffallend und vielleicht eine Lücke verrathend ist es, daß Dietrichs Werbung um diesen Helden ganz übergangen ist und alle zwölf bereits, als es zum Auszug kommt, zu Bern sich befinden. Sei dem wie ihm wolle, das Gedicht ist lebendig und schön, wiewohl es nicht nur in den Eigennamen, sondern auch in ten Wortformen und im Versbau greulich zerrüttet ist.

Oben bereits ward mitgetheilt, wie in der Edda Ermenrichs Tod erzählt wird. Jornand (um das Jahr 552) trägt vor: Ermanarik, König der Gothen, ward, obwohl er viele Völker unterworfen hatte, von dem treulosen Geschlechte der Roxalanen (Rosomonen, Rasomonen), welches mit anderen ihm damals diente, bei folgender Gelegenheit überlistet. Da er nämlich ein Weib, Swanihild (Sunihild, Sanielh, Sonild) geheißen, die aus dem genannten Geschlechte entsprossen war, wegen treulosen Abfalles ihres Gatten erzürnt, durch wilde Rosse zu Tode schleifen ließ, griffen die Brüder derselben, Sarus und Ammius, welche der

Schwester Tod rächen wollten, den König mit dem Schwerte an, und verwundeten ihn in der Seite. Seitdem führte er ein elendes Leben und schied von dieser Welt, den Schmerz der Wunde und den Anfall der Hunnen nicht ertragend, 110 Jahr alt.

Nach der Edda ist nun Swanhild Sigurds und der Gudhrun Tochter, und sie ward mit Ermenrich vermählt. Gudhrun gewinnt in dritter Ehe den Sörli (Sarulo) und Hamadeo, und sendet diese nebst dem Stiefsohne Erp zur Rache der Schwester. Die beiden Söhne tödten selbst den Erp aus Mißgunst, überfallen darauf bei Nacht den Ermenrich, hauen ihm Hände und Füße ab, wie ihnen aufgetragen war, aber da nun Erp fehlt, bleibt ihm das Haupt, und die Brüder werden durch Ermenrichs Mannen mit Steinen getödtet, da sie durch ihre Rüstungen unverwundbar sind. Sie sehen, beide Berichte stimmen im Ganzen, nur daß Jornand die Swanhild nicht in das Geschlecht Sigurds einreihet. Das Chronicon Quedlinburgense (Anfang des eilften Jahrhunderts) weiß, daß Ermanarich nach dem Tode seines einzigen Sohnes Friedurichs seine Neffen Embrika und Fritila an den Galgen gehängt habe, und daß er von den Brüdern Hemidus und Serila, und den Adoacar, deren Vater (Schwester?) er getödtet, nachdem sie ihm Hände und Füße abgehauen, erschlagen worden sei.

Saxo Grammaticus endlich (zwölftes Jahrhundert) erzählt: Ermenrich hatte sich aus der Gefangenschaft beim slawischen Könige Jsmar befreit und seinem Oheim Budli das väterliche Reich wieder abgenommen. Darauf baute er auf hohen Felsen eine feste Burg mit vier Thoren nach den vier Weltgegenden, um hier seine Schätze in Sicherheit zu bringen. Auf einem Seezuge begegnen ihm vier Brüder, Dänen von Hwen im Oeresund und Wikinge. Nach dreitägigem Kampfe zwingt er sie, ihm ihre Schwester Swawild nebst der Hälfte ihrer Beute zu überlassen. Zugleich befreit er einen Königssohn, Bikko (= Sibicho) aus der Gefangenschaft und nimmt ihn mit sich; dieser aber hatte nicht vergessen, daß Ermenrich ihn einst seiner Brüder beraubt hatte. Um dafür Rache zu nehmen, erwirbt er Ermenrichs Vertrauen und verleitet ihn nun zur Vertilgung seines eigenen Geschlechtes.

Seine in Deutschland erzogenen Schwestersöhne nimmt er gefangen und läßt sie nach seiner Hochzeit mit Swawild erdrosseln. Broder, sein Sohn aus früherer Ehe, soll, von Bikko frevelhaften Umganges mit der Stiefmutter bezichtigt, gehängt werden. Sein Hund kommt weinend zu Ermenrich und sein Habicht zieht sich die Federn aus; daran merkt er, daß er durch Broders Tod kindlos werde, und befreit ihn noch zu rechter Zeit. Die Knechte hielten nämlich auf Bikkos Geheiß ein Bret unter den Galgen, worauf Broder stund, so daß er nicht starb, bevor diese die Hände aus Müdigkeit sinken ließen. Ihnen, nicht dem Vater, sollte Broders Tod zur Last fallen.

Auch Swawild sollte sterben und Ermenrich ließ sie unter die Hufe seiner Rosse werfen; aber die Thiere scheuten vor ihrer glänzenden Schönheit (ihren leuchtenden Augen); da befahl Bikko sie umzukehren (nach der Edda: ihr Antlitz mit einem Tuche zu bedecken); so starb sie.

Bikko, Strafe für seinen Betrug fürchtend, reizte die Brüder zur Rache auf, verkündigte dann aber auch Ermenrichen, daß er Kampf zu gewärtigen habe. Die hwenischen Wikinge ziehen aus, rauben, und da es bei Theilung des Raubes zu Streite kommt, tödten sie einen großen Theil ihrer Leute selbst (nach der Edda tödten die beiden Brüder den Stiefbruder, weil sie wähnen, er werde ihnen keinen rechten Beistand leisten). Wieder beruhigt erkennen sie nun, daß sie zu schwach seien wider Ermenrich und wenden sich demnach an eine Zauberin, Gudhrun, um Hülfe. Gudhrun erscheint also hier weder als Mutter der Swanhild noch geht die Anreizung zur Rache von ihr aus, wie in der Edda. Gudhrun bewirkt nun durch ihre Künste, daß Ermenrichs Kämpfer erblinden und so ihre Waffen gegen einander kehren. So gelingt es den Brüdern bis zu Ermenrich vorzudringen; da tritt plötzlich Odin ein, vernichtet den Zauber und räth, weil die Brüder durch keine Waffen verletzt werden, sie durch Steinwürfe zu tödten. Die Kämpfer fallen nun auf beiden Seiten und Ermenrich wälzt sich mit abgehauenen Händen und Füßen unter den Todten.

Von allen diesen Darstellungen mischt keine den Dietrich von

Bern ein, und nur die Edda knüpft hier an die Sigufridsage an. Als Ermenrichs Tödter erscheinen also a) die Roxalanen, b) die drei Brüder der Swanhild, c) die vier Wikinge von Hwen, ebenfalls ihre Brüder, d) der getreue Eckehart, e) Dietrich von Bern.

Somit wären wir denn über das Ende Ermenrichs zur Genüge in Kenntniß gesetzt, nahm jetzt Irmgard das Wort, und es bleibt nur noch über Dietrichs Ende zu berichten. Von Ermenrich erfuhren wir zumal durch Saxo manches Neue, sonst Unbekannte. Nirgends sonst wird seiner Gefangenschaft bei den Slawen gedacht und daß Budli, Etzels Vater, sein Oheim gewesen sei und ihn des Vatererbes einst beraubt habe. Dieses Vatererbe kann nun freilich nicht in Italien gelegen haben, wohin Ermenrich erst versetzt ward, nachdem er mit Dietrich von Bern in Verbindung gebracht worden war, sondern wir werden es an der Weichsel zu suchen haben; denn dort, von der Ostsee bis zur Donau, erstreckte sich Ermanarichs Reich.

Du hast gewiß recht, liebe Irmgard, erwiderte ihr Graf Huno; aber die Verbindung Ermanarichs mit Dietrich war bereits im neunten Jahrhundert vollzogen, wie uns das angelsächsische Lied von Widsith lehrt, welches aber noch an der Weichsel seinen Sitz annimmt. Auch seiner Kämpfe gegen die Heunen gedenkt es, nur nennt es nicht den Vater Budli, sondern den Sohn Atli als Ermanarichs Gegner. Wir lesen dort von V. 109 an:

Von hier aus [1] durchzog ich all das Erbe der Gothen,
suchte die kühnsten stets der Kampfgesellen;
das war Eormanrikes Ingesinde.
Den Hedhka besucht' ich und die Herelinge (Harlunge)
Emerka und Fridla und den Eástgota
— — — — — — — — und Theodrik,
Hadhorik und Sifeka'n (Sibichen);
— — — — — — Selten dort die Waffen ruhten,
denn der Hrädhen (Gothen) Heere mit harten Schwertern

[1] Von Maurungania, Nordalbingia aus.

beim Wistlawalde (Weichselwalde) wehren mußten
das alte Erbland Aetla's Leuten. — —
Gar oft von diesem Heere hallend flog
der gellende Geer nach dem grimmen Volke.

Nachdem man einmal den Dietrich der Sage auf den ostgothischen König Theoderich bezogen hatte, lag es sehr nahe, auch dem Ermanarich seinen Sitz in Italien anzuweisen und ebenso die Kämpfe, die er an der Weichsel gegen die Hunnen gestritten hatte, dahin zu verlegen. Das war um so weniger bedenklich, als Attila ja einen Heerzug nach Italien unternommen hat.

Ja wohl, sagte Irmgard. — Theilen Sie uns denn nun Dietrichs Ende mit, Herr Professor; wir sind bereit zuzuhören.

Haspinger begann:

Auch hier werden wir verschiedenen Darstellungen begegnen, schon weil ein Held der Sage mit einem Helden der Geschichte verschmolzen ward. Was zunächst den geschichtlichen Ostgothenkönig betrifft, so versichert Pabst Gregor I. (Dialog. IV, 30), daß er zur Strafe für seine arianische Ketzerei und seine Härte gegen den Pabst Johannes und den Patricius Symmachus vom Teufel durch den liparischen Vulcan in die Hölle hinabgestoßen worden sei. Da ein Pabst dieß sagte, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn er Glauben fand. Darum lesen wir in der Kaiserchronik:

Vil menige daz sâhen,
daz in die tievel nâmen,
si fuorten in in den berc ze Vulcân:
daz gebôt in sant Johannes der heilige man.
dâ brinnet er unz (bis) an den jungisten tac,
daz im nieman gehelfen ne mac.

Otto von Freisingen (zwölftes Jahrhundert) verknüpft zuerst die Behauptung des Pabstes mit der Volkssage. Er erzählt Chronic. V, 3: „Deshalb (wegen der Härte gegen Johannes und Symmachus) ward er nach wenigen Tagen im dreißigsten Jahre seiner Herschaft von einem plötzlichen Tode dahingerissen und von Johannes und Symmachus in den Aetna gestürzt. Das

hat ein Mann Gottes mit seinen Augen gesehen. Daraus entstund, wie ich glaube, die Sage: Dietrich sei lebend auf einem Rosse zu den Unterirdischen hinabgeritten." — Dazu gehört, was der Mönch Godofred von Köln in seinen Annalen zum Jahre 1197 erzählt. „In diesem Jahre erschien einigen an der Mosel Wandelnden ein Gespenst, in menschlicher Gestalt aber von staunenerregender Größe, auf schwarzem Rosse sitzend. Sie fürchteten sich, der Reiter jedoch nahete ihnen und ermahnte sie, sich nicht zu fürchten. Er sei Dietrich von Bern, der König; und es werde schweres Unglück über das römische Reich hereinbrechen. Dieß und anderes sagte er ihnen; dann ritt er von ihnen hinweg, über die Mosel hinüber und entschwand aus ihren Augen."

Daran schließt sich eine Stelle in Etzels Hofhaltung: Dietrich wird sündlicher Rede wegen von einem gespenstigen Pferde, „das der Teufel selber ist," in die wüste Rumenei entführt, wo er mit dem wilden Gewürme bis an den jüngsten Tag streiten muß. — Nach dem Anhange des Heldenbuches kommt ein Zwerg und holt ihn ab mit den Worten: „Berner, Berner, du sollst mit uns gehn; dein Reich ist nicht mehr in dieser Welt." Dietrich gieng mit ihm, und Niemand weiß, wohin er gekommen und ob er noch lebe oder todt sei.

Die Peringskjoldische Wikinasage schweigt ganz vom Ende Dietrichs; eine andere Handschrift jedoch erzählt: Thiodrek habe Thiere gejagt, an welche Andere sich nicht gewagt hätten, und sei oft ausgeritten nur von wenigen Dienern begleitet. Obgleich altersschwach, habe er doch keinen Kampf gescheuet. Als er sich eines Tages an der Stätte, die Thiodreks Bad heißt, badete, sagte ein Diener: „Dort läuft ein Hirsch, so stark und schön, wie ich noch keinen gesehen habe." Der König springt aus dem Flusse, wirft sein Gewand um, und ruft, wie er das Thier erblickt, nach Roß und Hunden. Die Diener eilen fort, aber da sie ihm zu lange säumen und er neben sich ein rabenschwarzes Roß gesattelt stehn sieht, besteigt er dasselbe. Schneller als ein Vogel fliegt, springt das Roß mit ihm von dannen, so daß weder Pferd noch Hund ihm folgen kann. Am nächsten kommt ihm noch ein Diener auf dem

Roß Blanke, und Thiodrek, der jetzt merkt, welch ein Roß er reite, will abspringen, aber er kann es nicht. „Herr, ruft ihm der Diener zu, warum reitest du so schnell und wann willst du zurückkehren?“ „Ich thue einen bösen Ritt, antwortet ihm Thiodrek; ich komme zurück, wann Gott und die Jungfrau Maria es wollen.“ Der Diener verlor da den König aus dem Gesicht und Niemand weiß, wo er hingekommen ist.

Anders wendet die altschwedische Wilkinasage Thiodreks Ende, sagte darauf Professor Edman. Er selbst beschließt sein Reich heimlich zu verlassen, um den ihm einst entkommenen Witichen aufzusuchen und an ihm den Tod seines Bruders Diether und der Söhne der Helche zu rächen. Sieben Jahre lang läßt er ein Pferd heimlich unter der Erde groß ziehen; als er dann einst im Strome badet, wird es, wie er befohlen hatte, losgelassen. Er fängt es ein und besteigt es; Niemand aber weiß, wohin er reitet. Er trifft Witichen auf Seeland oder Femern, tödtet ihn im Kampfe, stirbt dann aber selbst an den empfangenen Wunden auf dem Meere, ohne sein Land wieder zu sehen.

Die letzte Darstellung, nahm der alte Graf das Wort, ist zwar eine geschickte aber vielleicht doch nur willkürliche Erfindung. Das unheimliche soll damit aus der Sage des Helden entfernt werden.

Ich glaube das nicht, sagte Haspinger, aber fahren Sie jetzt nur fort.

Aus gleichem Grunde wenigstens, sprach der Graf weiter, enthalten sich manche deutsche Gedichte Dietrichs Vater zu nennen; überhaupt wird über seine Verwandtschaft ein absichtliches Schweigen beobachtet, was um so auffälliger ist, als es stets für Ehre galt, zu einem berühmten Geschlechte zu gehören.

Den Grund davon, sagte Leodegar, erschließt uns, wie ich glaube, nun wieder der Anhang zum Heldenbuche, wo wir darüber folgendes vernehmen: **Als des Berners muoter sîn swanger wart, dô machete ein bœser geist sîn gespenst. Eines nachtes, dô Dietmâr in der reise was, dô troumte ir, wie si bî ir manne Dietmâr læge. Dô si erwachete, dô greif**

si neben sich und greif ûf einen holen geist. Dô sprach der geist: „Du solt dir nicht fürchten, ich bin ein gehiure geist. Ich sage dir, der sune, den du tregest, wirt der sterkest geist, der ie geboren wart. Darumbe daz dir alsô getroumet ist, sô wirt fiure ûz sînem munde schiezen swanne er zornig wirt, und wirt gar ein frumer helt.“ Alsô bûwet der tiufel in drîen nechten ein schœne starke burg, daz ist die burg zuo Bern. — Hieraus ergiebt sich deutlich, daß man annahm, Dietrich sei der Sohn eines Nachtelfen, und sein Vater habe ihn endlich in sein Reich und zur wilden Jagd zurückgeholt. Nach christlicher Ansicht war dieß allerdings ein Flecken, der Dietriche anhaftete, und da er als Vorbild und Spiegel aller Ritterlichkeit galt, so mußte man sich wohl hüten daran zu erinnern.

Ohne Zweifel, schloß jetzt Haspinger, so hat das christliche Mittelalter die Sache sich zurecht gelegt; aber es ist doch eben nur eine Zurechtlegung. Die Nachtelfen der deutschen Götterlehre hauchen nie Feuer aus; diese Fähigkeit konnte ihnen erst eingeräumt werden, als man alle diese Wesen für höllische Geister, für Teufel ansah. Nur in der christlichen Hölle brennt Alles, nicht aber bei der heidnischen Halja, Hella. Da jedoch, wie wir sahen, alte heidnische Mythen des Thonar auf Dietrich übertragen wurden, so gieng auch der Feuerathem, d. h. der Blitz ganz natürlich auf Dietrich mit über. In diesen Sagen, die einst Göttermythen waren, aber auch nur in diesen, gebührt dem Dietrich der Feuerathem. Da er ihn aber nun einmal hatte, so ließ man ihm denselben auch, wo er ihn haben weder soll noch kann, in der eigentlichen Heldensage, in welcher er anderen Helden, nicht aber Wesen der Mythologie gegenübersteht. Es zeigt daher immer von Bedacht des Dichters, wenn ein Gedicht der zweiten Reihe nichts von Dietrichs Feuerathem weiß. Da man nun aber im christlichen Mittelalter in Dietrichs Feuerathem den Blitz Thonars unmöglich erkennen konnte, so mußte man diese Eigenschaft anderswoher ableiten, und da lag es eben nicht sehr fern, ihn zu einem Sohne des Teufels zu machen. Ich glaube daher auch nicht, daß

dasjenige, was der Anhang des Heldenbuches uns von Dietrichs Erzeugung erzählt, aus einem jetzt verlorenen Gedichte entnommen sei; es ist vielmehr nichts als Meinung des Volkes, die sich über seinen Lieblingshelden in dieser Beziehung gebildet hatte. Auch gab es wohl schwerlich ein Gedicht, dem die Wilkinasage das mitgetheilte Stück vom Ende Dietrichs entnommen hätte; auch das scheint mir nur Glaube des Volkes, das ja seine besten Helden, auch geschichtliche, nicht sterben, sondern in Berge entrückt werden läßt. — Mehr den Anschein, einem Gedichte entnommen zu sein, hat die Ueberlieferung der altschwedischen Wilkinasage; aber dann durfte Dietrich nach der Schlacht von Ravenna nicht zu Etzeln zurückkehren, er mußte in Italien bleiben, und dann hätten wir eine Gestaltung der Sage vor uns, zu welcher das Lied von Ermenrichs Ende ebenfalls passen würde. Aber einen Lebensabschluß des Helden bedurfte man überhaupt erst, als man alle die einzelnen Sagen von Dietrich zu einem Ganzen vereinigte, wie in der Wilkinasage geschah. Nach Langes Ansicht, die Vieles für sich hat, ward die Wilkinasage von einem Isländer im vierzehnten Jahrhundert zu Bergen in Norwegen nach den Erzählungen niederdeutscher Kaufleute niedergeschrieben, wobei diese recht wohl sich auf Bremen, Soest und Münster, als Orte wo die Begebenheiten sich ereignet haben, d. h. wo die Sage noch lebe, und auf niederdeutsche Gedichte berufen konnten. Und waren die Erzählenden etwa gar aus Bremen, Soest[1] und Münster, was gar leicht der Fall sein konnte; so berichtet der Isländer auch nur die Wahrheit, wenn er sagt, daß ihm Männer aus diesen Städten die Sagen mitgetheilt haben. In Deutschland haben die einzelnen Sagen gewiß immer nur als einzelne bestanden; zu einem Gedichte sind niemals alle verarbeitet worden, denn kaum dürfte, wenn eine Alles umfassende Bearbeitung in Prosa vorhanden war,

[1] Im Altnordischen: Susat. Da Susat als Sitz Etzels angegeben wird, als solcher aber in den meisten Gedichten Etzelnburg, worunter man Ofen (Buda) versteht, genannt wird, so war man schon der Meinung, Susat sei nur Erinnerung an die altpersische Hauptstadt Susa. Aber wenn Ermenrich in Breisach wohnte, warum nicht Etzel in Soest?

diese ganz und gar spurlos verschwunden sein. Aber für heute genug.

Ich habe mich gut unterhalten, sehr gut, weit besser als gewöhnlich in meinem Staatsrath, sagte der Herzog, als er sich erhub. Ich werde einige Tage hier bleiben, um noch ein Paar Vorträge anzuhören. Ich weiß schon weshalb. Herr von Stoffeln, bringen Sie morgen sofort diesen meinen Beschluß meinem Staatsrathe zur Kenntniß. Gute Nacht, Frauen und Herren! Damit gieng er geleitet vom alten Grafen und gefolgt von Künrich ab.

Sechster Abend.

Was werden wir heute zu hören bekommen? fragte der Herzog, als am Abende Alle versammelt waren.

Wir werden diesen Abend uns zunächst mit Gedichten beschäftigen, antwortete Haspinger, welche theils echte Dietrichssage enthalten, obwohl ihr Held nicht Dietrich von Bern heißt, theils willkürliche Erweiterungen der Dietrichssage sind. Bleibt uns dann noch Zeit, so betrachten wir Gedichte, deren Inhalt ursprünglich selbstständige Sage ist, die jedoch später in die großen Sagenkreiße Etzels, der rheinischen Helden oder Dietrichs Eingang fand; vielleicht auch noch diejenigen Gedichte, deren Inhalt zu keinem der großen Sagenkreiße gehört.

Aber wie kann es eine echte Dietrichssage geben, deren Held nicht Dietrich heißt? fragte Berta.

Dietrich heißt der Held nun wohl, aber nicht Dietrich von Bern, ließ sich darauf Haspinger vernehmen. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß der Dietrich der Sage mit dem Theoderich der Geschichte streng genommen nichts gemein habe als eben den Namen. Erst als man jenem durch Anlehnung an diesen Bern, d. h. Verona, zum Sitze gab, fand sich Dietmar als Vater Dietrichs ein, weil der Vater Theoderichs Theodomer heißt. Nimmt man für den Dietrich der Sage einen andern Wohnsitz an und giebt man ihm in Folge davon einen anderen Vater, so fällt sogleich aller Bezug auf den geschichtlichen Theoderich hinweg. Aber im Mittelalter hat man freilich die in den Sagen auftretenden Dietriche für verschiedene gehalten, weil der neue Wohnsitz nur in

einen Theil der Sagen Eingang gefunden hatte, und es war eben darum auch ganz begreiflich, daß man dieß that; und um nun die geglaubte Verschiedenheit noch mehr hervor zu heben, fand man für gut, den Dietrich, dessen Sitz Bern nicht ist, Wolfdietrich zu nennen, weil er nach der einen Sage als ausgesetztes Kind von einer Wölfin aufgesäugt, nach der anderen von den Wölfen, denen man ihn als Kind preisgab, nicht zerrissen ward. Die Aussetzung aber fand Statt, weil seine Mutter auf widerrechtliche Weise zu ihm gekommen war, die Preisgebung, weil er schon als Knabe von ungeheuerlicher Stärke war und deshalb für eines Albes Sohn galt.

Ei, das paßt ja ganz und gar zu der zweifelhaften Herkunft Dietrichs von Bern, womit Sie uns am letzten Abend bekannt machten, sagte Gräfin Irmgard; und jetzt sehe ich noch deutlicher ein, warum sich die Dichter so sorgfältig hüten, sich über die Abstammung Dietrichs von Bern auszulassen, seit er aller Helden Vorbild geworden war, und warum sie ihn des Mythischen entkleiden und dafür mit allen edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens ausrüsten.

Hat dieser Wolfdietrich auch den Feuerathem Dietrichs von Bern, der doch wohl mythisch genug ist? fragte Berta.

Nein, erwiderte ihr Haspinger, den hat er nicht, und hierin liegt für mich ein Beweis, daß der Feuerathem Dietrichs von Bern in keiner Verbindung steht mit seiner Abkunft von einem Alb. Erst als man die Dietriche geschieden hatte, was vielleicht schon im siebenten Jahrhundert geschah, wurden Mythen von Thonar auf Dietrich, aber nur auf den, der jetzt Dietrich von Bern heißt, übertragen, und hieraus folgt zugleich, daß eigentlich Dietrich den Feuerathem nur da haben darf, wo er gegen Riesen, Zwerge und Lindwürme streitet, also den alten Thonar vertritt. Ueberall, wo er nicht den Donnergott vertritt, hat er demnach mit Unrecht den Feuerathem, d. h. den Blitz.

Nun so lassen Sie uns denn etwas von Dietrichs Ereignissen hören, bevor man Dietrich von Bern von ihm abtrennte, sagte Irmgard, und Haspinger begann:

Dietrich, oder Wolfdietrich, wie ich jetzt ihn auch nennen will, ist zunächst Held zweier Gedichte, von denen das eine schlechthin Wolfdietrich, das andere Wolfdietrich und Sabene überschrieben ist. Beide haben manches gemein, weichen aber auch in manchem von einander ab. Sie werden beides, Uebereinstimmung und Abweichung, aus dem kurz mitzutheilenden Inhalte beider Gedichte abnehmen.

Dem Wolfdietrich ist ein Gedicht gleichsam als Einleitung vorausgeschickt, welches Hugdietrichs Brautfahrt heißt; denn Hugdietrich gilt hier als Wolfdietrichs Vater. In Constantinopel, beginnt das Gedicht, herschte der schöne Hugdietrich, dem das goldblonde Haar bis über die Hüften hieng. Sein Vater Anzius (oder Attenus) hatte ihn, als er starb, dem Herzogen Berchtung von Meran (Dalmatien) übergeben, daß er den jungen Fürsten in allen ritterlichen Künsten erziehe. Als er ihn zwölf Jahre lang unterrichtet hatte, bat ihn Hugdietrich, ihm eine Jungfrau vorzuschlagen, daß er sie eheliche, damit sein Land einen Erben habe. Berchtung rieth zu der schönen Hildeburg, Tochter Walgunds, Königes von Salneck (Thessalonike), sagte aber zugleich, daß der sie keinem Manne geben wollte und sie auf einem Thurme wohlverwahrt hielte. Da beschloß Hugdietrich (Hug bedeutet Geist, Schlauheit, Muth) List anzuwenden und er ließ sich ein Jahr lang von einer Meisterin in künstlichen Frauenarbeiten unterweisen, und kleidete und gebärdete sich als eine Jungfrau. Als er sattsam vorbereitet war, fuhr er mit Jungfrauen, geleitet von Berchtung und seinen Mannen gen Salneck, wo vor der Stadt ein kostbares Gezelt aufgeschlagen war. Walgund erkundigte sich durch Herdegen nach dem Gaste; dieser aber nannte sich Hildegund, Schwester Hugdietrichs, der sie vertrieben habe. Liebgard die Königin ahnte zwar einen Anschlag auf ihre Tochter, Walgund aber glaubte es nicht und die Jungfrau ward freundlich aufgenommen. Nachdem Berchtung mit dem Geleite wieder heimgeritten war, ergab sich Hildegund ihren Arbeiten, und die gefielen so wohl, daß die Königin sie bat, zwo ihrer Jungfrauen ihre Kunst zu lehren. Hildegund that dieß und erbat sich als Lohn nun, daß sie Hildeburgen sehen dürfe. Der

König, dem Hildegund eine schöne Haube gestickt hatte, willigte ein und ließ zum Pfingstfeste die Tochter von ihrem Thurme herabkommen. Beide saßen da freundlich beisammen und Hildeburg bat den Vater, ihr die fremde Jungfrau mit auf den Thurm zu geben, daß auch sie die Kunst lerne, und beide wurden wirklich auf dem Thurme eingeschlossen. So lebten sie zwölf Wochen zusammen, ohne daß Hildeburg in der Jungfrau einen Mann erkannte; endlich aber geschah es und er nannte nun ihr seinen Namen. Sie ward schwanger und fürchtete für sich und ihn den Tod; Hugdietrich aber tröstete sie und sagte ihr, daß Berchtung ihn bald heimholen werde. Er hieß sie das Kind, wenn es ein Knabe wäre, Dietrich nennen; wäre es ein Mädchen, solle sie ihm einen Namen geben. Zugleich zog er den Thurmwächter Wölfelin in das Geheimniß, gewann ihn durch große Verheißungen, daß er das Kind ihm brächte, und versprach, sie bald als sein Weib heimzuführen. Er empfieng von ihr einen Ring zum Angedenken.

Nachdem Hugdietrich abgeholt worden war, gebar sie einen Knaben, der zwischen den Schultern ein rothes Kreuz als Mal trug. Als sie sich mit dem Wächter berieth, wie sie ihn könne taufen lassen, kam ihre Mutter auf den Thurm, und aus Furcht unzeitiger Entdeckung ward das Kind von dem Wächter in den Burggraben hinab gelassen. So merkte die alte Königin nichts. Bald darauf gieng eine Wölfin durch den Graben, fand das Kind und trug es in den Wald zu seinen Jungen, die noch blind waren. Als der Wächter dann hinabgieng nach dem Kinde, fand er es nicht mehr. Er beschloß, daß er die Mutter nicht erschrecke, ihr zu sagen, er habe das Kind zur Taufe getragen und es dann einer Amme übergeben. Erst des Abends kehrte er auf den Thurm zurück.

Am nächsten Morgen ritt König Walgund auf die Jagd. Er traf im Walde auf den Wolf und verfolgte ihn bis zu seiner Höhle. Die Wölfe wurden erschlagen, und dann fand ein Jäger das Kind und brachte es dem Könige, der es hold aufnahm und seiner Frauen heim trug. So vernahm es denn auch Hildeburg, und als sie besorgt dem Wächter in das Gewissen redete, gestund er

ihr Alles. Sie ließ sich darauf von ihrer Mutter das gefundene Kind auf den Thurm bringen und erkannte es bald an dem Kreuze. Nun bekannte sie Alles ihrer Mutter, und diese versprach sie mit dem Vater auszusöhnen. Die Sühne fand statt und der Knabe ward getauft und Dietrich genannt; zur Erinnerung an die Wölfe aber nannte man ihn Wolfdietrich. Als darauf Walgund Hugdietriche die Sache kund thun ließ, kam dieser sogleich, vermählte sich mit Hildeburg und führte sie nebst dem Kinde nach Constantinopel. Hildeburg gebar ihm noch zwei Söhne, Bogen, oder Baugen, und Wachsmuth; doch wuchs Dietrich vor allen herlich empor. Berchtung ward ihr Erzieher und lehrte sie Reiten, Schwertfechten, Geerschießen und andere Künste. Als sie das Alter hatten, erhielt jeder dreihundert Dienstmannen.

Damals stund König Otnit in seiner höchsten Macht. Außer Rom diente ihm Baiern, Schwaben, Westfalen und manch anderes Land. Gertwart sein Mann rühmte ihm einst Hugdietrichs Macht und erweckte dadurch in ihm die Begierde, auch ihn zu unterwerfen. Er sandte demnach den Grafen Herman nach Constantinopel und ließ Zins fordern. Hugdietrich wagte nicht den Zins zu weigern, und so sandte er jedes Jahr ein Saumroß mit Gold nach Rom; Wolfdietrich aber ließ ihm zornig sagen, sobald er ein Mann sei, werde er den Zins wieder heimholen.

Bald starb Hugdietrich; Hildeburg war schon früher gestorben. Zuvor hatte er noch sein Reich unter seine drei Söhne getheilt. Wachsmuth erhielt Cypern, Boge oder Bauge ein anderes Land, Wolfdietrich aber Constantinopel, und er besonders ward vom sterbenden Könige Berchtunge empfohlen. Der nahm ihn mit nach Meran und lehrte ihn viele Künste, insonderheit drei Messerwürfe, die ihn einst der König Anzius gelehrt hatte. Dabei theilte er ihm mit, daß er einst den Messerwurf auch den Pelian, Sohn des Königs Grippian von Reußen, gelehrt, ihm aber zwei Sprünge und einen Wurf vorenthalten habe; ihn aber wolle er alle lehren. Zu einen Pfingsten ertheilte ihm Berchtung den Ritterschlag und gab ihm zugleich seine sechzehn Söhne zu Dienstmannen, und es schwuren ihm Treue vier Herzogen, zwölf Grafen und hundert Ritter.

Da kamen Mähre, daß seine Brüder Wachsmuth und Bauge ihn des Vatererbes berauben wollten. Da zogen die Recken und viertausend Knechte mit ihm gen Egypan (oder Sipin) in das Thal, wo sie sich einschifften und in zwölf Tagen vor Constantinopel ankamen. Da lagerten sie, und Berchtung befahl seinen Söhnen Herbrand (nachmals Vater Hildebrands) und Hachen das Heer und gieng mit Dietrich in die Stadt. Diesen grüßten die Brüder nicht, wohl aber Berchtungen und mahnten ihn, Dietrichen zu lassen, der ein Kebskind sei. Dietrich erbot sich, sein Erbe mit ihnen zu theilen; sie aber drohten ihm den Tod, und waffneten sich. Da blies Berchtung sein Heerhorn von der Zinne, und seine Söhne eilten, wie es verabredet war, mit dem Heere herbei und stürmten die Burg. Es erhub sich ein grimmer Kampf, worin alle Mannen Berchtungs erschlagen wurden: doch wollte er mit seinen Söhnen nicht weichen, sondern sie stritten Rücken an Rücken. Auch sechs von ihnen fielen; aber so oft einer sank, lachte Berchtung Dietrichen an, daß er es nicht merken sollte. Endlich traf Dietrichen selbst ein Stein, daß er für todt da lag. Da hub ihn Berchtung auf und trug ihn fort; die übrigen zehen Söhne aber folgten tapfer kämpfend. Als sie zu den Rossen gekommen waren, ritten sie eiligst von dannen, und fünf tausend Griechen ritten ihnen vergebens nach. Berchtung und die Seinen kamen in einen Wald; da wollten sie Nachtlager nehmen. Dietrich blieb gewaffnet und gieng in den Wald. Da kamen zwölf Riesen, überfielen die Schlafenden, banden sie und trugen sie zu Balmund in die Burg Tremund, der seinen Bruder rächen wollte und sie in ein Verlies warf. Darauf sandte er die Riesen nach Wolfdietrich aus, der aber erschlug sie alle. Dann focht er drei Tage lang mit Balmund selbst, der, so oft er aus einem Brunnen trank, die Stärke von fünfzehen Männern gewann und St. Georgen Hemde trug, das undurchdringlich war. Er hatte es aus einem Kloster geraubt und trug es zum Spotte. Dietriche aber half der Zwerg Bibung, dem sein Vater Gutes gethan hatte, indem er ihm einen Ring gab und ihm rieth, die Spitze seines Schwertes vor jedem Schlage in den Sand zu stoßen. So erlag endlich der Heide und Dietrich

schlug ihm das Haupt ab. Darauf nahm er das Hemde, legte es an, ritt zur Burg Tremund, erschlug den ungefügen Pförtner Alban und gieng zum Gemache der Königin, wo man auf ihn mit Stühlen und Bänken losschlug. Er aber tödtete alle Feinde, befreite Berchtungen und seine Söhne und ritt mit ihnen von dannen.

Hier können wir, denke ich, einmal einen Halt machen, sagte Gräfin Irmgard, um das bis jetzt Gehörte zu besprechen. Hugdietrichs Brautfahrt scheint mir aus ganz anderem Geiste gedichtet als Wolfdietrich, und ich zweifle nicht, das Gedicht bestund ursprünglich für sich. Es ist viel milder als Wolfdietrich, der ziemlich rauh beginnt. In jenem ist alles menschlich; in diesem haben wir es aber sofort wieder mit Riesen und Zwergen zu thun.

Das ist auch meine Ansicht, stimmte ihr Baron Wilmar bei; schon der grundverschiedene Ton der beiden Gedichte zeigt, daß sie nicht von dem gleichen Dichter herrühren. Und irre ich nicht, so ist nicht nur Hugdietrichs Brautfahrt, sondern auch Ortnids Brautfahrt und die Sendung der Lindwürme nach Langbardenland mit Wolfdietriche verbunden worden, ein Gedicht, das wiederum in anderem Tone erklingt.

Sie irren nicht, Herr Baron, sagte Haspinger; die Sache verhält sich wirklich so.

Uebrigens, nahm der alte Graf das Wort, stimmt die Sage doch darin mit der Geschichte überein, daß sie für die Begebenheiten, die sie als frühere ansetzt, das oströmische Reich, oder das griechische, als Schauplatz annimmt; denn in Griechenland waren die Gothen eine geraume Zeit seßhaft, bevor sie nach Italien giengen. Darin freilich irret sie dann, daß sie Langobarden daselbst kennt, bevor Dietrich dahin kommt. Die bekannteren Langobarden vertreten also die später verschollenen Schaaren der Rugier, Skiren und anderer deutscher Stämme, die Radagais und Odoakar nach Italien führten, und deren Nachfolger die Gothen dann wurden.

Demnach würde also Otnid, der über die Langobarden herscht, für Odoakar stehn? fragte Berta.

Möglich, erwiderte ihr Leodegar; denn ihm steht Wolfdietrich erst feindlich gegenüber, dann verbündet er sich mit ihm und erhält nach dessen Tode sein Reich, gerade wie Theodorich erst den Odoakar bekämpfte, dann sich mit ihm verband und nach dessen Tode das Reich erhielt. Und das Hildibrandslied nennt auch noch den Otachar Theodrichs Gegner, nicht den Otnid. Für Odoakar trat also zuerst Otnid, dann Irmenrich oder Ermanarich ein. Gegen die Anlehnung der Sage an die Geschichte hier ist nichts einzuwenden. Soviel stimmt, aber mehr nicht; denn niemals war Theodrich Herr von Constantinopel, noch ward er von seinen Brüdern vertrieben. Die Geschichte kennt keine Brüder Theodorichs, und er lebte als Geisel in der östlichen Hauptstadt, nicht als Herr des Landes.

Die Begebenheit mit Balmund und seinen zwölf Riesen findet sich nicht in allen Handschriften des Gedichtes; das, sagte Haspinger, glaube ich Ihnen bemerken zu müssen. Da keine Lücke in den Handschriften, in denen sie fehlt, dadurch entsteht, so zeigt uns dieß, wie die Sagen erweitert oder auch verengert wurden.

Gerade in diesem Stücke, bemerkte Irmgard, begegnen uns zwei alte Bekannte, der Pförtner Alban und der Zwerg Bibung. Alban erschien im Orendel, auch als Pförtner, aber als heimtückischer Zwerg. Bibung trat bereits im Gedichte Dietrich und Virginal auf, und zwar dienstbeflissen wie hier.

Aber was ist denn das als unverletzbar gerühmte Hemde des heiligen Georg für ein Kleid? fragte Berta, davon habe ich noch nichts gehört.

Erinnern Sie sich noch an den grauen Rock Orendels, oder an die Hornhaut Sigfrids? antwortete ihr der alte Graf. Das „Hemde des heiligen Georgs," des Schutzherrn der Ritterschaft, hat dieselbe Bedeutung. Alle diese Gewänder sollen nur erklären, wie gewisse Helden in den grimmigsten Kämpfen unverwundbar blieben. Noch weit spätere Zeiten wissen von solchen sogenannten Nothhemden (= Kampfhemden), und wie sie bereitet werden, zu erzählen. Ursprünglich, im Heidenthume, waren sie ein Werk der Walakurien, verliehen ihren Lieblingen unter den Helden, um sie

vor Wunden zu schützen; und daher ist es schicklicher, wenn die Dresdener und Wiener Handschrift des Wolfdietrich dem Helden dieses Hemde durch Sigeminne zu Theil werden läßt. Die Benennung „St. Georgs Hemde“ ist eine verchristlichende. Der heilige Georg nämlich gieng aus allen Qualen unverletzt hervor, und wie diesen sein fester Glaube, sollte das Hemde den Helden, der es trug, wundlos erhalten. In der Wiener Handschrift heißt es von ihm:

Da hieß sie (Sigeminne) dem Herren in den Kiel tragen dar
ein palmatseiden Hemde, das sag' ich Euch fürwahr.
Sant Pangratien Heilthun darin beschlossen lag:
es war von hundert Fächern: das beschirmte ihn manchen Tag.

Wie es bereitet wird, lesen wir in Grimms deutscher Mythologie S. 1052: Ein unschuldiges Mädchen muß sieben Jahre lang stumm und schweigend das Hemde fertig spinnen, weben und nähen. Ein solches Hemde macht nicht nur fest und siegreich, es schützt auch vor Zauber oder löset ihn, wenn es über den Verzauberten geworfen wird. So bekommen in Werwölfe verwandelte Männer oder in Krähen verwandelte Mädchen, wenn sie damit bedeckt werden, die Menschengestalt wieder. Der Aberglaube behauptet sogar, daß, wer mit einem solchen Hemde am Leibe vor Gericht erscheine, in allen Händeln Recht bekommt. In einem alten Segen (Hoffmanns Fundgruben I, 343) heißt es:

Sant Marîen lîchemede (Leibhemde)
daz sî hiute mîn fridhemede:
aller mîner vîende gewâfen
diu ligen hiute unde slâfen
und sîn hiut alsô palwahs (übelschneidend)
als wære mîner vrowen sant Marîen vahs (Hauptḥaar)
dô si den heiligen krist gebære
und doch ein reiniu maget wære.

Wahrscheinlich schrieb man im Heidenthum auch der Wolfshaut vor Wunden schützende und Sieg gebende Kraft zu, sagte da Edman; war doch der Wolf das dem Wôdan heilige Thier. Darum trugen die nordischen Berserker Wolfgürtel über den

Brünnen, und Ulfhedinn, der mit der Wolfshaut bedeckte, ist altnordischer Heldenname, der genau dem altdeutschen Wolfhetan entspricht.

Die Bemerkung wird Grund haben, erwiderte ihm Leodegar; aber auch einem Kraute, dem „Allermannharnisch“ schrieb man vor Wunden schützende Kraft zu. So dürfte auch statt des oben erwähnten Heilthums, d. h. Reliquie, des heiligen Pangratius ursprünglich etwas anderes eingewoben worden sein, etwa Wolfshaare.

Hören Sie einmal, Hauptmann, wandte sich der Herzog jetzt zu Künrich, es wäre nicht uneben, wenn ich für mein herliches Kriegsheer solche Georgshemden oder auch Wolfsgürtel beschaffen könnte. Wären meine Leute Hieb-, Stich- und Kugelfest, dann wollte ich — —

Ja, gnädigster Herr, antwortete der Althauptmann, es gienge schon, aber es geht nicht. Wo sollten wir Mädchen finden, die sieben Jahre lang stumm und schweigend spinnen, nähen und weben möchten? Und Gürtel aus Wolfsfell — ich weiß nicht, ob sie heute noch die gleiche Kraft äußern würden, da Wodan einmal abgesetzt ist.

Thut nichts! war der Bescheid darauf. Tragen Sie die Sache einmal vorläufig in mein Gedenkbuch, ich will sie mir weiter überlegen.

Vielleicht gelingt es Ihnen eher, Herr Herzog, den Brunnen wieder auffinden zu lassen, woraus ein Trunk dem Balmund die Stärke von fünfzehen Männern gab, sagte Berta lächelnd, aber etwas keck; das wäre auch etwas. Er muß ja nicht allzuweit von Constantinopel sein.

Der alte Graf und Irmgard erschraken nicht wenig über des Fräuleins Keckheit; als aber der Herzog ganz ernst befahl, den Brunnen in seinem Gedenkbuche ebenfalls vorzumerken, beruhigten sie sich, und um von dem Brunnen sofort abzulenken, fragte Irmgard, wie wohl das Stechen der Schwertspitze in den Sand den Zauber Balmunds lösen gekonnt habe?

Die Erde galt für heilig, entgegnete, ihre Absicht unterstützend, sofort Leodegar. Eine alte Lehre sagt: „Wenn ein Kind beschrieen

ist und nicht schlafen kann, so nimm Erde von der Gemeine (also nicht vom eigenen Boden) und wirf sie über dasselbe.“ Aber nicht nur den Zauber brechen kann man mit Erde, man kann mit ihr auch zaubern; denn man sagt auch: Wer sein Feld volltragend machen will, der gehe stillschweigend aus, hole von dreierlei Erbäckern Erde und menge sie unter seinen Samen. Er trägt damit also die Kraft der drei Aecker auf seinen über. Damit, meine ich, wird Alles besprochen sein, und unser Freund kann wohl fortfahren. Haspinger las weiter:

Sie kamen neben der Straße in ein wildes Thal,
auf einen grünen Anger. Gelegen war der Schall.
Da blieben nun die Herren. Verendet war der Streit;
so hatten denn sie Hoffnung, daß sie noch lebten längre Zeit.
Sie blieben da, die Herren. Als sie befiel die Nacht,
da sagte Wolfdietrich zu den Helden wohlbedacht:
„Ihr Helden, legt Euch schlafen, der Schildwacht pflege ich wohl.“
„Verhüt' es Gott!“ sprach Hache, „unser einer wachen soll!“
Da sprach der Herzoge Berchtung: „Viel lieber Herre mein,
wir sind Euere Mannen: wes wollt Ihr Wächter sein?
Laßt mich und mein Gesinde wachen hier im Tann,
und leget Ihr Euch schlafen: Ihr seid, traun, ein müder Mann.“
Da sprach Wolfdietrich, ein kühner Degen hehr:
„Ich fürchte traun, ich diene Euer keinem nimmermehr.
Mir sagt es mein Herze. Es mag nicht anders sein.
Laßt mich die Nacht Euch dienen: das ist der Wille mein.“
Da sprach der Herzoge Berchtung: „Euer fahrt [1] ein rauhes Weib:
wie wollt Ihr vor derselben fristen euern Leib?
Sie ist nach Euch gegangen bis in das dritte Jahr;
sie hätt' Euch gern zu Manne, das sag' ich Euch fürwahr.“
Da sprach Wolfdietrich: „Wie soll ich hindern das?
Doch trag' ich in der Jugend lieber ihren Haß,
denn ob gespart er würde mir in das Alter mein;
was ich auch muß leiden: das mag anders nicht sein.“
Da legten sich zum Schlafe seine eilf Dienestmann;
doch Berchtung keinen Schlummer vor Mitternacht gewann.

1 Euch stellet nach.

Auch Wolfdietrich wachte; er hoffte immer noch,
daß gegen Morgen fände den Schlaf der Meister doch.
Als nun entschlief sein Meister, da kam das rauche Weib,
Frau Else, her zum Feuer. Sie sah des Fürsten Leib.
Sie gieng auf allen Vieren, als ob sie wär' ein Bär.
Er sprach: „Bist du geheuer? Welcher Teufel brachte dich her?"
Da sprach Frau Else die rauche: „Ich bin geheuer gar.
Minne mich, Wolfdietrich, der Sorgen wirst du bar!
Ein Königreich dir geb' ich, Herr, ein weites Land:
das soll traun für eigen fürder dienen deiner Hand."
„Nein, auf meine Treue!" sprach Wolfdietrich gleich,
„ich will nicht dich minnen, du Valandinne[1] reich;
heb' dich hin zur Hölle, du bist des Teufels Braut:
vor dir und deinen Worten, Ungethüm, mir wahrlich graut."
Vor Zorn einen Zauber sie warf da auf den Mann,
davon sofort Wolfdietrich sein vergessen begann.
Gar bald sein gutes Schwert sie und sein Roß ihm nahm:
sie führt' es fort von dannen, bevor er zu sich selben kam.
Als sich versann der Recke, da griff er nach dem Schwert;
sich und die Seinen schützen wollte der Degen werth.
Als nicht er's fand, da eilte der wunderkühne Mann
hin nach seinem Rosse: da war es eben auch von dann.
Da wandte Wolfdietrich sich in den finstern Wald:
da hatte sie hergezaubert eine Straße, die fand er bald.
Des Nachts der Meilen zwölfe lief der Weigand:[2]
unter schönem Baume die rauche Else dann er fand.
„Willst du mich noch minnen?" die rauche Else sprach.
„Nimmer!" sprach der Recke, „das wäre mir Ungemach.
Mein Roß du gieb mir wieder, mein Schwert auch, das du nahmst,
als du, ungeschlachtes Weib, mich mit Zauber überkamst!"
Sie sprach: „Nun lege dich schlafen, du bist ein müder Mann,
und laß mich dir scheiteln dein Gelock so wonnesam."
„Dem Schraze[3] magst du scheiteln die Locken, rauches Weib,
wenn dich des gelüstet. Mit dir ist übler Zeitvertreib."
Vor Zorne neuen Zauber warf sie auf den Mann.
Auf die Brust ihm fiel er: schlafen er begann,

[1] Teufelin. [2] Held. [3] Schraz, Waldgeist.

daß er mußte sinken auf die Grüne hin.
Laut Frau Else lachte: „Dein ich wohl gewaltig bin!“
Sie schnitt ihm von den Schläfen zwei der Locken fort;
damit ließ sie liegen den edlen Recken dort.
Seit lief er unversonnen da zu Walde ein halbes Jahr:
Wurzeln und Waldbeeren aß er, sag' ich Euch fürwahr.

Als Berchtung erwachte und seinen Herren nicht fand, erschrak er sehr. Er rieth nun seinen Söhnen nach Constantinopel zu gehn, den beiden Brüdern dort zu dienen; aber dabei sollten sie ihre Treue Wolfdietriche bewahren. Er selbst nahm Stab und Tasche und schied von den Seinen um Wolfdietrichen aufzusuchen. Er fuhr über St. Georgen Arm (den Hellespont) und kam nach der alten Troja, wo er vor einem Münster die rauche Else fand. Sie grüßte ihn freundlich, er aber forderte seinen Herren von ihr. Sie läugnete, ihn gesehen zu haben, und fragte zornig, wie er wagen dürfe, sie des zu zeihen. „Ihr seid ihm nachgegangen, das weiß ich wohl, sagte er; davon hab' ich meinen lieben Herren verloren.“ Darauf durchzog Berchtung die Heidenschaft, mit traurigem Muthe seinen Herren suchend; aber er fand ihn nirgends. So schiffte er denn wieder über das Meer und traf auf seine Söhne im Hofe der Burg der beiden Könige. Sie empfiengen ihn wohl und fragten sogleich, ob er ihren Herren, Wolfdietrichen, gefunden habe. Als sie vernahmen, daß er nicht wisse, ob er noch lebe oder todt sei, wurden sie sehr betrübt; er aber fand es nun für das Beste, daß er den Königen diene, bis Wolfdietrich wiederkehre. Diese jedoch legten ihn und seine Söhne in Bande und ließen je zwei zusammenschmieden und befahlen, daß sie so die Mauern der Burg bewachen sollten. Da wollte Gott nicht länger Wolfdietrichs Elend ertragen und er sandte einen Engel zur rauchen Else, daß er ihr geböte, den Held solcher Schmach zu entledigen.

Der Engel sprach zur Frauen: „Was hast du gethan,
daß du willst verderben solch einen biderben Mann?
Aendre dein Beginnen, du ungeschlachtes Weib,
oder dir nimmt der Donner in dreien Tagen den Leib!“

Als des Engels Stimme die Königin so vernahm,
bald sie da erkannte, daß von Gott sie kam;
schleunigst sie da eilte hinaus in den Tann,
da sie Wolfdietrichen fand, den vielgetreuen Mann.
„Willst du mich noch minnen?" sprach sie da sogleich.
Drauf gab Bescheid ihr Dietrich, von Griechen der König reich:
„Ob getauft Ihr wäret, Ihr ungefüges Weib,
so wollt' ich mit Euch wagen beides Leben und auch Leib.
Aber edle Königin, nun sagt es mir fürwahr,
ob ich auch gern Euch minnte, mich schreckt das rauche Haar."
Sie sprach: „Das soll nicht hindern dich, du kühner Mann;
darum, Held, nicht sorge: leicht ich das ändern kann."
In ein Schiff sie führte den Recken hochgemuth;
da fuhren sie mit Freuden über des Meeres Fluth.
Da hatte sie ihr Königreich, ein viel weites Land.
Sie sprach: „Willst du treu sein, das dient alles deiner Hand."
Den jungen Held sie führte durch ihr reiches Land
hin, wo an einem Berge sie den Jungbrunnen fand:
kalt floß er einhalb, anderhalb doch warm:
darein sprang die Königin. „Nun halte mich Gottes Arm!"
Als sie aus dem Wasser erhub den stolzen Leib,
traun, in allen Landen war sie das schönste Weib;
In dem Jungbrunnen die rauche Haut sie ließ:
Nun hieß Sigeminne, die früher die rauche Else hieß.
Sie war an ihrem Leibe wohlgeschaffen überall,
über die Hüfte hinunter wie eine Kerze gedrall;[1]
ihre lichten Wangen waren rosenroth;
sie legte ein Kleid von Seide an, das man dar ihr bot.
„Willst du mich nun minnen, Wolfdietrich?"
sprach die Maid; der Recke besann nicht lange sich:
„Ob so schön ich wäre als ich war vor einem Jahr,
gerne dich ich minnte, das sag' ich, Maid, dir fürwahr."
Da sprach Sigeminne: „Möchtest schön du sein,
so spring in den Brunnen nur getrost hinein!"
Da sprang in den Brunnen der tugendhafte Mann:
seines Leibes Schönheit er da wieder gewann.

[1] Rund schlank.

Darauf hielt er fröhlich Hochzeit mit ihr; doch vergaß er weder seiner eilf Dienstmanne noch Otnids stolzer Zinsforderung. Da gab ihm Sigeminne ein wunderbares Schiff, das „mit gutem Greifengefieder“ bereitet war, worein sie dann das oben genannte Palmatseidenhemde, worin St. Pangratien Heilthum versigelt war, tragen ließ.

In diesem Stücke, nahm jetzt Irmgard das Wort, treffen wir auf eine Menge des Wunderbaren, und manches davon mag wohl ursprünglich dem heidnischen Volksglauben angehören. Zuerst die rauche Else, die nicht nur ein Bärenfell einhüllt, sondern die auch gleich einem Bären auf allen Vieren daher kommt, dennoch aber menschlicher Rede mächtig ist.

Daß man annahm, antwortete Graf Huno, Götter und geistige Wesen könnten sich in Thiere verwandeln, wissen wir. Wodan wandelt sich in Adler und Schlange, Loki in einen Falken, in ein Roß und in einen Bock, die Walakurien in Schwäne, Fáfnir in einen Lindwurm, Marpalie in eine Krähe und später auch in eine Schlange, u. s. w. Solcher Verwandelungen ließen sich aus der nordischen Mythologie und nordischen und deutschen Sagen noch viele anführen. Aber alle diese können nach Willkühr die Thiergestalt annehmen und ablegen. Das kann Else nicht; sie bedarf, um die rauche Haut los zu werden, des Jungbrunnens, eben so wie Wolfdietrich, um von seiner ihm angezauberten Mißgestalt frei zu werden. Hieraus folgt, daß Else die Bärengestalt nicht freiwillig annahm, daß sie vielmehr durch eine andere, höhere Macht in einen Bären verwandelt ward. Diese höhere Macht wird nicht genannt, überhaupt erfahren wir nicht, wer sie verwandelt hat, und warum sie verwandelt ward. Es wird aber wohl Strafe für ein Vergehen gewesen sein, und der sie also Bestrafende wird nur der sein, der ihr später noch Befehle zusendet und im Gedichte Gott heißt, d. i. Wôdan. Die Erzählung ist auf jeden Fall lückenhaft. Aber so häufig Verwandlungen in andere Thiere erwähnt werden, so selten wird einer Verwandlung in Bären gedacht. Doch eine wird erwähnt Fornaldar sögur,

I. S. 80, sagte Edman. Nämlich Hwit, die Gemahlin des Schwedenköniges Hring, verwandelt ihren Stiefsohn Biörn, weil er sie verschmäht, durch einen Schlag mit einem Wolfshandschuh in einen Bären. Er ist fortan am Tage Bär, bei Nacht Mensch, bis er von seinem Vater, dem König Hring, erlegt wird. Auch Else muß von Zeit zu Zeit in Menschengestalt erscheinen, denn Berchtung trifft sie vor dem Münster zu Alten=Troja und redet mit ihr. Sie wird also zur Nacht Bärin, ist aber Weib am Tage.

Die „alte Troja" ist doch nicht gar etwa die Troja der hellenischen Sage? fragte Berta.

Das ist sie freilich, erwiderte ihr Leodegar. Schon früh im Mittelalter gieng die Sage von der trojanischen Abkunft der Franken, und so dürfen wir uns nicht wundern, Troja (als alte Troja im Gegensatz zu Neutroja, oder Xanten am Rhein) in der deutschen Heldensage zu finden.

Nun möchte ich nur noch vernehmen, sagte Berta, ob Jemand uns über den Jungbrunnen noch etwas mittheilen kann. Früher trafen wir auf einen Brunnen, woraus ein Trunk große Stärke verleiht, hier treffen wir auf einen, der noch Wunderbareres bewirkt.

Die Urstoffe, Feuer, Wasser, Luft, Erde, sagte der alte Graf, wurden von allen deutschen Stämmen verehrt. Das Wasser besonders da, wo es entspringt, am Quell oder Spring, Urspring, Brunnen. Die Norne Wurthja hat nach der Edda ihren Brunnen; an einem Brunnen kommen alle Götter zum Gericht zusammen, und aus Mimes Brunnen trank Odin Weisheit. Von deutschen Göttinnen wohnen Nerthus und Hulda in Brunnen oder Seen. In Grimms deutscher Mythologie ist gar vieles auch über die Verehrung der Elemente mitgetheilt. Ein solcher Brunnen, wie hier einer geschildert ist, hieß bei unsern Vorfahren: Juncbrunno, Quecbrunno (Lebensbrunnen). Hier bewirkt er, daß Else durch Niedertauchen in ihm ihre Bärenhaut für immer los wird, nachdem die ihr auferlegte Bedingung der Erlösung, die Erwerbung der Liebe eines Helden in ihrer Schreckgestalt, erfüllt ist.

Ah! nun begreife ich auch, warum sie Wolfdietrichen drei

Jahre lang nachgeht und nachher, als sie ihn gefunden hat, Gewalt und Zauber anwendet, ihn zur Liebe geneigt zu machen, sagte Berta. Er ist der ihr verheißene, sie erlösende Held, und nur er vermag sie zu erlösen. Nun wird auch ihr neuer Name, Sigeminne, da sie nur durch Liebe, Minne, erlöst werden kann, bedeutsam.

So, antwortete Haspinger, mag man später den Namen wohl gedeutet haben; aber das Wort meriminni, merimenni, waltmenni, d. h. Meerfrau, Waldfrau (menni aus mann) beweist, das Sigumenni, Sigeminne, nur Siegfrau bedeutet, mithin Walakurienname ist. Uebrigens hat Niemand darauf hingewiesen, daß unsere Sigeminne einige Aehnlichkeit mit der homerischen Kirke hat, zu der Zeus ebenfalls seinen Boten (Engel = angelus) sendet und ihr die Entlassung des Odysseus anbefiehlt.

Ja, sagte der Althauptmann: aber das Schiff, mit gutem Greifengefieder bereitet, was ist das für ein Schiff? Und ein Hemde aus Palmatseide? Nie habe ich davon gehört!

Ein Schiff, um Meer und Luft zu durchsegeln, antwortete ihm Edman. Die Edda läßt die Walkyrien durch Luft und Wasser auf Rossen reiten. Schiff und Roß kann hier, glaube ich, eines für das andere stehn. Man reitet ja nicht nur auf dem Rosse, sondern auch auf Schiff und Wagen. Ueber Palmatseide weiß ich Ihnen jedoch nichts zu sagen.

Palmât, Palmâtseide ist eine sehr weiche, flockichte Seidenart, antwortete Leodegar, woraus man Matratzen und Bettdecken machte. Aber auch zu Gewändern ward Palmatseide verarbeitet, weil man glaubte, kein Schwert könne sie durchdringen. So heißt es in Kuonrads Trojanerkriege:

> Da schuf ein Hemde wohl gewoben
> aus blanker Palmâtseiden,
> daß er ihn da verschneiden (verwunden)
> nicht mochte.

Hier wird das unverwundbarmachende St. Georgenhemde als aus Palmatseide gewoben angenommen, offenbar zur Erklärung dieser seiner Eigenschaft. Hiemit, meine ich, ist wohl alles zu erklärende erklärt.

Haspinger fuhr demnach fort:

So fuhr er gegen Lamparten. Als er nach Garda kam, setzte er sich unter eine Linde, darunter Niemand kommen durfte außer der streiten wollte, und entschlief. Sidrat erblickte ihn und sagte es ihrem Gatten. Otnid gieng hinaus und erweckte ihn mit einem Stoße. So kam es unter ihnen zum Kampfe. Jeder schlug den andern dreimal nieder; als Otnid zum vierten Male fiel, blieb er für todt liegen. Sidrat eilte herbei, und auf ihr Geheiß holte Wolfdietrich Wasser in seinem Helme. So ward Otnid gelabt und kam wieder zu sich. Beide schlossen nun Bündniß, und Otnid versprach Hülfe gegen die beiden Brüder, ward aber eifersüchtig, als Sidrat den Helden freundlich anblickte. Dennoch blieb er wohl ein halbes Jahr zu Garda. Endlich schied er und wandte sich zum Meere hin: da fand er seine Frau, die ihn zu suchen gekommen war, am Gestade stehn. Sie schiffen heim nach der alten Troja und leben daselbst ein halbes Jahr in Ruhe. Da ward Sigeminne durch List ihm geraubt. Ein Riese (Ritter), Drusian (Drysigan, Drasian), entführte sie. Wolfdietrich war mit ihr auf die Jagd gegangen und sie weilten unter einem kostbaren Zelte. Da sah er einen wunderbaren Hirsch, den wohl Drusian gebracht hatte, und um ihn zu fangen, verließ er Frau und Zelt. Da kam Drusian und entführte Frau und Zelt über's Meer nach seiner Burg. Als Wolfdietrich nach vergeblicher Jagd zurück kehrte, fand er weder Zelt noch Frau. Er bestieg sein Wunderschiff und kam nach Garda. Sidrat allein erkannte ihn. Sie gieng zu ihm, ihn zu erforschen, und theilte dann Otnide ihre Entdeckung mit. Beide beschließen nun, auszuziehen und die Geraubte zu befreien. Sie kommen zu einem Waldmanne, wo sie Nachtlager nehmen. Während Otnid schläft, verläßt ihn Wolfdietrich, um die Unternehmung allein auszuführen. Er kam nach vierzehn Tagen durch Zufall zu Drusians Burg, wußte jedoch nicht, daß Sigeminne hier sei. An einem Brunnen entschlief er, er hatte sich aber als Waller verkleidet und sein Schwert in einem Palmaste verborgen. Sigeminne sah von der Burg den Waller am Brunnen liegen, und verlangte von Drusian, daß er ihn sofort in

die Burg hole, wogegen sie versprach, sein Weib zu werden. (Nach anderer Darstellung sendet sie zuvor die Dienerin Fromut zu dem Waller, ihn zu fragen, wer er sei; und diese sagt nun Wolfdietriche, daß heute die Frist zu Ende sei, die Drusian der Frau bewilligt habe, bevor sie sich mit ihm vermählen müsse. Wolfdietrich gab ihr einen Ring, und an dem erkannte Sigeminne den Waller.) Drusian holt den Waller auf die Burg, wo er herlich bewirthet wird. Als er in der Halle sich genau umschauet, sieht er das geraubte Zelt, und so weiß er, daß er am rechten Orte ist. Aber Drusian faßt Verdacht und heißt ihn essen und trinken, seine Augen jedoch im Zaume halten. Dreimal mahnt er so. Bei Tische dienen Zwerge. Als es Nacht ward, wollte Drusian die Frau in seine Kammer führen; da sprang aber Wolfdietrich auf, zog sein Schwert und forderte sein Weib. Da ließ der Riese drei Brünnen herbeitragen und gab dem Waller die Wahl. Er wählte eine alte, unscheinbare mit starken Eisenringen, und verschmähte die beiden anderen, die kostbar waren und von Gold und Silber strahlten. Diese Wahl ist zwar dem Riesen gar nicht nach Sinne, aber sein Wort bindet ihn. Sigeminne nun waffnet ihren Gatten. Der Kampf war hart und schwer, und auch eine Menge Zwerge stürmte heran und schoß auf den Helden; endlich aber spaltete Wolfdietrich Drusianen von der Achsel bis zum Gürtel, zündete darauf die Burg an, verbrannte die Zwerge und führte sein befreites Weib von dannen. (Nach anderer Darstellung kommt nach Drusians Falle seine Schwester Berille, eine greuliche nackte Riesin, der die Brüste bis auf die Knie hängen, schlägt den Sieger mit ihrer Stange nieder, bindet ihm Hände und Füße zusammen, nimmt sein Schwert und geht, eine Wiede zu holen, um ihn aufzuhängen. Da fällt ein Regen, der seine Bande löst, und es kommt ein Zwerg, der ihn in eine Nebelkappe hüllt und ihn zu dem Felsen führt, wo sie sein Schwert verborgen hatte. Im neuen Kampfe tödtet er die Riesin, und giebt Burg und Land zur Hälfte dem Zwerge Ortulf, der ihm beistund, die andere Hälfte giebt er dann dem Waldmann, der ihn und Otniden bewirthete.) — Auch Otnid hatte inzwischen schwere Kämpfe bestanden.

Als Wolfdietrich ihn traf, war er ganz schwarz; denn nachdem er einen grimmigen Riesen erschlagen hatte, hatten ihn in einer Höhle Zwerge mit Schwefel und Pech schwarz geräuchert. So zogen sie nun zusammen nach Garda, wo Sidrat ihren Mann nicht erkannte. Nach kurzer Ruhe schiffen Wolfdietrich und Sigeminne heim nach der alten Troja, wo sie nicht lange nachher starb.

In diesem Gedichte, sagte jetzt Irmgard, das sieht man deutlich, sind zwar Begebenheiten neben einander gestellt, aber nicht mit einander verbunden. Wolfdietrichs Aufgabe ist es, seine gefangenen Mannen zu befreien und sein Erbe zu erkämpfen. Alles, was geschieht, kann und darf also nur geschehen, um entweder dieß zu fördern oder zu hindern. Seine Verbindung mit Sigeminne fördert das Unternehmen ganz und gar nicht; sie ist also als ein Hinderniß desselben aufgefaßt; aber das ist mit keinem Worte auch nur angedeutet; das Hinderniß wird einfach durch den Tod der Hindernden aus dem Wege geräumt. Wolfdietrich, der doch überall der Vielgetreue heißt, vergißt seiner Mannen länger denn ein Jahr; das war jedenfalls nur durch eine gränzenlose Liebe zu Sigeminne oder dann durch Zauberei, die sie anwendet, zu rechtfertigen. Darin hatte der Dichter die freie Wahl; aber er war diesem Stoffe nicht gewachsen.

Das Gedicht, wie wir es jetzt haben, gehört dem vierzehnten Jahrhundert an, sagte Haspinger. Zu dieser Zeit gieng man aber immer nur auf grobstoffliche Unterhaltung aus. So konnte man denn sehr leicht Strophen, die nicht Handlung, nur Beweggründe zur Handlung enthielten, als unnöthig ausscheiden. Daß das Gedicht selbst dadurch nothwendig zerstört ward, kümmerte damals die Fahrenden wenig.

So wird es sich in der That wohl verhalten, nahm jetzt Baron Wilmar das Wort. Aber ich will jetzt auf etwas anderes hinweisen. Es ward bereits gesagt, daß Wolfdietrich und Dietrich von Bern ursprünglich einer und derselbe sind. Nun, wie hier dem Wolfdietrich seine erste Gattin durch einen Riesen geraubt

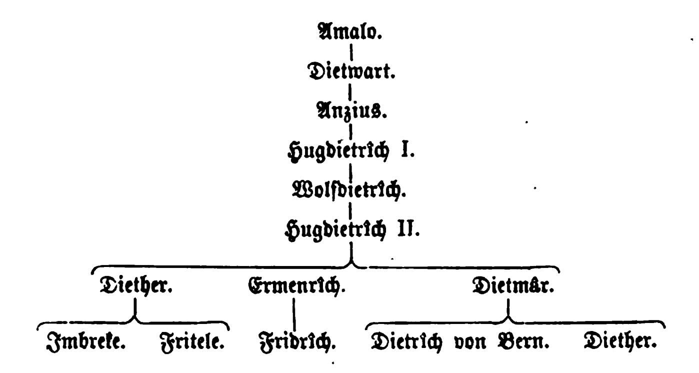
wird, so ward auch dem Dietrich von Bern seine erste Gattin Hertlin durch den Zwerg Goldemar geraubt und von ihm zurückgeholt, worauf sie gleichfalls sofort starb, wie hier Sigeminne. Das Gedicht, das dieß erzählte, ist verloren; aber seinen Inhalt bewahrt der Anhang zum Heldenbuche, wenn auch sehr kurz und deßhalb ungenau und verworren.

Ich möchte auch eine Vermuthung vorbringen, sagte Graf Huno. Sigeminne wohnt in der alten Troja: vor kurzem hörten wir, daß man die Franken aus Troja herleitete; wir wissen ferner, daß Hagene nicht nur von Tronege, sondern auch von Troja heißt, demnach als Franke gilt; ferner gehören Sigmund, Sigfrid, Siglind schon ihren Namen nach in den Stammbaum der Frankenkönige, die von Sigi, dem Sohne Wodans abstammen: könnte nun nicht auch Sigeminne fränkischen Geschlechtes sein?

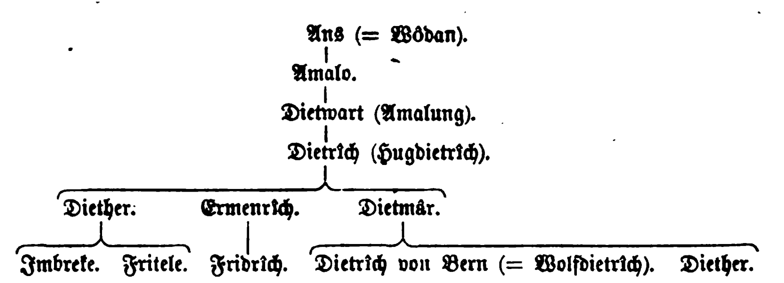
Ihre Vermuthung ist ganz richtig, erwiderte ihm Haspinger. Nach dem Gedichte von Dietrichs von Bern Ahnen steht an der Spitze des ganzen Geschlechtes Dietwart, König von Rom. Seine Gemahlin war Minne, Tochter Lademers von Westermeer. Ihr Sohn war Sigeher, welcher die Tochter Balluses von Normannenland, Amalgard, ehligte. Ihr Sohn war Otnid und ihre Tochter Sigelind, die sich mit König Sigmund vermählte, deren Sohn Sigfrid war. Otnid heirathete die Tochter Godians von Galame, Liebgard, die sich nach dessen Tode mit Wolfdietrich von Griechenland vermählte. Wolfdietrichs Sohn war Hugdietrich, der Sigeminne von Frankreich heirathete. Ihr Sohn war Amalung, der mit einer Ungenannten aus Kerlingen Diethern, Irmenrichen und Dietmarn zeugte. Diethers Söhne waren Imbreke und Fritele; Irmenriches Sohn war Fridrich, und Dietmar, der des Königes Desen Tochter Odilia heirathete, zeugte Dietrich von Bern und Diethern.

Diesen Stammbaum stellt allerdings das Gedicht auf, sagte Leodegar. Aber er birgt verschiedene Unfügsamkeiten, wie schon W. Grimm das aussprach. Zuerst gehört Sigelind wohl nicht zu diesem Geschlechte, war eher eine Verwandte Sigmunds. Der Name,

den die nordische Sage ihr giebt, Hiördis, d. i. Schwertmaid, scheint mir nur ihr Walkyrienname; ihr Vater aber heißt dort Eylimi. Auch Otnid gehört nicht zu diesem Stamme, denn nach der echten Sage war sein Vater der Zwerg Alberich, der Gemahl seiner Mutter aber König Otnid. Allein, wäre dieser Stammbaum auch ganz unverdächtig, so gienge doch Dietwarts Geschlecht mit Otnid zu Ende, da dieser keine Kinder hat. Otnids Frau heißt Liebgard; aber ihr Vater wird bald Machaol, bald Nachaol, Rachaol, bald Marchorel, König von Syrien, genannt. Dennoch konnte Godian der ältere richtigere Name sein. Mit Wolfdietrich also beginnt nun ein neuer Stamm; denn daß er Otnids Witwe heirathet, begründet keine Verwandtschaft mit Dietwarts Geschlechte. Sein Vater Hugdietrich und sein Großvater Anzius sind übergangen; aber seine eigene erste Gemahlin, Sigeminne, wird zur Gattin seines Sohnes Hugdietrichs II. gemacht; ganz richtig jedoch heißt sie eine Königstochter aus Frankreich, was zu der alten Troja stimmt; denn daher sind die Franken nach der Sage an den Rhein gekommen. Amalung sollte Amalo heißen, denn Amalung ist Sohn Amalos. Amalo aber ist nach Jornand der Stammvater der ostgothischen Könige, der folglich an die Spitze des ganzen Geschlechtes gehört. Lautete demnach der ganze Stammbaum etwa:



so wäre dagegen nicht viel zu erinnern. Noch richtiger freilich würde er lauten:



Wir sehen in diesem Stamme das Diet (= Volk) ebenso vorherschen, wie in dem fränkischen das Sigu (Sigi, Sigmund, Signy, Sigulind, Sigufrid, Sigugêr, Siguher), oder in dem der Wülfinge das Wolf (Wolfbrand, Wolfhart, Wolfhelm, Wolfrat, Wolfwin). Das war aber wohlerwogener Brauch im Alterthum. Nun, denke ich, ist wohl alles besprochen, sagte Haspinger, und so fahre ich denn fort. Er las:

Damals wütheten in Otnids Lande die beiden Lindwürme, welche der Riese Welle (nach anderen: Helle) und sein Weib Ruotze (d. i. Hruodhild) auferzogen hatten. Nur ungern waffnete Sidrat Otniden, der sie bestehn wollte. Als er fortritt, empfahl er ihr in Vorahnung seines Todes Wolfdietrichen zum Rächer und zum Gemahle. Unter der Linde bei der Höhle des Riesen angekommen, blies er sein Horn. Welle sprang mit seiner Eisenstange herbei, aber Otnid zerschlug sie ihm mit seinem Schwerte. Da zog Welle sein eilf Fuß langes Schwert und schlug Otniden nieder. Jetzt kam auch sein Weib herbei, und Welle sagte ihr, er wolle nun Kaiser werden. Otnid lag stille, weil er beiden zugleich sich nicht gewachsen fühlte: da boll sein Hund, der ihn begleitete, im Walde, und Ruotze lief hin, zu sehen, ob es dort etwas für ihre Stange zu thun gäbe. Da sprang Otnid auf und schlug dem Riesen beide Beine nach einander ab, so daß er laut brüllend niederstürzte. Ruotze riß, dieß hörend und ihre Stange wegwerfend, einen gewaltigen Baum aus der Erde, sprang herbei, traf aber ihren Mann statt Otniden, der auf ihm kniete. Aus Schreck fiel sie zu Boden; Otnid aber zögerte nicht: er schlug ihr das Haupt ab und hieng es an den Sattel seines Rosses.

Als er weiter ritt, die Lindwürme zu suchen, fand er einen Elephanten mit einem derselben im Kampfe. Da er den Elephanten im Schilde führte, stund er diesem bei, und der Lindwurm entwich. Der Elephant folgte ihm seitdem. Er kam zu einer Linde und legte sich da nieder, um zu ruhen; da jedoch in der Linde ein Zauber war, schlief er ein. Jetzt kam der Lindwurm. Der Elephant kämpfte mit ihm, und der Hund suchte seinen Herren zu wecken; aber Otnid erwachte nicht. So tödtete der Lindwurm den Elephanten und trug ihn samt Otnide nach der Höhle. Als Otnid aus dem Bereiche der Linde war, erwachte er und wollte sein Schwert ziehen; der Wurm stieß ihn aber gegen einen Felsen, daß er starb und warf ihn samt dem Elephanten seinen Jungen vor, die ihn durch die Brünne, die sie nicht zerreißen konnten, aussogen.

Roß und Hund kamen heim, und so erkannte Sidrat, daß Otnid todt sei. Sie beklagte ihn drei Jahre lang.

Ho ho! sagte jetzt der alte Herzog, sein Haupt mißbilligend schüttelnd und große Rauchwolken ausstoßend, Elephanten in Italien, das ist zu albern. War mehr als einmal dort, habe aber nur zahme Elephanten herumführen sehen, wie bei uns gerade auch. Lindwürme lasse ich mir überall gefallen, denn das sind Fabelthiere; aber Elephanten! Habe ich nicht recht, Frau Gräfin?

Gewiß, Herr Herzog, Sie haben vollkommen recht, sagte Irmgard. Wilde Elephanten kennt Italien nicht. Aber ich muß zu meiner Beschämung nur gestehn, mir giengen andere Dinge durch den Kopf, ich habe nicht aufmerksam zugehört und weiß daher nicht, ob nicht doch die Anwesenheit des Elephanten gerechtfertigt sein mag.

Ei, ei! sagte lächelnd der alte Herr; nicht zugehört? Andere Dinge gehn im Kopfe herum? Nun, werden sehen, werden sehen!

Der Zweck des Dichters war, ergriff Hung das Wort, kein anderer, als die Stärke des Lindwurms anschaulich zu machen, und so gab er ihm ohne weiteres Bedenken das stärkste der lebenden Thiere zum Gegner und zur Beute.

Ich zweifle, sagte der alte Graf lächelnd, daß ein noch so ziemlich vernünftiger Grund den Elephanten herbei führt. Otnid hilft dem Elephanten ja nur, weil er ihn als Wappenthier im Schilde führt. Hier verräth sich Einfluß der höfischen Dichtungen, denn da begegnen wir sehr oft solchen Dingen. Wie Otnide hier von nun an der Elephant, so folgt dem Iwein der von ihm befreite Löwe, dem Gauriel der Bock als Streitgefährte nach. Es sind das Albernheiten, aber für das ritterliche Epos ist eben nichts albern.

Aber wie kamen denn die Lindwürme nach der Langobarden Lande? fragte Berta.

Nun, das kann ich Ihnen sagen, erwiderte ihr Graf Huno. Wir haben ein eigenes Gedicht von Otnides Brautfahrt und Tod, gleich dem Wolfdietrich in der Nibelungenstrophe, und wie dieser im vierzehnten oder zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts gedichtet, welches davon handelt. Da Herr Professor Haspinger wohl kaum auf dieses Gedicht eintreten wird, so erzähle ich Ihnen die Sache kurz.

Otnid oder Ortnid, wie er auch heißt, war, wie Sie hörten, der Sohn des Zwerges Alberichs und der Gemahlin König Otnids von Lampartenland. Er hatte ihn erzeugt, auf daß die Königin nach dem Tode des Königes, weil ihre Ehe kindlos war, nicht vertrieben würde, also aus bloßem Mitleid mit der Königin. Als Otnid erwachsen war, wollte er eine Frau haben; aber man wußte keine Jungfrau, die er mit Ehren heirathen könnte, außer der Tochter des Königs Nachaol von Syrien. Aber die war von ihrem Vater eingesperrt und jedem Bewerber ließ er den Kopf abschlagen. So zierten schon mehr als siebenzig Häupter die Zinnen von Montabur. Otnid wollte daher nur mit Heeresmacht gen Syrien fahren, und seine Vasallen waren zur Heerfolge bereit. Aber seiner Mutter war das nicht Schutz genug, und so sandte sie ihn hinaus in das Gebirge zu seinem Vater, dem Zwergkönige Alberich, und händigte ihm einen Ring ein. Otnid kommt zur Linde, unter der ihn später der Lindwurm schlafend findet, und erblickt hier durch die Kraft des Ringes den Zwerg. Nachdem sich Vater und Sohn

verständigt, giebt jener diesem die sagenberühmte Brünne, Schild, Helm und Schwert und sagt ihm zugleich seinen Beistand zur Erwerbung der Braut zu.

Als die versammelten Helden zu Messina die Schiffe bestiegen haben, sieht Otnid, daß er Alberichs vergessen habe. Betrübt klagt er seine Vergeßlichkeit an: da ruft ihm Alberich vom Mastkorbe herab zu, er sei doch zugegen. Ilias, Otnids Oheim, hört die Stimme, sieht aber den Rufer nicht, bis ihm Otnid seinen Ring reicht. Allen anderen bleibt Alberich immer unsichtbar. Sie landen in Syrien, und durch List und Gewalt wird die Jungfrau gewonnen, wobei sich Alberich als guten Christen erweist und die saracenischen Götter zertrümmert, wie er später auch die Jungfrau tauft. Nachaol muß die Tochter missen, sendet aber bald nachher, sich versöhnt stellend, seinem Schwiegersohne als kostbares Geschenk zwei Lindwurmeier durch den wilden Jäger Welle (nach Andern durch den Riesen Welle oder Helle und sein Weib Ruotze). Otnid weist Wellen einen Ort nördlich im Gebirge an, wo er die jungen Thiere, von denen er Wunderdinge verheißt, erziehen soll. Welle begiebt sich in's Gebirge und erzieht dort die Lindwürme, die, kaum erwachsen, Mord und Verwüstung rings umher anrichten. So wird Otnid bewogen gegen sie auszuziehen. Er läßt sich von Sidrat den Ehering geben und sagt ihr, wer ihr den Ring, sein Schwert, seine Brünne und des Wurmes Zunge bringe, der habe ihn gerächt, wenn er fallen sollte, und den solle sie heirathen, sonst keinen. Auf dem Wege in das Gebirge tritt ihm Alberich entgegen und verlangt seinen Ring, da er ihm doch nichts mehr helfe. Otnid giebt ihm den Ring, und sofort ist Alberich verschwunden. Otnid entschläft unter der Linde und wird von dem Wurme bis an die Sporen verschlungen und so in die Höhle zu den Jungen getragen. Wolfdietrichs wird nie gedacht und auch kein Elephant kommt vor. Der Hund, den Otnid mit nahm, kehrt allein zurück, und daraus erkennen Sidrat und die Vasallen Otnides Tod. Da nun Sidrat keinem sich vermählen will, der nicht Otnids Tod gerochen habe, das Land aber, da der König fehlt, in Verwirrung geräth, so wird Sidrat vertrieben und erhält

jährlich nur hundert Pfund Kupfer, um daraus zu leben. Lange mußte sie in solcher Bedrängniß sitzen; denn der sie einst gewinnen und Otnids Tod rächen sollte, war noch ungeboren: das war der Aelter-Ahn Dietrichs von Bern.

Nun, nahm Berta jetzt das Wort, diese Otnidssage steht mit der Wolfdietrichssage in einem auffälligen Widerspruche. Wolfdietrich war bei Otnids Tode noch ungeboren, hören wir hier, und im Wolfdietrich ist er sein Kampfgeselle. War er noch nicht geboren, als Otnid starb, so mußte Sidrat ziemlich alt sein, als er sich mit ihr vermählte.

Die Frauen der Sage haben zwar den Vorzug, daß sie nicht alt werden, antwortete ihr Edman; dennoch glaube ich, hat man, als die beiden Sagen einmal verknüpft waren, das Unschickliche gefühlt und deßhalb Wolfdietrichen älter angenommen und ihn zum Gesellen Otnids gemacht. Der Held, der Otnid rächen und die Lindwürme erlegen sollte, mußte Otniden überragen. Das war der Grund, weshalb man Wolfdietrichen zum Rächer Otnids machte.

Ihre Ansicht wird durch das Gedicht Wolfdietrich und Sabene, das wir bald werden kennen lernen, bestätigt, sagte Haspinger. Nach diesem ist zwar Wolfdietrich auch Otnids Rächer; aber daß er bei dieses Tode noch ungeboren war, davon weiß es ebensowenig als von Otnids Bund mit Wolfdietrich. Wir sehen deutlich, daß Unfügsames, was bei der Verbindung zweier Sagen anfänglich stehen blieb, nach und nach getilgt ward. Aber ich will jetzt fortfahren:

Während das in der Lombarden Lande sich ereignete, hatte sich Wolfdietrich in Trauer um Sigeminne erhoben, um zum heiligen Grabe zu wallen. In einem Walde stieß er auf zwölf Räuber, die sich in die Beute theilten, bevor sie ihn besiegt hatten. Sie hießen Rumeler, Grin, Batwin, Ortleib, Isenhart, Otwin, Helmschrot, Bertrolf, Wendelin, Wolrand, Billung, Morgan und waren Sarazenen. Sie wurden alle von ihm erschlagen. Die Nacht darauf nahm er bei Herzog Ernst Herberge, dessen schöne Tochter Trutlin ihn gern geheirathet hätte.

Von hier ritt er durch Ungarn, Oesterreich, Baiern, Lombardenland nach Apulien, wo er sich zu Mafred (Manfredonia) einschiffte.[1] Ein Sturm trieb ihn an ein Land, wo ein Waldriese seinen Steuermann fieng und ihn am Feuer röstete. Wolfdietrich kam dazu und erschlug ihn. Jetzt fuhr er allein mit einem Knaben weiter, ward aber bald von einem Raubschiffe mit Feuer beschossen. Er sprang hinauf und erschlug die Räuber bis auf Einen, den er sofort taufte und Wernher hieß. Der blieb fortan sein treuer Gefährte.

Er landete zu Ackers (St. Jean d'Acre) und ward im deutschen Hause ehrenvoll empfangen. Die Ordensbrüder waren in Furcht vor dem Sultan, der ihnen 1100 Ritter getödtet hatte. Wolfdietrich nahm vierzig Brüder und erschlug 18,000 Sarazenen. Nun ritt er nach Jerusalem, griff mit Wernher und dem Knaben das heidnische Lager an; aber nachdem seine Begleiter gefallen waren, ward er gefangen. Merzigan, der Sultan, wollte ihn hängen lassen; aber ein guter Heide gab ihm seine Waffen und entließ ihn. Er erneuerte den Kampf, die Christen aus der Burg kamen zu Hülfe, und so wurden die Heiden vertrieben. Wolfdietrich verrichtete nun sein Gebet am heiligen Grabe.

In diesem ganzen Stücke, unterbrach jetzt Irmgard den Vortragenden, berührt sich Wolfdietrich auffallend mit Orendel.[2] Man sieht, es galt Keiner für einen vollkommenen Helden, der nicht für das heilige Grab gekämpft hatte.

Das war eine Wirkung der Kreuzzüge, antwortete ihr Haspinger, und Otnids wie Oswalds Brautfahrten, ja selbst König Ruothers Brautfahrt[3] erfuhren diesen Einfluß.

Aber der Urahn Dietrichs von Bern, und dafür galt ja Wolfdietrich, kann ja gar nicht Christ gewesen sein: wie kann der gegen Sarazenen und für das heilige Grab kämpfen? fragte Berta. Damals gab es ja noch keine Sarazenen, sondern nur heidnische Araber.

[1] Ein seltsamer Weg von der „Alten Troja" nach Jerusalem! [2] Band I. S. 157. [3] Band I. S. 230.

Mit der Geschichte, mein Fräulein, müssen Sie nicht kommen, sagte Haspinger; seit die Helden der deutschen Sage Christen sind, können sie auch gegen Sarazenen kämpfen. Aber ich gehe weiter:

Von Jerusalem aus ritt Wolfdietrich um das Meer herum zu den wilden Reußen und kam am vierzehnten Abend nach Budin. Da wohnte der Heide Beligan, dessen schöne, zauberkundige Tochter Marpilia jeden Gast zur Nacht in ihr Schlafgemach mitnahm, dort aber durch einen Zaubertrank in Schlaf versenkte, worauf Beligan ihm mit einer Diele [1] den Kopf abschlug, den er auf die Zinne steckte. Wohl tausend Köpfe sah dort Wolfdietrich; aber eine Zinne war noch leer, und die war für sein Haupt bestimmt, wie man ihm offen sagte, wenn er bei der Jungfrau sich des Schlafes nicht erwehren könnte. Er wollte sofort umkehren: da wogte plötzlich ein breiter See rings um die Burg und er mußte bleiben. Marpilia führte ihn in den reichen Saal, in dessen Mitte eine prächtige Linde stund, auf deren Zweigen güldene Vögel sangen. Es war ein Kunstwerk, das durch Blasebälge in Gang gesetzt ward. Unter dieser Linde stund der von den besten Speisen und Getränken besetzte Tisch, und die Bewirthung ließ nichts zu wünschen übrig. Als die Nacht kam, brachte Beligan den Schlaftrank in einem Horne seiner Tochter; Marpilia aber schlug ihm das Horn aus der Hand; denn sie liebte den Helden und wollte nicht seinen Tod. Im Schlafgemache zeigte sie ihm ein Buch, die Weissagungen einer alten Sybille, die ihr einen dreißig Jahr alten Helden, Wolfdietrich geheißen, zum Gemahle verhießen. Er wollte sie zur Christin machen, sie ihn aber zu Machmet bekehren; unter diesem Streite verfloß die Nacht und nun kam Beligan und forderte ihn zum Kampfe. Auf dem Hofe zertrümmerte Wolfdietrich den Götzen Tod, und andere Bilder fielen zu Boden, als er das Kreuz machte. Nun begann der Kampf. Zuerst sprangen beide über einen acht Klafter breiten Graben, den Schild am Arme. Wolfdietrich sprang weiter als Beligan, war also Sieger. Darauf

[1] Die Diele war ein Werkzeug zum Köpfen, dessen Breitbeil mit einem Schlägel durch den Hals getrieben ward. Eine Fortbildung der Diele ist das Fallbeil.

stellten sich beide, nur mit dem Hemde bekleidet, einander gegenüber auf Schemmel, einen kleinen runden Schild (einen Buckler) am linken Arme. Jeder hatte drei Wurfmesser. Beligan warf das erste Messer nach Wolfdietrichs linkem Fuße; dem aber wich der Held durch einen Sprung aus. Das zweite Messer Beligans schnitt ihm zwei Locken vom Haupte, ohne ihn zu verwunden, das dritte endlich fuhr durch den Schild, vermochte aber St. Georgenhemde nicht zu durchdringen und fiel zu Boden. Diese Würfe hatte Beligan einst vom alten Berchtung gelernt. Jetzt fragte er, ob er Wolfdietrich heiße; wäre dem so, so wolle er ihm seine Tochter und die Hälfte seines Reiches geben. Es war ihm nämlich geweissagt, wenn dieser Held sich mit seiner Tochter nicht vermähle, so müsse er durch seine Hand fallen. Wolfdietrich verleugnete sich. Mit dem ersten Messer zwickte er ihm den linken Fuß auf den Schemmel, das zweite warf er ihm in die Seite, das dritte, bei dessen Wurf er sich nannte, durch das Herz. Vom Schemmel fallend verwünschte Beligan seine Tochter; hätte sie nicht ihm gestern das Horn aus der Hand gestoßen, so hätte er heute gesiegt. Sie sei Schuld an seinem Tode.

Jetzt kam Beligans Weib und ließ aus einer Büchse einen giftigen Nebel aufsteigen; der Held aber griff ein Messer auf und erlegte sie durch den ersten Wurf. Als es helle ward, fielen die vier und zwanzig Burgmänner, die im Hofe den Kreiß bildeten, ihn an, er aber besiegte sie mit Hülfe Gramalots des Pförtners und taufte die am Leben blieben. Auf sein Gebet sprang dazu Wasser aus einem Stein. Hierauf ließ er die Häupter von den Zinnen nehmen und begraben, die Burg aber übergab er seinem Helfer. Marpilia, die immer noch sich der Taufe weigerte, hub er auf sein Roß und ritt mit ihr von dannen. Durch ihren Zauber fand er sich plötzlich mitten in den Wogen einer See. Er aber ließ sich nicht hemmen und ritt hindurch. Da bat sie, daß er sie eines Bedürfnisses wegen vom Rosse lasse. Er gewährte, sie aber riß ihre Kleider vom Leibe, schlug in die Hände und flog als Krähe auf einen Baum. Sie machte, da er nochmals ihre Hand ausschlug, einen dichten Nebel und hetzte einen Höllenhund auf ihn, aus

welchem, als er ihn zerhieb, zwei, dann vier, dann acht, dann sechszehn Hunde wurden. Er vertrieb sie, und sie nahmen die Zauberin mit in die Hölle hinab.

Eine Teufelswetterhexe, diese Marpilie, unterbrach jetzt den Vortragenden der alte Herzog; die könnte mein Vetter gut brauchen, der — nun Sie wissen schon wen ich meine. Er wäre alles Verdrusses auf einmal los, so wahr ich Eitelfritz heiße. So ein See, zu rechter Zeit hergezaubert, oder eine Meute solcher Hunde — na! ich wollte nicht hinsehen! Alles würde genehmigt und gut geheißen.

An das, was Ihr Herr Vetter brauchen könnte, sagte darauf lächelnd der alte Graf, hat der Dichter schwerlich gedacht. Uebrigens sieht man deutlich, wie hier auf dieses Stück — der Kampf Wolfdietrichs mit Beligan war schon im ersten Entwurfe des Dichters vorgesehen, denn der alte Berchtung sagt gleich anfangs dem Helden, daß er ihn einen Wurf und einen Sprung lehren wolle, den er Beligane vorenthalten habe, — wie auf dieses Stück, sage ich, die wunderbare Märchenwelt des Morgenlandes eingewirkt hat.

Ihre Bemerkung, Herr Graf, ist ganz richtig, antwortete ihm Edman, aber nur, insofern sie sich auf Einzelheiten bezieht. Die deutschen Sagen und Märchen wissen zwar nur, soweit ich sie kenne, von alten Zauberinnen zu erzählen, wenn sie nicht etwa Feen sind; unsere dagegen kennen wohl auch jugendliche Zauberinnen. Stürme und hochgehende Wogen auf dem Meere zu erregen ist eines ihrer Hauptwerke; eine See jedoch hinzaubern, wo keine ist, das vermögen sie nicht. Das mag morgenländischer Einfluß hier sein, wie denn auch die Köpfe auf den Zinnen unleugbar dorthin gehören, samt den güldenen, singenden Vögeln auf der Linde. Die Linde selbst aber mitten im Saale ist wieder germanisch. Die Namen Beligan und Marpilia scheinen eher keltisch als deutsch, während Gramalot fast gothisch klingt (Gramaláuths, d. i. Zornmann), doch könnte in Beligan ein Beligand stecken, somit deutsch sein. Wir kennen einen Riesen Beli, den Freyr tödtete. Der Frauenname jedoch wird nur deutsch, wenn er aus Marwilia verderbt sein kann.

Da Niemand etwas weiter vorbrachte, fuhr Haspinger fort:

Das Stück, welches ich Ihnen jetzt vortragen werde, enthält zwar des Alten und Echten viel, doch auch manche Ausschmückungen, wie sie dem ritterlichen Epos gemäß sind. Hören Sie denn. — Wolfdietrich ritt fürder fünfzehen Tage lang zwischen Ungarn und dem Meere, bis er an St. Georgen Arm kam. Bedrängt von vielen Sarazenen sprengte er in das Meer: da kam ein Zwerg und führte sein Roß hindurch. Als er bei Nacht an die Burg seiner Brüder kam, hörte er seine Dienstmannen klagen und rief ihnen Trost zu. Aus Furcht vor seinen Brüdern jedoch fuhr er über das Meer nach Sicilien.

Hier hauste der Riese Baldemar und der forderte die rechte Hand und den linken Fuß als Zoll für den Ritt durch den Wald, ward aber von Wolfdietrich erschlagen. Ein weiser Greis ersah dieß in den Sternen und verkündigte es dem König Marsilian, der sogleich dem Helden entgegenritt, ihn freundlich empfing und köstlich bewirthete.[1] Des Königes Hausfrau war Wolfdietrichs Muhme, und so ritt er, von ihr mit reichen Kleidern beschenkt, von dannen.

Im Gebirge traf er auf ein greuliches Riesenweib, Romina, die jedoch ihn freundlich in ihr Steinhaus führte, weil sie seinen Vater und seine Mutter wohl gekannt hatte. Sie bewirthete ihn drei Tage lang und trug ihn dann zweiundsiebenzig Meilen weit samt seinem Rosse über das Gebirge nach Langbardenland. Zu Tervis (Treviso) kam er zu einem Ritterspiele, welches Wernher, der Herr dieser Mark, seiner schönen Tochter Amie zu Ehren hielt. An einer Seidenschnur hieng ein Goldring, nach welchem die Ritter mit den Speeren stachen. Der Lohn des Abstechens war ein Kuß der schönen Amie, die auf hohem Stuhle sitzend zuschaute. Noch hatte Niemand den Ring getroffen: da ritt Wolfdietrich, stach den Ring ab und erwarb den Lohn. Hermann, Graf von Tuskan, forderte, darüber eifersüchtig, ihn zum Kampfe; der Besiegte sollte dem Sieger tausend Mark zum Lösegelde zahlen. Amie bewog ihren Vater für

[1] Vergl. Band I. S. 190.

den Fremden zu bürgen, und sie selbst rüstete ihn in eine kostbare Brünne. Wolfdietrich sprang ohne Stegreif in den Sattel und empfieng des Grafen Stoß ohne zu wanken, dieser selbst aber fiel vom Rosse. Beim zweiten Gange hub Wolfdietrich ihn aus dem Sattel und trug ihn zwölf Klafter weit an seinem Speere.[1] Als des Grafen Mannen ihren Herren rächen wollten, legte er den Speer quer über den Sattel und rannte so die zwei und siebenzig Mann in einem Ritte nieder. Das gefiel der schönen Amie und sie bot ihm ihre Hand an; er aber dankte, weil er zu seinem Gesellen Otnid müsse. Da vernahm er zuerst die Kunde von Otnids Tod, und daß Sidrat dem sich vermählen wolle, der die Lindwürme erlege. Er gelobte sofort den Tod seines Gesellen zu rächen, und versprach der schönen Amie seinen besten Dienstmann zum Gatten. -

Wernher begleitete ihn bis Garda. Bei Nacht hörte Wolfdietrich Sidrat nebst dem Burgwächter Otnids Tod beklagen, und wie sie, die Königin, nachdem man ihr das Erbe entrissen, nun spinnen müsse um zu leben. Wolfdietrich warf ein schweres Felsstück an die Mauer, daß die Burg erbebte und die Königin zu Boden sank. Der Wächter entsetzte sich und sagte, nur Otnid könne diesen Wurf gethan haben, sie aber erinnerte sich, daß Wolfdietrich Otniden einst besiegt habe, folglich wohl stärker sei, rief hinab und fragte ihn, wer er sei. Wolfdietrich erwiderte ihr, er sei gekommen die Würme zu bestehn. Sie verhieß ihm zum Lohne dafür all ihr Eigen, Garda und Bern, Baiern, Schwaben, Franken und Thüringen, nebst Worms, Speier und Köln und St. Katharinensee; er aber verlangte sie selbst und sagte, daß er ihr ebenbürtig sei, worauf sie einwilligte und ihm einen Ring hinabließ, der ihm Schutz gegen Feuer und Stank der Würme gewähren werde. Er nahm ihn, ritt aber hinweg ohne sich zu nennen.

Im Walde fand er darauf einen todten Ritter und neben ihm dessen Frau in Leid und Klage. Sie hatte dem Wurme den Gatten aus dem Rachen gerissen und dabei fast alle ihre Kleider

[1] Vergl. Band I. S. 167.

verloren und war auch verwundet worden. Sie bat den Helden ihr Wasser zu holen; doch als er damit zurückkehrte, hatte sie ein Kind geboren und war samt diesem gestorben. Wolfdietrich begrub alle drei in einer öden Kapelle. Er ritt fürder, kam zur Höhle der Würme und sah hinein; aber kein Wurm war darinnen. Er ritt weiter und traf bald darauf auf einen Wurm, der mit einem Löwen im Kampfe war. Der Wurm war zwischen Schultern und Hüften zwölf Klafter lang und hatte vier und zwanzig Füße. Weil er des Löwen goldenes Bild im Schilde führte, half er ihm; sein Schwert aber zerschellte an der Hornhaut des Wurmes. Sofort umschlang ihn der Wurm mit dem Schwanze, stieß den Löwen todt und trug beide zu den Jungen in die Höhle. Als sie den Löwen gefressen hatten, warf er ihnen Wolfdietrichen vor; der aber entsprang ihnen und barg sich unter den vielen Leichen. Sie wollten ihm zwar das Blut aussaugen, aber Sanct Georgen Hemde schützte ihn. Da die Jungen noch nicht satt waren, so holte der Alte auch noch das Roß, und so wurden die Jungen voll. Darauf begannen sie zu spielen, ergriffen Wolfdietrichen und warfen ihn einander zu bis es Nacht ward und sie ermüdet entschliefen. Um Mitternacht erhub sich der Held; er fand das Schwert des Riesen Ecleib; aber es zersprang beim ersten Stoß an die Felswand. Darauf fand er Otnids Schwert bei dessen Gebeinen, und das hielt Stoß und Schlag aus. Mit einem Schlage weckte er den alten Wurm und erschlug ihn nach langem Kampfe, dann die zwölf Jungen, die in der Höhle waren; die Alte aber und ein junger Wurm entkamen. Den jungen erlegte achtzig Jahre später Dietrich von Bern. Hierauf schnitt er dem todten Wurm die Zunge aus und verwahrte sie, sammelte dann Otnids Gebeine, legte sie in einen Winkel, betete für ihn und bat ihn, daß er seine Waffen und seine Krone zu nehmen ihm erlaube. Eine Stimme antwortete gewährend aus dem Helme. So legte Wolfdietrich denn Otnids Waffen an, gieng hinweg, legte sich, um auszuruhen, unter einen Baum und entschlief aus Müdigkeit.

Auch der Burggraf Gerwart hatte sich gegen die Königin erboten, die Würme zu bestehn. Mit achtzig Mannen kam er jetzt

zur Höhle, sah die Würme todt, schlug und stach auf sie und nahm dann den Kopf des alten mit sich, um durch ihn zu beweisen, daß er die Würme erlegt habe. Auf dem Heimwege fand er Wolfdietrichen im Schlafe und wollte ihn erschlagen, da er den Sieger in ihm ahnte, aber die Grafen Hartmann und Hermann, die mit ihm waren, wehrten ihm. Nach der Heimkunft gab Gerwart sich für den Besieger der Würme aus und wollte durch das Haupt des Wurmes seine Behauptung erweisen; die beiden Grafen jedoch widersprachen ihm, und so sandte die Königin den Grafen Hermann aus, Wolfdietrichen her zu führen; dieser aber wollte zuvor noch die beiden Würme erlegen, und schenkte dem Boten den Ring, den ihm Sidrat gegeben hatte.

Wolfdietrich traf, als er den flüchtigen Würmen nachgieng, am Gardasee einen Löwen im Kampfe mit einem kleinen, feuerblasenden Thiere, einer Viper. Es lebt immer nur ein Paar. Wenn das Weibchen geboren hat, frißt sie mit den zwei Jungen das Männchen, darauf fressen diese die Mutter. Wolfdietrich half dem Löwen, aber der Kampf war härter als mit dem Lindwurme. Sein Schild verbrannte, und er mußte sich mit dem Löwen vor dem Feuer der Viper in den See tauchen. Endlich schlug er ihr den Kopf ab und warf ihn in den See, der davon entbrannte. Wolfdietrich gieng weiter, und der Löwe folgte ihm.

Bald nun traf er auf die alte Würmin. Der Löwe ward von ihr verwundet und sie entkam wiederum. Wolfdietrich trug den Löwen nach Garda und übergab ihn dem Burgwächter; Sidrat aber nahm ihn, um ihn selbst zu verpflegen. In der Nacht kam Wolfdietrich zur Burg zurück und Sidrat bat ihn freundlich herein. Er kam und sie umfieng und küßte ihn. Da brach der Burggraf mit dreihundert Mannen in das Gemach, schalt den Helden Otnids Mörder und griff ihn an. Der Löwe half seinem Herren, ward aber von dem Schwestersohne des Burggrafen getödtet. Wolfdietrich zog den Geer aus der Wunde und tödtete damit den Tödter. Jetzt kamen auch die Grafen Hartmann und Hermann, und Gerwart mußte mit den Seinen fliehen. Sidrat wollte nun, daß man im Walde draußen die Wahrheit erforsche, wer die Würme erlegt habe.

Alle ritten hinaus. Sie sahen die todten Würme; aber das genügte dem Markgrafen Helmnot nicht. Da wünschte die Königin, die alte Würmin möchte erscheinen, und sie erschien. Alle flohen entsetzt auf die Bäume, Wolfdietrich allein trat ihr muthig entgegen. Er vermißte jetzt den Ring der Sidrat, den er verschenkt hatte: da rieth sie ihm Otnids Schild aus der Höhle zu holen, darauf stehe ein Stein, der ihm frommen werde. Er that dieß und hieb nun die Würmin in zwei Stücke. Vier Junge fielen aus ihr, die er gleichfalls tödtete. Er rief nun durch sein Horn alle von den Bäumen herab und sie erkannten ihn jetzt für ihren Herren. Die Gebeine der Todten wurden aus der Höhle genommen und mit nach Garda geführt, wo man sie bestattete. Besonders herlich geschah dieß mit Otnids Gebeinen.

Darauf ward ein großes Fest veranstaltet, wozu Helmnot die Könige Hartnid von Spanien, Wedelfar von Frankreich und Fridebald von Sicilien besandte. Auf der Au vor Garda war im Mai die fröhliche Hochzeit, da Wolfdietrich die Krone und die Königin empfieng. Ritter und fahrende Leute wurden reich beschenkt, und mancher erhielt da die Ritterwürde.

Haspinger schwieg.

In diesem Stücke, nahm Gräfin Irmgard das Wort, sind augenscheinlich zwei Darstellungen der Sage verschmolzen. Nach der einen sollte Wolfdietrich durch die Zunge des Lindwurms, die er ja zu diesem Zwecke mitnahm, beweisen, daß er diesen erlegt habe; denn wenn einer den Kopf eines Lindwurms bringt, der andere jedoch die Zunge dieses Kopfes, so hat dieser mehr Anspruch auf den Ruhm des Sieges als jener. Dieser Zunge aber ist da, wo der Beweis geführt wird, vergessen, oder vielmehr, man ließ sie absichtlich bei Seite, weil sich Wolfdietrich auf andere Weise als den Erleger des Wurmes kund thun sollte. Dieß geschieht nun dadurch, daß er vor Aller Augen die Würmin erlegt, vor der Alle auf die Bäume entfliehen. Das ist die andere Darstellung, die keine Ausschneidung und Mitnahme der Zunge kannte, die hier ja überflüssig war.

Auch andere Gedichte bieten diese Erscheinung dar, und sie ist wichtig für die Geschichte der Entstehung dieser Gedichte, sagte darauf Graf Huno. Aber Sie haben doch denn auch wohl den alten Bekannten bemerkt? Der König von Sicilien Marsiljan ist doch wohl der Herzog Mersiljan, des alten Eisen Sohn, der Orendel und Breiden ein Heer zu Hülfe entgegenführt? Da später ein König Fridebald von Sicilien genannt wird, sollte Marsiljan wohl hier gleich wie in jenem Gedichte Herzog heißen. Doch kommt darauf nicht viel an. Wir sehen, wie Namen der einen Sage in die andere übergehn.

Daß die Riesin Romina den Held samt seinem Rosse über das Gebirge trägt, nahm Berta jetzt das Wort, erinnert mich an die Riesenjungfrau, die den pflügenden Bauer samt Pflug und Rossen in die Schürze nimmt und zu ihrem Vater auf die Burg hinaufträgt als artiges Spielzeug für sie, von diesem freilich darüber belehrt wird und Alles auf den Acker zurücktragen muß. Diese anmuthige Kindlichkeit fehlt freilich der Romina; sie hat nur die Stärke mit jener gemein.

Dieser Zug der Sage ist sicher echt, sagte der alte Graf; er ist keineswegs im Geiste des höfischen Rittergedichtes, welcher jene Zeit beherschte und den daher alle willkürlichen Zusätze und Ausschmückungen zu erkennen geben. Ein Beispiel davon giebt uns gleich das Ritterspiel zu Treviso zu Ehren der schönen Amie, deren französischer Name schon die Entlehnung verräth. Die ganze Schilderung dieses Ritterspieles bezeugt ihre Quelle.

Die Schilderung des Ritterspieles ist allerdings so ziemlich höfisch, erwiderte ihm Haspinger, aber die Jungfrau trägt nur scheinbar französischen Namen. Da sie später die Stammmutter der Wülfinge wird, indem sie sich mit Herbrand vermählt und mit ihm die drei Söhne Hildebrand, Nere, Elsan, und die Tochter Mergard zeugt (vermählt mit Amalolb und Mutter von Wolfhart und Alphart), so dürfen wir schon einen deutschen Namen erwarten. Nun heißt sie auch wirklich neben Amie A m i g e, A m i c h e, und dieser Name ist deutsch, er bedeutet die Betriebsame, Geschäftige; gothisch würde er Amikô lauten.

Aber die arme Königin Sidrat, die nach ihres Gemahls Tode spinnen muß um leben zu können, die dauert mich; wo bleibt da die den Deutschen zugeschriebene Verehrung der Frauen? fragte Berta.

Diese Härte und jene Verehrung lassen sich mit einander vereinigen, belehrte sie Leodegar. Erinnern Sie sich nur daran, daß die Jungfrau bei der Vermählung aus ihrer Sippe ausschied und in die des Gatten übergieng. War sie nun landfremd, wie hier Sidrat, und war ihre Ehe kindlos, so konnte sie beim Tode des Gatten freilich in bedrängte Lage kommen und zwar in um so bedrängtere, je höher ihr Stand war, denn da wirkten zuweilen staatliche Gründe und der Ehrgeiz Herschsüchtiger mit. Sie gedenken gewiß noch des schönen angelsächsischen Klagelieds jener nach dem Tode ihres Gemahls vertriebenen Fürstin, das uns Graf Huno vortrug. (Bd. I. 365.) Sie sehen also, daß bei kindlosen Ehen so was eintreten konnte einer Landfremden gegenüber, und deshalb wurden denn auch in späterer Zeit die Wittwensitze (Wittwenstuhl, Witthum) vertragsgemäß bestimmt. Auch später noch ergieng es landfremden Fürstinnen nach des Gatten Tode übel genug; ich brauche blos auf die heilige Elisabeth, die Tochter des Ungarnköniges Andreas, hinzuweisen.

Auch deutschen Fürstinnen widerfuhr in Deutschland zuweilen Schlimmes genug, wie die Geschichte lehrt, sagte da Irmgard. Doch lassen wir das und sagen Sie mir lieber, ob Sie die Art, wie sich Wolfdietrich der klagenden Königin ankündigt, nicht höchst sonderbar finden? Ich finde sie roh.

Uns muß sie freilich so erscheinen, und auch ritterlich höfisch war sie nicht, sagte der alte Graf. Aber da Wolfdietrich sich nicht zu erkennen, sondern nur zu errathen geben wollte, wie denn auch wirklich die Königin ihn erräth, so war eine solche Darlegung seiner Stärke ganz am Orte. Wer Otnid rächen und somit auch die Königin aus ihrer Bedrängniß reißen wollte, mußte stark sein. Die Darlegung seiner Kraft diente also am besten dazu ihre Hoffnung zu beleben. Der Grund aber, weshalb er sich nicht nennen wollte, ist leicht einzusehen: er fürchtete Gewaltthätigkeiten der großen Landherren gegen sich und gegen die Königin, und diese

seine Furcht war, wie Sie hörten, wohl begründet. Und nun folgt denn der Hauptkampf, den Wolfdietrich bestehn mußte, wenn er Sidrat gewinnen und seine gefangenen Freunde befreien wollte. Die Geschichte mit dem Löwen ist hier ebenso späterer Zusatz wie früher die mit dem Elephanten, und der Held hilft dem Löwen hier aus dem gleichen Grunde, weshalb er dort dem Elephanten half. Der Kampf mit dem Lindwurme hat ohne Zweifel auch Erweiterungen erfahren; Junge kannte die ursprüngliche Sage schwerlich, ja wahrscheinlich sogar nur einen Lindwurm. Daß Wolfdietrichs Schwert im Kampfe zerbricht, ist ein guter Zug, wie der, daß er mit Otnids Schwert den Wurm erlegt. Von Uebel dagegen ist wieder, daß er zuvor eines ganz und gar unbekannten Riesen Schwert findet und prüft, Eckleibs. Die Stimme, die aus Otnids Helme ihm antwortet, ist ursprünglich selbstverständlich Otnids Stimme; manche Handschriften machen jedoch eines Engels Stimme daraus, was von Uebel ist. Ob die nun folgende Geschichte mit Gerwart echt ist, will ich nicht entscheiden; eine ganz ähnliche kommt im Tristan vor.

Diese Geschichte wird nicht anzuzweifeln sein, antwortete Haspinger, denn darauf beruht die Nothwendigkeit der Mitnahme der Zunge. Nur tritt Gerwart zu undeutlich hervor; denn er ist es, der Sidrat zwingen will ihn zu ehlichen, und der, weil sie sich weigert, sie nun so bedrängt. Der nun folgende Kampf mit der feuerblasenden Viper steht wohl in Verbindung mit der altlangobardischen Schlangenverehrung; der Löwe jedoch ist wiederum überflüssige Zugabe.

Wissen Sie uns über diese Schlangenverehrung etwas mitzutheilen? fragte Irmgard.

Ja, wenn Sie es wünschen, erwiderte er, aber freilich nicht eben viel. Grimm theilt in der deutschen Mythologie aus dem Leben des heiligen Barbatus († 682), der zu Benevent unter den Königen Grimoald und Romoald lebte, darüber mit: die Langobarden hätten, obwohl sie Christen waren, im Geheimen Schlangenbilder verehrt. Das Goldbild einer Schlange, die man gewöhnlich vipera nenne, habe König Romoald und sein Hausgesinde

besonders hoch verehrt. Durch eindringliches Bitten habe jedoch Barbatus die Königin Theodorada bewogen, ihm das Bild einzuhändigen, und er habe daraus Schüssel und Kelch fertigen lassen und aus diesen Gefäßen dem Könige nach seiner Heimkunft das Abendmahl gereicht und zugleich ihm gesagt, daß diese Gefäße aus seinem Schlangenbilde gefertigt seien. Einer der Hofmänner des Königes habe da sofort gesagt: „Wenn mein Weib solches gethan hätte, so würde ich ihr flugs den Kopf abhauen.“ Die andere Lebensbeschreibung setzt noch hinzu, die Langobarden hätten ihren höchsten Gott, also den Wôdan, unter diesem Schlangenbilde verehrt. Nun wissen wir, daß Ofnir und Svâfnir nicht nur altnordische Schlangennamen, sondern auch Beinamen Odins sind, der also Schlangengestalt annahm. Noch Vieles ist über Hausschlangen und Schlangenkönige bei Grimm zu lesen, das ich nicht anführen will und worauf ich Sie nur verweise. In der kleinen feuerblasenden Viper unsers Gedichtes haben wir also wohl den Schutzgott des Landes zu erkennen, den Wolfdietrich besiegen mußte, bevor er, ein Fremdling, des Landes Herr werden konnte. „Kein Ort ist ohne Schutzgeist, sagt ein alter Erklärer der Aeneide Virgils, der sich meist als Schlange offenbaret.“ — Was von der Viper sonst noch gesagt wird, scheint irgend einem Physiologus entnommen, wie Hoffmanns Fundgruben I, 28, Karajans Sprachdenkmale, S. 88, sie bieten.

Das letzte Stück, die Beweisführung, und in Folge davon die Vermählung mit Sidrat, bedarf keiner Erläuterung, sagte jetzt Irmgard. Die letzte ist im Geiste der Rittergedichte gehalten und der Uebertreibung bei der ersten ist schon gedacht. Nun wird wohl endlich die Befreiung der gefangenen Dienstmannen folgen, die lange genug darauf haben warten müssen.

Diese folgt nun, und Sie werden bemerken, daß hierin unser Gedicht sehr nahe sich mit König Rother[1] berührt, wiewohl es ihm nachsteht, erwiderte ihr Haspinger, und er begann:

So lebte Wolfdietrich in Ehren und in Freuden bis er seiner treuen Dienstmannen gedachte. Er klagte sich an, noch nichts für

[1] Vergl. Band I. S. 262 ff.

sie gethan zu haben, obgleich er ihrer nie vergessen habe, und Sidrat hieß ihn für zehen derselben dreißig tausend andre, sie selbst aber für den eilften nehmen; er jedoch erklärte, daß dreißig tausend so schöne Frauen ihm noch nicht einen Dienstmann ersetzen könnten. Darüber zürnend versammelte sie ihre Vasallen und klagte ihnen die Verschmähung. Um sich zu rechtfertigen, erzählte er von Berchtung und dessen Söhnen, und was sie für ihn gethan hätten. Nun erst erkannte ihn Sidrat mit völliger Sicherheit und sie bot ihm sofort ihre Mannen, nur sollte er seine Brüder nicht tödten. Er wählte zwölf tausend aus, gab ihnen die Grafen Hartmann und Hermann, denen er Westerreich zum Lohne gegeben hatte, Helmnoten von Tuskan und den Burggrafen Gerwart, dem er auf der Sidrat Bitte verziehen hatte, zu Hauptleuten und schiffte mit ihnen binnen zwanzig Tagen nach Constantinopel.

Angelandet verbargen sie sich in einem Walde, und Wolfdietrich gieng selbzwölfter verkleidet in der Nacht an die Burgmauer. Hier hörte er seine treuen Dienstmannen ihre nun schon dreizehenjährige Haft beklagen, er aber bat sie bei der ihnen liebsten Seele um ein Almosen, da er als ein Waller vom heiligen Grabe herkomme. Er vernahm im Verlaufe des Gespräches, daß Berchtung vor Gram gestorben sei. Bei einem Pfingstfeste wären alle Ritter des Hofes prächtig gekleidet erschienen, nur sie hätten in grauen Röcken und Bundschuhen (die Tracht der unfreien Bauern) dastehn gemußt. Dieser Anblick habe ihm das Herz gebrochen; doch beklagten sie ihn minder als ihren lieben Herrn. Da gab er sich Herbrande zu erkennen. Alle knieten freudevoll nieder und baten Gott zum Zeichen der Wahrheit ihre Ketten zu lösen. Sofort zersprangen diese, und sie öffneten das Thor und ließen ihn ein. Auch er war ergraut, Herbrand erkannte ihn aber an der Narbe der Wunde, die er ihm nach dem letzten Streite verbunden hatte. Sie wollten nun die Stadt verbrennen, aber Wolfdietrich gab es nicht zu, weil sieben der Zwölfboten in ihr sich niedergelassen hätten; doch ward die Stadt angezündet. Die Bürger eilten zur Abwehr herbei, und auch Wolfdietrich rief durch sein

Horn die Seinen nun zum Streite. Die Schlacht war blutig und alle Griechen wären erschlagen worden, hätte nicht Stadt und Land auf den Rath eines greisen Landherren sich unterworfen. Gerwart ward zum Stadthauptmann ernannt und Wolfdietrich zog nach Attins (Athenä?), wo seine Brüder hausten und forderte sie zum Entscheidungskampfe. Vor Constantinopel sollte dieser stattfinden und die Brüder erschienen daselbst mit vierzig tausend Mannen. Wolfdietrich siegte, und Wachsmut ergab sich; Bauge jedoch verweigerte die Unterwerfung und ward von Hachen niedergeschlagen. Weil Wolfdietrich seiner Frauen es verheißen hatte, ließ er beide leben. Am Morgen darauf sah er neben seines Vaters Sarg den des alten Berchtung. Er riß den Deckel ab, küßte seinen Meister und gelobte Alles zu thun, darum er bei Berchtungs Seele gebeten würde. Nachdem er das Land getreuen Mannen untergeben hatte, kehrte er nach Wälschland zurück und führte seine Brüder mit sich.

Beim freundlichen Empfange kränkte es ihn, daß Sidrat seine Brüder vor seinen zehen Dienstmannen begrüßte, und er verlangte, daß sie diese in gleicher Weise begrüße. Auf Sidrats Bitte gab er dann ihr Land ihnen wieder zu Lehen und sandte sie heim. Fortan blieben sie ihm treu und gewärtig. Bald darauf wurden alle Landherren besandt, und sie kamen, huldigten ihm und krönten ihn in Rom zum Kaiser. In Folge davon hielt er zu Garda ein großes Turnier, wobei die schöne Amie, Werinhers Tochter, seiner Zusage gemäß mit Herbrande, Berchtungs Sohne, vermählt ward. Werinher setzte ihn zum Erben ein und Wolfdietrich gab ihm Garda, fortan Sitz der Wölfinge, deren Stammvater Herbrand durch Hildebrand ward.

Auch die anderen Söhne Berchtungs erhielten Land und Leute. Hache ward Landherr am Rhein mit dem Sitze zu Breisach; sein Sohn war Eckehart oder Eckewart, der treue Pfleger der Harlunge Fritele und Imbreke. Berchther erhielt Meran (Dalmatien), Berchtung, der junge, Kärnthen, Berchtwin Sachsen, und Alebrand Brabant. Die vier übrigen (ungenannten) Brüder wurden Landherren in Griechenland.

Wolfdietrich gewann mit Sidrat einen Sohn, Hugdietrich,

und eine Tochter, Sidrat. Den Sohn erzog Herbrand zugleich mit Hildebrand seinem Sohne. Als er zwölf Jahr alt war, starb seine Mutter Sidrat, und Wolfdietrich beschloß nun zum Heile seiner Seele in ein Kloster zu gehn. Er ließ die Landherren seinem Sohne huldigen und ihn krönen und zog sich in das Kloster Tustkal am Ende der Christenheit zurück. Dort legte er seine Waffen auf dem Altare nieder, aber mit der Bedingung sie wieder zu nehmen, wenn das Kloster von den Heiden angegriffen würde. Weinend schieden sein Sohn und seine Mannen von ihm. Im Kloster mißfiel ihm bald, daß man die Speise ungleich vertheilte. Er schüttete daher alles zusammen und vertheilte es gleich. Als die Mönche hoher Abkunft ihn deshalb beschalten, knüpfte er je zwei mit den Bärten zusammen und hieng sie über eine Stange; da fügten sie sich.

Nicht lange darauf wollte der Heidenkönig Tarigas (andre: Tarifas) das Kloster sich unterwerfen; Wolfdietrich aber gab den Boten trotzige Antwort. Da führte Tarigas zweihundert tausend Mann vor das Kloster, und mit ihm kam Lumar oder Lunar, der Baruch von Baldak (Bagdad), dessen Bruder Wolfdietrichs Mannen einst fieng und deshalb zugleich mit Balmund, des Baruchs Sohne, von ihm erschlagen ward. Lumar verlangte, daß man ihm Wolfdietrich herausgäbe; dieser aber ritt täglich hinaus und stritt wacker. Bald kam auch Hugdietrich, zu dem er geschickt hätte, mit achtzig tausend Mann dem Kloster zu Hülfe, unter denen sich auch die zehen Söhne Berchtungs befanden. Dieß war der erste Kampf, den Hugdietrich und sein Geselle Hildebrand kämpften. Wolfdietrich, froh ihrer Tapferkeit, trug selbst die Sturmfahne, und mit fünf hundert Mönchen schrieb er blutige Buchstaben und sein Segen war der Tod. Er erstach den Baruch und nahm Tarigas gefangen. Der Heiden lagen sechzig tausend todt, von den übrigen, die flohen, ertranken viele. Nur zwei tausend Streiter verloren die Christen, darunter aber sechs von Berchtungs Söhnen, Berchther, Berchtwin, Alebrand, Berchtung und zwei ungenannte. Tarigas und andre Gefangene mußten Christen werden und Friede geloben.

Als Hugdietrich nun heimziehen wollte, bat Hildebrand Wolfdietrichen um ein Schildzeichen; er gab ihm drei Wölfe im grünen Felde, und fortan hieß denn dieß Geschlecht die Wölfinge.

Wiewohl Wolfdietrich der Strenge des Ordens gemäß lebte, däuchte ihn doch alles Fasten und Beten nicht hinreichend zur Buße für seine Sünden. Die Brüder mußten also auf eine härtere Buße für ihn denken. Demnach bereiteten sie ihm im Münster eine Bahre, auf welcher er eine ganze Nacht hindurch mit den Geistern aller von ihm Erschlagenen kämpfen sollte. Sie schlugen alle grimmig auf ihn, seine Hiebe jedoch schadeten ihnen nicht. Am Morgen lag er wie todt auf der Bahre und sein Haar war schneeweiß. Noch sechszehen Jahre lebte er darauf, und als er starb, trugen Engel seine Seele in den Himmel.

Eine solche Albernheit ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen, sagte der alte Herzog, als Haspinger geendet hatte. Wozu ist denn Einer ein Held, als um alle Gegner todt zu schlagen, die er todtschlagen kann? Und wen hat denn Wolfdietrich getödtet außer einigen aufrührerischen Unterthanen, Riesen, Heiden und Lindwürme? Das soll eine Sünde sein? Die ganze Geschichte dieses Geisterkampfes hat das schwache Gehirn eines albernen Pfaffen ausgeheckt. Basta! Hab' ich nicht recht, Althauptmann von Stoffeln?

Wie immer haben der Herr Herzog auch hier recht, antwortete dieser. Denke ich mir, daß ein Kanonier mit einer einzigen Ladung Kartätschen hundert Feinde auf einmal vielleicht niederwirft, daß sie des Aufstehens vergessen, und der sollte zur Buße mit den Geistern aller von ihm Getödteten kämpfen; da steht mir wahrlich der Verstand stille. Nur ein Federfuchser kann solchen Unsinn ausklügeln.

Das Gedicht schloß ursprünglich ohne Zweifel mit der Befreiung der Dienstmannen durch Wolfdietrich, sagte darauf Haspinger, und alles darauf folgende sind Zusätze, die vielleicht sogar mehr als einen Urheber haben. Daß der Geisterkampf gar wenig Lob

verdient, wird Niemand läugnen; daß er von einem Geistlichen herrühre, kann ich nicht einräumen. Diese blieben im vierzehnteu Jahrhunderte den weltlichen Stoffen fern, zumal der Heldensage, und unter den Fahrenden gab es auch wunderbare Käuze, denen man wohl eine solche Erfindung zutrauen darf. Ein Geistlicher hätte den Held eher durch reiche Vergabungen an Klöster seine Sünden büßen lassen, und schwerlich hätte einer der groben Mißhandlung der Mönche so gutheißend gedacht. Merkwürdig ist der Grund, weßhalb er sie an den Bärten über die Stange hieng: die ungleiche Vertheilung der Speise nach der Abkunft der Mönche. Kam solches vor, und als etwas Ersonnenes sieht es nicht aus, so beweist es eben den gänzlichen Verfall der Klosterzucht im vierzehnten Jahrhunderte.

Es ist das eine wohlverdiente Rüge, die da der Laienmund ausspricht, sagte darauf der Benedictiner. Noch heute ist es Brauch in den Klöstern, daß, wenn Gäste da sind, der Abt, die Bewürdeten im Kloster und die Gäste zusammen speisen, und zusammen speisen auch die übrigen Mönche, und zwar trägt man diesen eine Anzahl Gerichte weniger auf. Allerdings ist dieß im Widerspruche mit der ursprünglichen Einrichtung, und es ist auch möglich, daß es in manchen Klöstern früher wirklich stets zwiefache Tafel gab; jetzt ist das, wie gesagt, nur der Fall, wenn Gäste da sind.

Ist der Heidenkönig Tarifas nicht der Terjufas in Dietrich und Virginal? fragte Berta.

Sehr wohl möglich, antwortete ihr Graf Huno; doch könnte er samt dem Baruch von Bagdad, das ist der Kalif, auch aus der höfischen Dichtung eingeführt sein; dieser spielt bekanntlich eine Hauptrolle in Wolframs Gedichten. Das Wort Baruch oder Baruk bedeutet der Gesegnete. Seine Einführung in die Gedichte ist eine Folge der Kreuzzüge.

Das Erbot der Sidrat, ihrem Gemahle andere Vasallen für seine gefangenen Dienstmannen zu geben und sich selbst darunter, finde ich lächerlich; finden Sie es nicht auch so, Herr Baron? wandte sich Irmgard an Wilmar.

Das Erbot selbst nicht, erwiderte ihr dieser; wohl aber, daß sie darauf ihren Vasallen die Ablehnung Wolfdietrichs klagt.

Ich will die Erfindung auch nicht gerade sehr loben, sagte der alte Graf; aber ihr Zweck ist jedenfalls nur, die Vasallen zur Heerfolge nach Griechenland willig zu machen. Dazu waren sie nicht verpflichtet, sie mußten es also freiwillig thun, und dazu mußte ihnen klar werden, welchen Werth der König auf diese seine Dienstmannen lege. Aber ich meine, wir können uns jetzt zu der anderen Gestaltung dieser Sage, Wolfdietrich und Sabene, wenden, wenn es Ihnen so gefällig ist.

Haspinger begann darauf:

Diese andere Gestaltung ist weit einfacher. Wir kennen sie freilich nur nach dem Auszuge, den Kaspar von der Rhön in seinem Heldenbuche davon giebt, da die Wiener Handschrift, die das Gedicht ganz enthalten soll, noch immer nicht veröffentlicht ist. Ich theile den Auszug kurz mit, Sie werden dann die Abweichungen von der ersten Gestaltung leicht erkennen. Hugdietrichs Brautfahrt fehlt hier, und Wolfdietrich ist nicht der älteste, sondern der jüngste Sohn Hugdietrichs, und wird, während dieser auf einer Heerfahrt ist, geboren. Berchtung heißt hier Puntung, und Wolfdietrichs Mutter ist dessen Schwester. Das schützende Hemde erhält er schon bei der Taufe, und es wächst mit ihm. Als Hugdietrich in den Krieg zog, übergab er die Königin seinem Vertrauten Sabenen zu Schutz und Pflege; dieser aber muthete der Königin Ungebührliches zu, und warf dann, von ihr abgewiesen, seinen Haß auf sie und sann nun stets darauf, sie mit dem Kinde zu verderben. Wolfdietrich zeigte bald die ungewöhnlichste Stärke, so daß selbst seine älteren Brüder ihm bei allen Spielen unterlagen, wodurch auch bei diesen Haß gegen ihn entstund. Bei dem Volke aber erwachte dadurch der Argwohn, er sei der Sohn eines Albes, und ausgetauscht. Diesen Wahn benützte nun Sabene, um dem Könige gleich nach seiner Heimkunft einzureden, Wolfdietrich sei nicht sein Sohn, sondern durch Elbinnen seiner Frau gebracht. Er rieth ihm, das Kind tödten zu lassen und Puntunge den Mord aufzutragen. Dieser weigerte sich zwar erst die That zu vollbringen,

aber als der König ihm drohete, seine zehen Söhne an die Burgmauer hängen zu lassen und ihn selbst zu vertreiben, willigte er ein unter der Bedingung, daß der König selbst ihm das Kind übergebe. Dieser bestellt ihn darauf des Nachts vor sein Schlafgemach, und als die Königin eingeschlafen ist, nimmt er das Kind und übergiebt es Puntunge.

Puntung trug nun das Kind hinaus auf die Heide vor der Stadt in der Absicht es zu tödten; aber das Gebahren des Kindes, das mit seinen Panzerringen spielte, und als es das blitzende Schwert sah, darnach griff, machte es ihm unmöglich, die That zu vollbringen. Er setzte es also an einen Brunnen, auf welchem Mühmel (Wasserrosen) schwammen, auf daß es, wenn es nach den Blumen langete, hineinfiele, und gieng eine Ackerslänge weit fort von ihm. Das Kind aber langte nicht nach den Blumen, sondern wälzte sich im Grase hin und her. Gegen Morgen kamen Hirsche, Eber, Bären und Wölfe um zu trinken, aber kein Thier that dem Kinde etwas zu Leide. Als Puntung das sah, überzeugte er sich, daß Gott das Kind schütze, und daß es folglich kein Albkind sei. Er nahm es also wieder auf und trug es zu einem Waldmann und gab es ihm, daß er es als sein Kind erzöge.

Die Königin geräth, als sie den Raub ihres Sohnes entdeckt, in den heftigsten Zorn und beschilt auf das Bitterste den König, der ihr vergebens vorgiebt, die das Kind gebracht, hätten es wieder geholt. Sie will sich von ihm trennen und sagt ihm Friede und Freundschaft auf. Der König wendet sich in solcher Bedrängniß wieder an Sabenen um Rath, und dieser weiß ihm einzureden, daß Puntung das Kind wohl nur getödtet habe, weil er das Reich für seine Söhne zu erwerben denke. Wäre das nicht seine Absicht, nimmer hätte er die Tödtung übernommen. Hierauf zwingt der König die Königin, öffentlich über Puntungen zu schreien und ihn des Mordes zu bezichtigen; schreie sie nicht, so tödte er sie sofort. So schreiet sie denn über Puntungen, wiewohl sie ihn für unschuldig an dem Morde ihres Kindes hält und das auch dem Könige erklärt, und der König läßt ihn nun ohne Weiteres greifen und zu Haft bringen.

Als nun über den Beschuldigten Gericht gehalten werden soll, übergiebt der König Sabenen den Richterstab und auf dessen Rath versagt er zugleich Puntunge jeden Fürsprecher, indem er Allen verbietet für ihn zu reden. Bevor noch Puntung vor die Schranken geführt wird, bittet die Königin um die Erlaubniß ihren Bruder in seiner Haft sprechen zu dürfen. Der König gewährt dieß und die Königin geht. Da Puntung nicht auf ihren Gruß antwortet, wirft sie sich weinend ihm zu Füßen und sagt ihm, daß sie ihn für unschuldig halte und daß sie nur gezwungen ihn bezichtigt habe. Hierauf hebt er sie auf und theilt ihr mit, daß ihr Sohn noch lebe; sie solle das aber keinem Menschen sagen, bevor er der Schuld öffentlich entledigt worden sei. Seine beiden Söhne Herbrand uud Hache wüßten, wo ihr Sohn verborgen lebe. Zugleich giebt er ihr eine Schrift, die sie vor Gericht solle lesen lassen, sobald er freigesprochen sei. So geht die Königin getröstet zurück, und bald darauf wird Puntung vor die Schranken geführt.

Das Gericht wird nach altem Brauche unter freiem Himmel gehegt, Sabene sitzt als Richter und eine Menge Volkes umgiebt die Schranken. Puntung wird von Sabenen einfach aufgefordert, den Mord zu bekennen, er aber fragt, ob Niemand ihn vertheidigen wolle. Alle schweigen, da der König allen zu schweigen geboten hat. Da verweigert Puntung alle und jede Rede, da er ungerecht bewältigt sei; bevor jedoch Sabene noch den Spruch thun kann, dringt Puntungs Schwager Baldram in den Kreiß, schilt Sabenen einen Knecht, der nicht Richter im Lande sein könne, bezichtet ihn und den König selbst des Mordes und erbietet sich zum Kampfe. Der König, der sich schuldig weiß, verlangt, daß Sabene kämpfe; dieser aber sagt, er selbst solle kämpfen, denn das Kind sei sein Kind. Hierauf erklärt der König, der zu kämpfen sich nicht getraut, Puntungen für unschuldig, und nun läßt die Königin die erhaltene Schrift laut vor allem Volke lesen, worin der ganze Vorfall, wie er sich ereignet hat, geschildert wird. Um seine Ehre, so gut es gehen will, zu retten, übergiebt der König Sabenen nun Puntunge zu beliebiger Bestrafung, und dieser sagt zu ihm, er möge selbst wählen unter Galgen, Rad und Brandhürde.

Da fällt ihm Sabene zu Füßen und bittet ihn das Leben ihm zu schenken; er wolle das Land verschwören und mit einem weißen Stabe von dannen gehn. Puntung gewährt seine Bitte, und so geht nun Sabene, nachdem er das Land verschworen hat, zu seinen Magen, den Heunen. Sabenen Güter spricht der König Puntunge zu; dieser aber will, daß sie dem jungen Sohne des Verbannten, den er selbst erziehen wolle, aufbehalten bleiben. Da nun die Königin ihn bittet, ihr ihren Sohn zuzuführen, so reitet er fort, ihn zu holen.

Nach einigen Tagen kehrte er mit dem jungen Dietrich und seinen zehen Söhnen an den Hof zurück, und als die Königin fragte, welcher denn ihr Sohn sei, hieß er sie selbst ihn suchen; er sei stärker als jeder seiner Söhne, obgleich er der jüngste sei. Da sie ihn nicht erkannte, zeigte er ihr ihn, und sie nahm ihn, öffnete sein Kleid und erkannte ihn nun an einem Male, das er an seinem Leibe trug. Groß war ihre Freude, der König aber gab ihn dem alten Puntunge, daß er ihn erzöge. Da verlangte dieser, daß der König diesem Sohne auch einen Theil seines Reiches zum Erbe gebe, aber der König weigerte sich dieß zu thun. Seine Mutter, sagte er, habe ihm gesagt, daß Dietrich sich eine Königin und ein reiches Land erkämpfen werde, und so bedürfe er keines Erbes. Nur Schwert und Schild gebe er ihm, und die möge er ihm aufbewahren. Dabei blieb es denn.

Was die Königin dem Könige gesagt hatte, das war dem Knaben gleich nach seiner Geburt geweissagt worden und es ward später auch erfüllet. „Wohl denn, sagte Puntung, hat er kein Reich, so hat er mich und meine Söhne.“ „Und was man ihm als Lehen verweigert, setzte die Königin hinzu, das wird er sich mit seiner Hand als freies Eigen erstreiten.“ So erzog denn Puntung den Sohn seiner Schwester neben seinen Söhnen, und weil die Wölfe am Brunnen dort ihn geliebkost hatten, nannte Puntung ihn Wolfdietrich, und dieser Name blieb ihm seitdem.

Nicht lange darauf starb Hugdietrich der König, und die Landherren drangen nun in die Königin, daß sie dem vertriebenen Sabenen das Landrecht wieder gebe. Sie fürchteten, geschähe das

nicht, so würde er mit seinen Magen, den Heunen kommen und Mord, Raub und Brand im Lande stiften. Sie berieth darüber Puntungen, und er sagte ihr, riefe sie Sabenen zurück an den Hof, so bewirke sie dadurch ihre und ihres Sohnes Vertreibung; aber sie gab den Landherren nach, und so verließ Puntung zürnend den Hof, und gieng mit seinen zehen Söhnen gen Lewarte (Liporte, Lilienporte), seiner Burg.

Sabene kam also und sofort reizte er Baugen und Wachsmuten ihre Mutter und ihren Bruder, der nicht ihr Bruder, sondern ein Albkind sei, zu vertreiben. Sie thaten das, hießen sie zu Puntunge ziehen und bewilligten ihnen kaum ein Roß und ihre Kleider. Als sie nach der Lewarte (d. i. Hügelwarte) kamen und die Königin Puntunge ihr Leid klagte, sagte dieser, er habe es ihr vorausgesagt, und hieß sie in den Wald gehn und unter den Eichen Wohnung suchen;[1] denn gebe er ihnen Schutz, so komme er in Krieg mit den Königen. Aber sie ließ nicht ab mit Bitten, und Wolfdietrich sah den Oheim so treuherzig an, daß er ihnen Schutz zusagte; er wolle, erklärte er, sich und seine Söhne um sie wagen.

Sofort berief er seine Mannen, gab Wolfdietrichen das Schwert seines Vaters und zog mit einem kleinen Heere gegen die beiden Könige und ihren Freund, den ungetreuen Sabenen. Er verlor im Kampfe vier seiner Söhne und eine Menge seiner Mannen, und mußte auf seine Burg zurück. Sehr beklagte hier sein Weib den Verlust ihrer vier Söhne; doch Puntung befahl ihr zu schweigen und sagte ihr, Wolfdietrich habe sich selbst tödten wollen, als er den Tod der vier Brüder vernommen habe.

Nicht lange stund es an, so erschien das Heer der Könige, geführt von Sabenen vor der Burg. Die Belagerten fielen aus und erschlugen viel der Feinde, konnten jedoch nicht das Heer von der Burg entfernen. Eine Unterredung zwischen Sabenen und Puntunge, worin jener diesem großes Gut versprach, wenn er von Wolfdietriche abließe, aber auch ihn und seine übrigen

[1] Vergl. Band I. S. 366.

sechs Söhne an die Burgmauer zu henken drohte, wenn er es nicht thäte, blieb ohne Erfolg, und die Belagerung hatte bereits länger als ein halbes Jahr gedauert, als die Lebensmittel allmählig zu schwinden begannen. Da beschloß Wolfdietrich um Hülfe auszureiten; jedoch Puntung sagte ihm, daß nur Ortnid, der König der Langobarden, mächtig genug sei, ihm zu helfen, aber bis in dessen Land sei der Weg lang und gefahrvoll. Er führe durch die wüste Rumenei (Rumelien), woselbst es Lindwürme und andre wilde Thiere die Menge gebe, aber keine Menschen hausen. Da Wolfdietrich sich dadurch nicht abschrecken ließ, so erlaubte er ihm die Reise, und seine Mutter gab ihm das Hemde, das sie treulich ihm bewahrt hatte. Den Scheidenden ermahnte Puntung noch, sein und seiner Söhne nicht zu vergessen, und Wolfdietrich gelobte es ihm.

So ritt er denn hinunter, durchbrach das Heer der Belagerer und erreichte glücklich die Wildniß, ohne von den ihn verfolgenden Feinden eingeholt zu werden. An Sümpfen und Seen hinreitend, ward er von einer Menge Meerungeheuern angefallen, die er erlegte. Endlich ward sein Roß müde, daß er es am Zaume nachziehen mußte. Weder für sich noch für sein Roß fand er Nahrung. In solchen Sorgen gelangte er dann an einen See, wo hohen Grases die Fülle stund. Nachdem er sein Roß abgezäumt hat, läßt er es grasen, er selbst aber sucht, daß er des Hungers vergesse, unter einem Baume zu schlafen. Als er schlief, kam eine Meerminne von greulicher Gestalt aus dem See, nahm ihm sein Schwert und verbarg es. Darauf weckte sie ihn und fragte ihn, wie er wagen dürfe, sein Roß hier weiden zu lassen? Ihr gehöre der See und das Land ringsum, und zur Buße verlangt sie ihn selbst. Werde er ihr Gemahl, so solle ihm ihr mächtiges Reich dienen. Von ihrer Gestalt abgeschreckt, weigert sich Wolfdietrich: da wirft sie den rauhen Balg von sich und tritt als die schönste Jungfrau ihm entgegen. Er, von ihrer Schönheit gewonnen, willigte ein sie zu ehlichen, und fragte, wie sie heiße. Sie nannte sich Sigeminne, umarmte und küßte ihn und führte ihn mit sich auf den Grund des Sees hinab, wo er, Alles vergessend, in

täglich neuer Lust bei ihr ein halbes Jahr lang in ihren Hallen verweilte. Da starb plötzlich die Meermaid, und Wolfdietrich, dem nun die Erinnerung an Puntung und dessen Söhnen zurückkehrte, stieg aus dem See wieder empor und ritt fürder gegen Langobardenland.

Am vierten Morgen stieß er auf zehen Räuber, die eine Jungfrau geraubt hatten und mit sich führten. Sobald sie ihn von ferne erblickten, theilten sie all seine Habe unter sich; aber er tödtete fünfe, die fünf übrigen flohen verwundet in den Wald. Bald darauf begegnete er einem Recken, einem Verwandten der Jungfrau, der den Räubern nachgeritten war, dem übergab er die von ihm Befreite, nachdem er ihr auf ihre Frage seinen Namen genannt hatte. Hierauf kam er endlich nach Langbardenland und da hörte er, daß Ortnid von einem Lindwurme getödtet sei und daß seine Witwe, Frau Liebgard, in großer Trauer lebe. Ein Waldmann wies ihn nach Garda, und er kam zur Burgmauer, bevor noch der Tag aufgieng. Noch leuchtete der Mond am Himmel, und er hörte, wie die Königin auf der Zinne einer Jungfrau den Tod ihres Gemahles klagte und es bedauerte, daß Niemand lebe, der ihn rächen könne. „Wohl lebt Einer, tröstete sie die Jungfrau, der ihn rächen wird, wenn Du ihn gewinnest: Wolfdietrich, der mich aus der Räuber Hand befreite. Er hat nichts als sein Schwert und seine Kraft, denn seine Brüder haben ihn seines Erbes beraubt.“ „Immer trüge ich ihm holden Willen, wenn er den Wurm schlüge, sagte da die Königin; traun ich wollte den Kühnen minnen, und sein liebes Weib hier werden. Doch Niemand, wähne ich, wagt sich an den greulichen Wurm, den mein Vater durch Wellen uns zu Leide sandte her zu den Langbarden aus Haß gegen Ortnid; Niemand besteht ihn, das weiß ich gewiß.“ Da rief mit lauter Stimme der kühne Held, wo er an des Thurmes Wand zu Rosse hielt: „Den Wurm, edle Frau, den will ich bestehn; Deiner großen Trauer wegen mag ich das nicht lassen.“

Da verlangte die Frau, daß er sich nenne, daß sie ihn erkennen möge, und er rief ihr hinauf, er sei Wolfdietrich,

Hugdietrichs Sohn. Damit begehrte er Urlaub und ritt von dannen; sie aber schaute ihm lange nach. Als er in das Gebirge kam, fand er Erzleute in einem Thale, denen der Wurm manchen Mann genommen hatte. Mit Sorgen sahen sie den Held gen Walde reiten und riefen ihm zu, er solle umkehren, der Wurm werde ihn verschlingen; er aber bat sie, des Wurmes Höhle ihm zu zeigen, denn er wolle Ortnides Tod rächen. Da zeigten sie ihm den Weg, und als er in das Gesteine kam, da fand er einen Todten liegen, der dem Wurm entfallen war. An seinem Sammetkleide erkannte er, daß er ein reicher Walche war. Er begrub ihn und ritt weiter. Auf der Heide fand er die Gangspur des Wurmes; er maß den Eindruck seiner Füße und fand, daß er wohl ellenlang war. „Ein solches Ungeheuer lebt nicht weiter auf Erden, sagte er da; wenn du mich wie Ortniden hintrügest, wer sollte dann meine Mannen lösen?" In diesen Sorgen ritt er bis zur Höhle, saß vom Rosse, band es an einen Baum und blickte in die Höhle hinein. Da war der Alte nicht daheim; nur die Jungen sah er die Zähne blecken. So ritt er der Fährte des Wurmes nach und kam bald zu einem grimmen Kampfe. Der Wurm hatte ein starkes Meerrind angefallen, es mit seinem Zagel umschlungen und trug es so seinen Jungen hin. Da es zu nachten begann, beschloß Wolfdietrich hier zu harren, bis am nächsten Morgen der Wurm wieder käme. Er legte sich daher in das Gesträuche und bald band ihn der Schlaf. Als der Tag anbrach, fuhr der Wurm laut brüllend daher, Nahrung für seine Jungen zu suchen. Ein Zwerg (Alberich), der das sah, wollte durch Zuruf den Recken erwecken, aber er erwachte nicht. Bald spürte der Wurm den Held und er stürzte auf ihn los: da sprang sein Roß zum Streite und trieb ihn von seinem Herren ab. Darauf stieß es diesen mit dem Fuße, aber es vermochte nicht seinen Schlaf zu brechen. Auch der Zwerg rief wiederum: Wenn er nicht erwache, ergehe es ihm wie Ortnide, dem sein gutes Geschmeide nicht geholfen habe, und darum müsse jetzt sein Weib auf Garda weinen. „Wache! rief er, es ist Zeit: Niemand auf der Welt besteht diesen Wurm, wenn nicht Du!" Noch stund das treue Roß bei seinem

Herren: da kam der Wurm und zerriß ihm die Haut, daß es roth und naß von Blute ward. Von dem Gebrülle des Wurmes erwachte jetzt der Held, und da er sein Roß so blutig sah, rief er: „Wehe, daß ich schlafen mußte! Du littest große Noth: ohne deine Hülfe wäre es sicherlich aus mit mir!“ Sofort sprang er ihm zu Hülfe; aber sein Geer brach am Horne des Wurmes, während dieser Feuer gegen ihn blies. Auch sein Schwert, das er jetzt zog, sprang in Stücke: so stund er denn waffenlos dem Wurme gegenüber. Da warf er ihm zornig den Griff an das Haupt. „Hilft Gott mir nicht, rief er, so müssen meine Dienstmannen in Griechenland umkommen.“ Grimm tobte der Wurm, als er den Wurf fühlte, faßte mit dem Schwanze den Held und hub ihn auf. Zugleich griff er das Roß an der Gurgel und trug so beide über Stein und Moor: gern wäre er für das unselige Roß (den Wurm, der ihn trägt) gegangen. So trug er ihn wohl zweier Klafter hoch im Schwanze und zog dazu das starke Roß hin zum Loche. Hier warf er sie den Jungen vor, und sogleich zerrissen sie das Roß. Mit Grimme warfen sie sich dann auf den Mann, aber sie mochten seine gute Brünne nicht zerbeißen. Da versuchten sie ihn zwischen den Ringen hindurch auszusaugen; aber wie fest sie vorlagen, sie mochten nichts ausrichten. So warfen sie ihn Ballesweise auf wider das Dach und wollten ihn zergliedern; oft erfaßten sie ihn mit den Krallen; nie geschah ihm Leideres. Von so manchem Falle begann sein Leib zu schwachen. Das trieben sie so lange bis sie ihre Kraft verloren und sie zu schlafen gelüstete: da ließen sie ab von dem Helden.

Als er merkte, daß alle Würme schliefen, da erhub er sich schleunig; am Eingange der Höhle sah er lichten Schein: da gieng er leise hin um zu sehen was es sei. So fand er Ortnides Heergeräthe im Staube, Schwert und Brünne, Haube und Helm. Das hatten einst weise Zwerge gefertigt und Alberich hatte es ihm gegeben. Aus den lichten Ringen schüttete Wolfdietrich das Gebeine; mit trüben Augen legte er die Brünne an und band den Helm auf. Dann nahm er das Schwert und versuchte es

an der Steinwand. Zwei Schläge schlug er durch den Fels, mit den Weggen hätte man wohl vier Wagen geladen, aber das edle Schwert erwies sich tadellos. „Auf dich, sagte er, will ich mich auf gutes Heil verlassen!" Als er die schlafenden Würme sah, begann er zu lachen. „Du hast genug geruhet, rief er, wache nun! Daß du mich getragen hast, des sollst du jetzt genießen!" Damit schlug er den Alten mit dem Schwerte an den Hals. Hoch empor sprang der Wurm; da er sich aber wieder zur Erde niederließ, schlug ihm der Held das Haupt ab; darauf tödtete er auch die Jungen. Ihre Leiber rümpften sich; Blut und Gift floß aus den Adern. Der Alte schlug mit seinem Schweife auf und nieder, so daß es fernhin dröhnte.

Da nahm der Held des Wurmes Haupt auf, daß er es mit sich führe; es war ihm aber zu schwer und er mußte es wieder fallen lassen. So stellte er denn das Haupt auf und schnitt ihm die Zunge aus dem Rachen um sie mitzunehmen. Dann hub er sich vor den Berg und begrub Ortnides Gebeine. Bei diesem Geschäfte fand er einen Goldring, der wohl gesteinet war. „Dich, sprach er, will ich behalten, du magst mir bei der Königin wohl ein Zeuge sein!" Die großen Flinssteine, die er aus dem Felsen schlug, die häufte er auf dem Grabe auf, daß man die Stätte weithin erkenne.

Froh des Sieges gieng der Kühne nun über die Heide hin: da sank er vor Müde und Hunger in das Gras. Da kam Alberich herbei, der froh war, daß Ortnides Tod gerochen sei, und labte ihn; dann verschaffte er ihm ein Roß, daß er von dannen reiten konnte. Durch sein Mißgeschick ritt er aber irre drei Tage lang in dem wilden Walde.

Während er so irre ritt, kam ein reicher Graf zu der Höhle. Er fand den todten Wurm, nahm dessen Haupt und führte es gen Garda. So kam es, daß ihn die Königin für Wolfdietrichen nahm. Fern über das Land hin trug man da die Kunde, daß Ortnid durch Heldes Hand gerochen wäre, und daß die Königin ihn zu Gemahle nehmen wollte. Auch Wolfdietrich hörte dieß, und er ritt nun nach Garda, den Trug zu zerstören. Heimlich

kam er zur Hochzeit; Niemand erkannte ihn. Bei einem Weidmanne stellte er sein Roß ein, dann gieng er in einer wollenen Schaube in die Burg, wo ihm die Königin selbst in einem reichen Becher den Trank darbot. Er trank, ließ dann aber Ortnids Ring in den Becher fallen. Als die Königin den Ring erkannte, begann sie heiß zu weinen und sagte: „Diesen Ring trug der, den ich Gatte nannte. Nun möchte ich wissen, wer Ortnides Rächer sei: wer sich als solchen mir beweist, den wollte ich zu Manne haben. Du, Mann, sollst Dich nennen!“ Da hub sich der Recke hin, wo das Haupt des Wurmes lag; er besah es und begann zu lachen. „Nun schauet Alle hier ein Wunder! rief er; wer hat je ein Haupt ohne Zunge gesehen? Ich bin es, Wolfdietrich, der sie ihm aus dem Rachen brach!“ Da zeigte er die Zunge und brachte so die Wahrheit an den Tag. Der Graf stund überwunden: man schlug ihm das Haupt ab, die minnigliche Frau aber nahm Wolfdietrichen zum Gatten.

Sechs Wochen saß nun Wolfdietrich in Ehren und in Ruhe. Da gedachte er mit Schmerz seiner Dienstmannen und er sagte der Königin, daß er sehen wollte, wie es um sie stünde, und ob er sie endlich erlösen möchte. Sie gab ihm Urlaub, er aber hüllte sich in eine Wollenschaube und barg Ortnides Schwert in einem Stabe; denn er wollte als Späher ausfahren. — Hier nun hat das Abenteuer mit der Marpalie und ihrem Vater, den Wolfdietrich durch die Messerwürfe tödtet, zu folgen. Kaspar verbindet es ungeschickt mit dem Zusammentreffen des Helden nach des Wurmes Besiegung mit Alberich, der ihm von diesem „Sarazenen“ erzählt. Die Darstellung stimmt im Ganzen zu der mitgetheilten, nur daß weder Tochter noch auch Vater benannt sind. Auch wird Marpalie nicht von den von Wolfdietrich besiegten Höllenhunden in die Hölle mit hinab geführt, sie verschwindet nur. Wolfdietrich schläft nun vor Hunger und Müde ein. Da kamen zwölf zaubermächtige Göttinnen (d. h. Walkyrien) und trugen den Schlafenden in ihre Herberge. Drei Tage schlief er auf purpurseidenem Bette; als er erwachte, ward er herlich bewirthet und die Schönste wollte sich mit ihm vermählen, er versagte jedoch. Da schloßen sie ihn samt

seinem Rosse in eine güldene Büchse ein, die ihn drei Tage lang festhielt. Frei geworden, irrte er wieder umher und kam hungerig zu einer Burg, wo vier und zwanzig Göttinnen vor einer Schranne (Bank zum Verkauf von Lebensmitteln) stunden. Auf seine Bitte bewirthen sie ihn freundlich; die Semmeln kamen von selbst zu ihm hin, und der Wein schenkte sich selbst für ihn in den Becher. Da er jedoch nicht bei ihnen bleiben wollte, setzte eine dem Scheidenden einen Rosenkranz auf, der sich draußen in eine drei Klafter lange Schlange verwandelte, die ihn umwand, und die er vier Tage hindurch an sich tragen mußte.

Während er so durch Zauber aufgehalten und seinen Zweck zu erreichen gehindert ward, raubte ihm ein Zwerg, der nicht genannt wird, seine Gattin; Alberich jedoch sorgte für ihn, suchte ihn auf und durch seinen Beistand erlangt er sie wieder. Vierundzwanzig tausend Zwerge, die ihn anfallen, erschlägt er. Heimgekommen, giebt ihm nun die Königin ihre Dienstmannen zu Hülfe gegen seine Brüder und Sabenen. Sechzig tausend Mann führte er nach Griechenland und legte sich mit ihnen in einen Wald bei Constantinopel. Er allein gieng als Späher an die Burgmauer und traf daselbst den Thurmwächter Ortwin, der den Gefangenen Brot brachte. Der Held bat ihn, ihm um Wolfdietrichs willen ein Brot zu geben. Er erhielt es, und der Thurmwächter beklagte das Looß der gefangenen Söhne Puntungs, der gestorben sei. Wolfdietrich erkundigte sich nach dem Grabe des Alten und erhält die begehrte Auskunft. Er geht sogleich zum Grabe hin, weilte hier die Nacht hindurch und unterredete sich mit dem Todten, der ihm gebot, seinen Tod nicht an Wachsmute und Baugen zu rächen, da sie daran schuldlos seien. Ortwin gieng auch und sagte den Söhnen Puntungs, als er das Brot ihnen gab, von dem Manne, mit dem er zusammengetroffen sei und was er mit ihm verhandelt habe. Da ahnten sie, daß der Fremde Wolfdietrich selbst sei, und wurden froh in ihrem Elende.

Aber auch Sabenen war von dem Heere, das im Walde lag, Kunde geworden, und auch er ahnte, daß Wolfdietrich dasselbe hergeführt habe. Da kam große Furcht über ihn, und er lief

sofort zu den Königen und theilte ihnen das Vernommene mit. „Wehe uns, rief er, wir mögen nicht mit ihm streiten, auch können wir nicht die Veste wehren, da die Bürger uns feind sind. Lasset uns fliehen, bevor sie den Kampf anheben!“ Schnell wollten die Drei da entweichen; aber sie konnten nicht fort, denn die Stadt war bereits von dem Heere eingeschlossen. Da nahmen sie Schild und Schwert und brachen mit ihren Mannen aus dem Thore hervor. So hub sich ein harter Kampf, zuletzt aber wurden Wachsmut, Bauge und Sabene gefangen und gebunden. Den beiden Brüdern verzieh Wolfdietrich, Sabene jedoch ward geschleift, gerädert und verbrannt. Den treuen Söhnen Puntunges gab Wolfdietrich Land und Leute in Griechenland, dann kehrte er mit dem Heere zu seiner Gemahlin nach Garda zurück.

Zwölf Jahre lang lebte er nun in Ruhe mit der Königin; dann aber gieng er heimlich von ihr und begab sich im Kloster Tischzung aller weltlichen Ehren um seine Sünden zu büßen. Er beichtete und der Abt gab ihm als Buße, daß er sich auf eine Bahre lege; bleibe er die Nacht hindurch liegen, so habe er gar gebüßt. Als er auf der Bahre lag, kamen eine Schaar Teufel und trugen ihn in die Hölle hinab, aber sie brachten ihn lebendig auch wieder zurück. Ohne Gottes Hülfe wäre er dahin gewesen. Achtzehenmal die Nacht hindurch versuchten sie ihn; sie brachten alle seine Freunde, Vater und Mutter, und auch seine Gemahlin Liebgard (Sigeminne?) her, und diese sprach zu ihm: „Wie liegst Du so hart, lege Dich doch her zu mir!“ Bald wäre er da aufgestanden, aber Gott half ihm, daß er liegen blieb. Als der Morgen kam, starb er, aber seine Seele war behalten, und das Kloster ward durch ihn reich.

Als man ihn zu Garda vermißte, sandte die Königin Boten nach ihm in alle Lande, aber nirgends fanden sie ihn. Endlich jedoch ward die Mähre bekannt, zumal da die drei Königinnen zu Jochgrime[1] seine güldene Brünne kauften. Die Königin, Wolfdietrichs Gemahlin, wollte das Kloster zerstören, aber der

[1] Colon. Agrippina, d. i. Cöln.

Abt sandte vier Mönche zu ihr, die ihren Sinn wandten. Sie gab nun großes Gut in das Kloster zum Seelgeräthe ihrer beiden Männer. Im andern Jahre darauf starb auch sie und ward mit Ortnid und Wolfdietrich in einem gülbenen Sarge bestattet.

Diese Gestaltung der Sage ist ohne Zweifel die einfachere, wenn sie nicht auch die ältere ist, nahm Berta jetzt das Wort. Puntung ist sicher Berchtung, da die benannten Söhne beider die gleichen Namen tragen, obgleich ich mir den Uebergang von Berchtung in Puntung nicht erklären kann. Merkwürdig ist, daß in der längeren Sage Sabene ganz fehlt, da er doch in der kürzeren eine so bedeutende Rolle spielt. Auch Hugdietrich erscheint hier in ganz anderm Lichte als dort. In der längeren Darstellung ist er gegen Wolfdietrich niemals feindlich gesinnt, während er in der kürzeren ihm bis zu seinem Tode abgeneigt bleibt. Dort ist er ein anmuthiger, hier ein abstoßender Charakter. Hier gilt Wolfdietrich dem Vater und den Brüdern wie noch vielen anderen Leuten seiner Stärke wegen für den Sohn eines Albes, dort den Brüdern nur für einen Sohn des Thurmwächters zu Salnecke. Das Bessere ist unschwer zu erkennen. Richtiger dagegen ist, daß in der längeren Darstellung Wolfdietrich das unverwundbar machende Hemde von der Walkyrie Sigeminne erhält, während es ihm in der kürzeren schon bei der Taufe zu Theil wird. Ein solches Hemde ist aber Walkyriengabe. Freilich erscheint hier Sigeminne weniger als Walkyrie denn als Meerweib. Merkwürdig ist auch, daß hier kein Jungbrunnen vorkommt, sondern Sigeminne ohne Weiteres den entstellenden Balg abstreift; auch das dürfte das Richtigere sein. Vorzüge sind also hier und Vorzüge sind dort; aber mährchenhaft phantastisch ist die längere Darstellung in sehr hohem Grade; wird doch sogar die alte Troja in die Sage hineingezogen. Hierin ist die kürzere Sage ebenfalls gehaltener: der Ort der Handlung ist hier Griechenland, der Weg von da nach Italien längs der Donau, und die Lombardei, Gegenden, wo die Gothen sich bethätigten, und durch welche in der Völkerwanderung alle Ostdeutsche nach Westen vordrangen. Ueber die Abweichungen im letzten Theile, der Buße Wolfdietrichs

im Kloster, will ich nicht eintreten, da dieser ohne Zweifel Zusatz ist. Es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß er einmal erst nach dem Tode seiner Gemahlin der Welt sich begiebt, das andere Mal aber sie heimlich verläßt und von ihr um zwei Jahre überlebt wird ohne Kinder zu hinterlassen.

Nur eine Bemerkung dazu erlauben Sie mir, sagte Graf Huno. Die Einführung der alten Troja hat, wie ich glaube, ihren Grund in der alten Sage der Abkunft der Franken aus Troja, worüber Sie K. L. Roths Schriftchen: „Die Trojasage der Franken," Stuttgart 1856, nachlesen können. Da nun der austrasische Theoderich, der Sohn Chlodowigs, auch Hugotheodoricus genannt wird, so begreift sich hieraus schon die Herbeiziehung der alten Troja. — Uebrigens bemerke ich noch, daß beide Darstellungen der Wolfdietrichssage im Hildebrandston, d. h. der aufgelösten Nibelungenstrophe gedichtet sind. Das längere Gedicht gehört, wie wir es haben, dem vierzehnten, das kürzere dem fünfzehnten Jahrhunderte an, was Freund Haspinger anzugeben vergessen hat.

Da Niemand Weiteres vorbrachte, ward damit die Sitzung aufgehoben.

Siebenter Abend.

Die Gesellschaft war versammelt, Irmgard und Wilmar saßen wieder neben einander und zwar diesmal dazu Hand in Hand; der alte Herzog aber, der auch noch da war, lächelte bald sie bald ihn schalkhaft an, gleich als wollte er sagen: Gelt, ohne mich säßet Ihr nicht so da! Er hatte recht, der alte Herr, aber wie das so gekommen war und was der Herzog Fördersames dazu gethan hatte, das mitzutheilen, muß späterer Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Haspinger begann: Heute werden wir mit der deutschen Heldensage zu Ende kommen, denn es harren nur noch wenige Gedichte der Betrachtung. Das Gedicht „Biterolf und Dietleib“ ist nur ein verunglückter Versuch, die Art und Weise des höfischen Epos auf die deutsche Heldensage anzuwenden, enthält zudem nicht einmal echte Sage, sondern ist eine willkürliche Erfindung, darum können wir von ihm absehen, obgleich es wohl noch dem Ende des zwölften Jahrhunderts angehört.

Das Gedicht von des heiligen Oswalds Brautfahrt, entstanden im zwölften Jahrhundert, aber nur in einer Ueberarbeitung des vierzehnten erhalten, bietet des Alterthümlichen zwar noch viel; aber da es mit Ortnids Brautfahrt sich sehr nahe berührt, nur daß in ihm ein Rabe, d. i. ein Alb, der in Rabengestalt sich zeigt, der Rather und Helfer ist, während im Ortnid der Zwerg Alberich diese Rolle hat, so genügt die kürzeste Inhaltsangabe: Oswald, König von Engelland, hatte keine Gemahlin, und man kannte keine ihm gemäße Jungfrau im Lande.

Da kam der Pilgrim Warmund [1] an den Hof und rieth ihm zu Jungfrau Spange, der Tochter des heidnischen Königes von Arone jenseit des Meeres, der aber nach dem Tode der Mutter die Tochter selbst heirathen wolle und deshalb jedem Bewerber das Haupt abschlage. Der Vorschlag findet Beifall, aber Niemand will Bote sein, selbst Warmund nicht, obgleich ihm Oswald ein Herzogthum zum Lohne verheißt. Die Botschaft, sagte er, besorgte am besten der Rabe, den Oswald an seinem Hofe erzogen habe. Der Rabe wird also von einem Thurme der Burg herbei gelockt und er sagt zu unter der Bedingung, daß Oswald sein Gefieder ihm mit Golde schmücken lasse. Dies geschah und der Rabe flog mit dem Werbebriefe fort. Als er jedoch auf einsamen Felsen im Meere einen gefangenen Fisch verzehrte, kam ein Meerweib und entführte ihn auf den Grund des Meeres. Durch seine List jedoch entkam er und gelangte nun an den Hof des Königes zu Arone gerade als dieser zu Tische gieng. Er verneigte sich zum Gruße und nachdem ihn der König seines Lebens versichert hatte, brachte er seine Werbung vor. Der König, der solches nicht erwartet hatte, ließ erzürnt Thüre und Fenster schließen und stellte flugs Jagd nach dem Raben an. Er ward gefangen, gebunden und sollte eben gehenkt werden, als Jungfrau Spange kam und sich den Raben zum Geschenke erbat. Sie erhielt ihn, trug ihn in ihre Kammer, gab ihm Braten und Wein und nahm ihm sein Schreiben ab. Dann antwortete sie, band den Brief nebst güldenem Ringe ihm unter die Flügel und sandte ihn an Oswald zurück.

Nach des Rabens Ankunft rüstete Oswald, wie ihm aufgetragen war, sogleich sein Heer, die Braut heimzuholen; aber bei der Abfahrt vergaß er des Rabens. [2] Als das Heer im Morgenlande anlangte, gerieth es deshalb sofort in große Noth, und Oswald hätte ohne die Braut abziehen müssen, wenn nicht ein Engel den Raben herbeigeholt hätte. Dieser erklärte jedoch,

[1] Dieser Pilgrim heißt sonst immer Trougemund (= Dragoman, d. i. Dolmetsch). Da Trougemund aber leicht an Trügemund erinnert, änderte man hier den Namen in Wärmund. Im kleineren Oswald (herausgegeben von Pfeiffer) heißt er auch noch Tragemund. — [2] Wie Ortnid Alberichs.

daß er dem Könige nicht hülfe, wenn er nicht verspräche, sobald er heim gekommen sei, Koch und Kellner henken zu lassen. Beide hätten, seit der König abwesend, sein nicht nur nicht gepflegt, sondern ihn sogar genöthigt, mit den Hunden zu essen, deren Gesellschaft ihm nicht gefallen habe. Der König tröstete den Raben, verhieß ihm Genugthuung und ließ auf seinen Rath einen güldenen Hirsch fertigen, der den heidnischen König zur Jagd aus der Burg lockte. Während dieser nun jagte, ward die Jungfrau glücklich auf das Meer entführt.

Der darüber ergrimmte König setzte Oswalde mit einem Heere nach und erreichte ihn auf einem Eilande mitten im Meere; im Kampfe jedoch wurden alle Heiden bis auf den König, der sich fern hielt, erschlagen; denn Oswald hatte gelobt, Alles zu gewähren, warum ihn einer um Gottes Willen bitten würde. Der König verhieß nun sich taufen zu lassen, wenn Oswald ihn durch ein Wunder von der größeren Macht seines Gottes überzeugte, und ihm dann die Tochter zu vermählen. Oswald erweckte darauf die erschlagenen Heiden vom Tode, dem Könige aber dadurch zugleich die Lust, den Kampf zu erneuern; die Heiden aber, die bereits in der Hölle waren, verweigerten den Kampf und verlangten die Taufe. Da fügte sich auch der König von Arone, nur trug er Bedenken, sein erhabenes Haupt mit salzigem Meerwasser benetzen zu lassen. Sofort bewirkte Oswald durch Gebet, daß sein Schwert ihm aus der Hand sprang und einen Fels spaltete, woraus das süßeste Wasser floß. Drei sommerlange Tage dauerte die Taufe und noch blieben zwei und siebenzig Heiden ungetauft. Der König von Arone erhielt von Oswalde den Namen Zentimus,[1] und alle, die bereits einmal todt waren, die Versicherung, daß sie binnen einem Jahre sterben würden. Da wünschten sie lieber sofort zu sterben, und ihr Wunsch gieng auf Oswalds Gebet in Erfüllung.

Oswald kam darauf mit seinem Heere, seiner Braut und deren Vater glücklich in Engelland an, veranstaltete große Hochzeit zu seiner Vermählung und hieß alle Armen im Lande

[1] Im kleinern Oswald: Johannes.

zusammen rufen, damit er sie speiste und beschenkte. Unter den auf dem Hofe versammelten Armen erschien der Heiland selbst in Gestalt eines Pilgrims. Er verlangte und erhielt zehen Mal ein Almosen unter den zehen Schaaren, in welche die Armen getheilt waren. Darauf gieng er in den Saal, wo Oswald mit seiner Braut saß, und bat ihn um Gottes Willen erst um geringere Dinge, dann aber um sein Königreich und sein Weib. Die Landherren, über solche Bitte empört, giengen mit ihren Waffen auf den Pilgrim los; Oswald aber, wiewohl betrübt und erschrocken, verwies ihnen das und stellte die Ruhe wieder her. Darauf übergab er dem Pilgrim Krone und Weib, tauschte mit ihm die Kleider und entfernte sich traurig. Da rief dieser ihn aber zurück, gab ihm sich kund und Alles zurück, kündigte jedoch auch zugleich ihm und der Königin an, daß sie nach Verlauf von zwei Jahren sterben würden, befahl ihnen aller Weltfreuden sich zu enthalten, und entschwand. Oswald aber und Frau Spange folgten der Ermahnung und starben selig.

Dieses ganze Gedicht, sagte Berta, als Haspinger geendet hatte, scheint mir nichts weiter zu sein als eine von einem Geistlichen gefertigte, geistliche Umdichtung der weltlichen Ortnidsage. Wir hörten bereits, daß auch im zwölften Jahrhunderte, wie es ja schon im neunten geschehen war,[1] Geistliche gegen die Heldensage Widerspruch erhuben. Mit dem bloßen Widerspruche war nun nicht viel gewonnen, und so begreift man, wie Geistliche dazu greifen konnten, weltliche Sagen geistlich umzudichten. Daß sie dabei dann einen Helden der Kirche an die Stelle des Helden des Volkes treten ließen, war selbstverständlich, und sie thaten hierin wahrlich nicht mehr als die Volkssänger, indem sie einen Helden des Volkes einen Gott der heidnischen Vorfahren vertreten ließen. Durch die geistliche Umdichtung mußte die Sage dann freilich die Gestalt der Legende annehmen.

Ohne Zweifel ist dieser Oswald eine geistliche Umdichtung, sagte darauf Leodegar, der Benedictiner; darin haben Sie recht;

[1] Siehe Band I. S. 35.

aber daß ein Geistlicher der Verfasser sei, das folgt daraus nicht. Wir hörten ja in der letzten Sitzung, wie fahrende Leute ihre weltlichen Sagen mit geistlichen Zusätzen ausrüsteten: warum sollten sie nicht auch vermocht haben, eine ganze weltliche Sage geistlich umzudichten? War ein Fahrender kirchlich fromm, so konnte er sich schon bewogen finden, den Widerwillen der Kirche gegen die Heldensage als berechtigt anzuerkennen, und in Folge davon weltliche Sage geistlich zu wenden, da er doch einmal, um zu leben, singen mußte. Ein geistlicher Dichter, meine ich, würde sich strenger an die kirchliche Legende vom heiligen Oswald gehalten haben.

Das konnte er freilich thun, wandte der alte Graf ihm ein; aber wenn er das that, so lieferte er ein selbständiges Gedicht und keine Umdichtung, und konnte damit folglich nicht ein gangbares Gedicht zu verdrängen suchen. Die Umwandelung volksthümlicher Gedichte in geistliche steht mir völlig gleich der Umwandlung heidnischer Tempel in christliche Kirchen. Beides geschah aus dem gleichen Grunde. Aber theilen Sie uns die kirchliche Legende vom heiligen Oswald kurz mit, hochwürdiger Herr; wir werden, vermuthe ich, daraus einmal ersehen, daß dieser Stoff vielleicht nicht geeignet war, eine Volkssage zu verdrängen, und dann, was aus der Legende in die Umdichtung der Volkssage hinüber genommen ward. Das kann mit beitragen die Frage zu entscheiden, ob ein Geistlicher oder ein Fahrender der Umdichter war.

So hören Sie, sagte Leodegar. Oswald war nach den Actis Sanctorum, die hier dem Beda Venerabilis folgen, der Sohn Aedhelfreds, Königes von Northumbrien (Deiri und Bernicien) und der Acca, der Schwester Eádwins, des von Aedhelfred vertriebenen rechtmäßigen Erben von Deiri. Oswald ward geboren im Jahr 604, kam zur Herschaft 635 und starb 642. Nach Aedhelfreds Tode kam Eádwin auf den Königsstuhl, und Oswald mußte mit seinen sechs Brüdern zu den Schotten flüchten. Nach Eádwins Tode theilten sich Eánfred, Oswalds ältester Bruder, und Osríc, ein Verwandter Eádwins, in das Reich und schieden

es wieder in Deiri und Bernicien. Beide waren Christen, kehrten jedoch zum Heidenthume zurück. Sie geriethen darauf in einen Krieg mit Kedwalla, dem Könige der Britten, und wurden erschlagen. Jetzt ward der seit 617 bei den Schotten lebende Oswald zurückgeholt. Er kam und besiegte bei Denisesburna oder Devilesburna den König Kedwalla und bewog dadurch das ganze Volk sich taufen zu lassen. Bald darauf gründete er das Bisthum auf Lindisfarn, dem Eilande, und berief seinen Lehrer, den Schotten Aidan, zum Bischofe. Im Jahre 636 vermählte er sich mit Kyneburg, der Tochter des westsächsischen Königes Kynegils; auf Oswalds Verlangen nämlich, war der Priester Birin zu den Westsachsen gegangen, hatte den König bekehrt und dann nebst dessen Tochter Kyneburg in Oswalds Gegenwart getauft. Kyneburg gebar ihm im Jahre 637 einen Sohn, der Edhelwald geheißen ward.

Bald darauf brach eine Seuche aus und viele Leute starben. Oswald betrachtete dieß als eine Strafe seiner Sünden, klagte, weinte und betete. Selbst davon ergriffen und den Tod erwartend, richtete er seine Augen gen Himmel und bewegte die Lippen, gleich als spräche er mit Jemand. Später versicherte er, hellleuchtende Engel gesehen zu haben, von denen drei sich ihm nähernd also gesprochen hätten: „Oswald, fürchte nicht den Tod, denn Du wirst im Himmel sein nach Deiner Hinfahrt. Aber jetzt wirst Du nicht sterben; der Heiland hat, durch Dein Gebet bewogen, ganz Engelland von der Seuche befreit und beschlossen, Dich durch einen Märtyrertod auszuzeichnen. Uns aber befahl er, Dich im Leben und im Tode zu bewahren.“ Darauf sollen sie ihm Tag und Stunde seines Todes genannt haben und verschwunden sein.

Seit dieser Zeit war Oswald noch frömmer, theilte reichlich Almosen aus, bereuete täglich seine Sünde und gelobte, zugleich mit seiner Gemahlin Kyneburg, hinfort aller Weltfreude zu entsagen. Als einen Beweis seiner Milde führt man an: Er sei einst am heiligen Osterfeste mit Aidan zur Tafel gesessen, um zu speisen; da sei der Diener, dem er die Armenpflege übertragen habe, in den Saal getreten und habe dem Könige berichtet, eine

Menge Bettler stehe draußen und verlange Almosen. Sogleich habe Oswald alle Speisen hinaustragen, auch den silbernen Tisch, worauf man die Speisen eintrug, zerbrechen und die Stücke zu den Speisen vertheilen lassen. Da habe Aidan, der schon satt gewesen sei, Oswalds Rechte ergriffen und gesagt: Diese Hand werde nie verwesen.

Im Jahr 642 am 5. August, fiel Oswald im Kampfe gegen Penda, den König der heidnischen Mercier. Die Schlacht fand statt bei Mæcesfeld (Schwertesfeld) an der Mordå (Mordbach); nach Andern aber bei Winwic (Kampfstätte), oder bei Hefenfeld (Himmelsfeld). So die Acta Sanctorum.

Unser Dichter hat sich denn doch ziemlich genau an die Legende gehalten, nahm jetzt Gräfin Irmgard das Wort, nur hat er Alles gesteigert und seiner Zeit gemäß verändert. Daß ihm in unserem Gedichte kein Sohn gegeben wird, ist eine solche Steigerung, und daß er dem Heiland auf seine Bitte Reich und Gemahlin giebt, eine Steigerung seiner Milde. Es ist bekannt, daß die Legenden, je älter sie sind, auch desto einfacher und verständiger erscheinen; je jünger, desto übertriebener und unverständiger. Da es im zwölften Jahrhunderte in Engelland keine Heiden mehr gab, Oswalds Gemahlin aber vor der Vermählung Heidin war, so machte man sie zur Saracenin; denn die Saracenen galten damals für Heiden. Also die Bekehrung der Braut so wie die ihres Vaters ist geschichtlich, nur die vorangehende Entführung der Jungfrau ist romantische Zuthat, und die mag aus Ortnid oder Otnid genommen sein. Auch daß sie Spange heißt, ist volksthümlich; denn nach Schmuck und Blume werden Frauen genannt. Ebenfalls wird schicklich der Zwerg Alberich hier durch den Raben ersetzt, d. h. durch einen Zwerg, der Rabenhülle angenommen hat; denn der Rabe ist nicht immer teuflischer Vogel, auch Heilige, wie Fintan und Meinrad haben ihn, und leicht kann er auch auf alten Darstellungen Oswalds sich zeigen, also auch der Legende gemäß sein. Merkwürdig ist das Gedicht jedenfalls, mögen nun Züge aus der Legende in die Sage, oder aus der Sage in die Legende hinüber genommen worden sein.

Ich denke, ich kann wohl weiter gehn, sagte Haspinger; doch etwas muß ich noch anführen. In das kleinere Gedicht von Oswald ist der uns Allen aus Orendel wohl bekannte Fischer Eise eingeführt, und zwar in gleicher Eigenschaft. Das größere Gedicht weiß von Eisen nichts. Als der Rabe nämlich seinem Herren den Minnering der Jungfrau bringen soll, entfällt dieser ihm unglücklicher Weise in das Meer. Ihn wieder zu gewinnen muß Eise herbei. Hören Sie nur:

Hin flouc er mit sorgen biz an den eilften morgen,
 dô quam er unfrô gezogen ûf daz wilde mer geflogen.
 er warte wâ iz im töhte, daz er iht geruowen möhte.
Ein koufman hie bevor ertranc, mit sînem schiffe er hie versanc.
 des mastboumes er wart gewar: der raben flouc ûf in aldar.
 dar ûffe er geruote sider unde er erschutte sîn gevider.
Von deme geschutte sîn entfiel im daz vingerlin
 zehant zuo der selben stunt in des wilden meres grunt.
 der raben dô kranc wart, er sprach „Ouwê dirre leiden vart!
Dar umbe ich solte ertrinken, in daz mere versinken.
 wol zehentûsend jâr hân ich versûmet, daz ist wâr,
 Oswalden, den hêrren mîn, und juncfroun Spangen die edelen künigîn!“
Im was leide und ange, sîn klage werete lange.
 Ein vischer quam geswummen ûf des meres unden
 in einem schiffe balde: daz was des rabenes sâlde.
Der vischer guot und wîse der hiez meister Ise,
 der den selben roc ê vant, dâ mite Orendel sich bewant.
 dô er den raben blickete an, heiligen glouben er gewan.
Er viel uf diu knie sîn nider in sîn kenelîn,
 er sprach: „Bist duz, Raphâêl oder der engel Gabriêl,
 hât dich got von himile gesant ze mir here nidere?“
Er sprach: „Enruoche wer ich sî, hie wirf în daz netze dîn;
 dir widervert guot heil, du væhist vische ein michel teil;
 vische allhie an dirre stat!“ der vischer tete des er inen bat.
Er tete daz in der raben liez. der guote got des niht enliez,
 er vienc vile schiere wol sîn schif guoter vische vol.
 der vischer sprach: „Nu nim, du raben, als vil vische alsô dû wilt haben!“

„Gip mir einen, sprach der raben, daz ich dâ mite müge gelaben
daz arme kranke herze mîn.“ der dâ hâte daz vingerlîn
geslunden in den sînen magen, den erwischte er mit sînem snabel.
Dô bat der raben gefüege, daz er in ûf slüege
unde im gæbe daz vingerlîn. Er sprach: „Ist iz gewesen dîn,
sô salt dû iz wider haben.“ des erfrouwete sich der raben.
„Bint mirz under'n flügel mîn und vische unz an daz ende dîn!
dar umbe bite ich schône got, daz er dir lône
und sînen engel sende dir an dînem letzten ende.“
Alsô wart dem rabelîn wider sîn guldîn vingerlîn,
dâ von er fröude vil gewan. er flouc vürbaz von dan
über einlif tagevart, unz er aber gare müede wart.

Es ist schön, daß Sie das mitzutheilen nicht unterlassen haben, sagte Graf Huno. Wir sehen hieraus, wie häufig und unbedenklich eine Sage von der andern entlehnt, was sie bedarf. Im größeren Gedichte gewinnt ein auf einem Felsen im Meere hausender Einsiedler durch sein Gebet den verlorenen Ring zurück. Ein Fisch bringt ihm denselben in seinem Munde getragen. Wie Eise aus Orendel, so ist dieser Einsiedler wahrscheinlich aus Brandans Meerfahrt entlehnt, einem wundersamen legendenartigen Gedichte des zwölften Jahrhunderts. Er ist der „Gregor auf dem Steine,“ der später Pabst ward, und als solcher Gregor der Große heißt.

Er schwieg, und Haspinger wiederholte die Frage, ob er nun weiter gehn könne.

Na, unterbrach ihn der Herzog, eine Bemerkung muß ich auch machen. Daß Oswald auf die Bitte des Bettlers, den er ja noch nicht einmal kennt, sein Königreich hingiebt, das ist stark, und seine Landherren zeigen sich vernünftiger denn er; daß er aber sogar seine junge, schöne Gemahlin hingiebt, ohne sie auch nur zu fragen, ob sie einwillige, und sie hat doch auch ein Wort da mit zu reden, das nenne ich Blödsinn, Basta. Habe ich nicht Recht, Herr Baron?

Ohne Zweifel, Herr Herzog! erwiderte Wilmar, indem er Irmgard die Hand drückte, obgleich es immer wohl Könige gab und noch giebt, die lieber die Frau als das Reich hingeben würden.

Sehr wahr, sagte der alte Herr. Jetzt, Herr Professor, können Sie fortfahren.

So kämen wir denn zur Gudrun, begann er, einem Gedichte, das man wohlbefugt die wunderbare Nebensonne des Nibelungenliedes genannt hat. Wenn ich dann daran reihe das Gedicht von Salman und Morolt, so werden Sie sich darüber vielleicht wundern, wenn Sie von diesem Epos bereits etwas vernommen haben. Aber beide Gedichte, so ungleich sie einander hinsichtlich der inneren und äußeren Vollendung auch sein mögen, haben doch etwas gemeinsam. In beiden nämlich wird uns nicht sowohl der Mann, sondern vielmehr das Weib geschildert; aber die beiden Frauen, Gudrun und Salme, um die sich Alles bewegt, bilden den schroffsten Gegensatz zu einander. Erscheint Gudrun als leuchtendes Beispiel wankloser Treue in reinster Erhabenheit, so zeigt sich uns Salme als die leibhafte Untreue. Und dabei ist sie gar nicht etwa bloß leidend, wie die hellenische Helena, die die Schönheit, aber auch die Kälte einer Marmorstatue hat; nein, sie ist immer und überall selbstthätig, sie ist es, die immer und überall den Knoten schürzt. Dennoch erscheint sie uns nicht widrig; ihre Treulosigkeit ist vielmehr, rein menschlich aufgefaßt, wohlberechtigt. Salman, ihr Gemahl nämlich, ein Muster unmännlicher Schwäche, hatte sie mit Gewalt geraubt und wider ihren Willen, und vermochte auch später nicht die Neigung des thatkräftigen und selbstbewußten, wiewohl leichtsinnigen Weibes zu gewinnen. Wenn sie also mehrere Male sich entführen nicht nur läßt, sondern die Entführung selbst herbeiführt, so folgt sie darin nur ihrem Drange nach Freiheit und Rache. Ein solcher Charakter kann für einen Dichter leicht zur Klippe werden, woran er scheitert; wenn unser Dichter dieß zu vermeiden wußte, so gereicht ihm das ohne Zweifel zu nicht geringem Lobe. So viel im Allgemeinen zur Rechtfertigung der Zusammenstellung beider Gedichte. Sie sind Gegensätze. Jetzt zur Gudrun.

Der Ort der Begebenheiten in diesem Gedichte, das zwischen 1210—1220 gedichtet sein mag, sind die Küsten des deutschen Meeres (der Nordsee) und die anliegenden Länder und

Eilande.[1] Hieraus schon können wir schließen, daß diese Sage ursprünglich den norddeutschen Stämmen angehört und in den Süden nur hinüber genommen ward. Dieß wird auch durch die Gestalt einiger Namen angezeigt. Die Heldin des Gedichtes würde hochdeutsch Gundrûn heißen, nicht Gûdrûn (Gûdhrûn). Diese Gestalt des Namens ist die norddeutsche. Auch der Name des berühmten Sängers, Horand, ist nicht oberdeutsch, denn bei den hochdeutschen Stämmen lautet der Name Herirand, Herrand. Die Schreibung Horand ist eine unverstandene, sie kommt aber am nächsten der angelsächsischen Heorrand, Heorrenda. Die altnordische ist Hiarrandi. Ebenso unverstanden ist der Volksname Hegelinge. Die wahre Gestalt des Namens lautet hochdeutsch Heteninge, von Hetan, einem alten Heldennamen, angelsächsisch Heodeningas; altnordisch Hiadningar. Alle diese Namen also weisen nach dem Norden hin, und daß wir es hier mit seefahrenden Völkern zu thun haben, zeigt das Gedicht überall. Das älteste Zeugniß für dieses Gedicht in Süddeutschland gehört dem zwölften Jahrhunderte an, und viel früher wird auch nicht die Sage hinüber genommen sein.[2] Der Dichter dieses herlichen Gedichtes ist uns ebenso wenig bekannt als diejenigen des Nibelungenliedes oder irgend einer anderen deutschen Heldensage. Es waren Alle eben fahrende Leute und diese hatten keinen Grund ihren Namen zu nennen, während dieß selten ein höfischer oder höfisch sein wollender Dichter unterläßt. Kennen wir aber nun auch hier den Dichter, der wohl der Steiermark angehörte, nicht, so geht aus dem Gedichte doch so viel hervor, daß wir das Werk nur eines Dichters vor uns haben, nicht Lieder, die vereinigt wurden, sondern ein sogenanntes mære, mit welchem Wort jedes erzählende Gedicht bezeichnet wird. Die Charaktere der Helden und Heldinnen sind auch hier, wie in der ganzen deutschen Heldensage, altüberlieferte; hiebei also konnte der

[1] Hochdeutsche Sagen haben, wie wir sahen, die Gegenden des Rheines, der Donau, die Lombardei und Griechenland zum Orte der Ereignisse. [2] Die wenigen Zeugnisse für dieses Gedicht, die wir haben, beweisen, daß es im Süden eben nicht sehr verbreitet war. Die niederdeutschen Abfassungen, deren es ohne Zweifel gab, sind, wie es scheint, sämtlich untergegangen.

Dichter keine hervorleuchtende Selbstthätigkeit entwickeln, ebenso wenig wie er Begebenheiten erfinden durfte. Höchstens war es ihm erlaubt an den Charakteren Einzelnes zu glätten und, falls es mit seiner Zeit in zu grellem Widerspruche stund, zu mäßigen. Und das hat er wohl auch gethan; aber er hat das Geschäft mit Umsicht und mit fein fühlender Hand vollzogen. Später wurden freilich auch in dieses Gedicht fremdartige, das schöne Ebenmaß störende, fast nichtssagende Strophen eingeschoben; und da dasselbe nur in Einer Handschrift erhalten ist — wir verdanken sie dem Kaiser Maximilian I., und die Erhaltung dieses Gedichtes durch ihn ist wahrlich nicht das geringste seiner Verdienste — so würde die Reinigung schwerer und bedenklicher sein als bei den Nibelungen, wenn nicht glücklicher Weise die eingeschobenen Strophen theils durch Verkünstelung, theils durch Verschiedenheit der Strophenform sich verriethen.

Das Gedicht, wie es uns jetzt vorliegt, besteht aus drei Theilen, ursprünglich selbständige Sagen, die auch nur oberflächlich mit einander verbunden sind.

I.

Der wilde Hagene (der mit dem Hagene der Nibelungen nichts gemein hat) wird als Knabe seinem Vater, dem Könige von Irland, Sigbant, Sohn des Königes Gêr und der Uote (auch Sigbants Gemahlin heißt so) durch einen Greifen bei einem Hoffeste entführt und in sein Nest getragen. Einer der Jungen nimmt ihn in die Klauen und fliegt mit ihm von Baum zu Baum und endlich auf einen Ast; aber der Ast bricht, und seine und des Kindes Schwere nöthigt ihn zur Erde nieder. Hier entkommt ihm Hagene, findet in einer Höhle drei Jungfrauen und bald darauf einen todten Mann in Waffen. Er nimmt diese, tödtet den jungen Greifen und dann auch den herbeikommenden Alten. Nach den Zusätzen sind die drei Jungfräulein, Hilde, die Tochter eines Königs aus Indien (d. h. eines östlichen Reiches), Hildeburg, die Tochter des Königs von Portugal (d. h. eines westlichen Landes), und eine ungenannt bleibende aus Iserland (d. h. aus

einem nördlichen Lande; sie wird auch dann nach Norwegen verheirathet und schwindet aus dem Gedichte). Die Greifen hatten sie ebenfalls geraubt.[1] Nach längerem Aufenthalte in der Wildniß werden Hagene und die drei Mädchen von Seeleuten in das Schiff aufgenommen. Hagene erhält, nachdem er das Alter erreicht hat, den Ritterschlag, und Sigbant tritt ihm das Reich ab. Er vermählt sich darauf mit der Hilde, die ihm eine Tochter gebiert, die ebenfalls Hilde genannt wird. Hildeburg bleibt als Gespielin bei der jungen Königin. Hagene ward ein so gewaltiger Herscher, daß er vâlant aller künige genannt ward (d. h. Vernichter aller Könige), aber auch so stolz, daß er seine Tochter keinem Manne zum Weibe geben wollte, der schwächer und minder gewaltig denn er wäre.

II.

Das Stück, das den zweiten Theil des Gedichtes bildet, kennt die Edda noch als selbständigen Mythus, Saxo Grammaticus aber giebt es als unabhängige Heldensage; Beweises genug, daß die Verbindung desselben mit der Gudrunsage eine willkürliche ist. Hetele (= Hetan, Heoden, Hedin), so beginnt es, saß zu Hegelingen, nahe bei Nordland. Er war mächtig und kühn und hatte viele Mage. Der Held war in Däneland erwachsen, und in der Mark zu Sturme saßen seine Mage. Einer derselben war Wate der Alte, der ihn mit Sorgfalt erzogen hatte und ihn auch jetzt noch nicht aus der Hut ließ; ein anderer war Horand, der Dänemark von ihm zu Lehen trug und seitdem verdiente, daß Hetele das Land ihm völlig zu eigen gab. Hetele war ein Waise, denn Vater und Mutter waren ihm todt; da ihm nun bei seinen Freunden zu leben nicht mehr behagte, so bedurfte er eines Weibes. Die Landherren riethen ihm also um eine Jungfrau werben zu lassen, er aber sagte, er kenne keine, die mit Ehren zu Hegelingen Frau (Herrin) wäre und die man ihm in das Haus bringen dürfte.

[1] Ohne Zweifel drei Walkyrien ursprünglich. Die echten Theile des Gedichtes kennen jedoch nur zwei: Hilde und Hildeburg.

Da sagte Morung der junge Held von Nifland:[1] Hilde die schöne aus Irland sei des würdig, Hagenen des Königes Tochter; und so ward nun Horand aus Dänemark besandt. Er kam und Fruote mit ihm; beide weigern sich aber die Werbung in Irland zu übernehmen, wenn nicht der alte Wate daran sich betheilige. So schickt Hetele denn Boten gen Stürmen nach Waten. Wate ist willig unter der Bedingung, daß Horand und Fruote ihn begleiten. Fruote schlägt nun vor, daß sie als Kaufleute nach Irland gehn, und Wate ist damit einverstanden, nur müsse ihr Schiff kampfgerüstet sein und in seinem Kielraume mit Kriegern angefüllt, damit sie streiten könnten, ließe Hagene sie nicht in Ruhe ihres Weges ziehen. Das Schiff wird demnach also ausgerüstet und reiches Kaufgut eingenommen.

Sie kamen glücklich nach Irland, und auf Waten Bitte giebt Hagene ihnen Friede und Geleite. Das Kaufgut wird nun gelandet, und Fruote richtete seine Krambude auf; den in dem Schiffe verborgenen Kriegern wäre es aber lieber gewesen zu kämpfen, statt so auf das Glück unthätig zu harren. Am Hofe waren die fremden Kaufleute bald gern gesehen. Eines Tages, als man sich mit Kampfspielen erlustigte, fragte Hagene Waten, ob man in seinem Lande ebenso gut zu fechten wisse, als seine Helden in Irland das verstünden? Wate lachte spöttisch, sagte aber, er habe solches nie gesehen; wenn er es hier lernen könnte, bliebe er gern ein ganzes Jahr da und reich wollte er dem Meister lohnen. Da ließ sich Hagene selbst ein Schwert reichen und sagte, er wolle mit dem von Sturmland kurzweilen und sehen, ob er ihn seine vier Schläge lehren könne. Wate war das zufrieden und bat den König nur, ihm keine Wunden zu schlagen, sonst müsse er sich vor den Frauen schämen. So begann das Kampfspiel, Hagene jedoch erkannte bald Waten Meisterschaft. Mit Lust sahen die Helden zu, weil beide stark und gewandt waren; aber nach einer Weile meinte Wate, es wäre nun genug, und er glaube die vier Schläge nun gelernt zu haben. Später lohnte er ihm so, wie

[1] Livland, wo die Dänen Land hatten.

man einem wilden Sachsen oder Franken lohnt. Hagene meinte, er habe nie einen Schüler so schnell lernen gesehen; hätte er das zuvor gewußt, das Schwert wäre nie in seine Hand gekommen. Darüber lachten die zuschauenden Helden.

Bald darauf an einem Abende hatten sie wieder Glück. Horand, der kühne Held von Dänemark, sang so schön, daß es allen Leuten wohlgefallen mußte. Der König und seine Mannen hörten ihm mit Lust und Staunen zu, und auch die alte Königin nebst ihrer Tochter vernahm, an der Zinne sitzend, den Gesang. Alle bewunderten den Sänger; die Königin wünschte, daß ihre Kämmerer so singen könnten, und der König, daß er selbst es vermöchte. Drei Lieder sang er, und so herlich sang er, daß die Thiere im Walde ihre Weide ließen und das Gewürm im Grase und die Fische im Wasser stunden stille.

Da bat Jungfrau Hilde, daß man den Sänger heimlich zu ihr brächte, ohne daß ihr Vater und ihre Mutter darum etwas wüßten. Er kam, und sie bat ihn, sie eines seiner Lieder nochmals hören zu lassen; nie noch habe sie so schönes gehört. Horand jedoch weigerte sich. Wäre sie in seines Herren Lande, sagte er, so wollte er ihr dienen, wie er es vermöchte; hier aber müsse er fürchten, daß Hagene ihm das Haupt abschlage, wenn er in ihrem Zimmer singe. Sie fragte darauf, wer sein Herr sei, wie er heiße, und ob er König sei oder doch eigenes Land habe; und Horand bringt nun die Werbung vor und sagt ihr, daß sie nur ihretwegen hergekommen seien; König Hetele von Hegelingen habe sie gesendet. Darauf erklärte sie ihm, daß sie ihnen gerne heim folgen würde, wenn sie's nur vor ihrem Vater wagen dürfte, und der listige Mann gieng froh zu den Seinen zurück. Er theilte ihnen mit, wie der Wille der Jungfrau stünde, und sie beriethen nun, wie sie sie entführen könnten. Am vierten Morgen ritten sie an den Hof. Sie wollten heimkehren und begehrten Urlaubes. Hagene war darüber ungehalten; Alles habe er gethan, meinte er, um sein Land ihnen angenehm zu machen, und nun ließen sie ihn ohne Gesellschaft; Wate aber sagte, der Herr der Hegelinge habe sie in sein Land gerufen, und da sie nach den Ihren in der

Heimath Sehnsucht hätten, so eilten sie billig um so mehr. Hagene bittet sie nun, für ihre reichen Geschenke Gegengaben anzunehmen, damit die Leute ihn nicht tadelten; aber sie lehnen alles ab und wünschen nur, er selbst solle sehen, wie reich sie mit allem ver=sehen seien; und wenn die Königin und seine Tochter ihre Kost=barkeiten auch noch beschauen wollten, so würden sie das für die größte Ehre halten. Hagene verheißt darauf am nächsten Morgen mit Weib, Tochter und Hofgesinde auf dem Schiffe zu erscheinen.

So geschah es; aber Hagene brachte wohl tausend gute Helden mit. Als nun Königin und Tochter das Schiff betreten wollten, da trennte man plötzlich beide von einander: die Jung=frau ward in das Schiff getragen, die Segel wurden aufgehißt, und die im Raume verborgenen Krieger kamen herauf auf das Verdeck. Grimmig ward Hagene, als er nun erkannte, daß seiner Tochter es galt, und rief nach seinen Waffen. Bald war er nebst den Seinen kampfbereit und sie warfen die Geere nach dem Schiffe; aber die Ruderer senkten rasch die Ruder ein und das Schiff gewann die See. Da eilte Hagene zu seinen Schiffen, um die Räuber seiner Tochter zu verfolgen; aber er fand sie sämmtlich unbereit und unfähig See zu halten; so blieb ihm nichts übrig, als seine Werkleute neue Schiffe bauen zu lassen. Dadurch aber gelang es den Hegelingen, unbestritten heimzukommen.

Bald darauf an einem Abende sah Horand von Dänemark, der kühne Held, Schiffe mit reichen Segeln; solche Pilgrimme liebte Wate der alte wenig. Da bereiteten sich zum Kampfe alle die mit Hilden an den Strand gekommen waren und die die Jungfrau dem Könige zu Leide hergeführt hatten. Gar mancher mußte da sein Leben lassen. Nun war Hagene zu ihnen an den Strand gekommen: da wurden von guter Helden Hand Geere geschossen. Die am Strande stunden, die wehrten sich tapfer der aus Irland. Hagene sprang aus Zorne hinaus in die Flut und watete in seinem Grimme an das Gestade. Da sah man auf den Recken mit Pfeilen schießen, als ob die Winde Schneesflocken wehe=ten: das that das Gesinde von Hegelingen. Bald war das Volk auf beiden Seiten geschaart. Wate und Hagene drangen da an

einander: die ihnen da weichen mochten, die däuchte, ihnen wäre es wohl gelungen. Hagenen brach die Stange, die er in dem Streite trug, am Schilde Watens; doch wollte er nicht vor ihm weichen. Da schlug er Waten durch den Helm, daß das Blut von der Wunde rann; aber dieser galt den grimmen Schlag mit Zorn: er schlug den König, daß das Schwert erklang an den Spangen des Helmes und ihm es finster vor den Augen ward.

Da rief Hilde die schöne Hetelen an, daß er ihren Vater aus der Bedrängniß vor dem greisen Wate brächte, und so hieß er denn sein Volk unter der Fahne in den harten Kampf führen. Hetele stritt herlich und drang so bis zu Waten hin; das war diesem leid. „Um eurer Ehre willen, rief er Hagenen zu, lasset den Haß ein Ende finden, daß nicht noch mehr unserer Freunde umkommen!“ Hagene fragte, um wes willen er den Streit scheiden solle: da nannte sich Hetele und band den Helm vom Haupte. Laut hörte man über das Land hin den Frieden ausrufen. Der Vater der Hilde willigte ein: in langer Zeit hörten die Frauen keine so liebe Kunde. Da sprach die edle Jungfrau: „Dürfte ich doch hingehn! Ich habe jedoch leider sehr wider meinen Vater gehandelt, so daß ich mich nicht getraue, meinen besten Freund zu empfangen: er und die Seinen werden meinen Gruß verachten.“ Horand von Dänemark und Fruote führten sie da zum Könige hin: „Willkommen, Hilde! sprach er; ich kann es nicht lassen, ich muß Dich freundlich grüßen.“ Da wollten sie die Jungfrau nicht länger hier lassen, da rings umher auf dem Felde Todte lagen; sie zogen also in die Burg. Später, als Hagene daheim bei Hilden Mutter saß, sagte er zu ihr, er hätte seine Tochter keinem Würdigeren geben gekonnt: hätte er ihrer noch mehrere, er wollte sie zu den Hegelingen senden.

Das zweite Stück, nahm jetzt Berta das Wort, finde ich weit inhaltreicher als das erste, und überhaupt von ganz anderem Gehalte, von anderem Tone und anderer Färbung. Müllenhoff

wird es wohl getroffen haben, wenn er das ganze erste Stück für ersonnen, für Zudichtung hält.

Kann sein, sagte darauf Graf Huno; nur sein Hauptgrund: „die deutsche Sage wisse nichts von Entführung der Kinder durch Greifen,“ ist nicht triftig genug. Freilich gehören die Greifen der morgenländischen Sage an, und daraus sind sie nicht nur in die Sage von Heinrich dem Löwen, sondern auch in die von Herzog Ernst von Schwaben hinüber genommen worden. Könnte dieß nicht auch hier der Fall, und der Greif für ein anderes Thier eingetreten sein? Ich sehe keinen Grund, weshalb man das erste Stück hätte erfinden sollen; war es aber ursprünglich selbständige Sage, so konnte diese von der Sage von Hagenen und Hetelen angezogen werden. Aber lassen wir diese Frage auf sich beruhen; erwünschter wird es uns sein, den altnordischen Mythus von Hagenen und Hetelen kennen zu lernen.

Der Mythus ist kurz, den uns die jüngere Edda bewahrt, sagte darauf Edman. Högni der König, lautet er, hatte eine Tochter, die Hildr hieß. Sie entführte mit Gewalt König Hedin, der Sohn Hiarrandi's, als Högni zu einer Versammlung der Könige gefahren war. Als er erfuhr, daß sein Reich verheeret und seine Tochter hinweg geführt sei, da fuhr er mit seiner Schaar, Hedin aufzusuchen, und er ward inne, daß Hedin nordwärts zum Lande hin gefahren sei. Da nun König Högni nach Noreg kam, hörte er, Hedin sei westwärts über das Meer gesegelt. So segelte ihm Högni nach bis zu den Orkneyen (Orcadischen Inseln); und als er auf Häey (Hocheiland) kam, war Hedin davor mit seiner Schaar. Da gieng Hildr zu ihrem Vater und bot ihm Geld zur Sühne von Hedins Handen; aber sie sagte auch, daß Hedin bereit wäre zum Kampfe, und Högni hätte von ihm keine Schonung zu hoffen. Högni antwortete seiner Tochter barsch, und als sie zu Hedin kam, sagte sie ihm, daß Högni keine Sühne wolle und rieth ihm sich zum Kampfe zu rüsten. So thun sie nun auf beiden Seiten, sie gehn auf das Eiland und schaaren ihr Volk. Nochmals rief Hedin seinen Mag Högni an und bot ihm Sühne und großes Gold zur Buße, Högni aber erwiderte: „Zu spät botst

Du dieß, wenn Du Beilegung wünschest, weil ich schon den Dainsleif (Dains Nachlaß, Schwertname), den Zwerge schmiedeten, gezogen habe, und der muß jedes Mal eines Mannes Tödter werden, wenn er erhoben ward, und niemals ist er kraftlos im Schlage, und keine Wunde heilt, die er schlägt." Darauf sagte Hedin: „Das Schwert rühmst Du da, aber nicht den Sieg; das Schwert nenne ich gut, das dem Herren treu ist." Da erhuben sie den Kampf, der der Hiadninge Streit heißt, und schlugen den ganzen Tag und Abends giengen die Könige auf die Schiffe. Aber Hildr gieng während der Nacht auf das Kampffeld, und weckte auf mit Zauber alle die todt waren, und den andern Tag giengen die Könige auf die Kampfstätte und schlugen mit einander. Und so thaten alle, die den Tag vorher fielen. So dauerte dieser Kampf Tag für Tag, und die Gefallenen und alle Schwerter, die auf der Kampfstätte lagen, und die Schilde wurden zu Steine; sobald es aber tagte, stunden alle Todten auf zum Kampfe und alle Waffen waren neu. Wie es heißt, soll der Hiadninge Streit dauern bis zur Götterdämmerung.

Das ist freilich ein Mythus, und ein leicht deutbarer, sagte jetzt Irmgard. Sein Inhalt ist kein anderer, als daß der Krieg auf Erden nie aufhören werde. Daß Hildr, die alte Kampfgöttin, zu Högnis Tochter und zur Zauberin erniedrigt ward, darf uns nicht wundern, da der Mythus uns auch hier nicht in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten ist. In der deutschen Fassung der Sage ist diese Bedeutung ganz beseitigt, wie sie auch davon nichts weiß, daß Hetele Horrands Sohn sei. Ebenso wenig weiß davon das angelsächsische Gedicht (Theil I. S. 34.). Eine Auflösung des alten nordischen Mythus ist es dann, daß die Hiadninge endlich doch durch König Olaf den Heiligen sollen zur Ruhe gekommen sein. Aber Sie versprachen früher uns etwas vom alten König Fruot zu erzählen: dürfen wir jetzt darauf hoffen?

Ueber diesen ließe sich Vieles sagen, erwiderte Edman, aber zur gründlichen Behandlung des Frodi dürfte es uns heute wohl an Zeit fehlen. Er heißt gewöhnlich Frôdi hinn fémildi, d. h. Fruote der Geldmilde, Freigebige, und er war Herr einer Mühle,

die ihm mahlte, was immer er wollte. So ließ er sich denn durch zwo Riesenjungfrauen Gold und Frieden mahlen. Da er sie aber nie ruhen ließ, wurden sie grimmig und mahlten ihm Krieg und Untergang. Mysinger, Frôdis Besieger, der nun Herr der Mühle und der Mägde war, zwang sie auf seinem Schiffe ihm weißes Salz zu mahlen. Da ward des Salzes endlich so viel, daß das Schiff versank: seitdem ist das Meer salzig. Wir haben noch das Lied, das der Dichter die Riesinnen Fenja und Menja während ihrer Arbeit bei Frôdi singen läßt.

Wir kennen dasselbe, sagte Irmgard; wir haben es in Simrocks Uebersetzung der Edda gelesen; aber daß dieser Frôdi unser Fruote sei, das hätten wir nicht vermuthet.

Und doch ist er es, sagte Haspinger. Ursprünglich ist, nach Munch wenigstens, Frôdi der Gott Freyr, der unter jenem Namen unter den Menschen auftrat. Daher das Gold, das er sich mahlen läßt, das goldne Getreide, dessen Beschützer Freyr ja gleichfalls ist, bezeichnet. Auf seinen Gegner Mysinger (Sohn der Maus) will ich nicht eintreten; ich bemerke einzig, daß Mäuse Frôdis Gold (das Getreide) vernichten können. War Frôdi einmal aus einem Gotte ein Held geworden, so konnte seine Sage sich leicht ändern, und so begegnen wir ihm in unserem Gedichte als einem mit Kleinoden handelnden Kaufmann. Auch die Dietrichssage hat ihn an sich gezogen: in einer Bearbeitung des Rosengartens kämpft er für Dietrich gegen Günther, der ihn seines Landes beraubt hat; in der Ravennaschlacht aber gegen ihn und für Irmenrich. Falsch ist auch, daß er hier immer „der junge“ heißt. Aber nun zur Gudrun!

III.

Im Ormanieland (der Normandie) ward kund, daß Gudrun aller Jungfrauen schönste sei, und so beschloß denn Hartmut, König Ludwigs Sohn, auf Rath seiner Mutter, um sie zu werben; aber seine Boten werden von Gudrunen Mutter, Hilde, stolz abgewiesen. Besser gelang es dem kühnen Herwig von Seeland oder Sewen, der Hetelen Nachbar war. Auch seine Werbung zwar ward

abschlägig beantwortet; aber nun fiel er Hetelen in das Land; vor der Königsburg kam es zum Kampfe, und Gudrun erblickte den kämpfenden Helden; er gefiel ihr, und so vermittelte sie die Sühne und verlobte sich mit ihm.

Während aber Herwig auf dieser seiner Brautwerbung war, fiel ihm Sigfrid, König der Moren (ursprünglich wohl der Morunge, Maurunge; Maurungania nämlich war ein alter Name von Nordalbingien. Zum schwarzen Moren ward Sigfrid wohl durch Einfluß höfischer Epen) räuberisch in das Land. Herwig kam in Bedrängniß und bat Hetelen um Hülfe. Diese ward ihm gewährt; aber während nun Hetele mit den Seinen in Herwigs Lande glücklich kämpfte, erschienen plötzlich Ludwig und Hartmut mit einem Schiffheere vor seiner Burg, um die Verschmähung zu rächen. Die Burg ward erstürmt und Gudrun mit sechzig Jungfrauen gefangen fortgeführt. Die zurückgelassene Hilde sendet Boten an ihren Gemahl; auf des alten Waten Rath wird mit Sigfrid Friede geschlossen, und die Hegelinge sowie Herwig und die Seinen segeln den Normannen nach. Auf dem Wülpensande, an der Mündung der Schelde, treffen sie diese, die an's Land gegangen waren. Im Kampfe, der nun folgt, fällt Hetele durch Ludwig. Die Nacht endet den Kampf, und Ludwig benutzt die Finstre, sich, die Seinen und die geraubten Mädchen einzuschiffen. Als am Morgen das kund ward, und man nun rathschlagte, was zu thun sei, meinte Fruote, jede Verfolgung sei vergebens, da die Feinde wohl dreißig Meilen Vorsprung und guten Wind hätten. So wurden die Todten denn begraben und die Hegelinge fuhren heim in ihr Land. Hier ward nun beschlossen zu warten, bis die Jugend des Landes erwachsen sei, dann aber zur Rache und zur Befreiung der Geraubten auszuziehen.

Aber bekommen wir denn gar nichts vom Gedichte zu hören? fragte Irmgard. Keine von allen Uebersetzungen der Gudrun hat mich befriedigt: vielleicht gelingt das Ihrer, falls Sie nicht sich gescheut haben, sich an das allerdings schwierige Unternehmen zu wagen.

Sie haben recht, antwortete Haspinger, eine Uebersetzung der Gudrun ist schwieriger denn eine der Nibelungen. Nun, ich habe

es dennoch versucht; aber ob meine Uebersetzung Sie befriedigen werde, weiß ich freilich nicht. Ich legte dabei Müllenhoffs Ausgabe zum Grunde, dem es am besten gelang, wie ich meine, das Unechte von dem Echten zu scheiden. So hören Sie denn:

Ludewig der Kühne seine Veste sah.
Der von Ormanie zu Gudrun sagte da:
„Seht Ihr, Frau, die Burg dort? Hier mögt in Freud' Ihr wohnen!
Wollt Ihr uns Huld erweisen, wir wollen's Euch mit reichem Lande lohnen!“
Da sprach in tiefer Trauer das edle Mägdelein:
„Wem möcht' ich Huld erweisen? Ach, Huld und Gnade mein,
von der mußt' ich leider nun so ferne scheiden,
ich wähne, gar so ferne: jeder Tag nun bringt mir neue Leiden.“
Da sprach wieder Ludwig: „Laßt nicht es sein Euch leid,
minnet Hartmuten, den Recken viel gemeit;
Alles, was uns eigen, das wollen wir Euch geben:
Ihr mögt wohl mit dem Helden in Ehr' und Wonne fürder immer leben.“
Jetzt die Schiffe liefen in den Hafen ein.
Alles, was sie trugen, gelandet mußt' es sein.
Sie kamen alle fröhlich: das Meer war überstritten:
nur Gudrun und die Mägdlein, gar in Trauer an das Land sie schritten.
Hartmut der Schnelle sie führte bei der Hand.
Möchte sich es fügen, sie hätt' es gern gewandt.
So nahm sie jetzt, die Arme, den Dienst von ihm durch Ehre,
doch er that es gerne, und was er dienen konnt' ihr immer mehre.
Mit ihr giengen dannen wohl sechszig Mägdelein,
dem gleich, daß sie sollten in hohen Züchten sein
gekommen aus ihrem Lande. Hoch einst sie man ehrte:
in viel bittre Trauer ihr herbes Looß jetzt ihre Freude kehrte.
Da sprach die alte Gerlind Ludewiges Weib:
„Wann doch soll nun Gudrun Hartmutes Leib
des jungen edlen Königes mit Armen hier umschließen?
Er mag sich wohl ihr gleichen: wollte sie, sie dürft' es nicht verdrießen.“
Dieß erhörte Gudrun, die heergefangne Maid.
Sie sprach: „O Frau Gerlind, es wär' auch Euch wohl leid,
zwänge man Euch zu minnen von dem Ihr Eurer Magen
so viele verloren hättet; es möcht' Euch ihm zu dienen kaum behagen.“

Da sprach zu Hartmute die böse Gerlind:
„Die Weise soll erziehen das unerfahrne Kind.
Wolltet Ihr, Herr Hartmut, mich sie ziehen lassen,
ich hofft' es wohl zu fügen, daß sich ihre Hochfahrt müßte maßen."
Gerlind, seine Mutter, bevor er dannen gieng,
Hartmut der junge, zur Zucht die Maid empfieng.
Gudrun die hehre wohl schmerzlich es betrübte,
doch konnte sie nicht ahnen, welch eine Zucht Frau Gerlind an ihr übte.
Da sprach der alte Drache zu der schönen Maid:
„Willst Du nicht haben Freude, so mußt Du haben Leid!
Nun schau nach allen Seiten, ob Jemand Dir das wende:
Du mußt mein Zimmer heizen und Du mußt auch schüren selbst die Brände."
Da sprach die edle Jungfrau: „Wohl da kann ich zu,
was Ihr mir gebietet, daß ich das alles thu,
bis mir Gott vom Himmel meine Sorge wende:
jedoch hat noch selten meiner Mutter Tochter geschürt die Brände."
Zum Sohne gieng mit Zorne die böse Gerlind;
sie sprach zu Hartmute: „Es will das Hetelen Kind
Dich und Deine Sippen haben also schmähe:
eh das ich hören wollte, ich wollt' eh, daß ich nimmermehr sie sähe!" [1]
Da sprach zu seiner Mutter der Degen Hartmut:
„Wie die Maid gebare, Frau, habt sie in Hut,
pfleget ihrer freundlich, daß ich's Euch möge danken;
ich that ihr so viel Leides: sie mag wohl von meinem Dienste wanken." [2]
Da sprach die alte Fürstin: „Was ihr Jemand thut,
Keinem sie folget, sie ist so hart gemuth,
man zwinge sie denn mit Schärfe, sie kommt Dir z' einem Weibe
nach rechtem Schicke nimmer: ich thu' das auch, eh davon frei sie bleibe!"
Getrennet da nun wurden die edlen Mägdelein,
daß sie einander lange fremde mußten sein.
Die mit großen Ehren Herzoginnen wären,
die mußten Garn winden: [3] sie saßen seit in Noth, der bitterschweren.

[1] Gesehen hätte. [2] Zurückscheuen vor meinem Dienste, oder: mir zu dienen sich scheuen. [3] Im Alterthume keine erniedrigende Arbeit, wohl aber im ritterlichen Mittelalter nach — den höfischen Gedichten.

Eines Königes Tochter, der Burgen hatt' und Land,
die mußte den Ofen heizen mit ihrer weißen Hand,
wenn der Gerlind Frauen in die Stuben giengen:
doch wie sie ihnen diente, zum besten sie's ihr nimmer doch empfiengen.

Also niedre Dienste, das ist nur zu wahr,
leisteten da die Frauen drei ein halbes Jahr,
bis daß Herr Hartmut von dreien Heerreisen
heim zu Lande kehrte: immer dienten also da die Waisen.

Als er sie gewahrte, der junge König sprach:
„Gudrun, schöne Jungfrau, wie ist Dein Gemach,
seit ich und meine Degen schieden von dem Lande?"
Sie sprach: „Da mußt' ich dienen, daß Ihr des habet Sünde traun und Schande."

Da sprach zur Mutter Hartmut: „Wie habt Ihr so gethan,
Gerlind, liebe Mutter? Ihr wolltet doch empfahn
zur Hut die Maid auf Gnade, daß ihr die große Schwere
durch Freundlichkeit und Milde in diesem Lande hier geringert wäre!"

Sie sprach zu Hartmute: „Baß und immer baß
will ich gern sie halten." Verborgen blieb ihm das,
dem viel kühnen Recken, daß sie's an allen Enden
schlimmer denn eh hätte: das mochte der Armen leider Niemand wenden.

Freundlich that sie alles, was man thun sie hieß,
die viel edle Jungfrau, nie sie's unterließ.
Sieben Jahre völlig sie litt im fremden Reiche
die großen Mühsale: nie litt Königes Tochter wohl das Gleiche.

Da's dem neuen Jahre zu nahen nun begann,
Hartmut war weise, der Held sich versann,
daß ihm und seinen Freunden es wäre große Schande,
daß nicht er Krone trüge, und doch ein Herre hieß' ob Königes Lande.

Da riethen seine Freunde, ob's lieb oder leid
seiner Mutter wäre, daß er die schöne Maid
in seinen Willen brächte, womit doch er könnte;
manche frohe Stunde Gott vielleicht ihm mit der Frau noch gönnte.

Da sprach die schöne Gudrun: „Nicht des hab' ich Muth,
denn mir so viel zu leide die böse Gerlind thut,
daß mich nicht mag gelüsten nach eines Recken Minne:
ihr und ihrer Sippe bin ich feind von allem meinem Sinne."

„Das ist mir leid, sprach Hartmut: nicht bin ich schuld daran.
Was meine Mutter Gerlind zu Leid Euch hat gethan,
des will ich Euch ergetzen [1] nach unser beider Ehre.“
Da sprach die edle Jungfrau: „Euch auch will ich trauen nimmermehre!“
Da sprach von Ormanie Hartmut das Kind:
„Ihr wisset das wohl, Gudrun, daß mein eigen sind
die Lande wie die Burgen, und dazu die Leute:
wer würde drum mich hängen, gewänn' zum Liebchen Euch ich mir noch heute?“
Da sprach die Hetelen Tochter: „Das hieß' ich missethan:
dazu ich keine Sorge, auf Treue! nie gewann.
Es sprächen andre Fürsten, hörten sie die Mähre,
daß König Hagenen Enkelin [2] in Hartmutes Lande Kebse wäre.“
Was fragt' ich, was sie sprächen? sprach da Hartmut;
ob es Euch nur, Jungfrau, Euch einer, däuchte gut,
so wollt' ich König werden und Ihr auch Königinne.“
Sie sprach: „Seid ohne Sorge, daß ich jemals Euch gerne minne.
Ihr wißt es wohl, Herr Hartmut, — früh ich's denk' und spat, —
was eure Kraft und Kühnheit mir geschadet hat,
als Ihr dort mich fienget und mich führtet dannen,
und was eure Recken Schaden thaten an meines Vaters Mannen.
Auch wissen's alle Leute, das ist mir leid genug,
Daß eurer Vater Ludwig meinen Vater schlug.
Ob ich ein Ritter wäre, er dürfte ohne Waffen
nimmer zu mir kommen: warum sollt' ich also bei Euch schlafen?“
Sie wollten's baß versuchen. Zu Gudrun hieß man gehn
Die freundlichtraute Ortrun: — wer könnt' ihr widerstehn? —
die sollte, wie man hoffte, durch Traulichkeit doch finden
den Weg zu ihrem Herzen und ihren Widerstand überwinden.
Des sagt' ihr Dank die Hehre, doch mocht' es nicht ergehn.
„Daß Ihr mich also gerne gekrönet sähet stehn,
bei Hartmut, eurem Bruder, und daß ich lebt' in Ehre,
des lohn' ich Euch mit Treuen; doch schmerzen mich die Bande hier zu sehre.

[1] Ersatz leisten. [2] Sie nennt sich mit Absicht „Hagenen Enkelin“ und nicht „Hetelen Tochter,“ weil Ludwig, Hartmutes Vater, einst Lehen von Hagenen genommen hatte. Der Sohn des Lehenträgers war aber der Tochter oder Enkelin des Lehenherren nicht ebenbürtig. Darum war auch Hartmut abgewiesen worden.

Ihr wißt es wohl, Herr Hartmut, wie gut Ihr's immer meint,
daß man mich einem Fürsten durch Treuwort hat vereint,
und mit viel theuren Eiden zu ehelichem Weibe:
es sei denn, daß er sterbe: anderm Recken immer fremd ich bleibe."

So sprach sie jetzt und immer, daß sein den König verdroß.
Er sprach: „Fraue Gudrun, ich wäre wohl Genoß
des Fürsten Herwiges, den Ihr zu großer Ehre
nehmet Euch zu Freunde: Ihr strafet, traun, mich oft doch allzusehre!"

Da sprach die alte Wölfin mit grimmem Haß ihr zu:
„Ich will daß mir die Dienste der Hilden Tochter thu',
da sie durch ihren Hochmuth sich dünket also stäte:
nun muß sie thun den Dienst mir, den sie mir sonst wahrlich niemals thäte."

Da sprach die edle Jungfrau: „Was ich dienen mag
mit Willen und mit Händen Nacht und auch Tag,
das soll mit ganzem Fleiße ich thun zu jeder Stunde,
seit ich nicht mehr soll hören ein traulich Wort aus meiner Freunde Munde."

Da sprach die böse Gerlind: „Du sollst mein Gewand
Tag für Tag mir tragen hinnieder an den Strand
und sollst mir das waschen und meinem Hausgesinde,
und sollst wohl Dich hüten, daß man jemals dort Dich müßig finde."

Da sprach die edle Jungfrau: „Wohlan, Frau Königin,
so schafft, daß man mich's lehre — bereit ich dazu bin —,
daß ich es vollbringe und wasch' Euch eure Kleider:
ich soll nicht haben Freude: ich wollte, daß Ihr mir noch thätet leider!"

Da hieß sie eine Andre tragen das Gewand,
die sie lehren sollte, mit ihr an den Strand.
Diese niedre Arbeit gieng ihnen allen nahe;
da sie die edle Jungfrau also jämmerlich dort waschen sahen.

Da sprach in ihrer Treue Hildeburg die Maid:
„Es mag alle schmerzen, nun sei Gott es leid! —
die mit Gudrunen kamen her zu Lande:
mit Schmerzen sie erwartet die Rast, da sie nun waschend steht am Strande.

Ihr sollt durch Gott den Guten, Fraue Gerlind,
nicht allein sie lassen, sie ist eines Königes Kind;

auch trug mein Vater Krone: das will ich noch vollbringen,
laßt mich mit ihr waschen: laßt uns übel oder wohl gelingen!“ [1]
Da sprach die böse Gerlind: „So wird Dir ofte weh.
Wie hart auch sei der Winter, Du mußt auf den Schnee
und mußt die Kleider waschen in den kalten Winden,
wenn Du Dich oft wohl gerne in dem Werkgemache ließest finden.“
Kaum sie mocht' erwarten, daß es abenden begann:
davon Jungfrau Gudrun einen Trost gewann:
hin zu ihr gieng Hildeburg in ihre stille Kammer:
von ihrem harten Dienste klagten beide da mit Harm und Jammer.

Nun bei Gott, rief der alte Herzog aus, indem er den Rauch weit von sich blies, die Gudrun gefällt mir. Wahrlich, die gefällt mir! Die ist aus anderem Stoffe, als unsere Prinzessinnen Zimpzimp, die Milchsuppengesichter! Wenn eine von diesen Ofen heizen oder im Winter am Meerstrande draußen waschen müßte, sie würde den Großtürken heirathen, und wäre er lahm und bucklicht. Hätte ich in meiner Jugend eine Prinzessin gekannt, wie Gudrun, ich wäre bei Gott nicht Hagestolz geblieben!

In unsere Verhältnisse würde eine Gudrun kaum wohl passen, bemerkte der alte Graf darauf lächelnd. Ich weiß nicht, ob —

Passe ich denn etwa? fiel ihm der Herzog in die Rede. Wir hätten die Verhältnisse schon uns passend zu machen gewußt. Basta! Aber der Hartmut gefällt mir nicht. Kann ihn nicht goutiren; ist ein Schafskopf! Mußte ja seine Mutter kennen, den Drachen. Der hätte ich es anders sagen wollen!

Ist es aber nicht sonderbar, sagte jetzt Gräfin Irmgard, daß sich das Volk keinen König ohne Gemahlin denken mochte? Kaum gelangt ein junger Fürst zur Herschaft, so sieht er sich selbst nach einer Gemahlin um, und thut er es nicht, so mahnen ihn die Landherren daran als an eine Pflicht. Dieß steht in allen Gedichten der deutschen Heldensage fest, und immer bedarf er, um gekrönt zu werden, einer ebenbürtigen Gemahlin, die mit ihm

[1] Zum Heil oder Unheil ausschlagen.

gekrönt wird. Das ist, dünkt mich, ein schöner Zug der deutschen Heldensage. Herschende Königinnen, wie sie die britunisch-französische Sage kennt, sind der deutschen völlig fremd. Meist werden diese dann freilich dem größten Don Quichote zu Theile; denn etwas anderes ist weder Iwein noch Erek, weder Gahmuret noch selbst Parcival, wenn man sich diese Herren bei Licht besieht. Wie hoch steht auch darin die deutsche Sage über der fremden! In der ersten waltet naturgetreue Wahrheit, in der anderen mährchenhafte Verzerrtheit.

Die Franzosen räumten der Frau in der Sage ein, sagte Graf Huno lächelnd, was sie ihr in der Wirklichkeit verweigerten; denn die Franzosen waren immer galant.

Vielmehr ließen sie die britunische Sage nur in ihrem Rechte, bemerkte darauf Edman. Die Britten kannten ja im Alterthume wirklich herschende Königinnen, und nur von den Britten hat England die weibliche Thronfolge entlehnt; denn weder die Angeln noch die Sachsen noch auch die Normannen hatten sie.

Im Alterthume galt sie bei verschiedenen Völkern Asiens. Ich erinnere nur an Semiramis, an die Königin der Geten Thômaris, deren Name fast gothisch klingt und die Ruhmreiche bedeuten könnte, endlich an Zenobia, die Königin von Palmyra. Unter den neueren europäischen Völkern haben sie Slawen und Madjaren, letztere freilich wohl erst seit Kaiser Karl VI. Die Czechen jedoch können ihre Libussa aufweisen. Aber ich denke, wir fahren mit dem Gedichte fort, sagte Haspinger; und da man es zufrieden war, las er weiter:

Die Zeit der Drangsale naht nun ihrem Ende: die Jugend im Lande der Hegelinge ist erwachsen, und Hilde rüstet ein Heer zur Befreiung der Tochter. Es geht zu Schiffe und landet bei einem Walde am Strande unweit der Burg Ludewiges. In diesem Walde birgt sich das Heer, während Herwig und Ortwin ein Boot besteigen, um zu erforschen, wie es mit den gefangenen Jungfrauen stehe.

An einem Tage in der Fastenzeit, um die Mittagsstunde, als Gudrun und Hildeburg am Strande wuschen, kam ein Vogel

geschwommen, welcher Gudrunen von ihren Sippen und Freunden Kunde gab und ihr sagte, daß ihrer Mutter Heer zu ihrer Befreiung nahe. Diese Nachricht erfreute die beiden Jungfrauen; aber als sie zur Nacht heimkamen, beschalt sie Gerlind heftig, weil sie im Waschen wären träge gewesen, und drohte ihnen harte Strafe, wenn sie bis zum Feste nicht alles rein gewaschen hätten. So gehn denn früh am nächsten Morgen beide wieder an den Strand hinab, um zu waschen. Bald sahen sie ein Boot nahen, in welchem zween Männer saßen und ruderten. Sie ahneten, daß es Späher vom Heere sein würden, und Gudrun, voll von Scham, daß sie also hier gefunden werde, will entfliehen; aber auf Zuruf der Helden bleiben beide.

Sie giengen in ihren Hemden, die waren beide naß. —
  Den viel edlen Frauen war einst gewesen baß! —
  Ihr Haar war zerwirret von des Märzes Winden:
  es regnete oder schneite: Weh war stets den armen Ingesinden.
Herwig der edele ihnen guten Morgen bot,
  den hartbedrängten Maiden: der wär' auch ihnen noth,
  denn Herlind, ihre Herrin, wußte nur zu schelten:
  „Guten Morgen, guten Abend" hörten die viel schönen Mägdlein selten.
„Laßt's Euch nicht verdrießen und nehmet unser Gold,
  guter Bauge [1] viere: das sei euer Sold,
  daß Ihr schönen Frauen jetzt uns wollet sagen —
  das Gold wir geben gerne, — das, warum wir Euch wollen fragen."
„Gott laß Euch eure Bauge beiden selig sein! [2]
  wir nehmen von Euch nicht Miete, sprach das Mägdelein.
  Nun fraget was Ihr wollet. — Wir müssen scheiden hinnen:
  sieht man uns bei Euch beiden, das ist mir leid von allen meinen Sinnen."
Er sprach: „Wes ist das Erbe und das reiche Land
  und jene Burg, die gute? Wie ist er genannt,
  der Euch ohne Kleider waschen läßt am Strande?
  Macht er auf Ehre Anspruch, so gereicht es ihm fürwahr zur Schande!"
Sie sprach: „Der Fürsten Einer heißet Hartmut —
  die weiten Land' ihm dienen und die festen Burgen gut —

[1] Armringe. [2] Höfische Ablehnungsformel; selig = gesegnet.

der Andre heißet Ludwig von Ormanie der Reiche;
ihm dienen viele Helden: Niemand ist, der hier zu Land' ihm gleiche."
„Gerne wir sie sähen, sprach Ortwin, möcht' es sein.
Mögt Ihr uns bescheiden, Ihr holden Mägdelein,
wo wir die Fürsten beide in ihrem Lande finden?
Wir sind an sie gesendet: wir sind eines Königes Ingesinden."
Gudrun die hehre sprach den Helden zu:
„In der Burg sie pflagen heute noch der Ruh,
als ich schied am Morgen, wohl mit vierzig hundert Mannen:
nicht weiß ich's Euch zu sagen, sind sie seit der Zeit geritten dannen."
Oft wohl blickte Herwig die hohe Jungfrau an.
Sie däucht' ihn also herlich und also wohl gethan,
daß in seinem Herzen ihn es seufzen machte:
er hielt sie für Eine, deren er oft freundlich gedachte.
Da sprach wiedrum Ortwin: „Ward Euch nichts bekannt
von einem Heergesinde, das kam in dieses Land?
Grimme Kampfrecken führten sie zum Strande:
die landfremden Frauen kamen schwer betrübt zu diesem Lande."
Sie sprach: „Die Ihr da suchet, die sah ich oft hier gehn
in schwerer Noth Bedrängniß, das mag ich Euch gestehn."
Traun, sie war Eine derer, die Hartmut her brachte,
es war selbst ja Gudrun: der Sache desto besser sie gedachte.
Da sprach der Fürste Herwig: „Seht Ortwin, Freund mein,
soll eure Schwester Gudrun annoch lebend sein
in irgend einem Lande hier auf dem Erdreiche,
so ist es diese Jungfrau: nie noch sah ich eine ihr so gleiche."
Sie sprach: „Wie Ihr mögt heißen, Ihr seid löblich;
einem, den ich kannte, dem seid Ihr ähnlich,
der war geheißen Herwig und war von Seelande:
ob der Held noch lebte, der löst' uns wohl aus dieser Noth und Schande."
Da sprach der edle Ritter: „Nun schaut an meine Hand,
ob Ihr das Gold erkennet: ich bin Herwig genannt;
damit ward vermählet ich Gudrun zu minnen:
seid Ihr's, meine Herrin, so führe ich Euch freundlich von hinnen."
Lächelnd in ihrer Freude sprach da das Mägdelein:
„Das Gold ich wohl erkannte: ehdes war es mein.
Nun sollt Ihr dieses schauen, daß mein Verlobter sandte,
da ich armes Mägdelein mit Freuden war in meines Vaters Lande."

Nach ihrer Hand er blickte. Da er das Gold ersah,
Herwig der viel edle zu Gudrun sagte da:
„Dich trug nur Königes Tochter unter dieser Sonne:
nun hab' ich doch nach Leide gesehen meine Freud' und meine Wonne!"
Er umschloß mit Armen die herliche Maid.
Ihrer beider Mähre war ihnen lieb und leid.
Die schöne Maid er küßte, wie oft, wer mag es sagen?
Auch Ortwin sie küßte: ein Ende hatte da der Jungfrau Klagen.
Da sprach der Fürste Herwig: „Das mögen wir gestehn,
daß uns an diesem Morgen es also sollt' ergehn,
daß es uns nicht konnte wahrlich baß gelingen:
nun sollen wir uns eilen, daß wir sie von dem Festlande bringen!"
Den kühnen Heergesellen war vom Gestade gach.[1]
Gudrun, die viel Arme, rief Herwige nach:
Einst war ich die Beste, nun hat man mich zur Böſten.
Wem läßest Du mich, oder wes soll ich mich arme Waise getrösten?"
„Du bist nicht die Böste, Du mußt die Beste sein!
Edle Königs Tochter, verhehl die Reise mein:
eh morgen scheint die Sonne, bin ich vor diesen Selden,[2]
das hab' auf meine Treue, mit acht tausend meinen kühnen Helden."
Mit Eile da die Recken fuhren nun von dan.
Ob ward ein hartes Scheiden von Freunden hier gethan,
wie jetzt wohl Freunde thäten? Zu wissen mag Euch taugen:
so fern, als sie vermochte, geleitete sie die Boten mit den Augen.[3]
Da sprach also Hildeburg, die Maid aus Irland:
„Was laßt Ihr, edle Königin, liegen dieß Gewand,
daß Ihr nicht den Mannen Ludwigs wascht die Kleider?
Wird des Gerlind inne, sie that uns traun mit Schlägen niemals leider!"
Da sprach Hilden Tochter: „Dazu bin ich zu hehr,
daß ich Gerlinden jemals wasche mehr.
Also schnöder Frohndienst soll mir nun verschmahen:
mich küßten zween Könige und geruhten mich mit Armen zu umfahen.
Ich will diese Kleider tragen zu der Fluth,
sie sollen des genießen, sprach die Jungfrau gut,

[1] Eilig. [2] Wohnungen; die in der Ferne sichtbare Burg Hartmuts.
[3] Diese Strophe scheidet Müllenhoff als unecht aus und beginnt den neuen Abschnitt nun schon mit der nächstfolgenden.

daß ich mich mag gleichen allen Königinnen;
ich werfe sie auf die Wogen: die tragen ungehindert sie von hinnen!"
Was Hildeburg auch sagte, Gudrun trug von dann
Gerlinden Wäsche; zürnen sie begann;
sie schwang sie von den Händen fernhin auf die Wogen:
sie schwebte eine Weile: ich weiß nicht, ward sie je heraus gezogen.

Bei meiner Pfeife! Gudrun wagt viel, sagte der Herzog. Aber sie that ganz recht, daß sie den ganzen Plunder in das Wasser warf; hätt' es gerade so gemacht. Sie gefällt mir immer besser. Jetzt bin ich jedoch begierig zu hören, auf welche Weise sie's nun anstellt, um sich aus den Händen der bösen alten Königin zu befreien. Gelinget es ihr nicht, so ergeht es ihr sicher schlecht; aber es wird ihr schon gelingen; werden es hören; basta.

Gewiß, Herr Herzog! sagte darauf Irmgard; aber ich kann mir schon denken, wie sie sich vor Mißhandlung schützen werde; doch ich verrathe nichts. Lesen Sie nur weiter, Herr Haspinger.

Haspinger las also:

Der Nacht es da nahte, daß ihnen der Tag zerrann.
Hildburg gieng belastet zu der Burg hindann,
sie trug mit andern Kleidern sieben reiche Saben:[1]
Ortwines Schwester schritt ledig neben ihr, im Muth erhaben.
Da sprach die alte Wölfin: „Wo sind die Saben mein,
daß Du so gewunden hast die Hände dein
so müßig und so träge gewunden in deinen Geeren?[2]
Leb' ich eine Weile, ich will traun Dich andern Dienst wohl lehren!"
Da sprach Hetelen Tochter: „Ich ließ sie liegen dort,
danieden bei den Wellen. Als ich sie wollte fort
mit mir zur Burg her tragen, zu schwer sie mir da waren:
seht Ihr nie sie wieder, das gilt mir gleich, wie grimm Ihr mögt gebaren."
Da schrie der alte Drache: „Des entgiltst Du mir!
bevor ich noch entschlafe, geschiehet Uebles Dir!"

[1] Kleider aus feiner, ungefärbter Leinwand, Schleiertücher (sabanon, sindon, theristrum, byssus, linteolum). [2] Siehe Band I. 181.

Sie hieß sie flugs entkleiden, aus Dornen Besem binden:
so ungefüger Züchtigung wollte da Frau Gerlind nicht erwinden. [1]
Mit Listen sprach da Gudrun: „Das sag' ich jetzt Euch laut:
kommt mir dieser Besem die Nacht an meine Haut,
sieht bei reichen Königen stehn mich jemals Auge, [2]
daß ich Krone trage, das wird vergolten, ob ich etwas tauge.
Drum mögt Ihr der Strafe wohl erlassen mich:
so will ich eh minnen, den ich versprach, [3] und ich
will hier in Ormanie das Königreich bauen:
werd' ich je gewaltig, ich thue, des gar Niemand mag getrauen."
Da sprach die alte Gerlind: „So ließ' ich meinen Zorn,
und ob Du tausend Gaben hättest mir verlor'n;
die wollt' ich gern vergessen; es käm' auch Dir zu Gute,
ob Du von Ormanie Dich hold erzeigst dem Fürsten Hartmute."
Die so die Rede hörten, die sprangen mit Bedacht;
dem kühnen Hartmute die Kunde ward gebracht;
bei ihm saßen viele von seines Vaters Mannen:
da sagt' ihm es Einer, daß er zu Gudrunen gienge dannen.
Vor Allen er ihm sagte: „Gebt mir das Botenbrot: [4]
der schönen Hilden Tochter Euch Dienst und Huld entbot,
daß Ihr geruhet kommen zu ihrer Kemenaten; [5]
sie will Euch nimmer fremden, sie hat sich beßrer Dinge seit berathen."
Da sprach der edle Ritter: „Das leugst Du sonder Noth.
Wäre wahr die Kunde, ich wollt' als Botenbrot
Dir drei gute Burgen und reiche Huben [6] geben,
und sechszig Goldbauge: ja wollt' ich immer dann in Freuden
leben."
Da sprach sein Geselle: „Ich konnt' es auch verstehn,
die Gabe will ich theilen: [7] Ihr sollt zu Hofe gehn.
Es sprach die edle Jungfrau, daß sie gern Euch minne,
ob Ihr des geruhet, sie werde hier zu Lande Königinne."
Hartmut der sagte da den Boten Dank.
Wie fröhlich da der König von dem Sedel sprang!

[1] Sich enthalten. [2] Gudrun denkt an Herwig und Ortwin, Gerlind dabei aber an Hartmut und Ludwig. [3] Zurückwies. [4] Lohn der Boten für Ueberbringung guter Nachricht. Warum dieser Lohn aber grade Brot heißt, ist noch unerklärt. [5] Heizbares Zimmer, caminata. [6] Grund und Boden. [7] Zu fester Beglaubigung gehören zwei Zeugen.

Er wähnte, Gott ihn hätte der Minne nun berathen:
mit allen seinen Mannen gieng er zu der Maid zur Kemenaten.
Da stund in nassem Hemde die herliche Maid;
mit weinenden Augen — sie zwang ihr großes Leid —
gieng ihm sie hin entgegen und trat ihm also nahen,
daß er mit seinen Armen die hohe Jungfrau wollte jetzt umfahen.
Sie sprach: „Nein, o Hartmut, das billig nicht geschieht;
es tadeln Euch die Leute, wer das immer sieht;
ich bin nur eine Wäscherin: es möcht' Euch übel lassen,[1]
Ihr seid ein hehrer König: wie möchtet Ihr mit Armen mich umfassen!"
In seinen großen Züchten trat er hinter sich,
er sprach zu Gudrunen: „Maid viel minniglich,
nun Du mich willst minnen, ich will dich hohe mieten:[2]
mir und meinen Freunden magst Du, was Du selber willst, gebieten."
Da sprach die schöne Jungfrau: „Mir ward sanfter nie.
Soll ich Gottesarme nun gebieten hie,
so ist mein Gebot das erste nach großen Arbeiten,
eh diese Nacht ich schlafe, daß man mir woll' ein schönes Bad bereiten.
Mein Gebot das andre, das soll dieses sein,
daß man nun flugs mir bringe meine Mägdelein,
wie man auch sie finde bei Gerlinde Frauen:
in ihrem Werkgemache soll man ihrer keine länger schauen!"
„Das schaff' ich alles gerne," sprach Herr Hartmut.
Da nahm man aus dem Zimmer manche Jungfrau gut,
die mit straubendem Haare und in schlechten Kleiden
hin zu Gudrun giengen: die böse Gerlind war gar unbescheiden.[3]
Der kamen drei und sechszig. Da Hartmut sie sah,
Gudrun, die viel edle, mit Züchten sprach sie da:
„Nun schaut doch, hoher König, habt Ihr das für Ehre?[4]
Wie hielt man diese Maide!" Er sprach: „Es geschieht ihn'n nimmermehre.
Ich soll sie gerne sehen bei Euch gekleidet stehn."
Nach Wasser zu dem Bade begann man da zu gehn.

[1] Uebel anstehn. [2] Belohnen. Miete, præmium, lautet ahd. miata; altsächs. mêda; angelſ. mêd, aber auch meord; goth. mizdô; sämtlich fem.; griechisch μισθός; sanscrit mêdha. [3] Sie wußte nicht, was sich geziemt. [4] Die Frauen zu ehren ist Pflicht des Ritters.

Der Hartmutes Mage ward mancher Kamerære, [1]
all' ihr dienen eilten darum, daß sie ihnen gnädig wäre.
Da sie gebadet waren, da trug man ihnen Wein,
daß in Ormanie nicht beßrer mochte sein.
Meth auch, den viel guten, brachte man den Frauen:
Wie des ward gedanket, wie sollte des Herr Hartmut getrauen?
Von dannen gieng da Hartmut. Schenken man da schuf
ihnen und Truchseßen: Da war nicht lauter Ruf; [2]
man hieß da wohl versorgen die viel stolzen Maide
mit Speise wie mit Tranke: man pflegte ihrer schön nach ihrem Leide.
Da sprach von Hegelingen eine schöne Maid:
„So wir des gedenken, so wird uns oftmals leid,
daß wir bei denen bleiben nun sollen, die uns raubten
zu großem unserm Leide: daß so käm' es, selten wohl wir glaubten."
Zu weinen sie begannen um ihre Herrin her,
als manche dieser Maide so klagte kummerschwer;
ihrer Mühsale jedwede sehr gedachte.
Da sie des gewahrte, laut die hehre Gudrun da lachte.
Sie wähnten, daß sie sollten immer bleiben hie:
Der viel edlen Jungfrau kam zu Sinne nie,
daß nur vier der Tage gern sie hie verweilte.
Der bösen Gerlinde man ihr Lachen zuzuraunen eilte.
Sie [3] fragte das Gesinde — man sah's zu Dienst ihr stehn, —
ob ihr gebettet wäre; sie wollte schlafen gehn.
Diese Nacht war einzig sie ledig ihrer Schwere.
Da giengen mit der Jungfrau des Königes Hartmutes Kamerære.
Knaben von Ormanie ihr trugen Lichter vor, —
sie hatten ihr viel selten gedienet ehbevor. —
Man fand da gerichtet wohl dreißig oder mehre
sauberlicher Betten; da sollten liegen die Jungfrauen hehre.
Da sprach die edle Gudrun: „Ihr sollt schlafen gehn,
Ihr Hartmutes Helden; hier Ruhe soll bestehn
für mich und meine Frauen doch diese Nacht alleine:
seit wir zu Lande kamen, so gewannen wir noch wahrlich keine."

[1] Kämmerer, camerarius, Besorger dessen, was zur Hauswirthschaft gehört, Hausmeister. [2] Weil die Diener ihres Amtes aufmerksam walteten, brauchte man nicht zu rufen. [3] Gudrun.

Die Fremden, die da waren, die sah man gehn von dann,
die jungen mit den alten. Die Hartmutes Mann
eilten auch zum Lager aus der Frauen Kemenaten.
Mit Meth und auch mit Weine die Maide waren reichlich berathen.[1]
Da sprach Hilden Tochter: „Beschließet mir die Thür!“
Starker Riegel viere schoß man schnell dafür,
auch war das Zimmer feste: Was man sprach da drinnen,
davon konnte draußen nimmer Jemand Kunde gewinnen.
Allererst sie saßen und tranken guten Wein.
Da sprach die hehre Jungfrau: „Froh wohl mögt Ihr sein,
alle meine Maide, nach schwerem eurem Leide:
morgen laß ich schauen Euch hier eure liebste Augenweide!
Wißt, daß heut ich küßte Herwigen meinen Mann
und Ortwin meinen Bruder: nun sollt Ihr gedenken dran;
welche reich will werden von mir ohn' alles Sorgen,
der sei's angelegen, daß sie künd' uns nach der Nacht den Morgen.“
So legten sie sich schlafen. Fröhlich war ihr Muth,
sie wußten, ihnen käme so mancher Ritter gut,
die helfen ihnen mochten aus ihren großen Sorgen:
Das war ihre Hoffnung, daß sie sie sähen an dem nächsten Morgen.

Nun wird mir doch etwas Angst um Gudrun und ihre Frauen, sagte jetzt Berta. Das laute Lachen der Schlauen, aber, weil sie ihre Befreiung sicher glaubt, unvorsichtigen Gudrun ward der bösen Gerlind hinterbracht, und sie konnte sich kaum über die Bedeutung desselben täuschen.

Gudrun, erwiderte ihr Graf Huno, rechnet auf den ritterlichen Sinn Hartmutes. Da sie erklärt hatte, freilich nur um den Schlägen zu entgehn, sie wolle sich ihm vermählen, so steht sie auch von diesem Augenblicke an nicht mehr unter der Zucht der alten Königin. Und vergessen Sie nicht, die Nacht war bereits angebrochen, als sie das Lachen sich erlaubte, und sie konnte aus der völligen Ruhe und Sicherheit des Burggesindes abnehmen,

[1] Zum üblichen Nachttrünke; der früher gebrachte Wein diente zum Trunke nach dem Bade.

daß das Heer ihrer Freunde unentdeckt geblieben sei. Jetzt aber war dieß nicht mehr zu befürchten.

Das Lachen unter solchen Verhältnissen ist ein altepischer Zug, fügte Professor Edman dem bei. Gerade so lacht Brunhild, als sie den Mord des von ihr geliebten Sigurd erfährt; denn sie weiß, daß die ihr verhaßte Gemahlin Sigurds nun den tiefsten Schmerz empfindet und sie gerochen ist. Und von Loumor heißt es im dänischen Volksliede „Stolz Senild," als er vernimmt, sein Weib Senild habe ihre Brüder, die er tödten will, zum Gelage entboten: „Herr Loumor lachte da herzlich sehr; Er lachte nicht in acht Jahren vorher. Und weiter: Herr Loumor begann wiederum zu lachen, Daß die harte-Mauer zersprang mit Krachen. Da sprach das Kind, in der Wiegen es lag, Es sprach nicht eh'r als an diesem Tag; Das ist nicht geschehen zum Guten: Mein Vater lacht über meine Mutter." Loumor tödtet wirklich Senilden sieben Brüder. Von Senild dann, die den Mord rächen will, wird gesagt, als sie vernimmt, daß Loumor seine Geschwister zu sich entboten habe: Da lachte stolz Senild so herzlich sehr, Sie lachte nicht in acht Jahren vorher. Sie tödtete darauf die acht Geschwister und den Gatten. Die Beispiele wären, wenn es nöthig wäre, leicht zu mehren. Die Alten waren ein hartes Geschlecht, ebenso fest im Hasse, wie in der Liebe.

Da Niemand weitere Erläuterung verlangte, fuhr Haspinger fort:

Herwig und Ortwin waren bald zu ihren Leuten zurückgekommen und hier wurden sie von einer großen Menge umstanden, die da hören wollte, was sie ausgerichtet hätten. Ortwin erzählte, wie sie Gudrun und Hildeburg waschend am Strande getroffen, und forderte sie auf, die von jenen weiß gewaschenen Kleider nun roth zu färben und die Gefangenen zu befreien. Hierauf befiehlt Wate dem Heere den Aufbruch, daß sie, bevor es morgen tage, vor Hartmutes Burg seien. Das Gebot ward befolgt.

Als der Morgenstern aufgieng, trat eine der Jungfrauen aus Hegelingen in ein Fenster: da sah sie Helme und Schilde glänzen, und sie erkannte, daß die Burg belagert sei. Sie gieng sofort und weckte Gudrun nebst den Anderen. Aber auch der Wächter auf

dem Thurme war wach geworden und rief die schlafenden Krieger auf, die Burg zu vertheidigen. Gerlind vernahm zuerst den Ruf des Wächters; sie eilte an eine Zinne, sah die Feinde und weckte Ludwigen sofort auf. „Die Burg ist von Feinden umringt, sagte sie; Deine Recken werden heute theuer Gudrunen Lachen bezahlen.“ Er trat mit Hartmute in ein Fenster, und dieser erkannte an den Fahnen, wer die Feinde seien. Er weckt darauf seine Mannen, und viertausend rüsten sich, um die Feinde von der Burg abzutreiben.

Dreimal blies der alte Wate sein Heerhorn und gab damit das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Gudrun trat jetzt auch in die Zinne, und da sah sie, wie Hartmut mit den Seinen stattlich zum Streite hinausritt. Ortwin und Hartmut trafen zuerst auf einander; Ortwin ward verwundet, Hartmut aber darauf von Horande, der die Fahne der Hegelinge, die er trug, aus der Hand gab, angegriffen. Er blieb jedoch auch in diesem Kampfe Sieger, da er Horanden gleichfalls verwundete. Inzwischen waren Herwig und Ludwig auf einander gestoßen, aber so kühn auch Herwig war, der alte Ludwig schlug ihn zu Boden. Hätten nicht seine Mannen ihm geholfen, so wäre es mit seinem Leben aus gewesen. Als er sich wieder erhoben hatte, blickte er schamvoll auf zur Zinne, ob etwa seines Herzens Königin seinen Fall gesehen hätte. Voll von Scham und Zorn hieß er seine Fahne sofort wieder hintragen, wo Ludwig mit den Seinen zog. Dieser, der den Schall der Reitenden hörte, wandte sich, um dem Gegner wieder Kampf zu bieten, ward aber jetzt von Herwige erschlagen. So hatte Herwig seinen Fall wohl gesühnt.

Da rief Hartmut die Seinen an, mit ihm in die Burg zurück zu reiten; genug der Feinde wären bereits hier erlegen, und er wolle beßre Zeit erwarten. Aber der alte Wate hatte mit tausend Mann sich zwischen Hartmut und das Burgthor geworfen und so gelang es diesem nicht, in die Burg hinein zu kommen, ob sie auch von der Mauer schwere Laststeine werfen sahen, um die Hegelinge zurückzutreiben. Als Hartmut Waten erblickte, sagte er: „Was wir ehedem verdienet haben, das erzeiget sich uns heute

deutlich: die Gesunden stehn in Sorge und der Todten liegen uns hier viele. Fliegen kann ich nicht, ich habe keine Federn; auch unter die Erde kann ich nicht, was mir auch geschieht; auch können wir vor den Feinden nicht zum Meere: meinen besten Willen will ich Euch deutlich künden. Nichts anders bleibt uns übrig, edle Ritter: steiget von den Rossen und hauet heißes Blut aus den lichten Ringen!" Sie saßen ab und stießen die Rosse rückwärts. „Nun zu! sprach da Hartmut; geht näher an das Haus, es sei übel oder gut. Ich muß zu Waten, wie mir's gelingen mag; ich will doch versuchen, ob ich ihn vom Thore fernen kann." Mit erhobenen Schwertern drangen sie da vor, Hartmut und die Seinen. Da bestund er Waten, und das gereichte ihm zur Ehre. Laut klangen die Schwerter, und mancher guter Ritter starb.

Da kam Ortrun, die junge Königin, mit windender Hand zu Gudrun gegangen; sie fiel ihr zu Füßen und beklagte sehr ihren Vater Ludwigen. „Laß Dich erbarmen, edles Fürstenkind, sagte sie, soviel meiner Mage, die hier erschlagen liegen. Gedenke, wie Dir war, da man Deinen Vater schlug, edle Königin: nun habe ich hier den meinen heute verloren. Und nun steht mein Bruder Hartmut vor Waten in großer Gefahr; verliere ich ihn, so muß ich eine Waise sein. Laß mich des genießen: so Dich von Allen, die hier sind, Niemand beklagte, Du hattest keinen Freund hier außer mich: was auch Jemand Dir zu Leide that, ich mußte zu allen Zeiten um Dich weinen." Da sagte Hilden Tochter: „Du hast viel geweint. Ich weiß aber nicht, wie ich den Streit enden möge, ich wäre denn ein Recke und trüge Schwert. Gern würde ich dann den Streit scheiden, daß Dir Deinen Bruder Niemand schlüge." Angstvoll weinte Ortrun und bat sie flehentlich. Da trat Gudrun in das Fenster, winkte mit der Hand und fragte, ob Jemand von Hegelingen in der Nähe wäre. „Wer seid Ihr, Jungfrau, die Ihr uns fragt? antwortete ihr Herwig. Keiner der Hegelinge ist hier; wir sind von Sewen. Aber sagt, was wir Euch dienen sollen. Seid Ihr Gudrun, meine liebe Herrin, so will ich Euch gern immer dienen. Ich bin es, Herwig; und ich laß' Euch schauen, daß ich Euch gern von allen Sorgen löste."

Sie bat ihn darauf, Hartmuten aus dem Streite von dem alten Waten zu scheiden, und Herwig befahl sogleich, seine Fahne zu Waten Feinde hinzubringen. Er mit allen den Seinen folgte ihr. Laut rief er Waten an und bat ihn, daß er ihm vergönnte, den Streit zu scheiden, um der edlen Jungfrau willen; Wate jedoch zürnte und hieß ihn fort gehn; Hartmut müße seines Frevels entgelten. Herwig sprang nun Gudrunen zu Liebe zwischen beide; Wate jedoch war so im Grimme, daß er ihn sofort zu Boden schlug. Da eilten aber Herwigs Mannen herbei und führten diesen und Hartmuten aus dem Streite.

Wate tobte wild und drang immer näher zum Burgthore. Da Hartmut gefangen war, mußte es seinen Helden misselingen. Wie muthig sie auch die Stürmenden von der Burg mit Spießen und Werfen abzuwehren suchten, Wate gewann sie doch mit grimmem Sturme. Die Riegel wurden aus der Mauer gehauen, und die Hegelinge drangen in die Burg unter lautem Weinen der Frauen. Horand trug Hilden Banner auf den besten Thurm und ließ es wehen. Manches reiches Gemach ward nun aufgehauen; überall hörte man lautes Wehgeschrei; die Gäste waren nicht eines Muthes: viele schlugen Wunden, viele trachteten nach Hab' und Gut.

Ortwin der Herre rufte Waten an:
„Was in der Welt haben die Kinder Euch gethan?
Sie haben an unsern Magen keiner Art Schulde:
Nun durch Gottes Ehre, so laßt die armen Waisen haben Hulde!"
Da sprach Wate der Alte: „Du hast Kindes Muth.
Die in den Wiegen weinen, däuchte Dich das gut,
daß ich sie leben ließe? Sollten die erwachsen,
nicht wollt' ich getrauen ihnen mehr denn einem wilden Sachsen!" [1]

Aus den Gemächern floß von allen Seiten Blut. Da kam Ortrun die hehre hin wo sie Gudrunen sah. Sie neigte ihr Haupt

[1] Müllenhoff hat diese beiden Strophen als unecht verworfen; aber des alten Waten Thun ist in der alten Sitte wohl begründet. Höfisch handelt Wate freilich nicht; aber er ist auch kein höfischer Ritter, und solche Züge werden in späterer Zeit nicht erfunden. Die Handschrift läßt die erste Strophe den Friesen Irold sprechen; das freilich ist falsch, denn Irold hat an diesem Kampfe keinen Antheil. Man hat sie Ortwinen sprechen zu lassen.

vor der schönen Maid. „Gudrun, Herrin, sagte sie, laß Dir Leid sein meinen großen Jammer und laß mich nicht umkommen. Es steht an Deinen Tugenden, sonst muß ich durch Deine Freunde sterben.“ Gudrun sagte, sie wollte sie retten, wenn sie könnte, und hieß sie mit ihren Jungfrauen ihr zur Seite treten. So ward sie erhalten; aber zwei und sechszig Männer, die auch unter die Frauen traten, mußten entweichen, sonst wären sie erschlagen worden. Da stürmte auch die üble Herlind daher und warf sich der Jungfrau zu Füßen. „Schirme uns, Königin, vor Waten und seinen Mannen, rief sie; rettest Du mich nicht, so ist's um mich ergangen!“ Da antwortete ihr Hilden Tochter: „Gern höre ich Euch bitten, daß ich Euch genädig sei. Aber wie könnte ich Euch der Bitte gewähren? Nie konnte ich Euch erbitten, Ihr waret mir immer ungenädig; deshalb muß ich Euch von Herzen zürnen.“ Da ward ihrer der alte Wate gewahr. Mit knirschenden Zähnen hub er sich dahin, mit blitzenden Augen und mit ellenbreitem Barte. Alle, die da waren, fürchteten den Held von Stürmen. Er griff sie bei der Hand, zog sie von den Maiden fort und sagte in seiner Wuth: „Nie mehr, hehre Königin, soll meine Jungfrau Euch eure Kleider waschen!“

Nun ließen sie überall vom Streite. Da kam Herwig mit seinen Kampfgenossen in den Saal Ludwigs. Er war roth von Blute; aber als ihn Frau Gudrun sah, ward er wohl von ihr empfangen. Schnell band der Held sein Schwert von der Seite und schüttete seine Brünne in seinen Schild. Eisenfarbig, wie er war, trat er zu den Jungfrauen: ihnen zu Liebe hatte er den Tag hindurch das Wahlfeld oft durchhauen.

Da sprach Wate der Alte: „Bleiben hie wir stehn?
Wir haben ihnen vergolten: nun heißt hinunter gehn
Gudrun die schöne; wir solln gen Hegelingen,
und Frauen Hilden lassen sehn, was wir ihr heim zu Lande bringen!“ [1]

[1] Müllenhoff verwirft diese Strophe; aber sein Schluß des Gedichtes scheint mir für ein mære zu abgebrochen. Ein Abschnitt kann so schließen, aber nicht ein Gedicht. Freilich müssen Waten Worte: wen wellen wir hie lân, der uns phlege der lande? abgeändert werden in: sul wir hie bestân? wir hân

Nein, sagte Fräulein Berta, hier am Ende gefällt mir Gudrun nicht; sie hätte edler gehandelt, wenn sie der bösen Gerlind verziehen hätte.

Vergessen Sie nicht, erwiderte ihr Huno, daß wer nicht hassen kann, auch nicht zu lieben weiß.

Und vergessen Sie nicht, gab sie darauf zur Antwort, daß wir das Gebot haben: Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die Euch beleidigen und verfolgen.

Ja, sagte darauf Huno, das ist auch so ein Gebot, daß kein Mensch befolgt hat, noch befolgen kann. Oder hat nur auch die Kirche, die sich doch die christliche nennt, es jemals befolgt? Erinnern Sie sich nur an das zur Zeit der Waldenserverfolgungen von einem Dominicaner gedichtete Lied, worin er dem auf den Scheitern Stehenden am Ende jeder Strophe zuruft:

crois comme nous, ou tu seras brûlé!

Heißt das seine Feinde lieben? Sie werden mir vielleicht einwenden, das sei in einer rohen Zeit gewesen. Ich erwidere Ihnen, daß Christenthum hatte damals bereits zwölf hundert Jahre bestanden. Oder soll ich Ihnen Beispiele aus dem sechszehnten, oder wenn Sie wollen gar aus dem neunzehnten Jahrhundert anführen? Die christliche Kirche also hat dieß Gebot nie befolgt.

Auch der christliche Staat will davon nichts wissen, sagte jetzt Baron Wilmar. Hätte der König, der da immer zu sagen liebte: „Ich und mein Haus wollen dem Herren dienen," es befolgt, so hätte er gegen Alle, die er Aufrührer nannte, anders handeln gemußt, als er gehandelt hat. Weder Kirche noch Staat beachten also dieses Gebot, und die Einzelnen handeln nicht anders. Sagen wir es nur offen: weder Staat noch Kirche noch Einzelne können es befolgen, wenn sie bestehn wollen. Es ist also jenes Gebot, so lange die Menschen nun einmal so sind, wie sie sind, nur eine schön klingende Floskel, wie es deren dort mehrere giebt. Gudrun

in wol vergolten; denn daß Burg und Land besetzt bleiben, gehört zu den Zusätzen. Da Hilde jedoch das Heer sandte, so muß ihrer am Schlusse gedacht werden.

handelte zwar nicht diesem Spruche, aber sie handelte der menschlichen Natur gemäß. Hätte sie der bösen Gerlind verziehen, so wäre sie ein widernatürlich sentimentaler Romancharakter, keine Heldin des Alterthums.

Lassen wir dieß Gespräch doch fallen, nahm der alte Graf jetzt das Wort, und wenden wir uns dem Gedichte zu. Wie es Müllenhoff giebt, besteht es kaum aus einem Viertheil der handschriftlichen Ueberlieferung; aber das von ihm Gegebene bildet ein schöngefügtes Ganzes. Seine Gudrun enthält nur 415 Strophen, während die Handschrift 1705 Strophen bietet. Ist alles, was die Handschrift mehr hat, Zusatz Fremder, so weiß man in der That nicht, wie man ein solches Verfahren mit dem Kunstwerke eines Andern benennen soll.

Bei weitem die meisten Strophen, die Müllenhoff verwarf, sind unbestreitbar spätere Zusätze; das beweist theils ihre Leerheit an Inhalt, theils der Reim in der Mitte der Zeilen, theils die Formverschiedenheit vieler Strophen (Nibelungenstrophen), abgesehen von andern Dingen, wie Spracheigenheiten u. s. w., sagte darauf Haspinger. Einige der von ihm ausgeschiedenen Strophen habe ich jedoch aufgenommen, wie Sie hörten, weil ich sie nicht als Zusätze ansehen kann. Ein solches Verfahren mit einem Kunstwerke läßt sich freilich nur begreifen, wenn man annimmt, daß die Fahrenden kein Eigenthumsrecht ihrer Zunftgenossen anerkannten. Mit den Werken der höfischen Epiker verfuhr man rücksichtsvoller. Zwar zeigen auch sie Zusätze, aber immer nur von geringem Umfange.

Aber was bewog denn eigentlich zu diesen Anschwellungen der Gedichte der deutschen Heldensage? fragte Irmgard.

Die Gedichte der deutschen Heldensage, belehrte sie Haspinger, waren ursprünglich alle für den Gesang und zwar wohl oft im Freien bestimmt; sie mußten demnach kurz sein, mochten sie nun aus Liedern bestehn, oder Mähren bilden. Die Gedichte der ritterlichen Epiker dagegen waren bestimmt, vorgelesen zu werden und zwar im Zimmer; sie konnten daher umfangreich sein. Erforderniß war nur, daß sie für das Vorlesen wohlgegliedert, also in Bücher abgetheilt waren. Die höfischen Rittergedichte bildeten nun aber

die Modeunterhaltung der vornehmen Welt. Wollten die Volkssänger nicht ganz ausgeschlossen sein, und sie wurden es bereits immer mehr und mehr, so mußten sie darauf Bedacht nehmen, ihre Erzeugnisse denen der ritterlichen Dichter ähnlicher zu machen, so daß sie zum Vorlesen dienen konnten. Die Einen erweiterten nun die Gedichte älterer Dichter, behielten jedoch die strophische Form bei. Sangen sie, so trugen sie wohl nur die alten, echten Strophen vor; lasen sie, nun so kamen dann auch die Zusätze zu Gehör. Andere, die sich noch näher anschließen wollten, gaben die strophische Form auf, und dichteten ihre Sagen in kurzen Reimpaaren um, wie Ihnen bereits angedeutet ward.

Gut, sagte Berta, jetzt begreifen wir dieß Verfahren. Aber bevor Sie zum neuen Gedichte übergehn, noch eine Frage. Ueber Hagenen, Hetelen, Horanden, Hilde wissen wir bereits Näheres, aber noch nicht über den alten Wate, der mehr einem Riesen als einem Recken gleicht.

Wate ist wirklich ein in der späteren Sage zum Helden veredelter Riese, sagte Graf Huno. Er ist der Sohn Wilkins und der Vater Wielands, mithin Großvater Witiches. Die Abstammung der alten Helden ward bald auf Götter, bald auf Aelbe, bald auf Riesen zurückgeführt, und so konnten einzelne Riesen leicht ganz in Helden übergehn, wie es mit Waten der Fall ist. Er hat noch genug riesisches an sich, dennoch steht er unserm Gedichte wohl an; unter die Helden des Nibelungenliedes würde er freilich nicht passen. — Aber der Abend ist vorgerückt. Freund Haspinger wird wohl das neue Gedicht zur Hand nehmen müssen, wenn wir damit heute fertig werden wollen.

Haspinger begann also:

Salmann und Morolt ist ein Gedicht, das im zwölften Jahrhunderte gleich Orendel und Oswald zu dem, was es jetzt ist, umgedichtet ward. Der Name Salmann berührt sich mit Salomon, und da es bereits ein satyrisch dialogisches Gedicht, Salomon und Morolf oder Markulf gab, worin die Schulweisheit des gelehrten jüdischen Königes gegen den grob bäuerischen

Mutterwitz Markulfs immer den Kürzeren zieht,[1] so war die Veranlassung geboten, in Salmann Salomon zu sehen und den Ort der Handlung in das Morgenland zu verlegen. Wirklich ward auch unser erzählendes Gedicht in kürzerer Fassung dem Spruchgedichte als Schluß angehängt.[2] Das Gedicht Salmann und Morolt ist in einer einzigen Handschrift aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und in einem einzigen Exemplare eines alten Druckes, der dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts angehört und den Benedictinern im Kloster Neresheim zugehörte, erhalten. Fragt man, wo das Gedicht entstanden sei, so weist es eine Menge Sprachformen sowohl in der Handschrift als auch im Drucke (der Druckort ist unbekannt, da die letzten Blätter fehlen) nach dem Niederrheine, die Gegend, wo im zwölften Jahrhunderte die Dichtkunst besonders gepflegt ward. Sein Verfasser war ein Fahrender. Daß das Gedicht, wie wir es jetzt haben, sehr verwildert und der Strophenbau zerrüttet ist, darf uns nicht wundern: das fanden wir bei allen Gedichten des zwölften Jahrhunderts, die einzig in Handschriften oder Drucken des fünfzehenten, sechszehenten Jahrhunderts erhalten sind. Demnach ist es gerathen, Ihnen nur eine Auflösung in Prosa vorzutragen. Sie bekommen somit zwar nur den Inhalt; aber an der Form, wie sie jetzt nun einmal ist, würden Sie wenig Gefallen finden.

I.

Zu Jerusalem ward ein Kind geboren, das seit zum Herren über das christliche Volk erwählt ward. Das war der König

[1] Es giebt davon auch hoch- und niederdeutsche Bearbeitungen in Prosa nach einem lateinischen Originale, auch italienische in Prosa und Versen, worüber Eschenburg in den Denkmälern S. 173—179, und v. d. Hagen in seiner Einleitung zum Gedichte (Deutsche Gedichte des Mittelalters I.) Näheres geben. Der zuerst dieser Gespräche zwischen Salomon und Markulf erwähnt, ist Wilermus Tyrius, Erzbischof von Cypern, der im zwölften Jahrhundert lebte. Man findet die Stelle in seiner Geschichte des heiligen Krieges, des ersten Kreuzzuges (Historia rerum in partibus transmarinis gestarum) in Gesta Dei per Francos, S. 834. Auch Freidank kannte sie im dreizehnten Jahrhunderte.

[2] Dieses angehängte erzählende Gedicht war ursprünglich in der bekannten sechszeiligen Strophe gedichtet; seine Heimath ist der Niederrhein.

Salmann, der sehr weise war. Er nahm ein Weib aus Indian, die schöne Tochter eines Königes. Mancher Held starb ihretwegen: es war eine übele Stunde, da sie zur Welt geboren ward. Ihr Vater hieß Cyprian. Gegen seinen Willen nahm er sie ihm und führte sie über den wilden See. Er hatte sie mit Gewalt auf der Burg zu Jerusalem. Ihr Hals war weiß wie Schnee, ihr Mund leuchtete wie ein Rubin, ihre Augen spielten, wie ihrem Adel geziemte. Nie ward eine schönere Frau. Ihr Haar war der gelben Seide gleich und wohlgestaltet war ihr Leib. Saloms oder Salme war das wonnigliche schöne Weib geheißen. Sie leuchtete recht wie ein Licht, und überaus lieb war dem Könige die Frau. Er ward freudenvoll, wenn sie ihn mit ihren schneeweißen Armen umfieng. Seit hub sich Noth und Mühsal um das wunderschöne Weib und mancher kühner Ritter verlor sein Leben. Nur bis in das vierte Jahr hatte er sie: da kam über den Wendelsee ein gewaltiger König, dem nach der Frau weh war. Er hieß Pharo und war ein stolzer Heide; manches Land hatte er kennen gelernt. Sein Vater hieß Memerolt. Sechszehen heidnische Könige, sechs und dreißig Herzogen und fünfzig Grafen dienten ihm an seinem Hofe; alle waren ihm unterthan.

II.

An einem Sonntage geschah es, daß Pharo seine Helden um Rath bat, denn er wollte gern eine schöne Frau haben, die ihm gezieme und die über das Land am Wendelsee Herrin sein möchte. Da keiner ihm rathen konnte, blickte er zornig zu Boden: da wurden alle seine Mannen traurig, daß sie ihm keinen Rath geben konnten. Endlich sprach ein alter greiser Mann: „So viel der Lande ich auch durchwanderte, kein schöneres Weib sah ich jemals als die Königin zu Jerusalem, die Gemahlin Salmanns des Königes. Die geziemte Dir zu einer Frau über das Land am Wendelsee.“ Auf diese Rede blickte der König Pharo freudig auf. „Nimmer kann, rief er, der reiche König Salmann seine schöne Frau vor mir bewahren. Es stehe kurz oder lang an, ich nehme sie ihm mit Gewalt und führe sie über den Wendelsee. Wer mir

dazu hilft, den will ich reich machen.“ Da sagte der König Cyprian: „Es ist meine schöne Tochter. Salmann nahm mir sie wider Willen, das klage ich Dir. Mein Herze gönnt sie ihm nicht.“

III.

Sofort rüstete da Pharo vierzig Kiele; Trank und Speise für ein Jahr hieß er da hinein tragen; mancher heidnischer Mann fuhr da mit ihm über das Meer und am achtzehenten Morgen kamen sie gen Jerusalem. Als er die Burg sah, sagte er: „Nun kann König Salmann seine schöne Frau keinen Tag vor mir beschützen!“ Als sie in den Hafen gekommen waren, zogen sie die Kiele an das Gestade und legten darauf ihr Streitgewand an; der Herzog Eliam aber nahm das Banner in die Hand. Sie zogen fürder auf das Feld. Pharo hieß seine Zelte auf der Ebene aufspannen. So ward der edle König Salmann mit Heeresmacht besessen.

IV.

Da sprach der heidnische Mann zu dem Herzogen Eliam: „Möchten wir nun einen Boten haben, der dem Könige Salmann von uns abzusagen sich getrauete! Er muß mir sein schönes Weib geben, oder mit mir einen Kampf kämpfen. Eines von beiden muß sein!“ Da sagte der Herzog Eliam, er wolle in die Burg gehn und widersagen, sollte auch sein Leben zu Pfande stehn. Er legte Hermelingewand an, das mit Golde wohl durchschlagen war: so hub er sich zu der Burg hin. Da er in den Palast kam, empfieng ihn König Salmann schön und hieß ihn willkommen sein; auch Morolt, Salmanns Bruder und die Königin begrüßten ihn freundlich. Als Salmann ihn so empfangen hatte, ließ sich Eliam auf ein Knie nieder und sagte: „Herr, hast Du's nicht vernommen? Der König vom Wendelsee kam mit Gewalt herüber. Du sollst ihm Dein schönes Weib geben oder mit ihm einen Streit streiten. Eines von beiden muß sein. Du mußt ihm Deine Frau geben oder ihn mit Streite bestehn.“ Da sagte Salmann der König zum Herzogen Eliam, eh er ihm sein schönes Weib gebe, wolle er und mancher Ritter das Leben wagen. Eliam wollte von dannen gehn;

Morolt jedoch hieß ihn noch weilen und sprach: „Kannst Du mir auf Deine Treue sagen, wie stark das Heer Deines Herren ist?“ „Er hat wohl vierzig tausend Mann,“ antwortete ihm Eliam. „Wohl! sprach Morolt, mag ich es fügen, es geht ihnen allen an das Leben.“ Eliam nahm da Urlaub und gieng zum Heere zurück. „Was entbietet mir Salmann? fragte Pharo; will er mir die Frau geben, oder mich mit Streite bestehn?“ „Herr, antwortete Eliam, sie verzagen nicht am Streite; ich fürchte, eh uns das Weib werde, muß mancher stolzer Ritter das Leben verlieren.“

V.

Der edele König Salmann gewann da schnelle Boten. Er sandte sie weit in die Lande nach manchem stolzen Helden. Denen thaten sie die Reise kund. Da kam dem Könige Salmann mancher werther Dienstmann, die ihm beistehn wollten. Er gewann ihrer fünf und dreißig tausend Mann. Morolt, der listige Mann, nahm das Banner in die Hand; die Herren wurden alle bereit, und so ward den übelen Heiden in das Heer widersagt. Da blies man die Heerhörner und die hochgeborenen Könige sammelten sich. Von dem Streite hub sich Weh und mancher stolzer Heide schrie laut über seine Wunden. Unmäßig groß ward der Streit; manchen Krach hörte man von den Schlägen; bald ward ihr Uebermuth geniedert: welcher Heide aus dem Streite entwich, der ertrank im Meere. So hub sich vor der Stadt der Streit um Salme, das schöne Weib. Er währte bis an den fünften Tag und bis der übelen Heiden dreißig tausend todt lagen. So ward König Pharo sieglos; er selbst ward gefangen und verlor manchen Dienstmann. Salmann führte ihn mit sich von dannen auf die Burg zu Jerusalem. Da empfieng ihn tugendlich Salme die edle Königin.

VI.

Da nun der König Salmann den Sieg an König Pharo gewonnen hatte, sprach er: „Nun rathet, alle meine Mann, in welcher Art Bande soll ich meinen Feind halten?“ Da sprach Morolt, der listige Mann: „Ich kann Dir wohl rathen: Gedenke, lieber Bruder, um welcher Untreue willen König Pharo her gekommen

ist. Daran sollst Du gedenken, daß der hochfährtige Mann Dein Weib Dir nehmen wollte; darum, lieber Bruder und Herr, nimm ihm sein Leben. Ja, reicher König Salmann, wagst Du nicht Pharon zu tödten, ich gebe Dir meine Treue, so hast Du Dich gar der Ehren entschlagen." Da sprach der König Salmann: „Des müßte ich immer Schande haben. Wäre er in dem Streite gefallen, ich wollte ihn wohl verklagen. Nein, ich lasse ihn einschmieden; er muß in meinen Banden liegen; ich will ihn verderben und Salme, das viel schöne Weib, sein hüten lassen." „Das dünket mich nicht gut, sagte darauf Morolt. Wenn man Stroh nahe zu dem Feuer thut, leicht entzündet es sich daran. So geschieht Dir mit dem Könige, willst Du Deine Frau sein hüten lassen." Da sprach der König Salmann: „Was hat die Königin Dir gethan? Du hegst Argwahn gegen sie. Auf meine Treue! darüber habe ich keine Sorge." Da sprach der listige Mann: „Reicher König Salmann, Du schaffest Dir Laster und Schaden. Wirst Du von ihr betrogen, es wird Dir von mir vorgehalten." Ueber diese Rede zürnte Salmann: „Meine Huld hast Du verloren und nimmer gewinnest Du sie wieder, weil Du der edlen, hehren Königin missetrauest." So übergieng er Moroltes Rath, er ließ die Frau des Pharo hüten. Daran that er thöricht, denn sie ward seitdem dem heidnischen Manne heimlich.

VII.

Ein Heide, Elias geheißen, war ein Meister der Zauberkunst. Er war König Pharen Oheim. Der wirkte mit List in einen Fingerring einen Stein. Als der Zauberring fertig war, sandte er ihn über die wilde See dem reichen Könige Pharo: Dem war in den Banden sehr weh. Als er den Ring erhalten hatte, gab er ihn der Frau in die Hand. „Viel edle Königin, sprach er, nun trag mir zu Liebe diesen Goldring." Als sie den Ring sah, gefiel er ihr sehr. Das bewirkte der Zauber. Dem reichen Könige Pharo ward sie seitdem überaus hold. Sie nahm den Ring und gieng hin, wo sie Morolten fand; sie bat ihn, das Gold gegen die Sonne zu halten, ob er etwa etwas daran sähe, daß

ihr an der Ehre schaden könnte. Da Morolt den Ring gegen die Sonne hielt, da war das Gold so roth, daß er, so klug er war, den Zauber, der im Ringe lag, nicht erkennen mochte. Die Frau stieß darauf den Ring an ihre Hand. Sogleich erfuhr sie, daß unter dem Steine ein Zauber lag, da sie nun zu allen Zeiten des Königs Pharo gern pflegte.

VIII.

Er saß ihr eines Tages bei. „Edle Königin, sprach er frei,
 Du sollst gedenken daran,
 daß ich um Deinetwillen verlor so manchen Dienstmann!“
Da sprach die wunderschöne Frau: „Schweig der Rede, Pharo! schau,
 Salmann Weisheit gewann:
 doch viel mehr ich fürchte Morolt den listigen Mann.“
„Genade! edle Königin, Wär' Deine Huld nur mein Gewinn,
 sprach der übermüth'ge Mann,
 mit meinen klugen Listen gewön' ich Dich wohl beiden an.
Du sagst es selbst wohl, Herrin, Dir: er sollte fernen Dich von mir.
 Du wähnest, daß er weise sei?
 Nun, auf meine Treue! ich bin weiser, denn sein drei.“
Da sprach die wunderschöne Frau: „Schweig der Rede, König! schau,
 nie geboren ward ein Mann,
 der Morolt an Listen den zehnten Theil nur gleichen kann.
An meiner Farbe wird er inn', sprach die edle Königin,
 wie's in meinem Muthe steht.
 Ich weiß wohl, König Pharo, uns beiden es an's Leben geht.“
Er sprach: „Es sind an meinem Hofe sechs und dreißig Herzogen,
 und fünfzig Grafen, sonder Wahn,
 und sechszehn hehre Könige: die mach' ich Dir all' unterthan.
Mir dient Dein Vater Kyprian: der Dienst wird gänzlich abgethan
 um Dich fürder immermehr.“
 „So will ich gern Dir folgen,“ sprach die Königinne hehr.
Der Rede ward der König froh; weiter sprach der Heide so:
 „Frau, Du folge sonder Weh:
 Du sollst gewaltig werden über's Land zum Wendelsee.
Von heut' an über ein halbes Jahr so sende her ich Dir fürwahr
 einen meinen Spielmann,
 Turcis ist er geheißen: den sollst Du, Frau, mit Huld empfahn.

Eine Harfe trägt er in der Hand, das soll Dir, Herrin, sein bekannt,
die ist von edlen Steinen klar:
ein Zauberkraut Dir bringt er, daß des Niemand wird gewahr.
Das lege Dir in deinen Mund: sofort denn wirst Du ungesund,
auf das Gras Du fällst für todt,
doch deine lichte Farbe behält fürwahr ihr holdes Roth."
Da sprach die Königin so hehr: „Nun muß es mich betrüben sehr,
und muß in Leid des immer stehn,
daß ein so reicher König zu Fuße soll von hinnen gehn."
Da ließ der Heide sie verstehn, er möchte wohl zu Fuße gehn.
„Ich liege hier auf meinen Tod:
nun löse Du nur, Herrin, mich, zu Fuße gehn macht mir nicht Noth."
Sie löste Feßel ihm und Band. „Nun räume bald, o Herr, das Land;
den Boten sende mir in Zeit:
ja bin ich ungerne des König Salmannes Weib!"

IX.

Als die Kunde an den Hof kam, daß der Heide entronnen sei, da sprach Morolt, der kluge Mann: „Das hat die Königin aus großer Untreue gethan." „Was that Dir die Königin, sagte da Salmann, daß Du gegen sie Argwahn hegest? Ihre Jungfrauen haben ihn ohne ihre Schuld befreiet." Darauf sagte Morolt, der Degen: „König, bewahre sie wohl, denn ich sage Dir, die Königin bleibt Dir kein halbes Jahr mehr." Der Rede geschwiegen sie da; aber nach einem halben Jahre kam der heidnische Harfner. Er trug zwei Turteltauben, die übergab er der Königin. In der Hand trug er eine Harfe, die der Frau wohl bekannt war, denn sie war mit edlen Steinen geschmückt. Er brachte ihr ein Zauberkraut, daß dessen Niemand gewahr ward. Als sie die Harfe ihm aus der Hand nahm, bot er ihr den Zauber. Drauf gab sie ihm die Harfe wieder und raunte ihm zu: „Nun räume, Held, schleunig dieß Land, eh Dein Morolt gewahr wird." Bald darauf nahm sie das Kraut in den Mund: sie ward sofort krank und sank auf das Gras für todt nieder; aber ihre schöne lichte Farbe war unverwandelt. Angst und Noth hub sich, da sie so jähes Todes starb; Morolt aber, der weise Mann, sagte: „Der Königin ist

dieser Tod mit bösem Zauber angethan!" Als König Salmann die Kunde vernahm, und er es mit Augen sah, riß er vor Herzeleid sich das Haar aus dem Haupte. Da sprach Morolt, der Degen: „Es ist Schande, daß man eines Fürsten Hand in seinem Haare sehen soll: der Königin ist der Tod mit Zauber angethan. Viel der Lande habe ich kennen gelernt und ich bin der Aerzte Knecht gewesen: ließe man mich zu der Frau, ich machte sie wohl gesund." „Laß die Rede, Morolt, sagte da König Salmann: Du hast mir und der Königin so viel zu Leide gethan, daß Du Dein Spotten wohl lassen könntest." Salmann ließ es nicht, er gieng hin zur Königin. Groß war der Jammer seines Herzens, doch seiner Treue gegen die Königin genoß er nicht. Morolt war schlau und klug; er wollte die Königin baß versuchen, daß er die Wahrheit erführe. Entrinnet sie von hinnen, dachte er, so muß ich ihr nach in fremde Lande. Er gieng zur Königin und goß ihr geschmolzenes Gold durch die Hand; aber sie empfand nichts davon durch den starken Zauber. Da sprach Salmann, der König: „Morolt, Du hast unrecht gethan! reit bald aus meinen Augen! Was zeihest Du die edle Königin?" Da sprach der listige Mann: „Das dünkt mich gut. Aber sie ist noch nicht todt; ihre schöne, lichte Farbe ist unverwandelt." Ueber diese Rede ward Salmann zornig: „Meine Huld hast Du gar verloren, sagte er; wisse, daß Dich meine Augen nie mehr sehen sollen! Wärest Du mein Bruder, Du ließest wahrlich Dein Spotten. Mein Jammer wäre Dir leid. Du wardst nie mein Bruder: meine Huld sei Dir widersagt!" Salmann ließ die Frau in einem rothgoldnen Sarge bestatten: als ob sie ein Engel wäre, lag darinne die Königin. Da sprach der Degen Morolt: „Daß man das Gold so verschwendet! Wollte man meinen Rath befolgen, man trüge sie in ein Moor."[1] Er unterließ es nicht, er gieng in der Nacht zum Grabe und legte einen schweren Stein darauf. Aber der arge Spielmann kam und führte die Frau von dannen. Es war am dritten Tage, daß er den Sarg aufbrach: der reiche König Salmann genoß seiner Treue

[1] Ehebrecherinnen wurden in Moore versenkt.

übel. So stahl sich die schöne Frau mit dem Spielmann hinweg und fuhr mit ihm über das Meer: viel mußte Morolt erdulden, eh er sie wieder gewann.

Drauf am fünften Tage gedachte Salmann in seinem Jammer, er wolle schauen, ob sie noch im Sarge sei; aber er fand den Sarg zerbrochen: nie geschah ihm noch auf Erden solches Leid. „Wehe mir, rief er, ich muß es verschweigen; ich wage nicht, Morolte es zu sagen.“ Da sah er ein Mägdlein; er winkte ihr mit der Hand und schalt sie, daß sie die Königin nicht beräuchere. Er gieng hinweg, die Magd aber ergriff ein silbern Rauchfaß: da sah sie den Sarg zerbrochen und sie verbreitete die Kunde über den ganzen Hof. Ein Diener sagte es dem Könige (er hatte es selbst wohl gesehen), daß die Königin fort sei. „Auf meine Treue, erwiderte er, mein Bruder hat das mir vorausgesagt!“ Er gieng zu Morolte und klagte ihm seinen Verlust. „Ich kann Dir's nicht glauben, erwiderte der listige Mann. Wahrlich, sie hat Dir ein kleines Hälmlein vorgestrichen![1] Wäre ich so weise wie Salomon und so schön wie Absolon und sänge ich so schön wie Horant: könnte ich meine Frau nicht minnen, ich hielt es für Schande.“[2] „Laß doch Deinen Spott, Bruder, sagte Salmann; suche nach der hehren Königin, so will ich mit Dir das gute Land zu Jerusalem theilen. Immer fortan will ich nach Deinem Willen leben, wenn Du mein Bote nach der edlen Königin wirst.“ „Da Du mich als Bruder anerkennest, sagte da Morolt, so soll alles geschehen, was Du gebietest.“

X.

Er gieng in die Stadt zu einem Juden, um sich bei ihm Rath zu holen. Er hieß Bermann, war weiß wie Schnee vor Alter, und sein greiser Bart reichte bis über den Gürtel hinab. Bermann führte ihn in seine Kammer; Morolt aber zog sein langes

[1] Dich getäuscht. Man vergl. du ziuhest mir den halm als einer jungen katzen vor, Ms. 2, 163a. [2] Ein Beweis, daß man Salmann und Salomon eben doch für verschiedene Leute ansah; denn war Salmann wirklich Salomon, so konnte Morolt nicht füglich sagen: „wäre ich so weise wie Salomon,“ wenn gleich Salomons Weisheit sprichwörtlich war.

Messer und stieß es dem Juden durch das Herz. Dann zog er ihm die Haut bis zu dem Gürtel ab und legte sie an.[1] „Nun, sagte er, will ich nicht ablassen, bis ich Salme, das schöne Weib, finde.“ Er gieng sofort zum Könige und bat ihn um eine Gabe durch aller Frauen Ehre. „Um der Frauen willen gebe ich Dir nichts, sagte Salmann; aber um Gottes willen will ich meine Gabe Dir mittheilen.“ „Nun so gieb mir den Ring, den Du an der Hand trägst durch Gott und Deine Tugend, sagte Morolt, und der König gab ihn ihm. Morolt neigte sich dankend; daß ihn Salmann nicht erkannte, ward er hochgemuth. Er gieng in seine Kammer, legte die Judenhaut ab und Scharlach an und gieng zurück zum Könige. „Wo hast Du Deinen Ring,“ fragte er ihn, worauf ihm Salmann sagte, er habe ihn einem alten Bettler gegeben. Morolt lachte und zeigte ihm den Ring; der König aber küßte ihn aus Freude. „Niemand in der Welt, sagte er, kann sich vor Deinen Listen bewahren.“ Morolt ließ sich darauf Stab und Tasche reichen und sagte: „Wahrlich, diese will ich immer tragen, wenn ich nicht die Königin finde.“

XI.

Morolt ließ sich ein Schiff bereiten und stieß es in das Meer. Es war wohl getheert und zwei Fenster gaben ihm Licht. Die Winde auf dem Meere konnten ihm nicht schaden. Darein trug er seine Tasche mit Lebensmitteln, als er sich beim Könige beurlaubt hatte, und fuhr aus nach der Königin. Nach langer Fahrt kam er zu Wendelsee in das Land; er barg sein Schiff in das Rohr am Strande und stieg aus. Da sah er einen Heiden unfern auf einem Wege und rief ihm zu: „Du mußt mir Dein Leben lassen.“ „Nein, kühner Degen, sagte der Heide, laß mich leben; ich bin seit manchen Jahren Burgmann zu Wendelsee.“[2] Da fragte ihn der listige Mann, wie seines Herren Burg beschaffen sei, und ob dieser ein so schönes Weib habe, wie man rühme. Der

[1] Wohl nur spätere Uebertreibung; ursprünglich gab ihm der Jude (Grimir = Wôdan?) wohl die unkenntlich machende Maske. [2] Wendelsee heißt das mittelländische Meer, aber auch Pharos Burg.

Heide gab ihm die gewünschte Auskunft; Morolt aber zog sein langes Messer und stieß es ihm in's Herze; darauf nahm er ihn und warf ihn in einen Graben, indem er sagte: „Du wirst nichts mehr verrathen!“ Hierauf schlüpfte er in die Judenhaut, zog eine wollene Schaube an, nahm einen Palmzweig [1] auf die Schulter und unter die Achsel eine Krücke; so gieng er auf die Burg. Auf der Burg sah er im Hofe den König Pharo mit seinen Mannen ritterliche Spiele treiben. Einige schossen den Schaft, andre stießen den Stein; so trieben sie vor dem Könige Kurzweil. Auf dem Hofe stund eine breite Linde und darunter wonnesam Gestühle, darauf Niemand sitzen durfte, er wäre denn ein Edelmann. Darauf setzte sich Morolt und stieß seinen Stab in das Gras. Da hieß man den kühnen Degen flugs das Weite suchen; Morolt aber wollte Keinem auch nur einen Fuß breit entweichen. Da kam ein Kämmerer mit fünf Dienern; sie trugen Stöcke und wollten den kühnen Mann schlagen. „Höre, sagte der listige Mann, giebst Du mir einen Schlag, ich gelte Dir's mit der Krücke, daß Du mein bis an den jüngsten Tag gedenkest.“ Pharo lachte darüber und gebot, den Fremden in Ruhe zu lassen; er habe an seinen Geberden erkannt, daß er von hoher Art geboren sei. Der König Pharo gieng nun in die Kirche [2] mit großem Gefolge; nach ihm kam die Königin: das war wahrlich Salme, die schöne Frau. Drei Schaaren Jungfrauen folgten ihr. Sie giengen barhäuptig; aber ihr Gebände war ein mit Edelsteinen gezierter Borte. Als die Königin an dem Gestühle vorüber schritt, sprang Morolt auf; sie aber neigte ihm sittiglich. Die Messe war beendet und König und Königin kamen zurück. Auch Morolt erhub sich und schritt zur Stiege hin, über welche die Königin hinauf mußte. „Willkommen, Fremdling! sagte die Königin; sage mir, alter Knabe, wannen kommst Du her zu Lande?“ „Ich komme, hehre Königin, über See, erwiderte er; auf Genade kam ich zu Dir, Du sollst mir eine Gabe geben.“ „Willst Du hier bei mir bleiben, sagte sie darauf, so gebe ich Dir Wein und Brot so lange Du oder ich leben.“ „Nein, sagte er,

[1] Zeichen des Pilgers. [2] Moschee.

ich bin ein sündiger Mann, ich darf nirgens bleiben. Vierzehen Nacht will ich hier ruhen; die Weile gieb mir Speise, schöne Frau." Da sprach die hehre Königin: „Kamest Du je nach Jerusalem? Sahest Du jemals Salmann und Morolt, seinen Bruder, den treuen Dienstmann?" „Ja, hehre Königin," erwiderte er, ich war daselbst; ich sah dort den König Salmann und Morolten, seinen Bruder, in großer Trauer. Die Königin war plötzlich gestorben und in einen Steinsarg begraben worden; aber der übele Teufel kam und führte sie mit sich heim." Die Frau lachte dessen. Sie nahm ihn bei der Hand und befahl ihn ihrem Kämmerer. „Sorge wohl für den Fremdling, sagte sie; er ist ein müder Pilger; schaffe, daß der klare Wein diese Nacht zu seinem Haupte stehe."

XII.

Morolt trug an seinem Leibe eine gute Brünne von Stahl; das gewahrte eine Herzogin, als man dem Könige die Tische richtete. Da man die Tische aufhub, gieng die Herzogin vor ihre Frau und sagte ihr heimlich, daß der Pilger eine gute Stahlbrünne trage. „Bring mir doch den fremden Mann, befahl ihr darauf die schöne Frau, und frage ihn, wannen er kommen sei; er saget Dir's recht, ist er frei von Schalkheit." Die Jungfrau gieng zu Morolte: „Wohlauf, Fremdling, Du sollst schnell in das Gemach meiner Frau kommen. Wannen fährst Du über See? Du sollst der hehren Königin fremde Mähre sagen; meine Frau hört sie gern." „Schöne Jungfrau, sprach der listige Mann, laß mich ruhen, bis der Tag kam; hört die Königin gern fremde Mähre, deren will ich ihr dann genug sagen." „Nein, jetzt mußt Du mit mir gehn," erwiderte sie. Da hatte er Angst für sein Leben; er begann Salme, das böse Weib, sehr zu fürchten. So übergieng er das Gebot. Die Maid ließ ihn sitzen und sagte den Bescheid der schönen Frau. „So laß den alten fremden Mann ruhen!" erwiderte sie.

XIII.

Am andern Morgen bereitete sich König Pharo zur Jagd. Als er fort war, gieng Morolt zur Königin. Also sprach er:

„Treibst Du keiner Art Spiel? Mir ist Gutes noth: ich setze Dir mein Haupt gegen Dein lichtes Gold.“ Sie war es zufrieden und ließ alsbald ein gut Schachbrett herbei tragen, das wohl mit Gold geziert war. Weiß und roth waren die Steine. Sie wähnte ihn in Noth zu bringen. „Zeuch an, Fremdling, rief sie; Du kannst es nicht wehren, ich gewinne Dir Dein Haupt ab.“ „Was setzest Du gegen mein Haupt?“ „Drei Mark Goldes seien das Gegenwedde,“ sagte die Königin. „Nein, Herrin, sagte er, setze mir das schönste Mägdlein.“ Die Frau lachte: „Was willst Du mit der Maid anfangen, wenn Du das Spiel gewinnst?“ „Das will ich Dir gern sagen, erwiderte der listige Mann; gewinne ich das Spiel, so muß sie mir meine Tasche tragen.“ Die Frau begann zu lachen. „Du bist ein höfischer alter Mann, sagte sie. Nun betrachte sie Dir alle: Welche Dir am besten gefällt, die soll Gegenwedde sein.“ Da zeigte er auf die, die der Königin zunächst saß. „Würde mir die Maid, edle Königin, um die wagte ich mein Haupt.“ Die Jungfrau begann zu lachen. „Daran wärest Du doch betrogen, sprach sie. König Pharo ist mein Bruder: ob Du auch das Spiel gewönnest, Du müßtest doch verloren haben.“ Da sprach der listige Mann: „Schöne Jungfrau, wenn Du mir nicht zum Gegenpfande gesetzt wirst, so spiele ich nicht.“ Als er das gesagt hatte, saß auch die Maid an seiner Seite. „Nun zeuch an, Pilgrim, sagte sie, ich hoffe Dich vor dem Truge der Königin zu beschützen.“ Da bot ihm die Frau Schach, aber Morolt konnte sich hüten; seine List war groß. Er ließ die Königin auf dem Brette vorgehn. „Was hilft Dir Deine Kunst? sagte die Königin, Dein Haupt ist wahrlich mein. Durch Deine Thorheit hast Du Dein Leben verloren.“ „Gewinnest Du mir das Haupt ab, das steht an Deiner Kunst. Ich war in manchem Lande, aber nirgends fand ich meinen Meister im Spiele.“ Einen Alten hub er auf und stellte ihn vor den König. „Was hilft Dir Deine Kunst, sagte sie, Dein Haupt ist doch mein! Das heiße ich Dir abschlagen, das sage ich Dir in Wahrheit. Mit dem Zuge warest Du zu schnell. Sieh, mit einem Ritter biete ich Dir Schach und Matt.“ Der Rede lachte Morolt. „Mein Haupt wird geledigt, sagte er;

wir sollen die Stätte wechseln." Mit List bat Morolt die Frau herüber sitzen. Jetzt erst sah er ihr durch die Hand, die er einst mit Golde durchbrannt hatte, als die Sonne durch den Handschuh leuchtete; jetzt erst erkannte er sie recht, und er schlug ihr sogleich noch einen Stein. Er hatte ein rothgoldnes Ringlein mit über das Meer gebracht, darein war mit großer Kunst eine Nachtigal verwürkt. Den Ring stieß er an die Hand, und sofort sang die Nachtigal, daß es süß erklang. Die Frau sah nach dem Ringe hin und verlor so Ritter und Fenden. Mit Freuden saß sie und vergaß der Steine und des Spieles. So gewann Morolt: seine Kurzweil ward der Königin zu viel. „Frau, sagte er, nun habe ich mich erwehrt und mein Haupt mir erhalten." Er hub an und sang; damit beraubte er die Königin schnell ihrer Freude. „Wo lerntest Du so wonnesamen Sang? fragte sie. Ich hörte ihn einst an meinem Tische. Du mahnst mich großer Ehren: von denen muß ich nun geschieden sein." „Edele Königin, sprach er, ich war einst der Spielmann Stolzelin und nahm Gut um Ehre;[1] aber um Gotteswillen habe ich mich des abgethan. Lange wallete ich über See, über Berge und durch Thäler; kein Land barg sich vor mir, mochte es breit oder schmal sein. Da kam ich zu Geilat[2] in die Stadt, da die Sonne ihren Stuhl hat; in das Land zu Indian: da lernte ich diese Weise. Seit hörte ich sie nur noch in der Stadt Jerusalem, da sang sie Herzog Morolt vor dem Könige Salmann, denn der war ein höfischer Mann." Da sprach die schöne Frau: „Schweig! Du bist Morolt, König Salmanns Mann. Kommt König Pharo heim, so muß es Dir an das Leben gehn." „Des Du mich zeihest, sprach er, das widerspreche ich. Sieh, da ich Moroltten sah, war ihm kaum der Bart entsprungen: nun schaue, wie graue Haare ich habe." „Du bist Morolt, Salmanns Mann, sagte die schöne Frau. Du branntest mich, das thut mir

[1] Lohn für Lob. [2] In einer Zusatzstrophe der Gudrun heißt der Ort, wo die Sonne untergeht, Gustrat. Beide Namen harren noch genügender Deutung. In dem angelſ. Gespräch Saturn und Salomon fragt Saturn: wie heißt die Burg, da die Sonne am Morgen aufgeht? Salomon antwortet: Jajaca. Den Ort, wo sie niedergeht, nennt er Garita.

weh. Ich gebe Dir mein Wort, Du siehest Jerusalem nie mehr.“ Als Morolt dieß hörte, warf er die Judenhaut ab. Sein Haar war kraus und fahl. „Edle Königin, rief er, nun schaue Morolten! Muß es mir an das Leben gehn, so thu' ich Dir leides, was ich kann. Ja, du ungetreues Weib, ich bin manchen harten Weg nach Dir gewallet. Des laß mich, Frau, genießen. Versprich mir stäten Frieden, bis es morgen Tag wird: ich bitte Dich nicht um längern Frieden.“ „Schweig! sprach die schöne Frau. Du bist ein also listiger Mann, und schlöße Einer tausend Schlösser vor, man könnte Dich nicht behalten.“ Morolt ließ jedoch nicht ab, bis sie ihm stäten Frieden verhieß bis zum nächsten Morgen. Durch großes Flehen erlangte er dieß.

XIV.

Da die Sonne zu Gnaden (zur Ruhe) gehn sollte, gieng Morolt vor die Frau und bat sie, daß sie ihn mit einem ihrer Kämmerer an den See gehn ließe. Wer morgen den Mittag erlebe, der habe die größte Kurzweil.[1] Er wolle dem Rohre seine Sünde klagen, da er hier keinen Pfaffen haben möge. „Deine List hilft Dir nicht, sagte sie; Du mußt hier Dein Leben lassen.“ Damit nahm sie den Degen und übergab ihn zwölf Heiden. „Hütet sein, sagte sie; entrinnet er, es geht euch an das Leben!“ Sie führten ihn also in eine Kemenate, und mit ihnen gieng die Königin. Da saßen sie zu einander und hatten viel Rede zusammen. Ein Kämmerer bat die Königin zur Ruhe zu gehn und setzte ihr sein Haupt zu Pfande, daß er nicht entrinnen sollte. So gieng die Königin hin und ließ Morolten hier sitzen. Da saß er denn und erzählte ihnen Mähre, bis sie zu schläfern anfieng. Da begann Morolt zu husten und leschte das Licht dadurch. Ein Heide fragte sogleich, warum er das gethan habe? „Es geschah ohne meine Schuld, erwiderte er. Heiß ein anderes Licht her bringen, wir sollen noch Kurzweil haben.“ Eh das Licht gebracht ward, übte Morolt List. Neben ihm stund ein Goldbecher, darein schenkte er einen betäubenden Trank aus seinem Fläschlein. Als das Licht

[1] Durch seine Hinrichtung.

kam, sagte er: „Dürstet euch nicht, ihr Herren? Trinkt diesen Wein; er ist aus Cypern, den ließ mir die Königin. Mir mag ja doch nichts zu Statten kommen gegen die Frau; ihr vernahmt das wohl.“ Er gab ihnen den Becher: sie tranken und sanken auf die Bank nieder bis auf einen, der hielt den Becher in der Hand und sah die andern an. „Warum legt ihr euch schlafen? fragte er; entrinnet uns der Christ, es geht uns allen an das Leben.“ „Sie wollen mich versuchen, erwiderte Morolt, ob ich etwa von hinnen gehe. Nun, der Wein bleibt Dir allein jetzt; wenn Du ihn trinkest, soll der Becher Dein eigen sein.“ Der Heide trank und fiel ebenfalls nieder; Morolt aber nahm eine Schere und schnitt allen Zwölfen das Haar ab.[1] — Darauf gieng er zur Burgpforte und bat den Pförtner, daß er öffne; er müsse auf die See, um für die Königin zu fischen. Der Pförtner weigerte die Oeffnung vor Tage; die Königin selbst habe es ihm verboten. Da sagte der listige Mann: „Willst Du hienacht erkennen, was Dich im Leben treffen wird, das will ich Dir an den Sternen zeigen.“ Darauf hin war der Pförtner willig, das Thor zu öffnen; er nahm den Schlüssel und gieng gen der Pforte, Morolt aber hub einen Stein auf und schlug ihm das Herz im Leibe entzwei. Sofort ergriff er den Schlüssel, öffnete das Thor und gieng zum Meere, wo er sein Schifflein fand. Schon schwebte er auf dem wilden See, als es Tag ward und die Königin erwachte. Als sie vernahm, was geschehen und daß Morolt entronnen sei, eilte sie an die Zinnen. Sie erblickte ihn in der Ferne und begann zu weinen. „Nun sehet dort, ihr Helden, sprach sie: bringet Ihr mir den Mann zurück, dreißig Mark Goldes sollt Ihr von mir zu Lohne haben!“ Vor Leide saß sie auf die Erde nieder und war traurig.[2] Ich kann Euch nicht mehr sagen: seine List hatte ihn aus großer Gefahr befreit.

XV.

Da giengen fünfzig Heiden auf die Schiffe. Der Herzog Marsilian eilte nach Morolte auf das Meer. Eh Morolt des

[1] Zum Hohne. Vergl. Band I. S. 143 unten. (II. Sam. 10, 4.) [2] S. 292, 20. 293, 30.

gewahr ward, waren sie ihm nahe gekommen: Da ruderte der listige Mann sein Schifflein zum Strande. Er barg ein Fläschlein unter seinem Kleide und gieng aus dem Schiffe. „Nun hat der Teufel alles Gesträuche geholt, sagte er, das um das Wasser sein sollte.“ Die Heiden eilten ihm nach; er konnte sich nicht verbergen. Sie ergriffen ihn und banden ihn so hart, daß ihm das Blut zu den Nägeln heraus rann. Inzwischen ward es Abend, und zwölf Heiden stunden bei dem Gebundenen Wache bis zum ersten Schlafe; da sagte Morolt: „Manches Land lernte ich kennen; wolltet Ihr mir die Bande lösen, so wollte ich Euch fremde Mähre sagen, was ich in der Heidenschaft für Mühsale ertragen habe.“ Da lösten sie ihm die Bande und er erzählte, bis sie zu dürsten begann. Da zog er eine Flasche hervor und setzte sie an den Mund. Er übte List; kein Tropfen kam durch seine Kehle. „Dürstet euch etwa, ihr Herren, sagte er, so trinket hie nach Lust; nie tranket ihr besseren Trank.“ Sie tranken und sanken darauf zu Boden. Dem, der ihn früher so fest band, schlug Morolt mit seinem Schwerte das Haupt ab. „Das sei Dein Lohn, sagte er, Deine Kleider aber will ich selbst tragen!“ Er nahm darauf die Schläfer bei dem Haare und zog sie fern in ein Thal. Er raufte sie so, daß sie kahl wurden. Sein Schifflein ruderte er auf dem Meere zur Burg hin und gieng in des Kämmerers Kleidern an das Thor. Sein Haar war kraus und fahl und er glich dem Kämmerer gänzlich. „Ich komme über die wilde See, rief er in die Burg hinein. Morolt ist gefangen, das will ich der Königin ansagen.“ Er ward eingelassen und König nebst Königin empfieng ihn: „Nun sage uns von dem listigen Manne!“ rief man ihm zu. „Er kann nimmer von dannen kommen, sagte er; ich fieng ihn auf dem Meere und band ihn so, daß er laut aufschrie; Ihr dürft nicht mehr in Sorgen stehn.“ „So wollen wir uns schlafen legen,“ sagten sie, und Morolt der Degen hieß die Betten bereiten. Pharo und die Königin giengen zu Bette; Morolt, Salmanns Mann, aber schaltete als Kämmerer, denn man erkannte ihn nicht. Er nahm einen Becher, kniete vor König und Königin hin und tränkte beide. Da er dieß gethan hatte, gieng er zu seinem Schifflein.

In die Burg hinein erklang es laut; denn Morolt sang auf dem See, daß die Burg davon wiederhallte.

Als Pharo die Stimme vernahm, gieng er an die Zinne. „Nun warte, Morolt, stolzer Degen, rief er, daß Dich die Königin sehen mag.“ „Ich mag nicht länger warten, antwortete der listige Mann. Was willst Du, hehrer König, Salmanne, meinem Bruder entbieten? Ich will gen Jerusalem fahren. Bald kommt Dir Salmann und sein Heer.“ Morolt wollte von dannen fahren, aber Pharo wußte das zu hindern. Da er sich umstellt sah, übte er neue List und senkte sich vor ihren Augen nieder auf den Grund des Meeres. Durch ein Rohr, das in das Schiff gieng, erhielt Morolt Luft; das hatte er aus starkem Leder gefertigt. Oben hielt es eine Schnur, das Wasser aber ließ das Rohr nicht abbrechen. So barg er sich vierzehen Tage lang auf dem Grunde. Anders möchte er nicht davon gekommen sein; denn die Heiden riethen ihm an das Leben. So wallete er sechs und dreißig Tage; seit trugen ihn die Wellen in den Hafen zu Jerusalem.

XVI.

Von wannen er ausgefahren war, dahin kehrte der hehre Degen zurück und er hub sich schnell gegen die Burg zu Jerusalem. Da sahen ihn Salmann und seine Mannen, aber Niemand erkannte ihn. Der Held gewann deshalb trübe Augen. Der König wollte von dannen gehn, aber Morolt bat ihn, noch zu verweilen. „König, begann er, ich hörte immer sagen, Dir liebten fremde Mähre: die kann ich Dir künden. Mir sind alle Lande kund von der Elbe bis an den Termunt[1] und von dannen über See; ich bin auf Abenteuer her nach Jerusalem gefahren.“ Salmann nahm ihn bei der Hand und führte ihn an eine Zinne von Marmelstein. Da begann ihm Morolt Abenteuer zu sagen. Als er zu reden anhub, kam dem Könige ein Jammer. „Du mahnest mich Moroltes, sprach er, der war ein so tugendhafter Mann! Ich sandte ihn über das Meer um mein viel schönes Weib: der hat in der Heidenschaft sein junges Leben verloren.“

[1] Termunt (Tramontana): a) Nordwind, b) Nordstern, Polarstern.

„König, sagte er, das ist leider wahr! Ich selbst habe ihn begraben, denn er war mein Wallebruder, das sage ich Dir in Wahrheit.“ Salmann begann zu weinen. „Nun sage mir, wallender Mann, wo hast Du ihn begraben in der Heidenschaft? Ich will ihn hier zu Jerusalem bestatten, oder es muß mir an das Leben gehn. Was soll mir Krone und Reich? Weltliche Ehre und Armut gelten mir nun gleich!“ Da Morolt ersah, daß er aus Treue also klagte, da sprach er: „Ich bin es, Morolt! Dieser Deiner Klage wegen will ich Dir immer hold sein! Willst Du Dein schönes Weib wieder gewinnen, so mußt Du Dein Leben wagen.“

Da hatte er Freude und Leid, und aus Freude küßte er den kühnen Held. „Nun will ich nicht mehr trauern, sagte er, da ich Dich gesund wieder habe. Nun gewinnen wir auch bald die Königin durch Deine List!“ Wiederum sprach Salmann: „Nun rathe, wie wir das schöne Weib gewinnen!“ „Das kann ich Dir wohl sagen, antwortete er, wenn Du jetzt nur meinem Rathe folgen willst. Heiß Deine Kammer aufschließen und gieb den Herren das Gold so roth; wohin ich das Banner wende, dahin folgen sie mir.“ Salmann ward der Rede froh und schloß die Kammer auf. Er hieß seinen Schatz dar tragen und das edle Gesteine: alles gab man den Helden. „Jetzt, König, hast Du recht gethan, sagte Morolt. Dein Silber und Dein Gold, das weiset manchen Helden in den grimmen Tod. Die Kiele bereitete man an dem Gestade, die die Reise[1] tragen sollten: darauf giengen die löblichen Helden. Derer führte er zehen Tausend über das Meer.

XVII.

Da sie zu dem Gestade kamen, da bat sie Morolt zu weilen. Also sprach da der listige Mann: „Nun sollst Du, König Salmann, Dich an meinen Rath lassen! König, ich hörte immer, Du hättest viel Verstand: des hattest Du nie nöthiger.“ Morolt, der löbliche Held, nahm das Banner in die Hand. Er leitete das Heer den schmalen Steig hinan, den er um das ungetreue Weib

[1] Die Heerfahrt; die Reisigen.

oft gewandelt war. Vor einem finstern Walde schuf er dem Heere Herberge. „Der Burg sind wir nahe: sieh, dahinauf sollst Du gehn, Salmann, lieber Bruder!“ Da sprach König Salmann: „Was habe ich Dir gethan, daß Du mich in den Tod sendest? Habe ich Deinen Zorn verdient, das vergieb mir, Held!“ „Es muß also ergehn, sprach der listige Mann; Salme ist Dir wohl so lieb; gienge es Dir dort an Dein Haupt, Du ließest es aus Liebe nicht!“ Er legte ihm eine gute Brünne unter sein Gewand an und gab ihm ein gutes Stabschwert: damit war der reiche König wohl versehen. Er setzte ihm auf eine gute Schaube, darin ein Stahlhut verwürkt war: der half dem Könige vor manchem Heiden, daß er nicht umkam. Er gab ihm unter den Mantel ein kleines Horn: „Wenn Du das bläsest, so komme ich Dir zu Hülfe mit zehen tausend Deiner Mannen.“ Morolt der Held führte den König vor den Wald, wo er die Burg sah. „Darauf ist König Pharo mit manchem heidnischen Mann!“ „Weise mich besser gegen die Burg,“ sagte der König. Morolt zürnte ob dieser Rede. „Wohin thatest Du Deinen Sinn? sprach er; ich lag auf der Burg gefangen; nur mit Mühe entrann ich. Führen Deine Helden über den See zurück, es müßte uns an das Leben gehn.“ Salmann schritt fürbaß, doch lauschte er gar oft, ob er ihn nicht stille stehn hieße. Da sprach der listige Mann: „Du mußt allein zu der Burg gehn und sollst das Horn wohl bewahren; ich verlor durch Deine Frau beinahe mein Leben. Dir kann nichts übles begegnen. Der Heide giebt Dir kein Urtheil, Du mußt es selbst über Dich geben: damit sollen wir ihm Leib und Leben abgewinnen. Urtheile Dich vor den finstern Wald: da helfen Dir Deine Dienstmannen. Deine Ehre muß vor sich gehn: Pharo und all die Seinen müssen das Leben verlieren. Deine Schönheit, Salmann, mag sich nicht bergen: daher leugne nicht lange, wenn Dir Deine Ehre lieb ward.“

XVIII.

Morolt gieng in den Wald zurück, Salmanns Gedanken aber schwankten hin und her. Er blieb auf der weiten Ebene stehn und wußte nicht, ob er nicht umkehren sollte. Als er

die Burg betrat, ward er von der schönen Maid wohl empfangen. Pharen Schwester sprach: „Fremdling, sei willkommen! Dein Antlitz ist so wonnesam: wolltest Du bei mir bleiben, ich gäbe Dir Wein und Brot, daß Dich nur unser eines Tod davon schiede." Er entgegnete jedoch: „Ich bin ein sündiger Mann und darf an keiner Stätte weilen. Das ist mir zur Buße gegeben, und so muß ich wallen, so lange ich lebe." „Warum mußt Du solches thun? fragte sie. Hier magst Du billig ruhen." „Nein, edle Königin, sagte er, ich erschlug meinen Bruder, deshalb muß ich immer traurig sein." Da sprach die wonnesame Maid: „Das bedaure ich. Baß geziemte Dir ein Weib, als daß Du Deinen schönen Leib verderben willst." Die Maid gieng sogleich zu ihrer Frau. „O weh, Herrin! sprach sie, uns ist der allerschönste Pilgrim auf den Hof gekommen. Er ist der schönste Mann, den je eine Frau gewann. Wahrlich, ihm brennen die Augen in seinem Haupte gleich einem wilden Falken." Da sprach die schöne Frau: „Wehe Dir! Morolt, Salmanns Mann, hät ihn über die See gesendet. Auf meine Treue, es muß ihm an das Haupt gehn!" Da sprach die holde Jungfrau: „Weh mir, daß ich es gesagt habe! Aber ich will ihn selbst mahnen, sofort den Hof zu verlassen, so lieb ihm sein Leben sei." Da die Königin ersah, daß sie des Mannes wegen beunruhigt war, sprach sie: „Du bleibst hier! — Nun, ich will den schönen Pilgrim doch auch selbst schauen." Sie sandte eine Magd hin nach dem Fremdling. Als sie ihn erblickte, nun sollt Ihr hören, wie das ungetreue Weib sprach: „Sei willkommen, Salmann! sprach sie. Mir ist wahrlich leid, daß Morolt uns entrann; daß man den Degen, als man ihn gefangen hatte, nicht an den Galgen hieng." „Das spricht Deine Untreue, sagte darauf Salmann. Ihm war immer meine Ehre lieb. Aber ich gebe Dir meine Treue: wirst Du nicht mein Weib, so nimmt Dir Morolt das Leben." „Deiner Minne begehre ich nicht; Pharo ist mir dreimal so lieb: bei dem will ich immer sein. Ich traue seiner Genade, er richte mir über Dein Haupt." „Frau, sprach er da, laß mich von hinnen fahren, ich will Dich vor Morolt beschirmen, daß er nimmer über See komme; des gebe ich Dir, edle Königin,

meine Treue." „Das däuchte Dich wohl gut gethan, sprach sie, daß ich Dich gesund von hinnen ließe? Du mußt mir einen Ast zieren! Morolt und all Dein Gesinde, die müssen Dir fremde werden!" Man führte den tugendhaften Mann in eine Kemenate hinter einen Umhang. Da stund der weise König: die Weile däuchte ihn gar lang. Als der König Pharo auf den Hof ritt, da geschah ihr Freude ohne Leid. Wie bald gieng sie ihm entgegen! Mit ihren weißen Armen umfieng sie den Heiden. Das sah er durch den Umhang. Er sprach: „Gott, bei Deiner Tugend, wie große Untreue ist an der Königin!"

XIX.

Man richtete dem Könige Pharo den Tisch, wie seinem Adel wohl geziemte. Er saß zu Tische und zu ihm saß mit Züchten die schöne Königin. Sie vergaß nicht Salmanns. Sie sprach: „Mein lieber Herr, uns ist der allerschönste Pilgrim auf den Hof gekommen. Er ist der schönste Mann, den je auf der Welt eine Frau gewann. Wär' es der König von Jerusalem, — sage, lieber Herr, wie soll es ihm hier ergehn?" Da sprach der heidnische Mann: „Salmann mag nicht her gehn; wäre es aber der König von Jerusalem, gäbe er mir schöne Antwort, ich schickte ihn wieder über See." Da sprach die hehre Königin: „Lässest Du ihn über See fahren, — Du kennest seine List nicht, — er räth Dir an Dein Haupt. Du sollst sehen, es geschieht! Dort hinter dem Umhange steht er. Es hilft nichts, er muß jetzt her vor Dich gehn. Mache es mit ihm wie Du willst: ich bin Deinem Willen gefolgt." Da sprang die edle Maid schnell auf von ihrem Sitze. „Ach, mein lieber Bruder, sprach sie, nun sage, wie soll es ihm ergehn? Ihn hat sein ehlich Weib verrathen. Willst Du Dein Leben behalten, Du sollst ihn des genießen lassen, daß Du ihm ohne Schuld so viel zu Leide gethan hast." Darauf sprach der Heide: „Ich habe ihm nichts zu Leide gethan: ich will die Königin mir haben so lange ich leben mag, des geb' ich Dir meine Treue." Die Maid nahm da ein Trinkfaß und brachte es dem Könige Salmann. „Nun trink, edler Fürst, sprach sie. Dich hat Dein ehlich Weib, nach der Du her über das Meer kamest, verrathen."

Als König Salmann getrunken hatte, gab er ihr den Becher zurück in die Hand. „Hätte ich Dich zu Jerusalem, sagte er, ich spreche es auf meine Treue, Du müßtest bei mir bleiben.“ Da sprach die löbliche Jungfrau: „Wäre es mit Minne also gethan, daß ich mit Dir über See sollte, Du dünkest mich so tugendhaft, ich wollte mich wohl mit Dir begehn. Aber ich fürchte, daß ich Dir schade: man beobachtet uns. Du sollst vor meinen Bruder gehn: dem gieb schöne Antwort, so sendet er Dich wieder über See.“ „Wie möcht' ich ihm schöne Antwort geben? erwiderte Salmann. Er nähme mir gern mein Leben, auch nahm er mir Salme, meine schöne Frau: sein Haupt soll billig mein sein.“ Salmann gewan eines Löwen Muth; er trat vor König Pharen. „Pharo, Du ungetreuer Mann, rief er, was hast Du zu Jerusalem mir der großen Leide gethan! Du nahmest mir mein schönes Weib; ich sollte Dich getödtet haben.“ Das war dem Heiden ein Spott; er sprach: „Reicher König Salmann, die Rede vergebe ich Dir. Du weißt wohl, daß ich manchen Held verloren habe und daß mich Deine Hand fieng und ich zu Jerusalem drei Jahr in Deinen Banden lag. Da löste mich Salme, Dein Weib. Um die willst Du Dein Leben verlieren? Das ist mir inniglich leid. O weh, König Salmann, was fuhrest Du über die breite See!“ Was hatte ich Dir gethan, sprach darauf Salmann, daß Du mit mir einen Streit anhubst um die edle Königin? Ich sollte Dir Dein Leben genommen haben!“ Da sprach der heidnische Mann: „Nun sage mir, König Salmann: Hättest Du mich, so wie ich Dich habe, auf Deine Treue: wie sollte es mir ergehn?“ „Das will ich Dir zu Recht sagen: Wenn es morgen tagen begänne, hieße ich meine Mannen einen Galgen bereiten, daran wollte ich Dich henken.“ „Das Urtheil, sprach der heidnische Mann, hast Du über Dich gethan. Wenn es morgen taget, bereitet man Dir den Galgen, das will ich Dir fürwahr sagen.“ Pharo hieß zwo eiserne Fesseln her tragen: darein wollte er den reichen König schließen. Da das die Jungfrau sah, war es ihr schmerzlich leid; daß man ihm das Leben nehmen wollte, das erbarmte sehr die junge Königin. Schnell trat sie vor ihren Bruder: „Wir haben manchen Tag gelebet, ohne

daß ich Dich um etwas bat: nun gieb mir den edlen König diese einzige Nacht, daß er nicht in Banden sei. Mir thut der Jammer so weh. Lasse ich ihn über das Meer, lieber Bruder; so traue mir niemals wieder!" „Wie wolltest du ihn bewahren? sagte der König. Morolt entrann als es tagen wollte. Enträune er uns von hinnen, wir verwänden es nimmermehr." „Mein Haupt, reicher König, setze ich Dir zu Pfande: lasse ich ihn über den See, so heiß mir mein Haupt abschlagen; ich bitte Dich gewiß nicht um Schonung." „So begehre ich keines Pfandes weiter, sagte Pharo. Lässest Du ihn aber entrinnen, das Haupt heiße ich Dir abschlagen, magst Du auch meine Schwester sein, des gebe ich Dir meine Treue."

XX.

Die Jungfrau erhub sich da sogleich und warf die Fesseln an die Wand. „Wohlauf, König Salmann, mein Haupt habe ich zum Pfande für Dich gesetzt!" Da sprach König Salmann: „Schöne Jungfrau, eh ich Dich in der Noth ließe, bei meiner Königskrone, ich läge eher bei Dir todt!" Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in eine Kemenate, da Wunders viel angeschrieben war. Da ward dem reichen Könige die Nacht schön vertrieben. Sie berief einen Spielmann mit seiner Harfe her und gab ihm einen schönen Mantel: „Nun diene dem edlen Könige nur diese einzige Nacht. Ich will auch selbst bei euch sein," sagte die junge Königin. Auf eine Matte saß sie nieder; sie tröstete ihn wohl mit Fleiße, bis er seiner Sorgen gar vergaß. Dem Spielmann nahm er die Harfe; viel leise schlug er daran; er gedachte an seinen Vater, der vor der alten Troja erdachte das Saitenspiel so fein. Die Finger giengen ihm rasch; des nahm die Jungfrau eifrig wahr. „Du bist ein also höfischer Mann, sagte sie; und solltest ich immer bei Dir sein, ich wollte mich wohl mit Dir begehn." Näher zu ihm rückte die Jungfrau und raunte ihm in sein Ohr: „Sage mir, König Salmann, auf Deine rechte Treue: möchtest Du etwa fort von hier? Willst Du über See fahren, so heiße ich die Helden schlafen gehn. Ich bin meinem Bruder also lieb, ich weiß es wohl, auf meine Treue! er nimmt mir das Leben nicht." „Jungfrau, sagte

Salmann, was sollte mir das Leben, müßte ich meine Seele darum geben? Ich will bei Dir hier bleiben die Nacht bis an den Morgen, wie mir's auch darum ergehn soll." „So kann ich Dir nicht helfen, sprach die Maid. Morgen früh kommt das Volk, und das Leben ist Dir abgesprochen. Du mußt mich immer reuen, Du bist ein so schöner Held." „Ich hoffe, meine Engel lassen mich nicht, sagte da Salmann. Aber schweig, deine Thränen thun mir weh. Komme ich jemals aus dieser Noth, ich danke Dir's, hehre Königin." — Damit nahm die Rede ein Ende. Von dem Tage begann es zu lichten, und König Pharo erwachte: da führte man hin zum Walde den König von Jerusalem. Als die Jungfrau das sah, ward ihr Jammer groß. „Wehe Dir, mein Bruder, rief sie, daß Du ihn um die falsche Königin ertödten willst!" Immer schritt sie neben ihm und trocknete ihm den Schweiß ab. „Du bist ein löblicher Fürst, sagte sie; Deine Farbe ist unerblichen: Du bist einer Rose gleich!"

XXI.

Morolt leistete, was er verhieß; seinen Herren verließ er nicht. Als es zu tagen begann, gieng er allein vor den Wald und blickte nach der Burg hin. Als er ihn von ferne her kommen sah, sprach er zu den Seinen: „Wohl auf, ihr löblichen Helden! Kommt nun dem werthen Könige Salmann zu Hülfe! Ihr Helden sollt nicht verzagen; großen Lohn sollt ihr haben. Gedenket nicht an euer Weib noch an eure Kinder, daß der Streit nicht blöde werde." Da sprachen die besten unter ihnen: „Held, wir sind unverzagt; wir entweichen nicht um einen Fuß, und sollten wir alle in unserm eigenen Blute ertrinken!" Da Morolt die Rede vernahm, ward er freudenreich. Er hatte zween Tempelherren mit über See geführt, die nahm jetzt der stolze Degen. Er befahl ihnen eine Schaar: „Nun nehmet mit Eifer wahr, ob mir Gott den Sieg gebe, die gen der Burg hin fliehen, deren lasset keinen leben." Dann sprach er: „Herzog Fridrich,[1] durch Deine Tugend bitte ich Dich, Du

[1] Wahrscheinlich ist Herzog Fridrich von Schwaben, der Sohn Kaiser Fridrichs I., gemeint, der nach des Vaters Tode das Kreuzheer leitete; demnach wäre das Gedicht, wie wir es jetzt haben, nach 1190 gedichtet.

bist ein löblicher Fürst: um Deines Herren willen führe eine Schaar vor den Wald.“ Sie fuhren ein wenig vorwärts. „Ich rathe Euch, sprach Morolt, bindet eure lichten Helme auf. Auf meine Treue, es geht nicht ohne Arbeit hin. Sie stiegen von den Rossen und banden die Helme auf. „Morolt, tugendhafter Mann, sprachen sie, nun säume Dich nicht lange; hilf dem Könige Salmann!“ „Das mag noch nicht geschehen, antwortete er. Wir wollen nun recht besehen, was sie mit ihm beginnen wollen. Pharo und alle die Seinen müssen das Leben verlieren!“

XXII.

Die Heidenschaft lag unterm Galgen. Salmann pflegte guter Liste. „Durch Deine beste Tugend, sprach er, hilf mir, hehre Königin, daß ich hie dreimal mein Horn blasen dürfe. Das soll meine Urkunde sein, daß Sanct Michael meine Seele empfahe.[1] Du weißt, Herrin, kein Fürst stirbt also, man soll ihn dreimal blasen lassen. Das vernimmt das Volk der Engel, sie lassen die Seele nicht verderben.“ Da sprach die schöne Frau: „Schweig, König Salmann, den Rath hat Dir Morolt gegeben!“ Sie sprach zu Pharen: „Bliese er hier sein Horn, wir wären alle verloren! Heiß gen den Wald dort spähen: wie es der König füge, ihm kommen seine Mannen zu Hülfe.“ Ueber diese Rede zürnte Pharo. „König, sprach er, nimm Dein Horn; thust du es gern, so blas mehr als zehnmal. Und kämen Dir Deine Mannen zu Hülfe, Du mußt doch Dein Leben verlieren.“ Salmann ward der Rede froh und zog aus dem Gewande das Horn hervor. Er setzte das Horn an den Mund. Seine Helden vernahmen es sofort. Seine Slavenie[2] warf er an das Gras und nahm seine Krücke, die er auf der Burg nicht vergessen hatte. Da das die Königin sah, sprach sie: „Sage, König Salmann, was soll Dir die Krücke in der Hand? Das hast Du aus Falschheit gethan!“ „Schöne

[1] St. Michael geleitet die Seelen gefallener Helden in den Himmel nach dem Glauben des Mittelalters. [2] Mantel aus grobem Wollenzeuge, Pilgermantel; sclavinia, ital. schiavina, franz. esclavine, eigentlich Slaven- oder Sclavenkleid.

Frau, erwiderte ihr König Salmann, ich führte sie mit mir über See; man soll sie mit mir henken, sie kommt nimmermehr von mir!"

XXIII.

Morolt hatte drei Schaaren gemacht. Die eine war schwarz, die andere weiß wie der Schnee, die dritte bleich: die führte Morolt der hehre Degen. Die Jungfrau blickte nach dem Walde hin. „Salmann, tugendreicher Mann, ein Heer kommt dort in schwarzer Wat, ihre Brünnen leuchten von Golde, wenn ihnen der Wind entgegen wähet. Nun sage, König Salmann, wie ist Dein Michael beschaffen? Ich sehe dort einen Herren traben, sein Leib ist weiß wie ein Harm [1] — des sollst Du mir die Wahrheit sagen." Er sprach: „Siehst Du eine schwarze Schaar, die kommen aus der Hölle; siehst Du eine weiße Schaar, das sind alles Engel, und nehmen meiner Seele wahr. Sie wollen mir zu Hülfe kommen: das mag mir leider nicht helfen, denn ich bin ein sündiger Mann. Den Streit magst Du gern schauen, den sie um die Seele haben werden." [2] Da sprach die Jungfrau: „Salmann, das mag wohl sein! Du hast Deine Engel über See mit Dir hergeführt aus der Stadt zu Jerusalem. Es sind Deine lieben Dienstmannen, die Dich nicht in Nöthen lassen wollen. Das mag Dir, König Salmann, wohl zu Statten kommen." Salmann gab ihr seine Treue: „Jungfrau, sagte er, weichet von der Stätte! Edle, hehre Königin, ist es, daß ich hier siege, ich führe Euch gen Jerusalem."

XXIV.

Er blies zum andern Male sein Horn: da kam ihm manch auserkorener Ritter. Als dieß Salme ersah, begann sie heiß zu weinen. Gern mögt Ihr hören, wie sie sprach. „Dort wähet der Wind ein Zeichen (Fahne) her, das führt Morolt, des Teufels Kind. Wird er mein ansichtig, ich muß mein Leben verloren haben." Da sprach Pharo, der reiche König: „Gehabe Dich wohl,

[1] Hermelin. [2] Vergl. Band I. S. 78. Grimms Deutsche Mythologie S. 796 ff.

minnigliche Frau! Und kämen ihm alle seine Mannen, so ist er doch der erste, der das Leben verlieren muß!“ Da Salmann die Rede vernahm, faßte er seine Krücke; daraus zog er ein Stabschwert: damit war der edle König zu seinen Händen wohl gewährt. Das ersahen Pharen Mannen. Da liefen sie den König an. Ein starker Streit ward da erhoben. Von Salmann ward mancher Heide da erschlagen. Salmann der kühne ward Streites müde. Das gewahrte ein Heide: schnell lief er da selbzwölfte den König an. Salmann stund in großer Noth. Eilf der Heiden tödtete er: da wandte sich Pharo mit seinem scharfen Schwerte gegen ihn. Er gab ihm einen Schlag, daß ihm das Blut zu den Ohren ausschoß. Er fiel nieder auf das Gras. Kam ihm nicht Morolt zu Hülfe, er hätte den Tod an der Hand.[1] Morolt schuf sich Ungemach, bis er das Heer dreimal durchbrach. Er kam dahin geritten, wo er den König Salmann in großen Unkräften fand. Er stieg vom Rosse und half ihm mit der Hand auf. „Wohl auf, König Salmann! Pharo und alle die Seinen müssen das Leben verlieren!“ Als das Pharo vernahm, wollte er fliehen. Morolt sprang ihm nach und gab ihm einen Schlag, daß er sonder seinen Dank niederfiel. „Wie nun, heidnischer Mann, rief er; nun giltst Du was Du gethan hast! Du verdirbst nun, und das ungetreue Weib will ich zu Dir henken!“ Da das die Königin hörte, sprang sie hinter Salmann. „Salmann, auserwählter Degen, rief sie, durch aller Frauen Ehre friste mir das Leben! Was ich Dir zu Leide gethan habe, das thu ich nimmermehr; des geb' ich Dir meine Treue: ich will mit Dir über See!“ Morolt der lobsame Fürst führte den heidnischen Mann vor Salmann und brach ihm die schöne Frau ab der Hand. „Wie nun, ungetreues Weib? Du mußt Dein Leben verlieren!“ Er nahm sie bei der Hand, an die andere den Heiden, und gieng mit ihnen zum Galgen. Da schrie die schöne Frau: „Hilf mir, König Salmann; Pharo ist einzig schuldig, darum sollst Du ihn henken: sein Zauber hat mir Leid zugefügt!“ Da sprach der heidnische Mann: „Schweigt, schöne Frau! Ja, Du ungetreues

[1] Vom Todtentanze hergenommener Ausdruck.

Weib, und kommst Du von hinnen, Du verräthst noch Salmanns Leib!" Da sagte die schöne Frau, „Ich soll Dir sagen, Salmann, mir träumte in dieser Nacht, daß ich in Deinen Armen schlief und daß mir liebers nie geschah. Ein Falke flog mir auf die Hand. Den Traum kann ich wohl deuten: der Falke ist ein Sohn, der nach Dir Dein weites Reich besitzen soll." Da sprach Morolt: „Den Traum will ich Dir anders deuten: Es ist eine eichene Wite[1] an einem hohen Galgen: der zweien sollst Du sicher sein!" Salmann begann zu lachen. „Habe Dir den Heiden, sagte er, laß mir das wunderschöne Weib. Das will ich, edler Degen, immer um Dich verdienen." Morolt sprach: Da ist unter zweien Wahl: der Wandel[2] ist nur das Eine: führest Du sie mit Dir über See, ich gebe Dir des meine Treue, sie schändet uns noch mehr." — Morolt hieng den Heiden und entließ die schöne Frau. Man brach die Burg und brannte das Land. Also siegte da mit Ehren Morolt der kühne Held.

XXV.

Da nun König Salmann den Sieg an Pharen gewonnen hatte, sprach er: „Suche die hehre Jungfrau; sie hat mir wohl gedient: ich führe sie nach Jerusalem." Morolt gieng nach der Maid. „Wohlauf, edle Jungfrau, mich hat der König von Jerusalem nach Dir gesandt!" „Morolt, erwiderte sie, auserwählter Degen, hat mein Bruder noch das Leben? Sehe ich ihn jemals lebend wieder?" Morolt sprach: „Nun schweig, edle hehre Jungfrau! Schweig und laß die Rede, ich habe ihm seinen Lohn gereichet. Den Brautschatz hab' ich ihm gegeben: einen hohen Galgen, da er in den Lüften schwebet." Die Maid begann zu weinen: „Warum hat der König mir das gethan? Ich bin fortan immer geschmähet: er sollte seinem Weibe so thun, die er über See führen will. Salme, das ungetreue Weib, verrieth meinen Bruder: Morolt, Dir mag wohl geziemen, Du sollst meinen Bruder wieder von dem Galgen nehmen!" Er sprach: „Edle Königin, wes Du mich bittest, das soll geschehen." Er bestattete ihn wo sein Vater lag mit großen

[1] Holzseil. [2] Der Ersatz, den sie bietet für ihre Schuld.

Ehren, wie man sie Könige erbieten mag. Die Maid nahm ihn da bei der Hand und führte ihn in eine Kammer. Da sie die weit aufgeschlossen hatte, leuchtete daraus das Gold und Edelgestein: seine Freude war da sehr groß. Da sprach die schöne Jungfrau: „Morolt, tugendhafter Mann, den Helden, die Du über See führtest, denen gieb reichen Sold, sie verlassen Dich nimmer mehr.“ Morolt begann zu lachen: er winkte seinen Helden sofort und gab ihnen reichen Schatz. Als sie da theilten, hub sich Freude auf der Stätte. Man trug das Gold auf breiten Schilden her. Da sprach ein kühner Ritter: „Morolt, tugendhafter Mann, wollte Gott, Du solltest alle Tage Reise haben!“ [1]

Seit fuhren sie über den wilden See in die Stadt zu Jerusalem. Wie kaum genas die Königin, da sie von den Heiden gen Jerusalem gefahren war! Die schöne Frau gedachte immer an Pharen, ihren Mann. Für keine Freude hatte sie Sinn, bis ein anderer Heide sie mit Zauber abermals gewann. [2]

XXVI.

Gen Abers [3] kamen Mähre, nicht gäbe es schönere Frau als König Salmanns Weib. Da sagte König Princian: „Um die wage ich mein Leben. Ich will über See in die Stadt zu Jerusalem fahren. Gewinne ich nicht sie ihm ab, man sieht mich hier zu Abers nimmermehr unter Krone gehn.“ Da fuhr der König Princian selbzwölft über den wilden See; am zwölften Abende kamen sie gen Jerusalem. Als die schöne Frau in die Vesper gehn wollte, — mit ihr gieng König Salmann, — da empfieng der reiche König wohl die Fremdlinge. Als die Vesper zu Ende war, gieng Princian vor die Burg. Er sprach: „Hehre Königin, nun reiche mir einen Trunk, so bitte ich Dich um nichts weiter.“ Da

[1] Hierauf folgt ein eingeschobenes Stück, welches erzählt, daß Isold, Pharen Neffe, die Heimfahrt der Helden hindern und das schöne Weib gewinnen will. Da jedoch Salme selbst den Kampf nicht herbeiführt, so erweist sich das Stück als Zusatz. [2] Hierauf folgt, wie Pharen Schwester durch Morolt bewogen wird, sich taufen zu lassen, weil er ihr verspricht, sie solle nach dem Tode der Königin Salmanns Gattin werden; offenbar ein Zusatz. [3] Oder Aders.

hieß die edle Königin ihr einen goldenen Kopf[1] reichen; sie bot ihn Princiane, deßhalb mußte sie die Lande räumen. Als der Heide getrunken hatte, warf er einen Fingerring in den Wein. Nach ihm trank die schöne Frau: sogleich begann sie nach dem heidnischen Manne sich zu sehnen. Sie zwang die Hand in das Goldgefäß; das sah Morolt wider ihren Willen. „König, sprach er, was ich gesehen habe, davon gewinnest Du nimmer Ehre, das muß ich Dir in Wahrheit sagen. Es sind nicht rechte Pilgrime: sie werben um Deine Frau; o Salmann, Dein schönes Weib will abermals ihren minniglichen Leib wagen!" Da sprach König Salmann: „Morolt, laß die Rede! Was zeihest Du die gute Frau? sie will daheim bleiben, des hat sie stäten Muth." Da sprach der listige Mann: „König, ich sage Dir, meiner Hülfe wird Dir noth: siehe zu, ob ich sie Dir leiste." Damit ging der Held von dannen. Das Gewerb der Heiden blieb nicht im Verborgenen. Ueber zwölf Wochen gab sie ihnen wieder einen Tag: die Frau stahl sich hinweg, das mag ich Euch führwahr sagen. Die schöne Frau floh mit König Princian über die wilde See. Eh daß sie Morolt wieder gewann, mußte er Mühsal erdulden.

XXVII.

Da gieng der listige Mann vor König Salmann: „Wie nun, edler König? Nun mußt Du selbst nach der Königin über See wallen!" Salmann begann zu weinen. „Laß Dein Strafen sein, Morolt, tugendhafter Mann, ich selbst will die edle Königin suchen. Bleib Du daheim zu Jerusalem, ich befehle das Land in Deine Hand. Ich will mein Leben wagen und selbst das ungetreue Weib suchen." Da Morolt sah, daß ihm so recht leid war, sagte er: „König, willst Du mir Deine Treue geben, ob ich sie her wieder brächte, daß ich ihr ihr Leben nehmen möge?" Salmann gab ihm des seine Treue. „Gehabe Dich wohl, edler König: ist sie irgend auf der Erde, sie muß her gen Jerusalem. Nun will ich um die Königin erst meine List zeigen; des, König Salmann, gebe ich Dir meine Treue. Zween Ringe stieß er durch die Schenkel, —

[1] Becher.

nie hörtet Ihr größeres Wunder, — den dritten stieß er durch den Nacken:[1] diese Noth litt Morolt um die Königin all den Tag. Ein Kraut nahm er in den Mund, das zerblähete ihn, man hätte ein Haar in ihm gesehen. So gieng er vor König Salmann, der mußte ihn als Meister anerkennen. Seine Augen wurden feucht. Bleib daheim, lieber Bruder; kommst Du so krank auf das Meer, begreifen Dich die Wellen: all die Welt kann Dich nicht erretten." Da hub er die Slavenie auf: „Was habe ich an meinem Leibe? Das thu' ich um deinetwillen: bei brüderlicher Treue, laß Dir Pharen Schwester befohlen sein! Ob ich jenseit Meeres sterbe, Du sollst Dich ihr vermählen." Er gewann einen Arzt: aus Treue litt Morolt große Pein. Die Füße zwang er an den Leib; die Zehen band er hinter sich; all dieses litt er; die Augen in seinem Haupte wandte er seitwärts. So ritt der listige Mann an den Meerstrand, wo er sein Schifflein traf. Darein zog er sein Eselein und räumte Jerusalem das Land.

XXVIII.

Sechs und dreißig Tage fuhr er, bis er zu Aders in den Hafen kam. Der listige Mann versenkte da sein Schifflein in das Meer. Er ritt zu einer Klause:[2] da fand er die schöne Frau. Anders glaubte sie nicht ihr Leben zu erhalten auf all der Erde: darin allein wähnte sie sicher zu sein. Da Morolt die Mähre vernahm, ritt er gegen die Pforte. Da stieg er ab und kroch auf allen Vieren dahin, wo er den Thorwächter fand. Als dieser ihn erblickte, sagte er: „Sage mir guter Mann, wie lange hast Du diese große Armuth getragen? Darauf sagte der listige Mann: „Das kann ich Dir nicht vorrechnen. Was ich Dir sage, das ist wahr: ich bin nun völlig sieben Jahr ein Krüpel." Er sprach: „Du bist Leibes arm! Woher Du auch kommest, Du bist ein also siecher Mann, ich hole Dir aus der Burg, was Du zur Nahrung haben willst." Darauf sagte Morolt:

[1] Im Morgenlande mochte man solches gesehen haben. [2] Gemach, worein Niemand gelangen kann.

„Deiner Speise gehr' ich nicht;
ein Trunk aber mir gebricht,
den wollest Du nicht versagen mir."
„Warte, sprach der Wächter,
aus der Burg den trag' ich Dir."

Er gieng zum Keller und nahm einen Kopf, der war von rothem Golde. Mit schönem Lautertrank[1] trug er ihn vor die Burg. Als Morolt getrunken hatte, setzte er sich zu ihm auf die Bank. „Dürfte ich, ich wollte Dir mehr sagen: hieher ist neulich eine deutsche Frau über See gekommen. König Princian brachte sie her: Sie ist schön und minniglich. Ihre Farbe ist lauter und licht: auf meine Treue, sie läßt Dich nicht unbegabt. Nun sieh meiner Hand nach: die edle Königin ist in jenem weißen Steine eingeschlossen vor einem, der Morolt heißt: der ist ihr sehr gehaß." Da sprach der listige Mann: „Was kann sie da für Freude haben? Das sage mir durch Deine Tugend." „Gern, sagte der Wächter, willst Du mir's mit Züchten vertragen. Aus meines Herren Kemenate geht eine Röhre unter der Erde weg. Wenn er in die Klause geht, so hüten zwölf Mann, die besten die er hat, der Röhre." Da sprach der behende Degen: „Danach soll Niemand fragen! Bitte den König Princian durch Gott den reichen eine Weile vor die Pforte zu kommen." — Er gieng zum Könige. Herr, sagte er, ein dürftiger Mann bittet Dich durch Gott den reichen, daß Du zu ihm gehen wollest."

XXIX.

Princian gieng vor die Burg, und mit ihm manch löblicher Ritter. Als Morolt ihn von Ferne ersah, wollte er ihm zu Fuße fallen. Nun möget Ihr hören, wie der König sprach. „Laß sein, es thut Dir weh," sprach Princian. „Gnade, edler König, sagte Morolt; eine Gabe sollst Du mir geben, darum bitte ich Dich sehr." „Gehabe Dich wohl, armer Mann, erwiderte ihm Princian. Des sollst Du sicher sein, so lange ich lebe, gebe ich Dir Kleid und

[1] Claret, mit Gewürz angemachter Wein.

Speise." Morolt hub sein Kleid auf. „Nun schaue, König, meinen Leib! Ein Arzt hat mir verheißen, hätte ich ihm etwas zu geben, er hülfe mir am Leibe." Da sagte Princian: „Drei Mark Goldes sollst Du von mir haben. Würdest Du gesund und mangelt Dir die Löhnung, noch zehen Pfund gebe ich Dir." Als er die Gabe empfangen hatte, drang mancher löblicher Ritter herzu. Sie nahmen sein alle wahr, und es wunderte sie, wie er also gar verkrümmen mochte. Da sprach ein Kämmerer: „Er ist nicht also ungesund! Möchte ich Deine Huld dazu haben, ich heilte ihn noch heute." Da sagte der listige Mann: „Ihr habt daran missesehen. Berührt mich heute eure Hand, auf meine Treue, meine Sucht kommt an Euch." So wehrte er sich des Heiden; fernhin sprang dieser. „Dürftiger, rief er, Du sagst die Wahrheit, Du bist an Deinem ganzen Leibe ungesund." Bevor er noch dieß Wort vollsprach, sah man manche Hand im Beutel. Da war kein Mann in dem Kreiße, der ihm nicht einen Pfenning gab, wiewohl er selbst dessen bedurfte. — Als er die Gabe genommen hatte, sah er an des Königes Hand einen roth goldnen Ring: da war mit großer Kunst viel Heilthumes verwürkt. Da sagte Morolt: „Du hast mich wohl berathen, reicher König; aber ein Geleite[1] sollte ich von Dir haben, ob mir Deine Knechte widergiengen, daß sie mich nicht beraubten." Da zog er eine lichte Brünne ab. „Die kann ich nicht führen, sagte Morolt, dazu ist sie mir zu hehr; verlöre ich sie aber, Deine Huld gewänne ich nie mehr. Etwas anders sollte ich von Dir haben; gern wollte ich es Dir wieder her bringen." Nun, was begehrst Du von mir? Durch den reichen Gott will ich es Dir gerne geben." Da zeigte er auf den Ring hin. „Wäre es mehr, es müßte doch Dein sein, sprach der König Princian. Strecke Deine Hand aus, willst Du ihn gerne von mir empfangen." Damit bot er ihm den Finger hin. Von der Hand zog der listige Mann ihm den Ring. Nun werde ich des Siechthumes ledig, sagte er. Du hast mich wohl berathen!" Dem Könige neigte er auf den Fuß. Man zog ihm nun den Esel her; Princian selbst half ihm darauf.

[1] Ein Zeichen, daß er unbehindert reisen dürfe.

Er nahm zum Könige und zu allen seinen Mannen Urlaub und schied fröhlich von dannen. Als die Sonne zu Genaden gieng, kehrte er ab der Straße. An den See hin ritt er rasch und barg den Esel in das Rohr: da ward er froh und heiter. Zaum und Sattel barg er ebenfalls. Sein Kraut nahm er aus dem Munde: sieh, da war sein Arzt gekommen, und er war ein gesunder Mann. Morolt hatte sich wohl versehen. In seiner Taschen führte er mit sich einen Rock von rother Seide, zween Bärte, eine Harfe: die halfen ihm aus der Noth. Er bereitete sich auf die Fahrt: einen Bart band er um das Haupt, einen grauen Kotzen[1] legte er an, einen Palmzweig nahm er auf die Schulter und ward ein wallender Mann. Einen Stab nahm er in die Hand. Darauf lehnte er sich und sagte zum Esel: „Gieb mir Urlaub, hehrer Bruder;[2] ich lasse Dich hier auf guter Weide, ich will ohne Dich gen Jerusalem!"

XXX.

Als nun der König Princian Abends zu der Frau kam, sprach sie: „Sage mir, Princian, auf Deine Treue, wohin hast Du den goldenen Fingerring gethan? Den gab mir König Salmann, bevor ich ihm das letzte Mal entrann. Wüßte er mich auch tausend Meilen weit, er suchte mich auf."

„Was sollte ich daran sparen? erwiderte Princian. Ein armer Mann kam heute; ein Arzt hat ihm verheißen, hätte er ihm zu geben, er wollte ihn heilen. Ich gab ihm drei Mark Goldes. Da bat er mich um Geleite, und ich gab ihm den Ring. Ich glaube nicht, daß er morgen den Tag erlebe: Er ist ein gar zu siecher Mann." „Wie sind seine Augen beschaffen?" „Lauter wie ein Spiegel; Hofgemäß stehen ihm die Brauen an." Da sprach die Königin sogleich: „Morolt ist es, Salmanns Mann." „Nein, entgegnete Princian, den sah ich einst zu Jerusalem vor dem Tempel stehn. Einen Hermelinmantel trug er an seinem Leibe; dieser aber, dem ich den Ring gab, ist ein armer Mann; das glaube mir, schöne Frau." Darauf sagte sie:

[1] Mantel aus grober Wolle. Ein Hieb auf die grauen Mönche (die Cisterzienser)?
[2] Doch nennt er den Esel wohl nur „Bruder," weil er mit ihm wallfahrtete.

„Du kennest seine Liste nicht.
Ward ich Dir, Herr, jemals lieb,
so heiß die Schiffung [1] gar belegen.
Wer mir den Krüpel bringet,
mit Golde ich will ihn widerwägen!“

Da sammelte er noch in der Nacht zwei tausend Helden und hieß die Schiffung gar belegen; da kam dem edlen Könige mancher heidnische Degen. Davon nahm Princian am Morgen fünfzig Mann und wollte den Siechen suchen: da kam ihm Morolt selbst entgegen, denn er wollte sein Ding weiter schaffen. Als ihn der König erblickte, sagte er: „Nun melde mir, Waller, begegnete Dir nicht gestern Abend ein Krüpel auf einem Esel?“ Davon kann ich wohl sagen, erwiderte ihm der listige Mann. Als die Sonne zu Sedel gehn sollte, sah ich den Krüpel zu Aders nach Herberge gehn. Er sagte mir, er käme von Princian und wollte zu einem Arzte. Ziehet nur ein wenig weiter, da findet ihr den Esel nahe bei den Stauden stehn.“ Einen Schilling gab ihm Princian. „Das sollst Du zum Botenbrote haben, du guter Held; kämest Du zu meinem Hause, ich büßte Dir Deine Armuth.“ Die Heiden eilten dannen und fanden den Esel am Wege stehn. Sie trieben ihn zu Aders in die Stadt; aber die Bürger sagten alle: „Unser keiner hat den Krüpel gesehen.“ „Ich wähne, mich trog der Waller, sagte da Princian; Morolt selbst war es, das merke ich nun wohl. Salmann hat ihn ausgesendet; er hat diese Lande erforscht. Nun rathet, meine Helden, wie wir vor ihm die edle Königin behüten.“

XXXI.

Morolt bereitete sich auf die Fahrt. Er zog den Bart ab, und legte den rothen Rock an; in die Hand nahm er die Harfe: wohl stunden ihm seine Kleider. Princian suchte nun mit seinen fünfzig Mann nach dem Pilgrim; da trat ihm Morolt selbst wieder entgegen. Als der König ihn erblickte, sprach er: „Sage an, stolzer Spielmann, sahst Du nicht heute oder gestern einen Pilgrim?“ „Davon kann ich euch wohl sagen, erwiderte der listige Mann.

[1] Schifffahrt.

Als man gestern schlafen gehen sollte, da sah ich einen Waller zu Aders nach Herberge gehn. Er trug grauen Mantel, und um das Kinn einen Bart. Er ist zu seiner Fahrt wohl ausgerüstet. Wollet ihr eine Weile hier bleiben, ihr sehet ihn leicht auf der Straße gehn. Die Zeit soll euch nicht lang werden." Morolt begann da zu harfnen, daß der Ton laut erklang. Der Heide stieg vom Rosse und ergriff den Kämmerer bei der Hand. Da reiete er den ganzen Tag bis gegen Abend, so daß er des Suchens vergaß.[1] Da sprach der listige Mann: „Ich kann nicht länger hier weilen." Einen Schilling[2] gab ihm Princian. „Geh, sagte er, Deinem Gotte befohlen; Du bist ein stolzer Spielmann." Morolt da von dannen schied; so rieth ihm seine Weisheit. Die Heiden kehrten in die Burg zurück: da sagte Princian der Königin, daß man keinen Waller gefunden habe. Da sprach die schöne Frau: „Kam nicht irgend ein Mann zu euch, der euch von dem Pilgrim sagte? Das war Morolt selbst, des sollt Ihr von mir sicher sein." Als das der Kämmerer hörte, sprach er: „Soll Niemand auf der Straße gehn außer Morolt? Das muß mich Wunder nehmen. Uns begegnete ein Spielmann, — wohl stunden ihm seine Kleider, — eine Harfe trug er in der Hand: die rührte er so süß, daß der Ton laut erklang." Da sprach die schöne Frau: „Morolt war es, Salmanns Mann! Bringet mir den Spielmann: dreißig Mark Goldes sollt ihr von mir zum Lohne haben."

XXXII.

Morolt ahnte wohl den Rath der Frau. Er barg Harfe und Kleid; einen grauen Rock legte er an und zween große Schuhe band er fest an seine Füße. Er legte um sich einen breiten Gürtel, daran ein Messer hieng, das wohl schnitt. So gieng er wieder in die Stadt. „Wer giebt mir Kühe oder Schaafe, rief er, gerne wollte ich solche kaufen." Ein alter Heide verkaufte ihm diese; er stach sie und war sehr beschäftigt sie zu enthäuten. Nach ihm eilten die Heiden, und er konnte sich nicht verbergen. Da fragten sie den

[1] Man wußte von einem Tanzleich, der, wenn er gespielt ward, alle Hörer zu tanzen zwang. [2] Solidus.

Fleischmann, ob er nicht den Spielmann gesehen habe. Morolt sah zu Boden nieder. Aus seinen Listen sprach er: „Den Spielmann habe ich wohl gesehen; doch näher liegt mir, daß ich meine Kunden zufrieden stelle.“ Morolt, der kühne Held, schlug das Rind zu kleinen Stücken. „Wohl her! rief er; wer Fleisch kaufen wolle, dem will ich es wohlfeil geben.“ Um ihn ward großer Drang; die Heiden aber wandten sich von ihm ab und suchten den Spielmann. Da hatte Morolt, Salmanns Mann, schnell verkauft. Also war er bis an den dritten Tag in der Stadt und er hoffte nicht hinweg zu kommen. Da kaufte er Säckel, Gürtel, Beutel, Garn und wollte als ein Krämer fahren. Bänder weiß und roth, und was Frauen wohl ziert, führte er: das half Morolte aus der Noth. Damit gieng der listige Mann hin wo er sein Schifflein auf des Meeres Grunde verborgen hatte. Hier warf der Held den Kramkorb sogleich von sich. Frohen Gemüths sprang er in sein Schifflein. „Nun wollte Gott, Herr Kramkorb, sprach der lobsame Ritter, daß ein armer Mann dich fände. Da schiffte der listige Mann auf den Wogen des wilden Meeres. Ein halbes Jahr war er ausgewesen: seit kam er gen Jerusalem.

XXXIII.

Sehr freundlich empfieng ihn Salmann. „Ich habe, begann er, Salme, Dein schönes Weib, gefunden. Willst Du sie wieder gewinnen, so muß mancher Mann sein Leben wagen. Das sollst Du wissen: es hat der König Princian die schöne Frau in eine Klause eingeschlossen: da müssen wir sie ihm abgewinnen.“ Da sprach der König Salmann: „Nun sage mir, tugendhafter Mann, warum hat er das gethan?“ Er fürchtet meine List, sagte Morolt. Weiter sprach er: ein Fels liegt in der wilden See, darauf steht die Klause, und eine Röhre unterm Wasser führt zur Königin. Dadurch geht König Princian zu der schönen Frau. Nun rathe, König Salmann, wie wir sie dem Heiden abgewinnen.“ „Morolt, sagte da der König Salmann, sie hat dem Teufel immer gedient, der muß ihrer auch immer pflegen. Führe ich mit Dir über See, so müßte ich in die Burg gehn, wie ich that in Pharen Lande:

Sie führten mich unter den Galgen recht als hätte ich ein Land verbrannt." Da lachte Morolt. „So willst Du, sagte er, Deine Frau ihm lassen? Soll ich mein langes Wallen also verloren haben?" Weiter sprach der listige Mann: „König, Du hast mir Deine Treue gegeben, ob ich sie wieder brächte, daß ich ihr das Leben nehmen sollte." Da sprach Salmann: „Morolt, auserwählter Held, gewinnest Du sie, so richte über ihr Leben." Morolt zeigte ihm den Ring: „Den gabst Du der Königin. Daran thatest Du thöricht: wie kann sie Heilthum bewahren? König Princian trug ihn an der Hand und ich gewann ihm ihn mit List ab. Nun muß ich ihn ihm zurück bringen: ich baue auf Gottes Gnade, daß meine Fahrt ihm wohl bekannt werde. Bleib Du hier zu Jerusalem, mich aber bereite auf die See, so will ich in des Heiden Land. Wisse, edler König, meine Treue löse ich so." Da sprach Herzoge Friedrich: „Morolt, ich will sicherlich mit Dir in des Heiden Land. Zehn hundert Mann ich bringe, die folgen mir nach." Salmann ward der Rede froh. Drei tausend bereiteten sich auf die Schiffe, die Moroltes Reise über das Wasser tragen sollten.

XXXIV.

Sie eilten über den wilden See in zehen Tagen oder mehr.
Sie kamen zu Elsabê hinter'n Berg; [1]
des pflag ein' Meerminne und manch wildes Gezwerg.
Als sie kamen an das Land, sie giengen aus allzuhand
von den Schiffen, Mann um Mann:
sie waren alle fröhlich; kühner Volk man nie gewann.
Ihr mögt wohl glauben meinem Wort: Die Meerminne sprach sofort:
„Hörst Du's wohl, Sohn Madelgêr?
Nimm Deine Nebelkappe und geh vor den Berg stehn.
Ich schmecke eisernes Gewand: Morolt kam in dieses Land."
Madelgêr, der wilde Zwerg,
zog an die Nebelkappen und gieng stehn an den Berg.
Da sah er Morolten gehn und manchen Dienstmann um ihn stehn.
Er kam näher allgemach.
Die Nebelkappen er abzog: nun mögt Ihr hören, wie er sprach.

[1] Das aus der Gudrun bekannte Mohrenland Alzabê.

„Morolt, lieber Oheim mein, Du sollst mir willkommen sein."
Er führte ihn schleunig in den Berg:
ihn empfieng die Meerminne und manch ein wildes Gezwerg.
Näher schritt er allgemach. Nun mögt Ihr hören, wie sie sprach.
Sei willkommen in dieß Land!
Dich hat der König Salmann nach seiner Frauen ausgesandt!"
Da sprach der listerfüllte Mann: „Deines Rathes ich gesann.
Nun rath, liebe Muhme mein,
wie wir wieder gewinnen die Königin; es muß nun sein."
„Und brächtest her Du in dieß Land dreißig tausend Helden an Deiner Hand,
die frommten nicht Dir zu der That,
das wisse, lieber Neffe mein; nun, Du sollst haben meinen Rath!
So die Nacht nun kommt heran, sprach das Meerweib wohlgethan,
so send' ich Dir einen Zwerg:
der bricht die Röhre nieder die da hin geht in den Berg.
Du sollst selbzwölfter gehn vor der Klause Fenster stehn;
so gewinnst Du Princian
und manchen üblen Heiden: die laß den Tod flugs empfahn."
Da Morolt diesen Rath gewann, er schied mit Urlaube dann;
seinen Mannen Trost er gab;
sie legten sich zur Ruhe, bis zu leuchten begann der Tag.

XXXV.

Am nächsten Tage früh am Morgen bereitete sich Morolt und gieng vor das Fenster stehn. Er rief: „Bist Du drinnen, edler König Princian? Nimm wieder Deinen Ring: damit löse ich meine Treue." Als das die Königin hörte, begann sie heiß zu weinen. „Vor dem Fenster ist Morolt, sprach sie. Der ward mir nie mit Treue hold. Wird er mein hier ansichtig, wahrlich, so muß es mir an das Leben gehn!" Da nahm König Princian die schöne Frau bei der Hand. Sie wollten aus dem Berge gehen: Da war die Röhre zerbrochen und sie mußten bleiben. Morolt brach mit Heereskraft Burg und Klause. Er fieng den König Princian: manchem übelen Heiden ließ er es an das Leben gehn. Als Morolt Princianen gefangen hatte, da ließ er ihn seiner Tugend genießen; doch brach er ihm von der Hand die ungetreue Königin. Ein Roß

hieß er ihm dar ziehen; darauf half ihm der tugendhafte Mann. „Nun fleuch, König Princian: Du genießest Deiner Treue, daß ich Dich leben lasse!“

XXXVI.

Da floh der König Princian zu Beligan seinem Bruder. Er neigte sich ihm auf den Fuß und sprach: „Wenn Du mir nicht hilfest, lieber Bruder, so muß ich immer traurig sein. Mir ist mein schönes Weib genommen. Nun hilf mir, Bruder, des ist Zeit. Meine Helden sind mir alle erschlagen. Das hat Morolt gethan und das will ich unseren Freunden klagen.“ Da sprach König Beligan: „Edler König Princian, Du gebahrest wie ein Weib. Morolt und alle die Seinen müssen das Leben verlieren!“ Da besammelte sich der Heide mit Heeresmacht. Er hieß die Schiffung belegen: so ward Morolt von manchem Heiden bestanden. Als das Morolt ersah, sprach er zu den Seinen: „Nimmer, ihr stolzen guten Helden, sollt ihr von einander auch nur einen Fuß breit weichen!“ Da drang heran mit seiner Schaar der Herzoge Fridrich. Mit kräftiger Hand wurden die Feinde auf der grünen Heide angerannt. Da sprach ein alter Surian,[1] der oft das Beste gethan hatte: „Ich habe manchen Streit gefochten, daß mir's nie mißlang: ich schlage noch große, weite Wunden. Bindet mir an das Banner, das Heer kann ich wohl leiten. Ich leide den schwertgrimmen Tod, das wisset sicherlich, oder ich helfe uns aus der Noth.“ Morolt ward der Rede froh und gab ihm das Banner. Da ward ein großer Streit. Von dem Herzogen Fridrich ward mancher Heide erschlagen. Morolt und der Surian erhuben den grimmen Sturm. Sie wateten im Blute bis über die Sporen. Von ihrer Hand starb mancher Heide. Morolt hatte Kraft genug: wie gewaltig schlug und stach er! Zu beiden Seiten fällte er die Heiden ohne Zahl nieder. Da das König Beligan sah, hub er sich wider den kühnen Mann und gab ihm einen Schlag, daß der kühne Held vor ihm auf die Knie kam. Er sprang wieder auf und das Schwert

[1] Syrer.

erklang an seiner Hand. Er schlug ihn durch das Nasenband[1] bis auf die Zähne. Da fiel König Beligan todt auf die Erde. Das sah sein Bruder Princian und er hub sich mit manchem Heiden wider ihn in den Streit. Groß ward der Schall, laut ergoll Stahl an Stahl. Angst und Noth hub sich; naß und roth wurden die Heiden von dem Blute. Bis auf die Vesperzeit währte der Streit: da gab man den Feinden Friede. Da ließ sich mancher stolzer Held an die Ruhe.

XXXVII.

An dem andern Morgen früh machte sich Morolt auf und gieng vor die Zelte der Heiden. „Edeler König Princian, rief er, nun komm heraus auf das Feld. Wir wollen einander hier bestehn. Gewinnest Du den Sieg, so laß meine Mannen über See fahren. So laß ich auch die Deinen; die Königin nehm ich Dir dann nimmermehr.“ Princian ward der Rede froh. Die Rede ward da besiegelt, und es wurden Geisel gegeben. Zusammen sprangen da die auserwählten Degen. Princian war unverzagt; hin und her trieb er Moroltcn und gab ihm einen Schlag, daß der kühne Held zur Erde sank. Nicht lange lag er jedoch. Gott sandte ihm neue Kraft. Er sprang auf und laut erklang ihm das gute Schwert an der Hand. „Nun schirme, König Princian, rief er, es muß Dir an das Leben gehn!“ Zwischen Brünne und Halsberg schlug er ihm das Haupt ab, das sage ich Euch. Morolt hub das Haupt auf und trug es vor die Königin. Dort warf er es hin: „Nun sieh, hehre Königin, das ist Princian, Dein Mann! Kommst Du auf die wilde See, — was soll ich Dir mehr sagen? — Bringe ich Dich auf das wilde Meer, ich gebe Dir meine Treue, all die Welt kann Dich nicht erretten!“ Die Geisel gab man wieder; Morolt ließ die Heiden davon kommen. Sie wollten aus der Heidenschaft und zogen zu den Schiffen: wie hätten sie kühner sein können!“ Sie fuhren über den wilden See und kamen nach Jerusalem, wo Salmann und manche schöne Frau die kühnen Ritter wohl empfieng. „Nun heiß Deiner schönen Frau ein Bad bereiten, König

[1] Der das Gesicht schützende Theil des Helmes.

Salmann," sagte Morolt. Salmann ward der Rede froh und hieß ein Bad in einem Morselsteine[1] bereiten. Darein gieng die schöne Frau, und vor sie kniete der kühne Mann. An der Riemader er ihr ließ und drückte sie so leise, daß ihr die Seele ausgieng. Einen Kopf hieß er da sogleich bringen und hielt ihr ihn an den Mund: „Nun schaue, hehrer König, sie verschmähet es aus meiner Hand zu trinken: ich reiche ihr nie mehr den Becher!" Als Salmann das sah, begann er zu weinen. „Morolt, sprach er, tugendhafter Mann, warum hast Du die schöne Frau getödtet? — Da sprach der listige Mann: „Alle Tage mußte ich Mühe haben um die hehre Königin. Nun bleibe ich daheim: ich will nicht mehr belästigt sein." Man führte die schöne Frau wieder in den Dom und legte sie wieder in das Grab. „Du entrinnest uns nun nimmer mehr, sagte Morolt, bis an den jüngsten Tag!" — Morolt der listige Mann nahm darauf Salmann bei der Hand und führte ihn auf den Hof und gab ihm Pharen Schwester, die schöne Maid, zum Weibe. Seit war sie zu Jerusalem hehre Königin völlig dreißig Jahr, bis daß sie Gottes Huld gewann.[2]

Ich weiß nicht, nahm jetzt Gräfin Irmgard das Wort, was ich zu diesem Gedichte sagen soll. Das Gemüth Salmanns und der Salme ist viel zu wenig berücksichtigt. Die Begründung der Begebenheiten von dieser Seite fehlt gänzlich. Salmanns Liebe zu seinem Weibe erscheint als eine thörichte, weil nur die leibliche Schönheit derselben ihre Grundlage ist. Aber diese Schönheit kann auf die Dauer nicht solche Wirkung äußern.

Doch, erwiderte ihr Baron Wilmar; es kommt nur darauf an, daß der Mann sinnlich und schwach genug sei; und diese Eigenschaften hat Salmann beide. Die letzte tritt deutlich zu Tage, die erste jedoch, die Sinnlichkeit, ist allerdings viel zu wenig hervorgehoben. Auch scheint mir nach der zweiten Entführung Salmanns Liebe denn doch ziemlich abgekühlt; er giebt dem Morolt ohne

[1] Morselstein ist sonst Steinmörser; hier: Steinbadwanne. [2] Selig starb.

Weiteres die Bewilligung die Frau zu tödten, wenn er sie wieder erlangen könne, und so hat Moroltes zweite Unternehmung eigentlich auch gar nicht den Besitz des Weibes zum Zwecke, sondern die Rache für den durch die Entführung erlittenen Schimpf. Die Ehre des Königs verlangte die Wiedergewinnung der Entführten und die Bestrafung des Entführers, und darum zieht denn auch Morolt aus, sie wieder zu gewinnen, während der König zu Hause bleibt.

Ich will Ihre Gründe gelten lassen, was den Salmann betrifft, entgegnete darauf Irmgard; aber die Rechtfertigung der Salme, versteht sich vom ästhetischen Standpunkte aus, denn vom sittlichen aus kann niemals die Rede sein, dürfte Ihnen nicht so leicht werden. Sie ist ein sinnlich üppiges Weib, nichts weiter, und so begreift man nicht, warum ihr die Ehe mit Salmann unerträglich sein mußte. Wenn er ein rauher, finsterer Mann wäre, so ließe sich ihre Unbeständigkeit begreifen, zumal da auch er sie wider ihren Willen gewaltsam geraubt hatte. Aber finster und rauh erscheint er nirgends, und ihren gewaltsamen Raub macht zwar wohl ihr Vater aber nirgends sie selbst geltend.

Wäre das Gedicht griechisch oder auch deutsch heidnisch, so würden wir vielleicht lesen, daß ein Gott ihr die Sinne verwirret habe. Rufen Sie sich einmal die griechische Helena in das Gedächtniß: die läßt sich von Paris entführen, weil Aphrodite dieß also gefügt hat. Nun, statt der Aphrodite haben wir in unserm Gedichte, dem Geiste des Mittelalters gemäß, den Zauber, wodurch erst Pharo und dann Princian sie erwirbt. Aber von der hellenischen Heroine unterscheidet sich die deutsche dadurch, daß diese Alles thut um ihre Zurückgewinnung zu verhindern, während jene niemals auf solche Weise in die Handlung eingreift. Das griechische Weib ist immer nur leidend, während das deutsche auch thätig ist, und so entgeht die Griechin auch dem Tode, während ihm die Deutsche anheim fällt. Eine Begründung ihrer Handlungsweise, wie Sie dieselbe wünschen, Frau Gräfin, dürfen wir von einem Gedichte des zwölften Jahrhunderts nicht fordern. Wenn ein neuerer Dichter diese Sage behandeln wollte, und der Gegenstand wäre

lohnend wenn auch sehr schwierig zu behandeln, so dürfte er freilich nicht zu dem Zauber seine Zuflucht nehmen, sondern die Handlung der Salme müßte auf inneren Gründen beruhen.

Die höfische Epik hat einen ähnlichen Gegenstand aufzuweisen, nahm jetzt der alte Graf das Wort; aber die Darstellung des höfischen Dichters beleidigt unser sittliches Gefühl in weit höherem Grade, als die des Volksängers. Sie errathen, daß ich Tristan und Isolde meine. Das Empörende in diesem Gedichte ist, daß Isolde bei ihrem Gatten, dem König Mark, bleibt und doch mit Tristan, dem Neffen des Königes, der nur Gutes von ihm erfahren hat, und später selbst auch vermählt ist, den Ehebruch auf die gemeinste Weise fortsetzt. Diese Schmach kann auch die glänzendste Darstellung nicht zudecken, um so weniger, als der Zaubertrank, der auch hier eine Rolle spielt, fast nur die Bedeutung eines Symbols hat. In dieser Beziehung steht das Gedicht des schlichten Volksängers weit höher, als das des berühmten höfischen Dichters, Gotfrids von Straßburg, so sehr es diesem in jeder anderen Hinsicht auch weichen muß. Aber Isolde und Tristan ist aus dem französischen herübergenommen.

Da kann man sich's schon denken, sagte der alte Herzog. Die Franzosen stunden in der Sittlichkeit immer tiefer als die Deutschen.

Wissen Sie uns nichts Weiteres über diese Sage mitzutheilen, Herr Professor? fragte Berta.

Nicht eben viel, entgegnete dieser. Von Mones Träumereien nimmt man billig Umgang;[1] aber die Wilkinasaga hat von

[1] Mone nimmt eine erst im elften Jahrhunderte entstandene geschichtliche Grundlage an. Für Jerusalem (das durch unzählige Reime gesichert ist) will er Salerno lesen. Den Pharo deutet er zu einem arabischen Fürsten jenseits des Faro (!). Die geschichtliche Grundlage sei zum Theil (!) in der Geschichte der Fatimiten und Aglabiten zu suchen. Obeidallah eroberte zu Anfange des zehnten Jahrhunderts Sicilien; später, 969, unterwarf sich seine Dynastie Aegypten, und Sicilien ward einem Emir gegeben. Dieser habe viele Raubzüge nach Calabrien gemacht, welche viele Kämpfe mit den Griechen zur Folge hatten. Diese Thatsachen, meint er, erklären wohl den Umstand, wie sich Pharo im Liede festsetzen konnte, aber weiter nichts (!). Wohl, sie erklären noch etwas, nämlich: daß unser Gedicht mit den Saracenen auf Sicilien und ihren Kämpfen mit den Griechen nichts zu schaffen hat. Wer den Traum

Cap. 219 an etwas hieher Gehöriges. In Bertangaland (Bretagne) herschte, erzählt sie, König Artus (Cod. A. Arkimanus), der zwei Söhne Iron und Apollonius hatte. Nach des Vaters Tode eroberte Isung Bertangaland, und die beiden Brüder flüchteten zu Atli, dem Könige von Susan (Cod. A. Svava, d. i. Schwaben), der kurz zuvor ganz Hunaland erobert hatte. Atli setzte den Iron zum Jarl (Grafen) über Brandinaburg, den Apollonius zum Jarl über Tyra in der Nähe des Rheines (das rheinische Thüringen?)[1] Apollonius freite um Herburg, die Tochter des mächtigen Salomon (Salmann) des Königes in Frankenland, der sich jedoch weigerte, seine Tochter einem Jarl zu geben. Apollonius schenkte darauf der Jungfrau einen Ring, der die Eigenschaft hatte, Liebe zu erwecken, worauf sie die Flucht mit ihm verabredete. Sie gelingt, und sie kommen nach Tyra. Apollonius war nahe daran sich mit Salmann zu versöhnen, als Herburg starb, und da inzwischen Jarl Iron den König durch eine Jagd im Lurusalde auch beleidigt hatte, kam es zum Kriege. Apollonius starb, und Iron ward gefangen. Seine Gattin Isolde reiste nun zu Salomon und auf ihre Bitten und ein Lösegeld hin und durch die Fürsprache Atlis erhält Iron seine Freiheit und sein Land wieder. — Was von Iron weiter erzählt wird, berührt unser Gedicht nicht. — Hier ist also aus der Gemahlin Salmanns seine Tochter geworden, und der Pharo in unserm Gedichte entspricht dem Apollonius, und Princian dem Iron. Aber diesmal bietet uns unser Gedicht die ältere Gestalt der Sage, wie es denn überhaupt auch viel reicher als die Wilkinasaga ist. Als eigentliche Heimath der Sage wird wohl das alte Frankenland am Niederrhein anzusehen sein; und wenn in unserem Gedichte alle Fahrten über das Mittelmeer gehn, so ist das wohl nur eine Folge davon, daß man Salmann, — ein guter fränkischer Name[2] — zu Salomon machte,

weiter verfolgen will, der sehe Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur, I. S. 246 ff.

[1] Ein deutsches Gedicht macht Tyrus daraus. [2] Auf niederrheinisch-fränkische Heimath weist auch die Sprache des Gedichtes hin, obgleich sie sehr verderbt ist.

obwohl der Name im Reime immer mit kann, begann u. s. w. gebunden steht, und nie mit Wörtern auf ôn gereimt wird. Ob Salme auch deutscher Name oder das hebräische Salomê sei, ist zweifelhaft; aber leicht konnte Salme sich einfinden, nachdem man einmal in Salmann den Salomon gesehen hatte. Leicht hat die Wilkinasaga den echten Namen bewahrt: Herburg.[1] Die meisten anderen Namen im Gedichte sind gute deutsche, z. B. Memerolt (Salmanns Vater);[2] Faro (ein Unterfeldherr Belisars heißt Pharas, d. i. Faro, Procop. bell. Vandal.), der Entführer der Salme; Morolt; Turcis (Turgis?); Madelgêr (Zwerg); Bermann (Jude); Kyprian (im Sigfridsliede Kuperan, Riese) Isold, Fridrich, Stolzelin. Eliam (verschieden von Elias), Pharen Bannerträger und Bote, ist vielleicht der im Orendel vorkommende Elimi, und Marsilian, Beligan treten ebenfalls in Orendel auf. Morolts Verhältniß zu Salmann ist zweifelhaft. Er heißt zwar sein „Bruder,“ aber einige Stellen deuten an, daß er nicht leiblicher Bruder war. Das wird bestätigt dadurch, daß er immer als Dienstmann des Königes erscheint, und daß ein Meerweib seine Muhme ist. Auch ist er von Natur mehr Alb als Mensch. Der Herzog Fridrich war der ursprünglichen Sage begreiflich fremd; auch können alle Strophen, in denen er vorkommt, gestrichen werden, ohne daß der Zusammenhang leidet. Solche Einführung den Dichtern zeitgenössischer Helden in die Heldensage begegnet uns auch anderwärts. Es war das eine Schmeichelei von Seite der Dichter und zuweilen wohl eine berechnete. Ein Herzog Fridrich von Schwaben ward sogar Held eines eigenen Gedichtes (Bragur, VI. 204), worin auch Wieland vorkommt und seine Erwerbung der Schwanjungfrau (Angelburg) erzählt wird.

Jetzt kennen Sie denn so ziemlich die ganze deutsche Heldensage,

[1] In der Edda kommt eine Herborg, Hunlands Königin, vor. Da nun Sigufrid, dessen Vater Sigmund Frankenkönig ist, auch der hunische heißt, so wird auch dadurch die fränkische Abstammung der Herburg bestätigt. [2] Memerolt ist auch Riesenname, vergl. Grimms D. Myth. I. S. 494, und auch Morolt scheint nach Namen und Abstammung Riese oder Alb. Sein Wunderschiff ist sonst Eigenthum Wölunds (Wielands).

soweit sie uns erhalten ist. Die Gedichte von Walter und Hildegund (nur lateinisch ganz erhalten) und Albharts Tod haben wir nur in Bruchstücken, und die Gedichte Dietleib und Biterolf und Dietrichs Flucht sollen als höfische Epen gelten. Ueberblicken wir noch einmal den ganzen Reichthum, so treten uns als ursprüngliche Mythen (Göttersagen) entgegen a) die Sigufrides Sage. b) Dietrich (Donar) und Sigenot. c) Dietrich und Egge (Fasold, Ebenrot). d) Laurin, wenn man in Simhild eine Göttin erkennt. e) Hilde und Hetan (Hetele); denn Hilde ist ursprünglich die Walkyrie Hildr und ward erst später zu Hagenen Tochter. f) der große Rosengarten.

Die Befreiung einer Jungfrau haben zum Gegenstande: a) Ruother, b) Hugdietrich, c) Oswald, d) Ortnid (Otnid), e) Dietrich und Virginal, f) Dietrich und Sälde, g) Laurin, wenn man in Simhild nur Dietleibs Schwester sieht.

Befreiung der Dienstmannen (Treue des Herren gegen die Mannen, wie der Mannen gegen den Herren); a) Wolfdietrich. b) Wolfdietrich und Sabene. c) Ruother, wenn nicht die Befreiung der Jungfrau Hauptgegenstand ist. d) Dietrichs Flucht.

Wiedergewinnung der geraubten Gattin: a) Gudrun. b) Salmann und Morolt. Des Erblandes: a) die Schlacht bei Ravenna.

Noch etwas muß ich, bevor ich schließe, zu Ihrer Kenntniß bringen: Man hat in dem bösartigen Ermanarich neulich auch den Ahrimân der alten Perser erkennen wollen. Offenbar hat auch die Aehnlichkeit der Namen Ahrimân und Erman mit dazu verleitet und nicht blos das böse Gemüth Ermenrichs. Aber die deutsche Mythologie kennt den Dualismus ebensowenig wie die indische, griechische, römische. Die persische freilich hat ihn; aber da mag er wohl auch nur durch uralte Speculation sich erzeugt haben. Die Aehnlichkeit der Wörter Ahrimân und Erman fällt sogleich dahin, sobald man sich erinnert daß Ahrimân aus Agrômainjus zusammengezogen ward. Auch könnte Erman, Ermun, Irmin nicht

wohl Stammvater von Volksstämmen sein, wenn er Ahrimân wäre. Dem Epos genügt ein gewaltiger König, der, von plötzlicher Leidenschaft hingerissen, durch eine Gewaltthat den treuen Dienstmann in einen treulosen umwandelt und nun durch die Rathschläge des Rachsüchtigen aber immer noch Treue Heuchelnden sich bewegen läßt, sein ganzes eigenes Geschlecht zu vernichten. — Meinen Dank für Ihre theilnehmende Aufmerksamkeit, obgleich ich sie so lange in Anspruch nahm. —

Achter Abend.

Wir erblicken am heutigen Abende im Versammlungszimmer auf Burg Forsteck außer den schon früher Anwesenden auch die fromme Schwester Veronica, das ehemalige Hoffräulein Küngold von Herblingen. Es war ihr mit der Zeit unerträglich geworden, wie sie sagte, im Kloster alles adeligen Umganges entbehren zu müssen, und so hatte ihr auf ihre Bitte die gnädige Vermittelung der gnädigsten Prinzeß für drei Tage Urlaub verschafft. Sie war, nachdem sie sich bei der Prinzeß bedankt, sogleich nach Forsteck geeilt, und hier traf sie nun zu ihrem Schrecke nicht nur den alten Herzog, der sie höchst ungenädig anließ, sammt dessen Pfeifenstopfer, ihren ehemaligen Bräutigam, sondern auch Gräfin Irmgard und Baron Wilmar als bereits feierlich Verlobte. Hätte sie das gewußt, sie wäre fern geblieben. Sie war da; aber dafür war der Benedictiner aus dem Kreise geschieden, und zwar gerade wegen dieser Verlobung. Wie das zusammenhieng, das soll, sobald die Zeit dazu kommt, mitgetheilt werden.

Wir haben uns, eröffnete der alte Graf als Wortführer die Versammlung, diesen Abend mit der höfisch-ritterlichen Epik zu beschäftigen. Sie war nur für die Höfe und den Ritterstand bestimmt, und so waren denn auch die meisten höfischen Dichter Ritter oder rittermäßige Männer. Da die höfische Poesie Standespoesie, nur für einen Stand berechnet war, so mußte sie auch eben so rasch sinken als sie sich erhoben hatte, sobald dieser Stand anderen Dingen nachgieng. Wirklich umfaßt die Blüthe der gesammten höfischen Poesie nur die ersten drei Jahrzehnte des dreizehnten

Jahrhunderts. Vierzig Jahr also im Ganzen dauerte sie, rechnet man das letzte Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts hinzu, wie man befugt ist. Aber nicht nur die Bestimmung für nur Einen Stand bedingte die kurze Blüthe der höfischen Epik, sondern auch die Wahl der Stoffe. Diejenigen täuschen sich, die da wähnen, es sei gleichgültig, woher ein Dichter den Stoff zu seinem Gedichte nehme. Was nicht aus dem Volke entsprungen ist, kann nicht in ihm Wurzeln schlagen, denn es wird von ihm nicht aufgenommen. Dazu waren die höfischen Epiker weder in der Wahl der Stoffe noch in der der Form besonders glücklich: beides entlehnten sie von den Franzosen, diesen Vorbildern im Ritterwesen für ganz Europa. Sie waren Nachahmer; freilich Nachahmer mit weit mehr Geist und Geschmack, als die des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, aber doch immer nur Nachahmer.

Die Stoffe, die von den deutschen höfischen Epikern bearbeitet wurden, lassen sich in vier Reihen ordnen; sie gehören entweder zur Karlssage, oder zur Arthursage, zur Grälssage oder zur alten griechischen Heldensage vom trojanischen Kriege. Da alle diese Stoffe fast gleichzeitige Bearbeitung fanden, so ist es gleichgültig, womit wir beginnen. Heben wir also mit der Karlssage an, die uns doch noch um vieles näher liegt als die anderen Sagenkreiße.

Um Karl den Großen hatte sich im Laufe dreier Jahrhunderte eine ganze Menge Sagen geschaart. Seine Kriege gegen die Sachsen, gegen die Langobarden, gegen die spanischen Saracenen gaben dazu die Veranlassung; doch fanden nur die Sagen, die auf die Saracenenkriege sich beziehen, in Deutschland Bearbeiter. Es lag dieß im Geiste der Zeit, es war Nachwirkung der Kreuzzüge. In Frankreich stund diesem Sagenkreiße ein anderer zur Seite, in welchem Karl mit unbotmäßigen Vasallen zu kämpfen hat. In den Niederlanden fanden auch diese Sagen zwar im dreizehnten Jahrhunderte ihre Bearbeiter; das übrige Deutschland jedoch ließ sie bei Seite liegen. Hieher gehören Mälgis (Madelgis), und Reinout oder die Haimonskinder, das erste um 1270 von Willem vom Utenhove, das andere von Claes Verbrechtsen (Nicolaus, Sohn der Frau Brechte) wohl fast gleichzeitig gedichtet. Die Originale

sind nur in kleinen Bruchstücken erhalten; ganz besitzen wir die Gedichte jedoch in einer halbhochdeutschen, meist wörtlichen Uebertragung von Johann Grumelkut von Soest, um 1471 verfaßt. Der Mâlgîs behandelt Karls Kämpfe theils gegen die Saracenen, theils gegen das Geschlecht des Buobo von Eggermont. Der Reinout bildet gewissermaßen eine Fortsetzung des Mâlgîs, indem Haimon Madelgîses Bruder ist, der, für sich zwar dem Kaiser treu und ergeben (er hat Karls Schwester, Aja, zur Gemahlin), dennoch zwischen seinen Söhnen Adelhard, Ritsard, Writhard und Reinald und dem Kaiser die alte Zwietracht neu entbrennen sieht. Die Haimonskinder sind Ihnen allen aus der neuen Bearbeitung von Bechstein bekannt; doch hat dieser das prosaische Volksbuch, nicht das alte Epos seiner Erneuerung zu Grunde gelegt. Beide alte Gedichte sind umfangreich; Mâlgîs hat 25,550, die Haimonskinder haben 15,448 Verse. Die Form ist die gewöhnliche höfische der kurzen vierfüßigen Reimpaare. Wie wildromantisch zumal der Mâlgîs ist, geht unter anderem daraus hervor, daß der Zwerg Spiet, ein Sohn des Saracenen Fortemeus und der Isane, der Schwester der Druwane, der Gattin Buobo's (beider Sohn ist Madelgîs) seine eigene Mutter ehlicht, nebenbei aber Christ ist.

Das dritte zu dieser Abtheilung gehörende Gedicht heißt Karl und Elegast (Albgast). Es gehört dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts an und ward von einem unbekannten Dichter in niederländischer Sprache abgefaßt (kurze Reimpaare). Es erzählt wie König Karl zu Ingelheim, während er des Nachts schläft, von einem Engel geweckt wird mit dem Auftrage, sofort stehlen zu gehn. Dreimal muß er gemahnt werden, bevor er gehorcht. Endlich erhebt er sich, sattelt sein Roß und kommt durch Gottes Fügung ungesehen aus der Pfalz. Im nahen Walde kommt ihm ein schwarzer Ritter entgegen, den er für den Teufel hält und, weil er auf bösem Wege ist, fürchtet. Dieser Ritter aber ist Elegast, den Karl früher seiner Güter zur Strafe beraubt hat. Es kommt zum Kampfe, aus welchem Karl als Sieger hervor geht. Auf seine Frage sagt ihm Elegast nun, daß er, seit er vertrieben sei, vom Raube lebe,

woraufhin sich Karl ebenfalls für einen Räuber ausgiebt und mit Elegast Bündniß schließt. Obgleich nun aber der König die Prüfung, der ihn Elegast unterwürft, um seine Fertigkeit zu erkennen, schlecht besteht, ist der Meisterdieb doch bereit, Karln bei der vorgenommenen Beraubung des Eggerich von Eggermont, der Karls Schwester zur Gemahlin hat, zu unterstützen. Sie brechen durch die Mauer in die Burg, hier aber vernimmt Karl, dem Elegast ein Kraut in den Mund gegeben hat, wie der Hahn zum Hunde sagt, „König Karl sei in der Burg." Hierüber erschrickt er, und Elegast bewilligt ihm draußen Wache zu halten, während er den Raub vollbringt. Der schwarze Ritter schleicht nun in Eggerichs Schlafgemach, hier aber trifft er diesen wachend und mit seinem Weibe im Zwiegespräche. So erfährt denn Elegast, daß Karl am nächsten Morgen durch Eggerich und seine Verbündeten in seiner Pfalz ermordet werden soll. Die Schwester Karls mahnt ihren Gatten ab, dieser aber schlägt sie zornig in das Gesicht, daß sie blutet. Elegast fängt das Blut in seinem Handschuh auf und nimmt, als er weggeht, Eggerichs Schwert mit. Bestürzt theilt er den Anschag auf den König draußen seinen Gesellen mit und er wünscht Karln zu retten, obgleich dieser ihn ungerecht vertrieben habe. Karl, der sich auch jetzt noch nicht entdeckt, übernimmt es, die Sache dem Könige zu hinterbringen, trennt sich von Elegast und kommt ungesehen nach Ingelheim zurück. Am Morgen, als die Verschworenen kommen, werden sie in Haft genommen; Eggerich aber leugnet und erbietet sich zum Zweikampfe (Ordal). Nun wird Elegast aus dem Walde herbeigerufen, er kämpft, siegt und erhält des Erschlagenen Weib nebst Besitzungen zum Lohne.

Diese Sage ist wirklich anmuthig, sagte jetzt Berta; aber Elegast, der ein so gewandter Dieb ist, ist mir auffällig; das paßt nicht recht zum Ritter.

Freilich, rief der Herzog aus, auf diese Weise und so schlau pflegten die Raubritter nicht zu stehlen.

Nun, sagte der alte Graf, so vernehmen sie denn, daß Albgast nur hier als Ritter erscheint, andere Sagen kennen ihn als Zwerg oder Alb, der so gewandt ist, daß er den brütenden Vögeln

die Eier unter dem Leibe wegstehlen kann, ohne daß sie es merken. Auch in die Karlssage sind mythische Wesen eingedrungen, wie Sie hier sehen und bereits früher hörten; denn sowohl Spiet als auch Madelgis gehören dazu. Ueberhaupt waltet in diesem Theile der Karlssage eine Launigkeit, die dem anderen Theile ganz fremd ist. Von dem selbstbewußten schalkhaften Spotte, der die Gedichte eines Bojardo, Ariosto, Fortingerra, Pulci und anderer italischer Dichter für Viele so anziehend macht, sind freilich in diesen niederländischen erst schwache Anfänge zu finden. Doch ich wende mich zu dem ernststrengen Theile der Karlssage, zu Rolands Tode zu Runzival. Das Gedicht ward zwischen 1173—1177 von einem Geistlichen, dem Pfaffen Kuonrad, für den Herzogen von Sachsen, Heinrich den Löwen, oder genauer für dessen zweite Gemahlin, Mechtild, Tochter Heinrichs II. von Engelland aus dem Französischen übertragen; es gehört folglich noch in die Zeit vor der Blüthe der ritterlichen Dichtungen. Da Heinrich selbst von 1150 bis 1160 gegen die heidnischen Obodriten (Slawen) gekämpft und sie unterworfen und bekehrt und später im Jahre 1172 eine Pilgerfahrt nach Jerusalem unternommen hatte, so mußte gerade dieser Gegenstand, der Kampf Karls gegen die Saracenen in Spanien, ganz besonders ihn anziehen. Mochte ihm doch Karl in den Kämpfen gegen die Obodriten schon als Vorbild gegolten haben. Wie mühsam Kuonrad bei seinem Werke verfuhr, ergiebt sich daraus, daß er das französische Gedicht zuerst in das Lateinische und dann erst aus dem Lateinischen in das Deutsche übertrug. Die drei ältesten Handschriften des französischen Gedichtes bieten die merkwürdige Erscheinung dar, daß sie längere Stücke, wo der Inhalt von besonderer Wichtigkeit ist, in verschiedener Fassung wiederholen, so daß zuweilen dasselbe zwei und dreimal hintereinander auf verschiedene Weise erzählt wird. Das weist deutlich auf den Ursprung aus mündlicher Ueberlieferung hin. Es sind Volkslieder, die, wo die Bevorzugung des einen vor dem andern schwer fiel, einfach neben einander gestellt wurden. Daß der Deutsche dem Franzosen hierin nicht nachfolgte, gesetzt daß seine Vorlage, die aber eine andere, keines der erhaltenen französischen Gedichte

war,[1] dieselbe Erscheinung bot, versteht sich von selbst. Da Kuonrad, wie er ausdrücklich sagt, nichts dazu und nichts davon gethan, sich folglich jeder selbständigen dichterischen Thätigkeit enthalten hat, so wäre es Zeitverschwendung, wenn ich Ihnen ein Stück seines Gedichtes vortrüge; es genügt eine kurze Inhaltsangabe.

Kaiser Karl erhält durch einen Engel den Auftrag, die Saracenen in Spanien zu unterwerfen. Er zieht demnach mit seinem Heere und den zwölf Fürsten aus zum Kampfe. Fast ganz Spanien bis auf Sarraguz, wo Marsilie herscht, wird unterworfen. Der bedrängte heidnische König beräth sich mit seinen Vasallen, was zu thun sei: Da schlägt der alte und schlaue Blanscandiz vor, den Kaiser durch scheinbare Unterwerfung und durch das Erbieten die Taufe zu empfangen zu besänftigen. Geisel und reiche Geschenke müsse man senden. Ziehe er darauf heim, so falle man über die Zurückgelassenen her. Der Rath wird angenommen und Blanscandiz zieht mit den Geiseln und Gaben zum Kaiser, der vor Corderes liegt. Eben hat Blanscandiz seinen Antrag gemacht, als die Heiden aus der Stadt hervorbrechen; aber sie werden zurück getrieben und zugleich mit ihnen dringen die Christen in das Thor. Nachdem Ruhe geworden, trägt Karl das Erbieten Marsilies den Fürsten vor. Roland, Olivier (Wolfhere), Turpin und Raimes (Heime) durchschauten den Trug und riethen ab; Genelun aber, seinem Stiefsohne Roland abgeneigt, warf diesem Blutdurst vor und rieth zur Annahme. Der Kaiser versammelt darauf sämmtliche Fürsten und hier schlägt Turpin vor an Marsilie einen Boten zu senden, der sehen solle, wie die Sache stehe, und er wie Roland und Olivier erbieten sich Boten zu sein. Als Karl keinen von ihnen senden will, schlägt Roland Genelunen zum Boten vor. Dieser erbleicht, als Karl ihn aber annimmt und ihm Stab und Handschuh reicht,[2] läßt er diesen auf die Erde fallen,[3] so daß

[1] Wieder abweichend erzählt die Sage das ernste altitalienische Gedicht La Spagna von Sostegno di Zanobi (dreizehntes Jahrh.), ein lateinisches des elften, und ein englisches des vierzehnten Jahrhunderts. Nicht minder eigenthümlich ist die Chronik des Pseudo-Turpin (elftes Jahrh.), die gleichfalls auf Volksliedern beruht. [2] Zeichen des Kaiserboten. [3] Zeichen der Fehdeankündigung.

man ihm denselben abermals reichen muß. Hierauf übergiebt ihm Karl einen Brief an Marsilie, worin er diesem, wenn er Christ und sein Mann werden wolle, die Hälfte von Spanien verheißt; füge er sich nicht, so werde Sarraguz zerstört, er gebunden auf einem Esel nach Aachen geführt und ihm dort das Haupt abgeschlagen.

So begiebt sich denn Genelun mit Blanscandiz auf den Weg. Der schlaue Heide erkennt bald seines Begleiters Unwillen und Haß und beredet ihn zum Verrathe. Marsilie geräth über Karls Brief in Wuth und schlägt mit dem Stabe nach Genelune; Blanscandiz jedoch besänftigt ihn und so kommt der Vertrag zwischen Marsilie und Genelune zu Stande, wonach dieser verspricht Rolanden, der am ganzen Kriege Schuld sei, samt dessen Gesellen in Marsilies Hand zu liefern. Sein Rath geht dahin, alle Forderungen Karls zu bewilligen, aber nach dessen Heimfahrt über die Zurückgelassenen herzufallen und sie zu tödten.

Reich beschenkt kehrt Genelun zurück und Karl empfängt den Verräther ehrenvoll. Im Rathe der Fürsten empfiehlt nun Genelun Rolanden zum Beschirmer des gewonnenen Theiles von Spanien. Die meisten stimmen bei, und so wird Roland am nächsten Tage mit Spanien belehnt, obwohl Karl des Nachts schwere vorbedeutende Träume hatte. Die Eilf und zwanzigtausend Krieger blieben bei ihm; Karl mit dem übrigen Heere zieht heim.

Als Karl fortgezogen ist, erheben sich die Heiden. Das heranziehende Heer erblickt Roland von einem Berge und er heißt die Christen sich zum Kampfe bereiten. Olivier räth ihm sein Horn Olivant zu blasen, dessen Schall der Kaiser hören werde; Roland aber, die Feinde verachtend, weigert sich. Die Christen, in der Hitze des Streites durch einen himmlischen Thau gekühlt, siegen; ein einziger Heide entgeht dem Tode und sagt Marsilie den Verlust der Schlacht an.

Ein zweites Heer wird gesendet, das wie das erste erliegt, und ein drittes hat dasselbe Schicksal. Margariz, mit einem Speer im Rücken, entrinnt und verkündet daheim die Niederlage; aber auch ein großer Theil der Christen ist geblieben. Marsilie führt

nun selbst ein viertes Heer wider Roland und die Seinen, und da die Christen großen Verlust erleiden, bläst Roland endlich sein Horn. Karl hört den Schall und erschrickt; Genelun aber spottet, Roland werde wohl Hasen jagen, und Furcht und Angst zieme dem Kaiser nicht; Karl aber läßt ihn in Fesseln fortführen und zieht mit dem Heere nach Spanien zurück. Indessen fallen der Christen immer mehrere, und Marsilie, der den Kampf enden will, greift selbst Rolanden an, verliert jedoch einen Arm und muß fliehen; die anderen Heiden werden alle erschlagen.

Der Christen sind nur noch zweiundsechzig übrig; da kommt ein neues Heer, das der Mohrenkönig Algarich von Karthago und Aethiopien Marsilie zu Hülfe herbeigeführt hat. Algarich sticht Oliviere den Speer durch den Leib und dieser schlägt ihn dafür mit dem Schwerte zu Boden; doch Olivier erbleicht und das Gesicht schwindet ihm. Roland beklagt den Freund und reitet dann ergrimmt in den Kampf zurück. Olivier ermannt sich noch einmal und reitet ihm nach; allein der Sehkraft verlustig schlägt er Rolanden auf den Helm. An der Stimme erkennt er darauf den Freund und betrübt scheiden sie von einander. Olivier steigt vom Rosse und kniet zum letzten Gebete nieder. Walther hat die tausend Mann, deren Führer er war, ebenfalls verloren und kommt jetzt zu Rolande, um ihn noch einmal zu sehen. „Jetzt sagt Roland, kam die Zeit, da auch wir unser Leben darbringen müssen,“ und geht mit Walther und Turpin [1] in den Kampf. Walther fällt, Turpin sinkt, von den Feinden umringt, vom Pferde; die Heiden werfen ihre Spieße auf ihn und lassen ihn für todt liegen. Roland kommt zu ihm und empfängt von ihm den Segen. Durch seine Hülfe erhebt er sich wieder und kämpft weiter. Abermals bläst Roland sein Horn; der Kaiser hört es und mahnt die Seinen zur Eile. Die Heiden umringen beide, werden aber von ihnen in die Flucht getrieben; Roland jedoch hat sein Roß Velentich

[1] Andere Gestaltungen der Sage lassen Turpinen an diesem Kampfe nicht Theil nehmen, sondern beim Kaiser sein, wohl in Rücksicht auf die Chronik, die dem Bischof Turpin zugeschrieben ward; denn fiel er im Kampfe, so konnte er unmöglich denselben beschreiben.

verloren. Turpin zieht jetzt den Halsberg ab und Roland geht seine Genossen zu suchen und zu begraben. Als er Olivieren findet, fällt er vor Leid in Ohnmacht. Turpin will ihm einen Trunk Wasser holen, vermag es jedoch nicht mehr; er sinkt nieder und stirbt. Roland setzt sich todtmüde an einen Baum; ein Heide, der ihn todt wähnt, schleicht heran um sein Schwert Durandart und sein Horn Olivant zu rauben; aber Roland schlägt ihn mit dem Horne nieder, welches dabei zerbricht. Jetzt will er auch sein Schwert zertrümmern, damit es nicht den Heiden in die Hände falle; er schlägt es an einen Felsen, aber das Schwert bleibt unversehrt. Er redet es an und nennt die Feinde, die er damit bezwungen hat; dann zieht er den Handschuh aus und beut ihn gegen den Himmel;[1] ein Engel nimmt ihn ab. Roland betet und stirbt. Am Himmel geschehen Zeichen.

Der Kaiser langt im Thale Runzival an, findet die Todten und beklagt sie. Raimes sieht noch den Staub der flüchtigen Feinde. Ein Engel kommt und befiehlt dem Kaiser Rache zu nehmen. Es geschieht ein Wunder: die Sonne scheint wieder wie zu Mittag, obgleich es Abend ward. Tausend Franken bleiben bei den Todten als Wache zurück, als Karl weiter zieht. Die Heiden, welche der ausgetretene Fluß, die Saibre, hemmet, stürzen sich bei der Ankunft des Kaisers in das Wasser und ertrinken samtlich. Jetzt erst tritt die Nacht ein, und ein Traum enthüllt dem Kaiser die Zukunft.

Der fliehende Marsilie hat Sarraguz erreicht; aus Zorn zerschlägt die Königin Brechmunda die Götzen. Paligan, König von Persien und Marsilies Oberherr, den dieser gleich bei Karls Erscheinen in Spanien um Hülfe gebeten hatte, ist gelandet und eilt mit zwei und vierzig Königen und einem unzählbaren Heere herbei. Karl sorgt indessen für die Bestattung der Gefallenen. Seine Trauer ist so groß, daß er, auf einem Steine sitzend, Blut weint: noch heute ist der Stein davon naß. Paligan verlangt durch Boten Karls Unterwerfung; des Kaisers Antwort ist eine Heraus-

[1] Zeichen, daß man etwas aufgiebt; Roland übergiebt so seine Seele Gott.

forderung zum Kampfe. Malprimes, Paligans Sohn, gelobt den Kaiser zu tödten. Er beginnt den Kampf, sticht den Herzog Raimes vom Rosse, wird aber von Karln erschlagen. Jetzt erhebt sich Paligan selbst zum Kampfe; er rennt den Kaiser an, sinkt aber nach langem Kampfe mit gespaltenem Haupte vom Rosse. Ein Licht kommt vom Himmel und die Christen behaupten als Sieger das Feld. Jetzt schifft Karl mit den Seinen über die blutgefärbte Saibre und erscheint vor Sarraguz. Da Marsilie vor Leid gestorben ist, öffnet ihm Brechmunda die Thore. Sie empfängt die Taufe.

Heimgekehrt gebietet der Kaiser einen Hof gen Aachen, wo über den Verräther Genelun gerichtet werden soll. Alda, Rolands Gattin, erscheint und verlangt von Karl ihren Gemahl. Karl will ihr seinen Sohn Ludwig zum Gemahle geben, aber als sie Rolands Tod erfährt, sinkt sie entseelt zur Erde nieder. Vor dem Gerichte gesteht Genelun, daß er den Tod der Zwölfe gewollt habe, aber er leugnet den Verrath, denn er habe ihnen abgesagt [1] öffentlich und in Gegenwart des Kaisers. Seine Freunde hätten ihm gerne das Leben gerettet, und Binabel erbietet sich für ihn zum Kampfe. Die Beschuldigung des Verrathes aufrecht zu erhalten, stellt sich ihm ein Verwandter Rolands, Thirrih; jeder stellt dreißig Geisel. Als Binabel gefallen ist, werden seinen dreißig Bürgen die Häupter abgeschlagen, Genelun aber wird wilden Rossen an die Schweife gebunden, durch Dörner geschleift und zerrissen.

Jetzt kennen Sie den Inhalt des Gedichtes; was die Darstellung betrifft, so giebt sich darin nur gar zu oft der Geistliche zu erkennen. Freiheit der Bewegung fehlt gänzlich; Vers und Reim sind sehr nachlässig behandelt. Nach 1230 versuchte der Stricker dieses Gedicht für seine Zeit genießbar zu machen; er glättete den Vers und führte regelrechte Reime ein. Anklang jedoch, zumal da er nicht zu den begabteren Dichtern gehört, scheint er wenig gefunden zu haben, da der Geist der Zeit ein anderer geworden war. Ungeschickt verband er eine andre Sage damit, die Karln als jugendlichen Helden und Flüchtling am Hofe eines sarazenischen

[1] Durch das Fallenlassen des Handschuhes.

Fürsten und in einem Liebesverhältniß mit der Tochter desselben zeigt. Aber dieß war sehr wenig geeignet dem Gedichte aufzuhelfen; es war zurückgedrängt und blieb es. Die Sarazenenkämpfe hatten in Deutschland ihre Anziehungskraft bereits verloren. Ob die anderen bedeutenden Abweichungen Strickers Kuonrad gegenüber aus anderen deutschen oder französischen Bearbeitungen der Sage stammen, ist ungewiß und gleichgültig, da diese Karlssage diesseit des Rheines nie heimisch war, folglich, wenn es im zwölften Jahrhundert noch andere deutsche Bearbeitungen gegeben haben sollte, diese doch auf französischen beruhen müssen.

Aber, nahm jetzt Berta das Wort, da Karl der Große doch unleugbar der Geschichte angehört, so wird doch wohl auch sein Krieg gegen die Mauren in Spanien ein geschichtliches Ereigniß sein, so sehr es auch vielleicht später ausgeschmückt werden mochte, oder nicht?

Allerdings, erwiderte ihr der alte Graf, hat diese Sage geschichtliche Grundlage. Im Jahre 777 hielt Karl nach der Unterwerfung der Sachsen ein Maifeld (Volksversammlung) zu Paderborn. Da erschien eine maurische Gesandtschaft, geführt vom ehemaligen Statthalter von Saragossa, und bat um Hülfe gegen den Emir Abderrahman. Karl sagte diese zu, theils um die Christen in Spanien zu unterstützen, theils um sein Reich durch Eroberung zu erweitern. Bereits im nächsten Frühjahre zog er mit einem zahlreichen fränkischen Heere nach Spanien, überwältigte Pamplona und rückte gegen Saragossa. Er schlug ein feindliches Heer in die Flucht, eroberte die Stadt und empfieng von den Arabern Geiseln und Schätze. Im Begriffe, die Hauptmacht der Feinde jenseit des Ebro aufzusuchen, rief ihn die Kunde von einem neuen Aufstande der Sachsen an den Rhein zurück. Das Hauptheer langte glücklich in Frankreich an, die Nachhut aber ward von den Waskonen in den Pyrenäen verrätherisch überfallen und niedergemacht. In diesem Kampfe fielen nach Einhard: Eggihard der Truchseß, Anselm der Pfalzgraf und Hruodland der Präfekt der britannischen Küste.[1] Der

[1] Hruodland wird von der einen Classe der Handschriften nicht erwähnt.

Ueberfall konnte nicht gerächt werden, weil die Feinde nach Vollbringung der That sich so zerstreut hatten, daß Niemand sagen konnte, wo sie zu suchen seien. Aus einer Urkunde Karls des Kahlen (vom J. 845) erfahren wir noch, daß der treulose Herzog von Aquitanien, Lupus, an der Spitze der Waskonen gestanden habe. Karl bestrafte ihn später mit dem Strick.

Das ist freilich eine ziemlich dürftige Grundlage, sagte Irmgard; und es wäre gewiß lehrreich die Ausbildung und das Wachsthum der Sage im Laufe der vier Jahrhunderte zu verfolgen. Aber dazu gebricht uns wohl die Zeit. Besonders merkwürdig erscheint mir, daß aus den christlichen, wenn auch räuberischen Waskonen sarazenische Mauren wurden. Im Herzogen Lupus werden wir wohl die Grundlage zum Genelun finden dürfen, oder nicht?

Ohne Zweifel ist aus dem Lupus der Genelun geworden, erwiderte ihr Graf Huno. Ein solcher Namenstausch hat nichts auffälliges. Wenn Du übrigens die allmälige Fortbildung der Sage kennen lernen willst, so brauchst Du nur die Einleitung zu W. Grimms Ausgabe des Gedichtes zu lesen.

Das möchte auch ich empfehlen, nahm der alte Graf das Wort, da ich mich in der That jetzt zu einem andern Gedichte zu wenden gedenke.

Weit besser als der Pfaffe Kuonrad mit seinem religiös-strengen, ja starren Gedichte genügte dem Geschmacke der Zeitgenossen Heinrich von Veldecke mit seiner ebenfalls aus dem Französischen übertragenen Aeneide. Er gilt daher auch für den Begründer der höfisch-ritterlichen Epik in Deutschland. Unstreitig waren es weit mehr die Edelfrauen als die Ritter, die das Bedürfniß solcher Unterhaltung hatten, und ihnen mußte ein Gedicht, in welchem im Geiste der Zeit die Liebe zum Quell der Handlungen gemacht ward, nothwendig besser gefallen, als eine Dichtung, die nur Kämpfe für das Christenthum zum Gegenstande hatte, und in welcher die Liebe keinen Raum fand. Dazu kommt noch, daß Heinrich Vers und Reim vollständig beherscht und von der Unbeholfenheit und Trockenheit Kuonrads völlig sich frei hält. Wir treffen hier einen Dichter, der die feinere Bildung seiner Zeit zur

Schau trägt, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß man ihn auch noch in der Blüthezeit der höfischen Dichtung sehr hoch stellte. Von ihm rühmt bekanntlich Gotfrid von Straßburg in seinem Tristan:

Der sprach ûz vollen sinnen: wie wol sanc er von minnen!
wie schône er sînen sin besneit! ich wæne er sîne wîsheit
ûz Pegases urspringe [1] nam, von dem diu wîsheit alliu kam.
i'ne hân sîn selbe niht gesehen, nû hœre ich aber die besten jehen [2]
die dô bî sînen jâren unt sît her meister wâren,
die selben gebent im einen prîs: er inphete daz erste rîs
in tiutischer zungen, dâ von sit este ersprungen
von den die bluomen kâmen, dâ si die spæhe [3] ûz nâmen
der meisterlîchen vünde; und ist diu selbe künde
sô wîten gebreitet, sô manege wîs geleitet,
daz alle, die nu sprechent, [4] daz die den wunsch [5] dâ brechent
von bluomen unt von rîsen an worten unde an wîsen.

Man sieht, Gotfrid lobt Heinrichen nicht geringer, als Opitz im siebzehnten Jahrhunderte von den Zeitgenossen gelobt ward. Freilich, wie viel von diesem Lobe dem altfranzösischen Gedichte, das Heinrich übertrug, eigentlich zukommt, kann ich nicht sagen, da dasselbe unbekannt ist.

Ueber Leben und Schicksale unsers Dichters wissen wir nicht viel mehr als uns die Schlußrede seines Gedichtes mittheilt. Danach finden wir Heinrichen oder doch sein noch nicht vollendetes Gedicht am Hofe zu Cleve zu der Zeit, da der Landgraf von Thüringen, Ludwig der Dritte oder der Milde, Sohn Ludwigs des Eisernen und Bruder Hermanns des Pfalzgrafen von Sachsen, nachmaligen Landgrafen von Thüringen, sich mit einer (im Gedichte nicht benannten) Gräfin von Cleve vermählte, etwa im Jahre 1175. Und dieser Gegend wird der Dichter ohne Zweifel angehören, da nicht nur die Reime seines Gedichtes dahin weisen, sondern auch nach dem Hausbuche der Abtei St. Truy der Abt Wilhelm im

[1] Quelle. [2] Sagen. [3] Weisheit, Schönheit, Sinnigkeit. [4] Rittergedichte dichten. [5] Vollkommenheit.

Jahre 1253 einem Ritter Heinrich von Veldeke ein Grundstück bei Spalbeke als Lehen übertrug. Dieser Heinrich mag ein Enkel oder Neffe des Dichters Heinrich gewesen sein. Der Dichter war also ritterbürtigen Geschlechtes, und aus dieser seiner Heimath können wir uns auch sein Verhältniß zum Clever Hofe erklären. Zur Feier der Vermählung des Landgrafen mit der Gräfin von Cleve war auch ein Graf Heinrich von Schwarzburg im Gefolge Ludwigs nach Cleve gekommen: der sah bei einer der Jungfrauen der Gräfin die ihr von dieser in Verwahrung gegebene Aeneide Heinrichs, nahm sie und sandte sie heim nach Thüringen. Dieses Raubes halber sei die Landgräfin dem Grafen Heinrich „gram" geworden, sagt der Dichter. Dieser erhielt sein Werk erst neun Jahre später durch Vermittelung des Pfalzgrafen Hermann zurück, als er nach Thüringen gekommen war, also im Jahre 1184, entweder um seine frühere Herrin, die er ihrer Freigebigkeit wegen rühmt, zu besuchen, oder vom Pfalzgrafen von Mainz aus mitgeführt; denn daß der Dichter zu Mainz anwesend war, als Kaiser Fridrich I. seinen Söhnen Heinrich und Fridrich daselbst das Schwert gab, sagt er selbst.

Unvollendet hatte der Dichter sein Werk der Gräfin zum Lesen und zum Schauen (also eine Bilderhandschrift) geliehen und so war es nach Thüringen entführt worden. Hier hatte man dasselbe in die Thüringer Mundart, in der wir es jetzt noch haben, umgeschrieben, und hier, auf der Neuenburg an der Unstrut, vollendete Heinrich sein Gedicht auf Bitte des Pfalzgrafen, und auch dieser Schluß ward dann in die thüringische Mundart umgesetzt. Heinrich begann sein Werk nach 1155 (denn er erwähnt die Krönung Fridrichs I. zu Rom 1155, 18. Juni); im Jahr 1175 war der bei Weitem größere Theil bereits in einer mit Bildern geschmückten Handschrift enthalten, und 1184 ward es in Thüringen vollendet. Ein späteres Jahr darf man nicht setzen, weil sich Ludwig 1186 von seiner Gemahlin schied, und ihr Lob dann im Gedichte wohl weggeblieben wäre.

Von Gervinus ist Heinrich von Veldecke ungerecht beurtheilt worden. Freilich, wenn man die Aeneide Virgils mit der Heinrichs

zusammenhält, muß die letzte dürftig und chronikenartig erscheinen; denn hier ist nichts von dem zu finden, was des Römers Dichtung Schmuck, Zierde und Glanz verleiht. Alles wird schlicht und einfach vorgetragen, und die kühne schwunghafte Dichtersprache Virgils gegen einfachsten Ausdruck vertauscht. Hinwiederum bietet die Schilderung der Liebe zwischen Aeneas und Lavinia auch genug hier dar, wovon in Virgils zwölftem Buche keine Spur zu finden ist. Hätte jedoch Virgil seinen „frommen Aeneas“ und seine Lavinia so gegen einander reden und gebaren lassen, wie sie hier es thun, Augustus und sein Hof würden ihn nimmermehr für einen Heros, sie dagegen für eine Närrin gehalten haben; aber in den Augen der höfischen Ritter und Edelfrauen waren beide ganz anständige Leute.

Die Eneide Heinrichs schließt wie herkömmlich mit den Worten: alsô saget uns daz liet. Darauf folgt ein Stück, worin in dürftigster Kürze die Nachkommen des Aeneas und der Lavinia bis auf Augustus genannt werden. Zuerst wird erwähnt Ascanius oder Julus, Sohn des Aeneas und der Creusa, der vom Vater Alba erhält, dann Sylvius, Sohn des Aeneas und der Lavinia. Von diesem stammten ab Remus und Romulus, die Rom erbauten. Aus dem Geschlechte des Romulus und des Julus stammte ab Julius Cäsar, dem als sein Mage Augustus im Reiche folgte, unter dessen Herschaft Christus geboren ward. Dieses Stück schließt mit den Worten: âmen in nomine domini, und hat wohl einen thüringischen Geistlichen zum Verfasser, vielleicht den, der das Gedicht in die thüringische Mundart umschrieb. Darauf folgt nun die Erzählung vom Raube des Gedichtes zu Cleve, von welchem es ungewiß ist, ob es vom Dichter selbst oder von dem erwähnten Geistlichen herrühre, doch scheint mir das letzte glaublicher. Die Glaubwürdigkeit der Angaben wird dadurch nicht beeinträchtigt. Aber Sie werden nun den Vater der höfischen Epik in Deutschland selbst vernehmen wollen, so hören Sie denn:

Lavinia ward gleich beim ersten Anblick des trojanischen Helden von Liebe zu ihm ergriffen. Dadurch aber kam sie in Zerwürfniß mit ihrer Mutter, die sie mit Turnus, dem Könige der Rutuler,

vermählen wollte. Sie sagt der Tochter alles lästerliche über Aeneas, erhält aber dafür nur das Geständniß der Tochter, daß sie das nicht glaube und daß sie ihn lieben müsse, weil Venus, seine Mutter, und Cupido, sein Bruder, es so wollen.

Da die Mutter das vernahm, ihrer Tochter ward sie gram,
wie sie das wohl bescheinte. Lavine heftig weinte,
da sie ihr drohte und sie schalt. Die Jungfrau fiel in Ungewalt.
In Ohnmacht sie sie liegen ließ, Leides sie ihr viel verhieß,
in Zorne sie von dannen gieng. Bleiche Farbe da befieng
die Jungfrau schön und lobsam, bis ihr das Herze wieder kam.
Da hub sie sich empor und sprach: „O weh, Minne und Ungemach,
wie ungenädig ihr mir seid! Nun wär' es mehr doch als Zeit,
daß Ihr ließet mich genesen. Soll ich enden dieses Wesen,
so möchtet Ihr's beginnen, denn mein Herz ist innen
über alle Maßen heiß um einen Mann, der nicht es weiß
noch jemals Liebe zu mir trug. Das ist doch wundersam genug,
daß ich mich des nicht lösen kann. Wie soll ich's aber fangen an
mit Anstand und mit Sinne, daß er es werde inne,
und ihm ich mache kund zur Frist, daß ihm mein Herze hold ist
gar über alle Maßen? Ich darf es nimmer lassen,
wie das auch ich werbe; 's ist besser, als daß ich sterbe,
und verderben schnell ich muß, wird mir nicht der Hitze Buß.[1]
Ich weiß ja wohl, keine Noth ärger ist als der Tod.
Wie nun mir sei jedoch, ich sterbe ungerne noch,
so lang ich mag am Leben bleiben. Ich muß wahrlich, wähn' ich, schreiben
an einen Brief mit Schicklichkeit das freudelose große Leid,
das ich muß ertragen; ja, ich will's ihm sagen,
wie weh mir diese Liebe thut. Hat er männlichen Muth,
er muß mir desto holder sein, wenn er weiß den Willen mein.
Darum entbiet' ich denn ihm das. Er wird auch kämpfen desto baß,
so daß er Turnum erschlägt, wenn wider ihn das Schwert er trägt:
nimmer er sich sein erwehrt, ob er jemals mein begehrt.
Darum trägt er stets mir Huld, ist er des Uebels ohne Schuld,
des ihn meine Mutter zieh.[2] O weh! erwähnt' ich des doch nie!

[1] Befreiung von. — [2] Der Knabenliebe.

(sprach die Jungfrau lobsam). Daß je mir in den Muth es kam,
des muß ich immer traurig sein. Ihn zieh ja des die Mutter mein
nur, weil, was nie sie sollte, sie mir ihn leiden wollte.
Umsonst ist all die Arbeit! Man weiß des wohl die Wahrheit,
daß dem Herrn Aeneas nie zu Sinne kam das,
solch' ein' arge Missethat: Gott verdamme bösen Rath!"[1]
Da war die Jungfrau rein in ihrem Zimmer ganz allein:
ihre Angst die war wohl groß. Die Thüre innen sie beschloß
und nahm, des reichen Königes Kind, Tinte rasch und Permint,[2]
wie die Noth sie dazu trieb. Wollt Ihr hören, was sie schrieb
in schönem Latine? „Es entbietet Lavine
Enease dem Herren ihren Dienst mit Ehren,
der ist ihr der liebste Mann. Mehr ihm wünscht sie Heiles an
denn allen, die sie je noch sah. Sein vergessen nie sie mag
weder spate noch fruh, und entbietet ihm dazu,
daß er der Rede sei gewiß und gar wohl gedenke des,
daß die Minne vieles thut." Also däuchte sie's gut.
Noch einmal sie's überlas. Da der Brief trocken was (war)
in Falten zierlich ihn sie schlug. Heimlich sie ihn mit sich trug
und barg ihn wohl zur selben Frist. Einen Pfeil gewann sie da
mit List, —
ich weiß nicht, wo sie ihn nahm, die Jungfrau schön und lobsam, —
die Federn eilig ab sie band, den Brief sie um den Schaft wand,
das lehrte sie die Minne. Die Schrift sie kehrte nach inne
und band sodann die Feder geschickt zum Schafte wider
daß da Niemand ersah, daß der Brief darunter lag.
Nun hört, wie sie's anfieng. Zu dem Fenster sie gieng:
da war es wohl Mittag. Freundlich sie dahin sah
wo ihr das Herze war. Da kam Eneas wieder dar
mit seinen Kampfgesellen geritten, den viel-schnellen,
zur Mauer an die Warten. Sie mocht' ihn kaum erwarten,
Die Jungfrau schön und lobsam. Da sie sah, daß er kam,
ward ihr Herze dessen froh, und es hub empor sich hoch
ihre Freude und ihr Muth, also noch er mancher thut,
die ihr Herzelieb ersieht; deßhalb wundert mich des nicht
daß froh sie war, da sie ihn sah. Nicht länger sie im Fenster lag,

[1] Den Anschlag, sie zu trennen. [2] Pergament.

fröhlich sie hinwegsprang von dem Fenster in den Gang;
schleunig schloß sie auf die Thür und sah in den Hof hinfür.
Der Jungfrau sollt es wohl ergehn: einen Jungherrn sah sie stehn,
einen Bogen hatt' er in der Hand: sie lobte Gott, daß sie ihn fand.

Sie winkte ihn nun herbei und bat ihn den Pfeil hinab zu denen zu schießen, die an der Mauer hielten; es seien Späher, die sehen wollten, wo, sobald der Waffenstillstand zu Ende, die Burg am leichtesten zu erstürmen sei. Der Jungherr weigert sich erst, weil schwere Strafe auf den Friedebruch gesetzt sei. Lawine ermuthigte ihn jedoch und hieß ihn so schießen, daß er Roß noch Reiter schädige; er solle ihnen nur die Nähe der Mauer verleiden. Da folgte er ihr und schoß den Pfeil hinab.

Eneas sah ihn fallen. Unter ihnen allen
wußte Niemand, wannen er kam. Ein Ritter da den Pfeil nahm
und gab dem Held ihn in die Hand. Den Brief er daran fand,
der unter die Federn war gelegt: des ward sein Herze froh bewegt.
Den Stab er flugs entzwei brach, zu seinem Gefährten er da sprach,
Eneas der Trojan: „Sie haben uns unrecht gethan
die den Frieden an uns brechen. Nun mag ich in Wahrheit sprechen,
daß sie's an mir beginnen." Da ward des Briefs er innen,
er sprach: „es wird gut Rath um so gethane Missethat."
Den Brief, der an dem Pfeil ihm kam, lächelnd er hinunter nahm.
Als sein Auge nun durchlief den an ihn geschriebnen Brief,
da ward er froh und schwieg sofort. Der Jungfrau, die am Fenster dort
lag, er tief sich neigte. Wohl Freude des sie zeigte
und neigte sich hinwieder nach ihm vom Fenster nieder.
Das Neigen konnte beid' erlaben: Da ritt er näher an den Graben,
und blickte zärtlich auf nach ihr. Das ersah ein Ritter hier,
der liebte Spott zu jeder Zeit, obgleich er mannlich war im Streit.
Er sprach also durch seinen Spott: „Was thut mein Herr nur dort, um Gott?
Warum hält und weilt er da jenem Thurme dort so nah?
Es ist nicht der Rath mein, ich will ohne Schuld des sein,
ob er übel des genießt, und man wieder nach ihm schießt,
traf der Pfeil ihn doch beinah. Eneas ihm winkte da

und hieß ihn schweigen stille, dieweil er seinen Willen
und seinen Brauch erkannte. Hinweg er flugs ihn sandte
und befahl ihm eine Botschaft. Da hub sich die Freundschaft
erstlich unter ihnen beiden, die seit Niemand mochte scheiden.

Den ganzen Tag vollbringt Aeneas im Anschauen der Jungfrau; kaum konnten die Seinen, als die Nacht kam, ihn vom Thurme weg bringen. Unberührt ließ er das Nachtessen, schlaflos wälzte er sich die ganze Nacht hindurch auf seinem Lager hin und her, und ergieng sich in langen rührenden Selbstgesprächen bis der Tag kam und er endlich einschlief. Selbstbegreiflich schläft auch Lawinia keinen Augenblick, und kaum grauet der Tag, so liegt sie wieder im Fenster und blickt hinaus, ob Aeneas noch nicht komme. Als er säumt und säumt, beschilt sie ihn und sich, und sich und ihn: da plötzlich kommt er geritten und nun ist sie glücklich. —

Außer der Aeneide haben wir von Heinrich von Veldecke auch noch einige Lieder und Sprüche; andere Werke von ihm scheinen verloren. —

Sie haben recht, Herr Graf, sagte jetzt der Herzog; Augustus würde über diesen Aeneas sein Haupt geschüttelt haben. Er gebahret wie etwa ein achtzehnjähriger Gardeleutenant und nicht wie ein Held, der ein die Welt einst beherschendes Reich zu gründen berufen ist.

Aber Herr Herzog, unterbrach ihn unbedacht die Nonne, ich finde ihn so zart, so ritterlich, so liebeduftig, kurz deliciös!

So! sagte der Herzog trocken. Verstehen Sie sich darauf auch? Ich meinte bisher immer, Klosterfrauen stünde darüber kein Urtheil zu.

Geruhen Euer Durchlaucht doch genädigst zu bedenken, erwiderte sie mit einem giftigen Blicke, daß ich, daß ich —

Daß die fromme Schwester Veronika eine lange Reihe von Jahren die Ehre hatte Hoffräulein zu sein, ergänzte der geheime Pfeifenstopfer, und mithin Gelegenheit hatte den Liebeduft und zarte, ritterliche Leutenants gründlichst kennen zu lernen.

Sie nichtsnutziger Tagedieb! Sie Puppenschneider! Sie Pfeifenstopfer! Wollen Sie fortfahren, mich, die gottgeweihte Jungfrau, zu kränken, zu verletzen? schrie darauf, von ihrem Stuhle empor-

fahrend, die Nonne. Aber kommen Sie mir nur; Sie will ich noch todt beten!

Das will ich denn erwarten, erwiderte kalt und ruhig Künrich.

Basta! rief der Herzog boshaft, gehn Sie, küssen Sie dem Fräulein=Nonne die Hand und bitten Sie sie um Verzeihung! Künrich wollte gehorchen, aber die fromme Nonne wand ihre Hände so fest in ihr Scapulier, daß der Herr von Stoffeln durchaus keine ergreifen konnte. Gelassen setzte er sich da wieder an seines Herren Seite und sagte: „Sie nimmt den Willen für die That, Herr Herzog.

Abgethan; Basta! war die Antwort. Die Nonne aber entfernte sich unter der Vorgabe, die Stunde des Gebetes rufe sie.

Allerdings, nahm jetzt Haspinger das Wort, wer auch nur Einen antiken Charakter in dieser Aeneide suchte, der würde sich ganz und gar getäuscht sehen. Menschen des zwölften Jahrhunderts werden darin geschildert, und an ihnen ist nichts antik als ihr Name. Daher nimmt auch das Weib hier eine ganz andere Stelle ein als im antiken Epos, und die Liebe wird Beweggrund der Handlungen. Das eben ist das eigenthümliche der ritterlichen Epiker in Frankreich sowohl als auch in Deutschland, daß sie Alles aus ihrer Zeit nehmen, was sie für ihre Zeit schildern. Hier liegt der Grund, warum die ritterlichen Dichter Deutschlands die deutsche Heldensage bei Seite liegen ließen und fremden Stoffen sich zuwandten, sofern diese nur gestatteten, die Helden als zeitgenössische darzustellen. Die deutsche Heldensage widerstund dieser Umgestaltung, und ihr fügte sich eben so wenig die strengernste Karlssage; daher auch diese, sobald die fromme Begeisterung für die Kreuzzüge geschwunden war, keine Bearbeiter mehr fand.

Die antike Heldensage ertrug zwar, wie wir sahen, diese Umbildung der Charaktere; aber ihr fehlte etwas anderes, was der Zeitgeschmack damals forderte, das Phantastisch=Märchenhafte[1] oder das Phantastisch=Mystische, was Arthur= und Gralssage reichlichst boten.

[1] Nur die Alexandersage hat diesen Bestandtheil, und deshalb besonders ward sie auch mit Vorliebe immer und immer wieder bearbeitet. Vergl. Bd. I. S. 309.

So haben wir denn neben der Aeneide Heinrichs nur noch den trojanischen Krieg von Herbort von Fritzlar[1] und von Konrad von Würzburg.[2] Aber ich denke, wir gehn weiter.

Demnach begann der alte Herr Graf.

Der zuerst die Arthursage nach französischen Vorbildern in Deutschland einführte, war Hartmann von Aue, d. h. Dienstmann zu Aue. Die meisten, denen ein Urtheil darüber zusteht, sehen in ihm einen Vasallen der Dynasten von Aue in Schwaben,[3] deren Namen nach Sitte jener Zeit er führte, wie Rudolf vom Ems auch wohl Rudolf von Montfort heißt, weil er Dienstmann der Grafen von Montfort war. Auch andre Vasallen nannten sich nach dem Lehenherren, zumal wenn sie keine eigene Burg besaßen, nach der sie sich nennen konnten. Der Freiherr von Laßberg jedoch, bewogen durch das Wappen, welches die Weingartner und Pariser Liederhandschrift dem Bilde des Dichters zufügt, drei weiße Adlerköpfe in blauem oder schwarzem Schilde, ein solcher Kopf auf dem Helme, nahm an, Hartmann habe zum Geschlechte der Herren von Wesperspül gehört, die Schenken der Abtei Reichenau (Augia dives, Augia major) waren und dieses Wappen führten. Da Hartmann an einem Kreuzzuge bald nach Saladins Tode (März 1193) Theil nahm und ausdrücklich in einem Liede sagt, daß ein Theil des Verdienstes dieser Fahrt seinem Herren, der alle seine, des Dichters, Freude mit in das Grab genommen habe, zukommen solle, so hat man, um die Streitfrage sicher zu entscheiden, zu erforschen, ob in dem achten Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts nicht ein Herr von Aue, oder ein Abt der Reichenau gestorben sei; wenn nämlich nur sein schwäbischer Lehenherr gemeint sein kann. Denn da Hartmann seine Fahrt nach dem gelobten Lande von Franken aus antrat, so könnte er recht wohl auch eines

[1] Herbort dichtete auf Veranlassung des Landgrafen Hermanns von Thüringen (1190—1216) sein liet von Troie, 18,458 Verse, treu nach einem französischen Gedichte im ersten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts noch als Jüngling. Er scheint sich dem geistlichen Stande gewidmet zu haben. Sein Gedicht, freilich ein Jugendwerk, steht tief unter Heinrichs Eneide. [2] Ueber diesen Dichter, der diesem Stoffe jedoch nicht gewachsen war, später. [3] Ihre Stammburg soll nach v. d. Hagen bei Horb in Schwaben liegen.

fränkischen Gönners gedacht haben. Heimgekehrt von seiner Fahrt ist er, da Gedichte von ihm, die um das Jahr 1200 fallen, vorhanden sind. Gestorben ist er zwischen 1210 und 1220. Seine Geburt wird zwischen 1160 und 1170 anzusetzen sein, wenn er wirklich sein erstes Büchlein, das er als junger Mann dichtete, wie er selbst sagt, erst nach seiner Heimkehr aus dem Osten gedichtet hat. Mehr von dem Leben Hartmanns wissen wir nicht. Als Dichter gehört er zu den drei größten und besten, deren Deutschland im dreizehnten Jahrhunderte sich erfreute, und entweder ihn oder einen seiner beiden etwas jüngeren Zeitgenossen, Wolfram von Eschenbach oder Gotfrid von Straßburg, nehmen sich alle anderen höfischen Dichter Deutschlands zum Vorbilde. Ja man kann ihn den höfischesten aller höfischen Dichter nennen, da Wolfram durch seine Art der Behandlung, und Gotfrid durch die Wahl seines Gegenstandes sich nicht im gleichen Grade hofgemäß erwiesen. An Geist und dichterischer Kraft überragen ihn beide; aber an schöner Ebenmäßigkeit stehen ihm beide nach, und noch heute können wir Gotfrids Urtheil über ihn nur gerecht finden. Er sagt nämlich:

Hartman der Ouwære, ahî wie der diu mære
beide ûzen unde innen mit worten unt mit sinnen
durchverwet unt durchzieret! wie er mit rede figieret
der âventiure meine! wie lûter unde reine
sîn kristallîniu wörtelîn beidiu sint und iemer müezen sîn!
si koment den man mit siten an, si tuont sich nâhe zuo dem man
und liebent rehtem muote. swer guote rede ze guote
und ouch ze rehte kan verstân, der muoz den Ouwære lân
sîn schapel unt sîn lôrzwî.

Daß ein Mann von Hartmanns Eigenschaften es vermochte, einem Sagenkreiße, der des Außerordentlichen und Wunderbaren so viel darbot und schon deshalb damals große Anziehungskraft äußern mußte, allgemeine Theilnahme und Zuneigung zu verschaffen, begreift sich unschwer; es bleibt nur zu bedauern, daß er seine ausgezeichnete Begabung an so nichtigen Gegenständen verschwendete.

Die ursprüngliche Heimath der Arthursage ist derjenige Theil Engellands, den die Britten den Angeln und Sachsen gegenüber zu behaupten vermochten, Wales und Cornwales. In den Liedern der brittischen Barden des sechsten Jahrhunderts, Taliesin, Talhearn, Tatangwn, Aneurin u. s. w. finden wir die Thaten des geschichtlichen Arthurs. Hier erscheint er noch frei von dem Schmucke, womit spätere Zeiten ihn umgaben. Gildas, (Mönch im Kloster Bangor, geb. 520), der die Kämpfe der Britten gegen die Sachsen beschrieb, gedenkt sein nicht einmal; aber Nennius, der um 858 schrieb, zeigt uns Arthurn schon in dichterischer Verklärung. Noch ausgeschmückter ist sein Leben in Galfrids von Monmouth [1] brittischer Chronik dargestellt: hier werden alle Fabeleien ohne Weiteres für geschichtliche Wahrheit ausgegeben. Ich kann ihm nicht in das Einzelne folgen; wen es reizt zu wissen auf welche Weise die Sage von Arthur sich fortbildete und stets erweiterte, der lese San-Martes Schrift: „Die Arthursage und die Mährchen des Rothen Buches von Hergest." Nach Gervasius von Tilbury (Anfang des 13. Jahrhunderts) ward Arthur im Jahr 542 in einer Schlacht schwer verwundet und starb auf der Insel Avallonis und ward im Kloster Glasmbury begraben. Seine Grabschrift soll gelautet haben: Hic jacet Arthurus, rex quondam rexque futurus (Hier liegt Arthur, der einst König war und König sein wird). Zugleich erwähnt er des Volksglaubens: Arthur lebe und werde sein Volk einst aus der Knechtschaft in die Freiheit führen. Nachricht über Auffindung dieses Grabmals und andere Grabschrift bei San-Marte, Arthursage S. 26 und 27.

Wenn in den Sagen von Wales Arthur durchaus noch als volksthümlicher Held erscheint, als ein Kämpfer für sein Volk und als dessen zu erwartender Befreier, so nahm die Arthursage doch bald eine andere Gestalt an, nachdem sie in der Bretagne, wo ein stammverwandtes Volk wohnte, Verbreitung gefunden hatte. Hieher hatten sich Britten im fünften und sechsten Jahrhunderte vor den Sachsen geflüchtet; aber sie fanden das Volk hier im

[1] Er schrieb zwischen 1130 und 1150. Seine Quellen waren oft Gedichte.

unglücklichen Kampfe gegen die Franken, kamen also aus dem Regen unter die Traufe. Diese brachten die Arthursage mit, und da die Bretagner in gleicher Bedrängniß waren wie die Britten, so mußte schon deßhalb die Arthursage hier leicht Eingang und Antheilnahme finden. Hier in der Bretagne lernten sie dann im zwölften Jahrhunderte die nordfranzösischen Dichter kennen, bemächtigten sich ihrer, machten den Brittenkönig Arthur zum Mittelpunkte und Träger ritterlichen Lebens und ritterlicher Abenteuer, entkleideten aber eben dadurch auch die Sage alles nationalen Inhaltes und ihrer Bedeutung für die Britten.

Wie Arthur selbst waren auch seine Kampfgenossen von den Barden in ihren Gesängen gefeiert worden. Aus ihnen wurden später die Hausgenossen des ritterlichen Königes, seine Massenie, und fast jeder derselben erhielt seine besondere Sage, indem man Abenteuer um Abenteuer auf sie häufte. Da sie alle als Ritter gleich vollkommen waren, unter ihnen also kein Rang stattfinden konnte, saßen sie an einer runden Tafel. In den Rittergedichten gilt es für die höchste Ehre an dieser Tafel Sitz zu erhalten oder in Arthurs Massenie aufgenommen zu werden. Daß, als dieser Sagenkreiß einmal gebildet war, einzelne, früher unabhängige Sagen von ihm angezogen wurden, begreift sich. Nicht nur die Sage von Tristan bezeugt dieß, sondern auch die Sage vom heiligen Grâle; ja selbst die deutsche Dietrichssage trat, wie uns früher gezeigt ward, mit der Arthursage in Verbindung.[1] — Aber es wird Zeit, daß ich mich zu Hartmanns Gedichten wende.

Hartmann begann seine Dichterlaufbahn mit einem Gedichte aus diesem Sagenkreiße, mit Erek und Enite, und schloß sie mit einem andern, mit dem Iwein. Zwischen beide fallen der Entstehung nach die Legende von Gregor auf dem Steine, die schwäbische Sage vom Armen Heinrich, zwei sogenannte Büchlein und eine kleine Anzahl Lieder. Ueberall zeigt er sich als durch und durch gesinnungstüchtigen Mann. Ich gedenke zunächst nun sein vollendetstes Werk, den Iwein, näher zu besprechen.

[1] Siehe Bd. II. S. 72, wo Dietrichs Zug nach Bertangaland erwähnt ward.

Der Inhalt des Iwein ist nicht eben bedeutend; ein Urtheil, das fast von allen Arthursagen gilt.

Der König Ascalon von Breziljan in der Bretagne hat eine schöne Frau, Laudine, und im Walde zu Brezilјan einen Brunnen unter einer breiten Linde. Neben diesem liegt eine Steinplatte. Gießt man Wasser aus dem Brunnen auf den Stein, so entsteht Donner und Hagel und ein Unwetter, welches die ganze Gegend verwüstet. Die Verwüstung zu rächen, reitet nun allemal der König daher und er war bis jetzt immer Sieger geblieben. So hatte er auch einen Ritter der runden Tafel und Neffen Iweins, Kalogreant, der in jugendlichem Uebermuthe das Abenteuer zu bestehen gewagt hatte, besiegt, ihm sein Roß abgenommen, wie das herkömmlich war, und ihn so genöthigt mit Schande und zu Fuß an Artuses[1] Hoflager zurück zu kehren. Eines Tages nach Tisch erzählt er einigen Rittern, worunter auch Iwein, das unglückliche Abenteuer. Artus kommt dazu und verkündet seinen Entschluß, nach vierzehn Tagen mit seiner Massenie den Brunnen aufzusuchen und seines Ritters Niederlage zu rächen. Iwein, der das Gleiche zu thun ebenfalls bei sich beschlossen hatte, läßt Rüstung und Streitroß heimlich aus dem Lustlager bringen und verläßt dasselbe ebenso. Er reitet in den Wald, begießt den Brunnen, besiegt den König, verfolgt den zum Tode wunden bis in die Burg und wird, da das Fallgitter sein Roß hinter ihm entzwei schlägt, der Rückkehr beraubt. Lunete, eine Zofe, rettet ihn vor dem Grimme der Burgmannen, indem sie ihm einen Ring giebt, der ihn unsichtbar macht: so finden sie ihn nirgends, als sie nach dem Tode des Königes ihn zu suchen kommen. Der Zofe Bestreben geht nun dahin, ihn mit Laudinen, ihrer Herrin, zu vermählen, denn sie kennt ihn schon längst als vollkommensten Ritter. Sie bringt dieß auch wirklich zu Stande, da sie ihrer Herrin vorstellt, ihre Ehre und Sicherheit verlange durchaus, daß der Brunnen wieder einen Vertheidiger erhalte, und dazu tauge Niemand besser als Herr Iwein. Nach einigem Sperren von Seite Laudinens und nach einigen höfischen

[1] So lautet der Name Arthurs in den deutschen Gedichten. Im Iwein wohnt er zu Karidol in der Bretagne.

Reden von Seiten Iweins wird die Vermählung unter Einstimmung der Vasallen vollzogen, und so hat der Brunnen wieder seinen Vertheidiger, als Artus mit seiner Massenie zu demselben kommt. Iwein vertheidigt auch ritterlich seinen Brunnen, giebt sich aber, als er den Truchsessen Kai besiegt hatte, zu erkennen. So wird der Kampf aufgehoben, und Artus nebst den Seinen folgt Iweine in die Burg, wo alle von seiner Gemahlin freundlichst und ehrenvollst empfangen werden. Durch Gawein ermahnt, mit ihnen wieder an Artuses Hof zurück zu kehren und seiner schönen Frau wegen das ritterliche Leben nicht aufzugeben, zieht Iwein mit Artus von dannen, nachdem ihm seine Frau für ein Jahr Urlaub ertheilt hat.

Aber im Drange der Abenteuer vergißt Iwein das von ihm gegebene Versprechen der Heimkehr, und seine Gemahlin läßt ihn daher durch Lunete vor dem Hofe Artuses als einen Wortbrüchigen folglich Ehrlosen öffentlich bezichten. Ohne ihm Rath oder Trost zu bieten, scheidet sie; er aber verläßt sofort heimlich und waffenlos den Hof und irrt so lange in tiefster Zerknirschung umher, bis er, der der weiseste Mann war, den Verstand verliert, die Kleider vom Leibe reißt und in solchem Zustande im Walde umher läuft.

Jedoch Sie müssen die Darstellungskunst Hartmanns kennen lernen; so hören Sie denn, aber mit Nachsicht, da Uebersetzung eben nur Uebersetzung ist.

Das Schmähn, das Fraun Luneten Mund dem Herren Iwein hier that kund,
das rasche Umkehren, der Schlag seiner Ehren,
daß von ihm sie also schied, weder Trost bot, noch ihm rieth;
das schmähliche Ungemach, daß sie ihm an die Treue sprach;
die versäumte Reue und die große Treue
seines festen Muthes; der Verlust des Gutes,
die Sehnsucht nach der schönen Frau: die färbten seinen Himmel grau,
benahmen Freud' ihm und Verstand. Auf Eins nur ist sein Sinn getwandt:
daß er wäre irgendwo, daß Mann noch Weib wüßte wo,
und nie vernähme die Mähre, wohin er kommen wäre.
So ward er sich selbem gram, denn die Schuld auf ihn nur kam;

über Niemand konnt er klagen: ihn hatte sein eigenes Schwert erschlagen.
Er schaute nicht auf Weib noch Mann, heimlich stahl er sich von dann,
Bis er fern dem Königszelt kam hinaus in's öde Feld.
Da ward sein Schmerz also groß, daß in das Gehirn ihm schoß
ein Zorn und eine Tobesucht. Er brach Sitte und seine Zucht
und riß vom Leibe sein Gewand, daß bloß er ward wie seine Hand;
So lief er über's Gefilde nackt hin nach der Wilde.
Als die Jungfrau also schied, den König Sorge nicht vermied
um Herren Iweins Schwere. Er fragte, wo er wäre,
gern böt er seinen Trost ihm an: drum hieß er suchen nach dem Mann,
und als nirgends man ihn fand, so ward vergebens angewandt,
wie viel man immer nach ihm rief, weil er hin zu Walde lief.
Er war ein unerschrockner Held, oft bewährt im Waffenfeld;
wie mannhaft doch er mochte sein und von jedem Tadel rein
an Leibe wie an Sinne: jetzt schuf doch Frau Minne,
daß dem Mann' ein schwaches Weib Sinn verwandelte und Leib.
Der als ein echter Diamant an Rittertugend war erkannt,
der lief ein Thor im Walde über Berg und Halde.
Nun gab ihm Gott (denn er ist gut), der den Held aus seiner Hut
dennoch völliglich nicht ließ, daß er auf einen Knappen stieß,
der einen guten Bogen trug: den nahm er ihm und Pfeile gnug.
Wenn ihn der Hunger quälte nun, so that er wie die Thoren thun,
denen keine Sorge kund außer der einen für den Mund.
Er schoß aus der Maßen wohl, auch gieng der Wald Wildes voll:
wo das sich stellte seinem Ziel, des schoß er über Maßen viel;
auch mußt' er's selber fangen, ohne Hund erlangen;
so hatt' er Kessel noch Schmalz, weder Pfeffer noch Salz:
Würze ihm war die Hungersnoth, die's ihm briet und trefflich sott.
Nachdem er manchen Tag des pflag, kam er um einen Mittag
in ein Neugereute. Da fand er keine Leute,
nur einen einzigen Mann. Derselbe sah ihm das wohl an,
daß er nicht recht bei Sinnen war: der floh sofort (er sah Gefahr)
gar eilig in sein Hüttelein; doch glaubt er sicher nicht zu sein
und verriegelte fest die Thür: jedoch der Thor stund auch dafür.
Der Thor bedäucht' ihn allzugroß. Er dachte, thut er einen Stoß,
die Thür fährt aus den Angen, und um mich ist's ergangen.
Ich Armer, wie erhalt' ich mich? Zuletzt jedoch bedacht' er sich,

Ich will ihm meines Brotes geben, so läßt er doch vielleicht mich leben.
Nun gieng ein Fenster durch die Wand: dadurch streckt' er seine Hand
und legt ihm auf ein Brett ein Brot: das süßte ihm die Hungersnoth,
obwohl früher, wie Gott kund, so schlechtes kaute nie sein Mund.
Was wollt Ihr, daß der Thore thu'? Er aß das Brot und trank dazu
von einem Wasser, das er fand in einem Eimer an der Wand.
Drauf trollte sich der Thore fort. Der Einsiedler sprach kein Wort,
als er ihm frei ließ das Gemach, doch blickt' er ihm mit Sorgen nach
und flehte Gott, mit Inbrunst, daß er künftig ihn aus Gunst
erließe solcher Gäste: das wär' für ihn das Beste,
Nicht wußt' er, wie's um ihn bewandt. Der Thor jedoch es anders fand,
er zeigte klar, daß Thor und Kind gar leichtlich zu gewöhnen sind.
Er war dazu weise, daß er nach der Speise
her wieder kam in zweien Tagen und bracht' ein Hirschkalb getragen
und warf ihm das an die Thür; das machte, daß er ihm herfür
desto williglicher bot sein Wasser und sein dürres Brot.
Auch that die Furcht ihm nicht mehr weh, und war ihm holder
viel denn eh.
Sein Brot fand Iwein nun bereit; auch galt er ihm die Arbeit
mit seinem Wildpräte: das ward mit Ungeräthe
bereitet an dem Feuer: ihm war der Pfeffer theuer,
das Salz und der Essig. Zuletzt gewöhnte er sich,
daß er die Häute feil trug: für beide kauft' er da genug
was ihnen war zum Leben noth, Salz und auch beßres Brot.
So lebte der Unweise im Walde von der Speise,
bis der edle Thore gleich ward einem Mohre
an seinem ganzen Leibe. Ob ihn von gutem Weibe
je ward Pflege und Gemach; ob je er hundert Speere brach,
ob manchen Helm sein Schwert verdarb; ob er mit Mannheit erwarb
jemals Lob zu Preise; ward er höfisch je und weise,
ward jemals edel er und reich: dem ist er nun ganz ungleich.
Er lief, entbehrend beider, des Sinnes und der Kleider,
bis drei Fraun ihn schlafen sahn, die auf ihn trafen
an dem Orte wo er lag. Das war an einem Mittag
und in kleiner Maße fern der Landstraße,
die sie mußten reiten zu denselben Zeiten.
Sobald die eine ihn ersah, ritt sie schleunig zu ihm nah
und sah sich ihn genauer an. Nun sagte das ein jeder Mann

wie er verloren wäre: das war bekannte Mähre
in dem ganzen Lande noch; und daß sie ihn erkannte doch,
das kam daher und doch nicht gar; sie nahm zugleich an ihm wahr
eine der Wunden, die zu manchen Stunden
an seinem Leibe war erkannt. Sogleich ward er von ihr genannt,
sie sprach rückwärts zu den zwein: „Herrin, lebt Herr Iwein,
so liegt er ohne Zweifel hie, oder ich erblickt' ihn nie!"
Ihre Herzensgüte beschwerte ihr Gemüthe,
daß zu beweinen sie begann, daß einem also wackern Mann
das Unglück sollte je geschehn, daß er also ward gesehn.
Zu ihrer Herrin sie da sprach: „Ihr mögt wohl schaun sein Ungemach,
daß er den Sinn hat ganz verlor'n. Von beßern Züchten ward gebor'n
nie fürwahr ein Ritter noch, als Herr Iwein, das weiß ich doch,
den ich so elend sehe leben. Ihm ward fürwahr mit Gift vergeben,
oder es ist von Liebe kommen, daß ihm der Sinn ist benommen;
und ich weiß wie meinen Tod, daß Ihr alle eure Noth,
die Euch durch seinen Uebermuth der Graf Aliers anthut [1]
und noch zu thun den Willen hat, der wird Euch Buße nun und Rath,
wenn durch uns er wird gesund: sein tapfrer Sinn ist wohl mir kund:
wird seines Leibes ihm Gewalt, den stolzen Grafen zähmt er bald
und sollt Ihr je von ihm Euch frei'n, das muß durch Iweins
Hilfe sein!"
Die Herrin war des Trostes froh. Sie sprach: „Und ist die Krankheit so,
daß sie von dem Hirn ausgeht, gar bald von ihr befreit er steht.
Noch hab' ich von der Salbe ja, die vor Zeiten machte da
die Fee Morgan mit eigner Hand. Mit der ist also es bewandt,
daß, wer an Hirnsucht litte, bestrich man ihn damitte,
er würde flugs, das ist mir kund, der Krankheit frei und ganz gesund."
Sofort sie ritten alle drei nach der Salbe. Nahe bei
ihr Haus lag, kaum wohl Meile weit. Nun ward in derselben Zeit
die Jungfrau zurück gesandt, die ihn noch im Schlafe fand.
Die Herrin gebot ihr bei dem Leben, als ihr zu Handen ward gegeben
die Büchse mit der Salben, daß sie nicht allenthalben
ihn damit bestriche, nur daß die Sucht ihm wiche,
an's Haupt hieß sie sie streichen an: die Sucht entwiche flugs von dann.

[1] Er wollte sie zwingen, ihn zu heirathen. Der in diesen Gedichten immer wiederkehrende Beweggrund.

Auch sandte sie durch sie zugleich neue Kleider fein und reich.
So ward sie nach dem Wald gesandt, auch führt' ein Pferd sie an der Hand,
das leicht und sanft den Reiter trug. Der Zaum war wahrlich reich genug,
der Sattel reich von Golde, darauf er reiten sollte,
ob das Gott ertheilte, daß sie jetzt ihn heilte.
Da sie wo eh' ihn liegen sah, nicht länger säumte sie da:
sie band fest an einen Baum die beiden Rosse mit dem Zaum
und schlich dann also leise dar, daß ihrer nicht er ward gewahr,
und mit der edlen Salben bestrich sie ihn allenthalben
über Haupt und Füße. Ihr Wille war so süße,
daß sie das also lange trieb, bis in der Büchse nichts mehr blieb.
So holden Willen sie ihm trug. Es däuchte kaum sie wohl genug,
und wär' es sechsmal mehr gewesen, so gerne sah sie ihn genesen.
Nachdem sie alles an ihn strich, von ihm sie schleunig dann entwich,
denn sie wußte das sehr gut, daß weh die Scham dem Edlen thut;
drum barg sie sich, daß ihn sie sah, doch er sie nicht. So stund sie da,
bis ihn die Salbe gar durchdrang, und er nach Selbstbewußtsein rang.
Als drauf er saß und sich besah (er wußte nicht, wie ihm geschah),
und er sich also greulich fand, zu sich selbst er sprach zuhand:
„Bist Du's, Iwein, oder wer? Hab' ich geschlafen bis anher?
Weh dann, Herr Gott, dann o weh! o sollt' ich schlafen dann wie eh!
Denn mir hat ein Traum gegeben ein höchst vollkommenes reiches Leben.
Hei! welcher Ehren ich da pflag die Weile, daß ich schlafend lag!
Mir hat geträumt von großer Tugend:[1] ich hatte Adel zu der Jugend,
ich war schön, geehrt und reich, ganz diesem Leibe ungleich;
ich war höfisch, traun und weis und habe manchen harten Preis
mit Ritterschaft errungen. — Hat mir nicht falsch gesungen
mein Traum, was ich begehrte, erwarb ich mit dem Schwerte:
mir erstritt mein' eigne Hand ein schönes Weib, ein reiches Land,
doch daß ich ihrer beider pflag, wie mir träumt' unmanchen Tag,
bis der König Artus mich ihr entführte hin zu sich.
Mein Freund war Herr Gawein — also gab der Traum mir ein. —

[1] Tugend ist alles Tüchtige, wie Adel, Jugend, Schönheit, Ehre, Reichthum u. s. w.

Sie gab Urlaub mir ein Jahr — das ist alles nicht wahr —
da blieb ich länger ohne Noth, bis sie mir ihren Groll entbot:
des hätt' ich wahrlich gern entbehrt. Nun hat mein Wachen mir
verkehrt
dieß alles: im Traume war ich reich und hochgeehret auch zugleich,
ich gieng auf Heiles Pfaden. — Was möchte mir es schaden,
läg' ich in diesen Ehren todt? Er hat geäfft mich ohne Noth!
Wer sich an Träume kehret, der ist wohl entehret. —
Traum, wie wunderbar du bist! Du machest reich in kurzer Frist
einen also niedern Mann, der nie nach Ehren Trieb gewann.
Wenn er dann erwachet, hast du ihn gemachet
zu einem Thoren ganz wie ich. — Dennoch, Traum, verseh' ich mich:
ein wie grober Baur ich sei, wär' der Ritterschaft ich bei,
wär' ich bewaffnet und beritten, ich könnte nach ritterlichen Sitten
also wohl gebahren als die stets Ritter waren."

So war er sein selbst unbewußt. So weit gieng seines Sinns Verlust,
und daß er jemals Ritter ward und seines ganzen Lebens Fahrt
das hielt er nach der Mähre, als ob's geträumt ihm wäre.
Er sprach: „Nun gab mir Lehre mein Traum, wodurch ich Ehre
gewinn', mag ich zu Harnisch kommen. Meinen Stand hat mir benommen
mein Traum: wie nun ich Bauer bin, es turnirt mir aller mein Sinn.
Mein Herz ist meinem Leib ungleich: mein Leib ist arm, mein Herz
ist reich.
Ist mir geträumt mein ganzes Leben, oder wer hat mich her gegeben
so recht ungeschaffen? — Ich sollte mich wohl entraffen
dem ritterlichen Muthe! An Leib und auch an Gute
gebricht es mir, ja leider!" — Als er die neuen Kleider
zu seiner Seite liegen sah, des wundert' ihn und er sprach da:
„Das sind Gewand', wie oft genug ich in meinem Traume trug.
Ich sehe Niemand, des sie sein: ich brauche sie: sie seien mein!
Laßt seh'n, wie's mit diesen ist, da mir sowohl zu jener Frist
stund im Traume reiches Kleid!" An zog er sie mit Schnelligkeit,
und als er seine schwarze Haut bedeckt', man einen Ritter schaut.

Nun ersah die Jungfrau das, daß er bekleidet vor ihr saß:
sie setzte wohlbedacht sich dort auf ihr Pferd und ritt sofort,
als ob des Wegs sie sei gesandt; das andre Roß führt ihre Hand.
Sie sah nicht hin, noch grüßte sie. Als er sie sah so reiten hie,
da wär er aufgesprungen, nur daß er war bezwungen

von einer solchen Schwachheit: der Aufsprung war ihm unbereit,
doch rief er ihr hinten nach. Da that sie, was er auch sprach,
als hätte größte Eile sie und wüßte nicht, daß Jemand hie,
bis er zum andern Male rief mit lauter Stimme voll und tief:
da wandte sie das Roß sofort und sah zurück hin an den Ort
und sprach: wer rufet mir, wer?" Er sprach: „Herrin, kehret her."
Sie sprach: „Ritter, das sei!" Sie ritt hin und hielt ihm bei.
Sie sprach: „Gebietet über mich, bereit zu eurem Dienst bin ich."
Drauf bat sie ihn zu sagen, was ihn hieher getragen.
Da sprach mein Herr Iwein, wie's auch zeigt' der Augenschein:
„Da hab ich hie gefunden am Leib mich ungesunden;
doch kann ich Euch fürwahr nicht sagen, welch Wunder her mich hat getragen;
doch wißt, daß ungern hier ich bin: nun führt mich, Herrin, mit Euch hin,
an mir so handelt Ihr dann wohl: ich dank' es immer, wie ich soll."
Sie sprach: „Ritter, das soll sein; ich laß' um Euch die Reise mein.
Die Fürstin, die mich ausgesandt (der gehorcht auch dieses Land),
zu der führ' ich Euch mit mir. Ich rath' Euch, Ritter, wohl, daß Ihr
Euch pflegt nach Eurer Krankheit: jeder Dienst ist Euch bereit."
So führte sie ihn mit sich dann zur Fürstin, die nie einen Mann
also gern erblickte. Man schuf ihm, wie sich's schickte,
von Kleidern, Speise, Bade, so daß all sein Schade
an ihm erschien gering und klein. — Nun hat mein Herr Iwein
seine Noth verwunden und guten Wirth gefunden.

Hier hätten wir denn ein Beispiel ausführlicher Schilderung eines geistigen Zustandes, nahm jetzt Irmgard das Wort, wie die deutsche Heldensage keine uns darbietet. Freilich mag sich wohl schon Vieles davon in Hartmanns französischen Vorbilde vorfinden; aber er hat ohne Zweifel das Einzelne besser verbunden und mit schönem Maße vorgetragen, auch über Thaten und Beweggründe zu den Thaten Betrachtungen angestellt. Dadurch zeichnen sich ja überhaupt die deutschen Bearbeiter französischer Gedichte vor ihren Vorbildern aus, wie ich das bei Vergleichung mehrfach zu bemerken Gelegenheit hatte.

Allerdings, erwiderte der alte Graf, und auch mit Hartmanns

Iwein, verglichen mit seiner Grundlage, dem chevalier au lion, des Chrestien de Troyes, verhält es sich so.

Aber die kurzen Reimpaare, sagte jetzt Berta, scheinen mir eine für das Heldengedicht nicht eben besonders geeignete Form; es fehlt ihnen an Würde, und diese muß doch jedes Epos haben. Die Strophe, sie sei welche sie wolle, ist für das erzählende Gedicht zwar auch nicht geeignet, und bei den Gedichten der deutschen Heldensage läßt sie sich nur dadurch vertheidigen, daß diese ursprünglich für den Gesang bestimmte Lieder waren; aber mehr ansprechendes haben die Strophen doch, als die Reimpaare, vorausgesetzt, daß die Verszeilen die von der Würde geforderte Länge haben. Die Reimpaare schnappen entweder immer schroff ab, oder sie ermüden durch zu rasch folgendes Reimgeklingel. Auch verführen sie gewiß leicht zu Breite und Geschwätzigkeit.

Ihre Bemerkungen sind richtig, antwortete ihr Edman. Es gereicht dem antiken Epos zu einem großen Vorzuge, daß es den epischen Vers, den Hexameter hat; womit ich freilich nicht sagen will, daß neuere Dichter, deren Sprache nur Versbildung nach dem Accente erlaubt, wohl thun, wenn sie den Hexameter wählen: er eignet sich einmal nur für Sprachen, welche ihre Verse nach der Quantität zu bilden vermögen. Weit angemessener den neueren Sprachen für das Epos scheinen mir die Slôkas der Inder, die bekanntlich aus zwei Langzeilen bestehen. Freilich, ließe der Stabreim sich wieder zur Geltung bringen, so brauchten wir weder Slôkas noch den Hexameter; wir hätten dann unsern epischen Vers, so gut wie ihn die Griechen hatten und unsere Vorfahren.[1] Mit den Slôkas stimmt merkwürdiger Weise Otfrieds ebenfalls aus zweien Langzeilen bestehende Strophe, nur daß die Slôkas keinen Reim haben, quantitativ gemessen und viel mannigfaltiger sind.

Na! sagte der Herzog, besprechen Sie die Verse, wie sie sein sollen und nicht sein sollen, zu einer andern Zeit. Darum kümmere ich mich ganz und gar nicht, da mich, wie ich hoffe, Gott behüten soll, jemals zu dichten. Basta. Sagen Sie mir lieber,

[1] Vergl. Theil I. S. 33. 39. 41. 78.

was denn Iweinen abhielt, zur anberahmten Zeit heimzukehren: denn da er wegen ihres Verlustes den Verstand verlor, so muß er seine Frau doch überaus geliebt haben, wenn er überhaupt Verstand hatte, obgleich ihn Hartmann den Weisen nennt. Ihn muß also etwas sehr Wichtiges abgehalten haben von der Heimkehr.

Der Dichter, antwortete ihm der Graf, sagt nichts weiter, als daß er von Turnier zu Turnier gezogen sei und ritterlichen Ruhm sich erworben habe.

Ei da muß es mit seiner Liebe zu seiner Frau nicht weit hergewesen sein, sagte der Herzog mit mißbilligender Miene. Da begreife ich nicht, wie er dann, als sie ihm die Freundschaft aufsagen läßt, den Verstand zu verlieren im Stande war. Gehn Sie mir mit ihrem Iwein, er gefällt mir nicht; er ist ein Simpel.

Bitte, Herr Herzog, fragte da Berta, Sie werden doch erlauben, daß uns der Herr Graf das Ende der Geschichte mittheile? Zwar mir gefällt weder Iwein noch seine Gemahlin Frau Laudine; aber Sie wissen, wir Frauen könnten nicht schlafen, erführen wir nicht das Ende der Geschichte.

Ei da muß der Ritter mit dem Löwen doch Ihre Theilnahme erregt haben, sagte der Herzog. Eine schlaflose Nacht will ich nicht verschulden; fahren Sie also nur fort, Herr Graf.

Iwein, begann dieser, bestund nun noch mehrere Abenteuer und Kämpfe: unter anderen gegen den Grafen Aliers; gegen einen Riesen, der einem Ritter seine Söhne geraubt hatte, weil er ihm die Tochter versagte; für die jüngere Tochter des Grafen vom schwarzen Dorne gegen den Kämpfer ihrer Schwester, die jener das Erbe verweigert; endlich für Lunete, die Zofe seiner Gemahlin, die beschuldigt war, ihre Herrin durch Zauber verleitet zu haben, ihre Hand Iweine zu geben, und die nun deshalb verbrannt werden sollte, wenn sie keinen Ritter fände, der für sie gegen ihre Ankläger zu kämpfen bereit sei. Sie hat keinen Ritter gefunden und ist bereits in einer Capelle eingesperrt: da trifft sie Iwein, und es versteht sich von selbst, daß er für sie kämpft und siegt, worauf die Zofe wieder durch eine List die Versöhnung zwischen Iwein und Laudine zu Stande bringt. Damit ist das 8166 Verse enthaltende Gedicht zu Ende.

Das ist freilich eine im Ganzen dürftige Geschichte, sagte Irmgard, und die jeder Tiefe bar ist. Dennoch, Hartmanns Gedicht besticht, ich darf das sagen, denn ich kenne dasselbe, und hätte Er aus dem armen Stoffe gemacht, was sein Gedicht uns zeigt, wir würden ihn sehr hoch stellen müssen. Aber dieß Verdienst kommt wohl dem Trouvère Chrestien de Troyes zu, und Hartmann bleibt nur das eines geschickten Uebertragers. Aber wissen möchte ich, wie die Sage in ihrer brittischen oder wälschen Gestalt sich ausnimmt.

Dieß Verlangen kannst Du leicht befriedigen, erwiderte ihr Huno. Du darfst nur das Werk der Lady Charlotte Guest: The Mabinogion from the Llyfr coch o Hergest, with an English translation and notes zur Hand nehmen und das Mabinogi Jarlles y ffymnawn d. h. die Herrin von der Quelle, nachlesen. Häufig stimmt es zum französischen und deutschen Gedichte. Oft aber weicht es auch ab und ist natürlicher. Owain z. B., wie er wälsch heißt, wird nicht wahnsinnig, sondern nur ein wilder Mann, der mit den Thieren des Waldes lebt, bis seine Kräfte schwinden. Da verläßt er das Gebirge und gelangt in einen schönen Garten, wo ihn die Gräfin todtähnlich liegen findet. Die Zofe soll dann auch nicht sein Haupt, sondern seine Herzgrube mit der Salbe bestreichen, daß er wieder zu sich komme u. s. w. Die Albernheit des französischen Gedichtes und leider auch Hartmanns endlich, daß der Löwe, als Iwein an seinem eigenen Schwerte sich verwundet und zu Boden sinkt, das Schwert nimmt und sich erstechen will, kommt im Mabinogi nicht vor.[1]

Erek und Enite, nahm jetzt der alte Graf das Wort, hat

[1] Owain ist übrigens ein geschichtlicher Mann; zu einem abenteuernden Ritter ward er erst in Frankreich. Sein Vater Urien, Fürst von Rheged (Kumberland), ist noch berühmter als der Sohn. Ihn hat vorzüglich der Barde Taliesin verherrlicht, z. B. in den Gedichten auf die Schlacht von Gwenystrad und Argoed Clevistein. Siehe Myvyrian Archäology I., 52. Owain folgte dem Vater in der Herschaft und kämpfte gleich ihm gegen die Sachsen. Die Triaden (Myvyrian Arch. II., 80) zählen ihn zu den drei Rittern des Kampfes an Arthurs Hofe und zu den drei verwundeten Königen. Siehe Arthursage von San-Marte, S. 164.

zum Gegenstande die Verherlichung einer Frau, aber eine Verherlichung auf absonderliche Weise. Erek oder Geraint, Sohn Erbins, wie er im Mabinogi heißt, ist nach seiner Vermählung mit Enite von solcher Liebe zu ihr eingenommen, daß er lange unthätig bei ihr zu Hause verweilt. Als sie die Unzufriedenheit der Vasallen damit merkt, macht sie selbst ihrem Gemahle Vorstellungen. Darauf erhebt er sich, Abenteuer zu suchen, nimmt aber Niemand mit als Enite, die vorausreiten muß, aber weder mit ihm reden noch ihn warnen soll, wenn eine Gefahr nahe. Da sie das nicht über sich gewinnt, hat sie manches Harte zu erleiden; aber ihre Liebe ist treu, sie besteht die Prüfung, worauf ihr an Arthurs Hofe Lob und Ehre zu Lohne wird. Aber dieses Gedicht hat Hartmann wohl nicht nach Chrestien de Troyes bearbeitet, sondern nach einem andern, verlorenen französischen Gedichte.

Diese Sage, nahm Irmgard das Wort, ist von tieferem Gehalte als Iwein, wenn auch die Durchführung des Grundgedankens im Geiste jener ritterlichen Zeit Sonderbarkeiten genug herbeiführen mag.

Daran fehlt es nun auch hier freilich nicht, sagte der alte Graf; aber dergleichen Dinge waren damals Zeitgeschmack.[1] — Wir haben nun noch den Gregor und den armen Heinrich Hartmanns zu besprechen, zwei kleinere Gedichte, wobei er keine französische Dichtung als Quelle benutzte.

Der Gregorius auf dem Steine oder der gute Sünder ist eine Oedipussage, die in ihrem Beginne noch gesteigert, in ihrem Ausgange jedoch christlich gemildert ist. Hartmann dichtete wahrscheinlich nach dem lateinischen Gedichte, von dem wir ein Bruchstück, durch Leo bekannt gemacht, haben. Schmeller jedoch, der ein anderes lateinisches Gedicht „Gregorius peccator“ bekannt

[1] Andere Gedichte aus diesem Sagenkreiße sind: a) Lanzelot, von Uolrich von Zazichoven. b) Wigalois, von Wirnt von Grävenberc. c) Daniel von Bluomental, von dem Stricker. d) Gauriel von Montavel, von Kunhart von Stoffeln. e) Wigamur, von einem Unbekannten. Sie stehn sämtlich tiefer als Hartmanns Gedichte.

machte (Haupts Zeitschrift II.) meint, jenes Gedicht sei wohl nach dem Deutschen gedichtet. Sicher ist, daß Hartmann nach lateinischer Quelle dichtete, woraus zugleich folgt, daß er gelehrte Bildung hatte. Der Inhalt ist kurz folgender:

Der Herr von Aquitanien hinterließ, als er starb, einen Sohn und eine Tochter, beide zehen Jahr alt. Die Kinder waren manches Jahr lang Tag und Nacht beisammen und so kam es durch Anreizung des Teufels, daß die Schwester von dem Bruder ein Kind trug. Die Sünde zu büßen, unternahm der Bruder auf den Rath eines alten Vasallen eine Wallfahrt zum h. Grabe; bevor er jedoch sie ausführte, starb er aus Minnesehnsucht; die Schwester aber führte der Alte auf seine Burg, wo sie einen Sohn gebar. Dieser ward in einem Schifflein auf dem Meere ausgesetzt, aber durch die Winde da an das Land getrieben, wo ein Kloster stund. Zwei Fischer, des Klosters Mannen, finden das Kind; der Abt nimmt es auf und giebt ihm in der Taufe seinen Namen: Gregorius. Der Knabe wird hier erzogen und soll Mönch werden, da der Abt eine Tafel von Elfenbein bei ihm gefunden hatte, die ihm sagte, des Kindes Mutter sei seine Base und sein Vater sein Oheim; es selbst aber sei von hohem Geschlechte. Als Gregorius jedoch erwachsen ist, treibt ihn sein Geist zu ritterlichem Leben; und da er sich durchaus nicht halten läßt, giebt ihm der Abt die Ritterwürde, das Gold, das bei ihm im Schiffe lag, und die Tafel. So erfährt er seine sündhafte Erzeugung, aber auch dieß bewegt ihn nicht, im Kloster zu bleiben, wie der Abt ihm räth. Er besteigt ein Schiff, welches jedoch die Schiffer nicht leiten dürfen, und so treibt ihn ein Sturmwind an das Land seiner Mutter. Hier war diese in großer Noth und Bedrängniß; denn ein Nachbar, dem sie ihre Hand verweigert hatte, hatte sie ihres Landes beraubt, so daß ihr nur die Hauptstadt geblieben war, die er nun belagerte. Die Bürger wollen seine Landung erst hindern; er aber zeigte ihnen friedliche Hände und fragte um die Ursache ihrer Bedrängniß. Darauf sagte er ihnen seine Hülfe zu und ward der Fürstin des Landes vorgestellt. Sie sehen und lieben war bei ihm Eines, und auch sie fand an ihm durch den Rath des Teufels Wohlgefallen.

Den Herzogen, der die Stadt belagerte, besiegte er im Zweikampfe und führte ihn gefangen in die Stadt, wo er nun genöthigt ward, seiner Feindschaft und seiner Werbung zu entsagen.

Die Bürger schlagen ihrer Herrin, um fortan in Sicherheit zu leben, vor, sich zu vermählen; sie willigt ein und vermählt sich mit ihrem Sohne. So geschah abermals des Teufels Wille. Aber er hat die Tafel, darauf seine Geburt verzeichnet ist, wohl bewahrt; täglich liest er sie und täglich betrübt er sich dadurch. Das ersah einst eine Zofe und sie sagte es der Herrin. Als Gregor darauf zur Jagd reitet, geht Frau und Zofe in das Gemach; sie finden die Tafel und so entdeckt die Frau nun, daß ihr und ihres Bruders Sohn ihr Gemahl sei. Sie entsetzt sich und besendet sogleich ihren Gatten durch einen Boten, daß sie ihn frage, wie er zu dieser Tafel gekommen sei? Als er kam, fand er sie todtbleich; sie zeigte ihm die Tafel und fragte ihn, ob er der sei, dem sie mitgegeben ward. So kam der Frevel an den Tag. Zur Buße empfiehlt er ihr das strengste Leben der Entsagung, wie auch er allen Freuden der Welt entsagen wolle. Er legt seine reichen Kleider ab und scheidet, ein Bettler, aus dem Lande, um eine Wüste aufzusuchen. Ein Pfad führt ihn zur See, an deren Strande er eine Fischerhütte trifft. Er bittet um Nachtherberge, aber der Fischer versagt sie ihm mit Hohn und Schelten. Als er sich entfernen will, faßt des Fischers Weib Mitleid für ihn und ruft ihn zurück. Bei der Abendmahlzeit verschmäht er alle Speise und nimmt nur ein Stück Haferbrod und einen Trunk Wasser und hört abermals des Fischers Scheltungen geduldig an. Nach der Mahlzeit fragt er seinen Wirth, ob er nicht einen Stein oder eine Höhle wisse in der Wüste, wo er seine schwere Sünde büßen könne bis an seinen Tod? Da nennt ihm der Fischer eine Felsklippe im Meer als einen dazu geeigneten Ort, und da Gregorius diese annimmt, rudert er ihn am folgenden Morgen dahin und schenkt ihm höhnisch eine Eisenkette, daß er dort sich könne schließen lassen: das sei gut, sollte er ja Lust bekommen, die Klippe zu verlassen. So schied er von den Menschen, seine Tafel aber ließ er bei dem schnellen Aufbruche in der Hütte liegen. Auf der Klippe legt ihm

der Fischer die Fessel an und wirft den Schlüssel in das Meer. Finde er den wieder, höhnte er, so habe er gebüßt und sei ein heiliger Mann. Damit rudert der Fischer hinweg.

Siebenzehn Jahre lebte Gregorius auf dieser Klippe; seine einzige Nahrung war ein wenig Wasser, das in eine von ihm gemachte Grube vom Gestein herabträufelte; sein Kleid war ein härenes Hemde, das Arme und Beine bloß ließ. Da starb zu Rom der Pabst und die Wahl des neuen erzeugte Streit und Unfriede unter den Römern; so beschlossen sie, Gott die Wahl anheim zu geben. Da offenbarte er zur Nacht zweien frommen Römern, daß Gregorius Pabst sein solle. Im Meere bei Aquitanien würden sie ihn auf einer Klippe finden. Beide ziehen daher nach dem Willen der Römer gen Aquitanien, den von Gott erwählten zu suchen. Nach langem wegelosen Umherirren in der Wüste kommen sie an den Strand des Meeres und zu dem uns bekannten Fischer. Da sie wohl gekleidet sind, werden sie auch wohl empfangen und der Fischer bietet ihnen einen großen Fisch, den er gefangen hatte, für das Nachtessen zum Kaufe an. Sie kaufen ihn, und als der Fischer ihn zerschneidet, findet er in seinem Magen den Schlüssel, den er ehedem in das Meer warf. Er schlägt und rauft sich deshalb, und als die Römer ihn nach der Ursache fragen, erzählt er ihnen den Vorfall mit Gregorius. So wird dieser nun von der Klippe geholt und als Pabst nach Rom geführt; seine Tafel aber, die er unter dem Schutte der bereits abgebrochenen Hütte fand, nimmt er mit. Als er einzog, läuteten die Glocken von selbst.

Als seine Mutter und Gattin in Aquitanien hörte, daß ein so heiliger Pabst zu Rom walte, beschloß sie, hinzuziehen und Vergebung ihrer Sünde zu erflehen. Nur durch die Beichte erkennt er sie, die ihn ihrerseits nicht erkennt, bis er sich ihr zu erkennen giebt. Sie lebten fortan ungetrennt zu Rom bis an ihren seligen Tod; auch sein Vater besaß durch sein Gebet mit ihm den Stuhl des Himmels. —

Das ist aber doch eine Sage von ganz anderem Gewichte, als die verflachte Arthursage, begann jetzt Irmgard die Besprechung. Hier wäre einem echten Dichter Gelegenheit geboten, Gemüthszustände zu schildern. Hat das Hartmann gethan?

Nein, antwortete ihr Haspinger, dazu hätte seine Kraft schwerlich ausgereicht, und so begnügte er sich mit sehr allgemein gehaltenen Wehklagen über die begangenen Sünden. Von Gregor, wie sie hörten, erfahren wir, seit er auf der Klippe weilt, nichts mehr, ebensowenig von seiner Mutter und Gemahlin, seit sie sich schieden. Bei Gregor soll das äußere Zeichen der Buße genügen, und von ihr wird nur gesagt, sie habe seitdem in freiwilliger Armuth gelebt und ihre Habe den — Klöstern gegeben.

Schade! sagte Irmgard, aber ich kann es mir denken, wie dem Dichter dieß hinreichend scheinen konnte. Die höfischen Dichter vermeiden absichtlich tiefer greifende Leidenschaften und Gefühle zu schildern. — Aber von welchem Pabste Gregor mag wohl diese Sage gegangen sein?

Das weiß ich nicht, antwortete der alte Graf; sicher aber von einem der früheren, da das Volk zu Rom noch die Wahl des Pabstes hat. — Schmeller sprach die Vermuthung aus, norddeutsche Sagen könnten leicht auf diese Legende eingewirkt haben: weiß einer der Herren uns vielleicht etwas Näheres anzugeben?

Vielleicht, sagte darauf Haspinger, hat er an die Sage von Skeáf oder dessen Sohne Skild gedacht.

Bitte, theilen Sie uns diese Sage doch mit, riefen Irmgard und Berta; Sie haben ja diesen ganzen Abend geschwiegen, das ist gar nicht artig von Ihnen, wissen Sie es auch?

Nun so hören Sie denn. Kemble theilt mit in der Vorrede zum Beowulf aus lateinischen Schriftstellern des siebenten oder achten Jahrhunderts: Skêf (deutsch lautete der Name Schaub) ward in einem Kahn an eine Insel des Meeres, die Skâni (= Schonen, Scâney) heißt, getragen. Er war ein sehr junger Knabe und den Bewohnern jenes Landes unbekannt. Er ward von ihnen jedoch aufgenommen und wie ein Stammgenoß sorgsam erzogen. Später wählten sie ihn zum Könige. — Ein Anderer fügt hinzu: er sei ohne Ruder gewesen und habe ein Büschel Getreide unter dem Haupte gehabt, einen Schaub oder Schoben, und sei danach benannt worden. Er habe zu Schleswig, was jetzt Haidhaby heiße, geherscht. Dieses Land heiße das alte Anglien. Wie wir Skeáf

einmal über die Gauten in Schonen, dann über die Angeln in Schleswig herschen sehen, läßt ihn Widsiths Lied über die Langobarden herschen. Er war demnach ohne Zweifel ein göttlicher Held, und wirklich führen ihn die angelsächsischen Stammtafeln als Wôdans Vorfahren an, und eben auch er ist es, den Sagen des dreizehnten Jahrhunderts Helias, Gerhard oder Loherangrin nennen, oder der, weil ein Schwan sein Schiff zieht, auch Schwanritter heißt. Der angelsächsische Beowulf trägt nun aber das von Skeáf erzählte auf dessen Sohne Skild (Skiöldr, von dem die dänischen Könige Skiöldunge heißen) über und giebt uns einen ganzen Mythus.

Da ich mit dem Könige von Dänemark verwandt bin, sagte der Herzog, so möchte ich den Mythus schon kennen: Davon haben mir meine Professoren noch nichts gesagt.

Sie werden es eben nicht wissen, erwiderte Haspinger; die haben sich mit ganz anderen Sachen zu befassen; die müssen erforschen, wie die Griechen sich die Nase geputzt und die Römer sich den Mund gewischt haben. Nun, im Beowulf lesen wir:

Oft Skild der Skeáfing schädlichen Feinden,
manchen Magschaften, die Methbänk' entriß;[1]
obherschte der Edle, seit einst er ward
in Blöße gefunden: des ihm Buße kam.
Seit wuchs der Werthe, an Würde gedeihend,
bis daß ihm alle die Umsitzenden,
die Helden am Meere, gehorchen mußten,
Gülte[2] geben: das war guter König.
Ihm ward seit ein Sohn geboren:
Beowulfes Ruhm breitete fern sich
über Skandja hin, des von Skild Erzeugten.
Skild da schied zur Schicksalsstunde
hochbejahrt hin zu Herjans[3] Wonne.
Zu der Brandung Ufer da brachten ihn

[1] Indem er die Fürsten besiegte, nahm er ihnen die Macht und die Mittel, ihr stammverwandtes Hausgesinde zu erhalten; er stürzte also diesem die Bänke um, auf denen sitzend sie Meth tranken. [2] Abgaben, Steuern. [3] Wodans. —

sorglich die Gesinden,[1] wie selbst er bat,
als Wortes er noch waltete, der Wirth der Helden.
Da am Ufer stund, wie Eis glänzend,
zur Ausfahrt bereit des Edlen Kampfschiff:
Drein legten sie den lieben Fürsten,
in den Busen der Barke den Baugvertheiler,
an den Mast ihn lehnend. Da war Menge der Schätze,
aus der Ferne hergeführt, der Kleinode.
Nie hört' ich schicklicher ein Schiff ausrüsten,
mit Kämpferwaffen und Kampfgewanden,
Barten[2] und Brünnen! Ihm am Busen lag
Menge des Goldes, das mit ihm sollte
in der Wogen Reich weithin schiffen.
Nicht geringer sie den Recken schmückten
mit edlem Geschmeide, als einst es thaten,
die den ebengeborenen einsam sandten
über die Fluth hin fort, den freudelosen.
Auf sie hißten güldne Heerfahne,
hoch über'm Haupte, ließen den Holm[3] ihn tragen,
gaben ihn dem Geerried.[4] Ihr Geist war düster,
ihr Muth in Trauer. Melden nicht können
mit wahren Worten weise Männer,
Helden unter'm Himmel, wer die Hab' empfieng.

Wir danken Ihnen für die Mittheilung dieses Mythus und gern erlassen wir Uns dafür eine weitläufige Besprechung des armen Heinrichs, sagte jetzt Irmgard. Wir kennen, glaube ich, alle dieses Gedicht, worin erzählt wird, daß ein schwäbischer Edler, Heinrich von Aue, vom Aussatze befallen ward. Die Aerzte erklärten ihn nur für heilbar, wenn er eine reine Jungfrau ihnen bringen könnte, die freiwillig ihr Herzblut für ihn dargäbe. Unter den Edelfräulein ist dazu keine geneigt. Da entschließt sich die Tochter eines freien Bauers, auf dessen Lehengut sich Heinrich zurückgezogen hatte, um die Seligkeit zu erlangen, für ihn zu sterben.

[1] Genossen. [2] Streitbeilen. [3] Das hohe Meer. [4] Das Meer, dessen auf- und niedersteigende Wogen dem sich hebenden und senkenden Rohr (Ried) verglichen werden.

Sie gewinnt ihren Eltern und Heinrichen durch ihre Beredsamkeit die Einwilligung ab und reist nun mit dem Herren nach Salerno, wo sie auch den Arzt zu bestimmen weiß, sie zu tödten. Im letzten Augenblicke jedoch versagt Heinrich seine Einwilligung. Sie kehren also heim; unterwegs aber wird Heinrich durch Gottes unmittelbaren Eingriff heil und vermählt darauf sich mit dem Mädchen. So schön die Darstellung ist, so nehme ich doch an manchem Anstoß. Die Opferwilligkeit des Mädchens geht nicht aus Liebe, wenn auch unbewußter, zu Heinrich hervor, sondern einestheils aus weltverachtender Schwärmerei und anderntheils daraus, daß sie ihren Eltern ihre glückliche Lage bewahren will. Mag es nun auch derartige Schwärmerinnen damals gegeben haben; da das Mädchen, als Heinrich zu ihren Eltern kommt, erst acht Jahr alt ist (eine andere Handschrift setzt in Erkennung des Unschicklichen zwölf Jahre an), und er sich doch nur wenige Jahre daselbst aufhält: so ist sie offenbar noch zu sehr Kind, um einen solchen Entschluß fassen zu können. Wenn Hartmann sagt, der h. Geist habe ihr denselben eingegeben, so ist das für uns in der That ungenügend. Auch die Reden des Mädchens sind für ihr Alter wie für ihren Stand viel zu hoch; sie predigt und philosophirt wie ein Bischof. Daß Heinrich und das Mädchen nach der Genesung sich heirathen, ist modern und kaum der ursprüngliche Schluß. Die jüngere Handschrift läßt beide gleich nach der Vermählung sich wieder trennen um ins Kloster zu gehn; das ist jedenfalls mehr im Geiste des Mittelalters.

Sie sehen, wir kennen das Gedicht hinreichend, lieber Oheim, und Sie können uns zum Schluß der heutigen Sitzung noch etwas über die Büchlein sagen, wenn Sie nämlich es für gut erachten.

Die Büchlein, sagte der alte Graf darauf, sind Gedichte, die die Liebe, und zwar die klagende, zum Gegenstand haben; sie sind in kurzen Reimpaaren abgefaßt. Der Name Büchlein rührt vielleicht daher, daß diese Gedichte einzeln, wenn sie länger waren, niedergeschrieben wurden, um der Geliebten leicht eingehändigt und von ihr wohl auch leicht, wenn es nöthig war, verborgen werden konnten. Ich kenne eines von sehr kleinem Formate, zwei und

einen halben Zoll hoch, und zwei Zoll breit, das unter einem Dachbalken, wo es über vierhundert Jahr verborgen lag, gefunden ward. Die beiden Büchlein Hartmanns sind die ältesten, die bis jetzt bekannt geworden sind. — Hartmanns Lieder sind alle bis auf zwei, die sich auf seinen Kreuzzug beziehen, Minnelieder, um auch das nicht unerwähnt zu lassen. Und damit mag es für heute genug sein.

Neunter Abend.

Wir kommen, begann der alte Graf von Hünenberg, nun zu der Sage vom heiligen Grâle, einer religiös-mystisch-ritterlichen Sage, um sie kurz zu bezeichnen. Der Hauptbestandtheil derselben ist brittisch (die Geschichte von Peredur (Beckensucher), wie hier Parzival heißt);[1] dazu kamen dann südfranzösische, spanische (christliche und maurische), und bei Wolfram auch norddeutsche Einflüsse.[2]

Das ursprünglich keltische Wort gradhal, grasal, grâal, grâl bedeutet, Gefäß, Becken, Schüssel. In der keltischen Mythologie heißt so: a) das Waschbecken der brittischen Göttin Ceridwen, b) das Todtenschiff, worin die Verstorbenen in die Unterwelt fahren. Durch diese Fahrt gelangt die Seele nach der Lehre der Druiden zur geistigen Wiedergeburt. Davon abgeleitet ist dann die Bedeutung c) Grab, als Schiff der Erde. Endlich bedeutet es noch d) die Schüssel beim Abendmahl, von welcher die geweihten Hostien den Gläubigen gereicht werden. In der christlich ausgebildeten Grâlsage nimmt man dasselbe dann noch als e) die Schüssel, in welcher das Haupt Johannes des Täufers lag und später das Osterlamm aufgetragen ward, und f) als den Becher, in welchem das Blut Christi am Kreuze soll aufgefangen worden sein, der santo catino, den Genua zu besitzen einst sich rühmte. Dieses Gefäß soll aus

[1] Parzival soll aus dem Arabischen stammen (Parseh fal) und „der reine Einfältige“ bedeuten. [2] Dahin gehören die Namen Fridebrand, Schiltung, Hintegêr, Isenhart, Hernand, Morhold, Herlind, Gruonland, und was von ihnen erzählt wird. Vergl. Grimm in Haupts Zeitschrift I., 7.

einem Edelstein geschnitten gewesen sein, den man Jaspis Exilix nennt. Die älteste Gestalt der Peredursage giebt uns wohl das Mabinogi von Peredur. Zwar erscheint auch darin Peredur nicht mehr als Kämpfer für sein Volk, — der geschichtliche Peredur war Fürst von Venedotia, wie der nördliche Theil von Wales hieß, — aber der Schauplatz der Begebenheiten ist noch der Boden von Wales, und es fehlt das nach der Provence und nach Spanien hinweisende Königsgeschlecht, Titurel, Frimutel, der Gráltempel, der Priester Johannes; es fehlen Gamuret mit seinen Abentheuern im Mohrenlande und jede Beziehung auf Anjou; es fehlt endlich der Zauber Klinschor. Hier ist keine Spur von jener Zartheit der Empfindung, von jener Religiosität, jenem Seelenadel und galantem Ritterthume zu entdecken, die Wolframs Parcival in so hohem Grade zieren, und die sich auch im französischen Gedichte Chrestiens, wenn auch nicht in gleicher Reinheit und Stärke vorfinden. San-Marte[1] hat daher ohne Zweifel recht, wenn er behauptet, daß das Alter dieser Erzählung über die Blüthe des Ritterthums und über die Kreuzzüge hinausreiche. Dieß Mabinogi liegt demnach unstreitig dem Gedichte Chrestiens wie dem Wolframs zu Grunde; zu beklagen ist aber, daß wir die erste Umwandlung, die es ohne Zweifel in der Bretagne erhielt, ganz und gar nicht kennen. Was Galfred von Monmouth III. 17, 18 von Peredur, den er vor Julius Cäsar leben läßt, erzählt, berührt weder das Mabinogi, noch die Gedichte, daher können wir, selbst wenn sein Peredur mit dem des Mabinogi zusammenfallen sollte, es übergehn. Er ist mit Vigen und Elidur Bruder des Brittenköniges Arthgal. Dieser wird vertrieben und an seiner Statt Elidur zum Herscher gewählt. Darauf trifft Elidur den Vertriebenen im Walde von Calath, umarmt und küßt ihn, führt ihn nach Aldclud und verbirgt ihn in seinem Bette. Er stellt sich krank und beruft die Großen des Landes: wer dem Arthgal sich zu unterwerfen weigert, wird getödtet. Erst nach Arthgals Tode nimmt Elidur die Herschaft wieder an sich, wird aber von Peredur und Vigen ergriffen

[1] Seine Untersuchungen liegen hier zu Grunde.

und eingesperrt, worauf diese das Reich theilen. Unsern Peredur jedoch, aber den geschichtlichen, meint ohne Zweifel der Barde Aneurin, wenn er von ihm sagt, er sei in der Schlacht bei Cattraeth gefallen:

Ausrückt das Heer geschloßner Macht,
 kurzlebende sie; sie haben die Nacht
 beim schäumenden Methgelage verbracht.
Die Mynydöker so kampfgemuth —
 das Methgelage bezahlt ihr Blut,
 doch schlagen sie wacker und schlagen gut.
Caradôc und Madôc, Pyll und Yeuân
 Gûgôn und Gwiôn und Kynvân
 Peredur im Stahlkleid, Gwôdur und Aidân.
Ein Schirm in der Schlacht, im Streit ein Schild,
 Geschlagen, schlugen sie wieder wild:
 Keiner kehrte zum Heimathgefild.

Schon oben ward bemerkt, daß die Thaten und Schicksale Gamurets, der bei Wolfram Parcivals Vater ist (im Mabinogi heißt sein Vater Evrôc, und ihm dient die Grafschaft des Nordens) im Mabinogi gar nicht vorkommen, ebensowenig als in Chrestiens Gedichte, weshalb denn auch dieser bei deren Schilderung Wolframs Quelle nicht sein kann; vielmehr beginnt das Mabinogi so wie Chrestien mit der Erziehung Peredur-Parzivals in der Wüste (zu Soltane). Eine merkwürdige Abweichung ist nun gleich, daß Peredur der jüngste der sieben Söhne Evrôcs ist, während er bei Wolfram und Chrestien als der einzige Sohn erscheint. Die drei Ritter, die Peredur im Walde erblickt, heißen Gwalchmai, Geneir Gwystyl und Owain, Sohn des Urien, und Owain (Iwein) verfolgt den Ritter, welcher an Arthurs Hofe die Aepfel getheilt hatte, während bei Wolfram der Verfolgte als Räuber einer Jungfrau auftritt.[1] Nun folgt im Mabinogi das Abenteuer mit Jeschute und Orilus, die beide unbenannt bleiben, und Peredur gelangt darauf an Arthurs Hof, wo er von Zwerg und Zwergin, die bis

[1] Da wir von Wolframs Parzival gute und minder gute Uebersetzungen haben, so nehme ich seinen Inhalt als bekannt an.

jetzt kein Wort gesprochen hatten, laut begrüßt wird, wofür Kai beide züchtigt. Vor ihm war ein Ritter (Ither bei Wolfram) eingetroffen, hatte einen Becher voll Weines, den ein Knabe der Königin Gwenhwyvar darbot, diesem aus der Hand gerissen, den Wein der Königin in das Gesicht gegossen, den Becher mit genommen und die Ritter aufgefordert, ihn wieder zu holen. Alle waren bestürzt und verzagt, Kai aber heißt Pereduren, der nach Arthuren fragte, höhnisch den Becher holen, dann werde Arthur ihm die Ritterwürde ertheilen. Peredur reitet fort, erlegt den Ritter, übergiebt den Becher dem Owain, der nach gegangen war, und sagt ihm, er werde nicht eher an Arthurs Hof kommen, bis er den Kai für seine Mißhandlung gezüchtigt habe. Darauf reitet er unbeholfen in des erlegten Ritters Waffen fort. Das im Mabinogi nun folgende Abenteuer fehlt bei Wolfram. Peredur stößt auf einen Ritter, der ihn fragt, woher er komme. Auf Peredurs Antwort spricht jener höhnisch von Arthur und nennt sich seinen Feind. Es kommt zum Kampfe, Peredur siegt und sendet den Besiegten an Arthur mit demselben Bescheide, den er Owaine gegeben. Noch sechszehn Ritter besiegte er innerhalb einer Woche und sandte sie alle mit dem gleichen Gruße an Arthurs Hof. Arthur tadelt den Kai und dieser grämt sich. Nun folgt Peredurs Aufenthalt bei dem alten Ritter (Gurnemanz bei Wolfram), von dem er freundlich aufgenommen wird. Dieser hat zwei Söhne, einen blonden und einen braunhaarigen. Diese müssen mit Kolbe und Schild kämpfen, um ihre Fertigkeit zu zeigen. Als darauf Peredur den Blonden für den geübteren erklärt, heißt ihn der Greis mit diesem sich messen. Er besiegt ihn, der Greis sagt ihm nun, daß er der beste Kämpfer auf der Insel sein werde, giebt sich ihm als seiner Mutter Bruder zu erkennen und ertheilt ihm weise Lehren. Von hier an ist die Reihenfolge der Abenteuer eine andere im Mabinogi und eine andere im Parzival, auch sind manche bei Wolfram anders gefaßt, wie sein Zweck es erheischte, viele ganz übergangen. Da Chrestien de Troyes meist mit Wolfram stimmt, so scheinen die ausgelassenen Abenteuer in der Bretagne nicht bekannt gewesen zu sein.

Mit Tages Anbruch verläßt Peredur seinen Oheim und kommt zum lahmen Könige, wo der blutende Speer und ein blutendes Haupt ihm gezeigt wird. Der See Brumbane, wo Anfortas fischt, und seine Einladung nach Munsalväsche fehlen im Mabinogi; bei Wolfram dagegen fehlt das blutige Haupt, und nur die Schüssel (der Grâl) wird gebracht. Ein Schwert wird dem Peredur nicht geschenkt, dafür muß er mit einem ihm gereichten Schwerte dreimal einen dicken Eisenhaken durchhauen. Jedes Mal zerbricht auch das Schwert. Der lahme König heißt ihn die Stücke des Schwertes und die des Hakens an einander halten: zweimal wird Schwert und Haken ganz, das dritte Mal bleiben sie gebrochen, worauf der König ihm sagt, er habe zwei Drittheile seiner Stärke erlangt; werde er zu seiner Vollkraft gelangt sein, werde Niemand sich mit ihm zu messen vermögen. Der König nennt sich darauf den Bruder des Mannes, bei dem Peredur die Nacht zuvor geweilt habe, und den Bruder von Peredurs Mutter. Jetzt tragen zwei Jünglinge den Speer herein, von dessen Spitze drei Blutströme herabliefen. Alle klagen und jammern, nur der König und Peredur sprechen ruhig weiter. Aber des Speeres Bedeutung entdeckt der König nicht, und Peredur fragt deshalb nicht danach. Nun bringen zwei Jungfrauen die Schüssel mit dem blutigen Haupte, Peredur jedoch fragt wieder nicht, obgleich alle auf's Neue zu wehklagen beginnen. Da es nun Zeit zum Schlafe, wird Peredur in sein Gemach geführt.

Ganz anders und weit prächtiger ist das Bringen des Speeres und zumal der Schüssel bei Chrestien und in noch höherem Grade bei Wolfram dargestellt, bei dem fünf und zwanzig Jungfrauen mit dem Grâle kommen, welchen die königliche Jungfrau Repanse de joi trägt. Daß der Grâl, wie ein „Tischlein decke Dich," jedem Ritter, der zugegen war, die gewünschte Speise und den begehrten Trank darbot, wie Wolfram erzählt, davon weiß das Mabinogi nichts. Eine Erfindung Wolframs ist dieß kaum, obwohl weder Chrestien noch der Percheval li Galois davon erzählt.[1] Wolframs Grundlage

[1] Vergl. Rochat: Ueber einen bisher unbekannten Percheval li Galois.

wird diesen Zug wohl gehabt haben, und er scheint mir von der Schüssel (oder Pfanne) das Rheggynydd, in welcher Jeder die Speise fand, die er wünschte, und von dem Horne des Bran Galed, indem Jeder das begehrte Getränke fand, auf den Gräl übergetragen.[1]

Das Zusammentreffen Peredurs mit Sigunen (hier nicht benannt), die ihren erschlagenen Gemahl mit sich führt, folgt jetzt. Die Darstellung ist weit einfacher und verständiger als bei Wolfram. Sie war bemüht die Leiche auf ihr Pferd zu heben, was ihr nicht gelingt und weshalb sie klagt. Sie entdeckt Peredure, daß er Ursache des Todes seiner Mutter sei, und verwünscht ihn. Zwerg und Zwergin, die er bei Arthur gesehen, hätten seinem Vater und seiner Mutter gehört. Noch warnt sie ihn mit dem Ritter anzubinden, dem der Wald gehöre und der ihren Gemahl getödtet habe. Nachdem Peredur den Leichnam begraben hat, sucht er begleitet von Sigunen den Ritter auf. Wie gewöhnlich spricht dieser verächtlich von Arthur, wodurch der Kampf herbeigeführt wird. Der Ritter wird besiegt, sein Leben ihm aber unter der Bedingung geschenkt, daß er Sigunen heirathe und mit ihr zu Arthur ziehe, sich als Besiegten dort stelle und den bekannten Gruß ausrichte. Alles dieß zu thun gelobt der Ritter und er thut es. Am Hofe beklagen alle, daß Kai einen solchen Helden verscheucht habe, und Arthur gelobt ihn aufzusuchen. Die Begrabung des Todten und Alles was darauf folgt, fehlt bei Wolfram; da sie Vorbild der Treue sein soll, kann sie sich nicht mit dem Tödter ihres Gemahls vermählen.

Nun kommt Peredur zu der Burg, in welcher die bedrängte Jungfrau (Conduiramour bei Wolfram) wohnt. Er trifft um die Burg herum nichts als verwildertes Gebüsch und Unkraut. Als er mit dem Speere an das Thor geschlagen hatte, erschien ein hagerer Knappe und öffnete. In der Halle sah Peredur achtzehn Jünglinge von gleichem Ansehen und Wuchs und in gleich dürftiger Kleidung; ihr Benehmen jedoch war fein und höfisch. Bald traten

[1] Schlüssel und Horn gehören zu den dreizehen kostbaren Dingen der Insel Britannien. Man sehe San-Martes Beiträge zur bretonischen und celtisch-germanischen Heldensage S. 61, 62.

fünf Jungfrauen in die Halle, und eine derselben war so schön, daß Peredur nie ihr gleiche gesehen hatte. Ihr seidenes Gewand war alt und zerrissen; aber ihre Haut, die hervorschien, war glänzender als Krystall, ihr Haar schwarz wie Erdpech, und ihre Wangen vom zartesten Rothe leuchtend. Sie legte ihren Arm um seinen Nacken und ließ ihn neben sich sitzen. Jetzt kamen zwei Nonnen; eine trug einen Krug Wein, die andere sechs Weißbrote. „Herrin, sagten sie, der Himmel ist Zeuge, daß nicht mehr Trank und Speise in unserm Kloster geblieben ist.“ Sie giengen zur Mahlzeit und Peredur sah, daß die Jungfrau ihm mehr als jedem andern zu geben suchte: da nahm Peredur Brot und Wein und vertheilte beides gleichmäßig unter alle. Als Peredur darauf zu Bette gegangen war, sagten die andern Mädchen zu der schönen Jungfrau: „Höre Schwester, wir haben einen Vorschlag für Dich. Geh zu dem Jünglinge in dem oberen Gemache und erbiete Dich ihm zum Weibe oder zu seiner Freundin, wenn es ihm beliebe.“ „Das wäre doch unschicklich, sagte sie; nie war ich noch die Freundin eines Ritters, und solchen Antrag ihm zu machen vermag ich nicht.“ „Bei Gott, sagten jene da, wenn Du nicht so thust, so werden wir Dich Deinen Feinden überlassen.“ Aus Furcht davor und weinend gieng sie also nach dem Gemache Peredurs. Durch das Knarren der Thüre erwachte dieser und erblickte die Weinende. „Sage mir, Schwester, sprach er, weßhalb weinest Du so?“ Sie erzählte ihm darauf, ihr Vater habe diese Grafschaft, die beste des Königreichs, besessen. „Der Sohn eines anderen Grafen, sagte sie, verlangte meine Hand; aber ich wollte ihn nicht, und mein Vater billigte dieß, da ich sein einziges Kind war. Nach meines Vaters Tode war ich Erbin, und da ich meine Weigerung wiederholte, entriß mir jener alle Besitzungen bis auf diese Burg, die nicht erobert werden kann, so lange wir Speise haben. Alles aber ist aufgezehrt, und wir werden, wie Du sahest, von den Nonnen gespeist, denen das Land offen steht. Morgen jedoch wird der Graf mit aller seiner Macht vor der Burg erscheinen: falle ich in seine Gewalt, so übergiebt er mich seinen Stallknechten. Darum kam ich zu Dir, Herr, diese Burg Dir zu übergeben. Vertheidige mich

oder führe mich von der Burg in Sicherheit, welches von beiden Dir beliebt.“ „Geh, Schwester, und schlaf ruhig, antwortete Peredur. Nicht eher werde ich von hier fort reiten, als bis ich Dich gesichert habe.“

Das Mädchen gieng, am Morgen aber kam sie wieder und begrüßte Pereduren. „Der Himmel beglücke Dich, Lieb; was bringst Du Neues?“ fragte er. „Nichts als daß die Burg von Feinden umringt ist.“ „Wohl!“ sagte Peredur, und als sein Roß gesattelt war, ritt er hinaus. Ihm entgegen kam ein Ritter und bot ihm Kampf; Peredur aber warf ihn in den Sand. Als der Tag sich neigte, kam ein andrer Ritter zum Streite, aber dem ergieng es ebenso. Er war der Hausmeister des Grafen, und als er um Schonung bat, befahl ihm Peredur Speise und Trank für hundert Menschen, und Wagen und Rosse für eben so viele diese Nacht noch in die Burg zu bringen und sich selbst als Gefangenen zu stellen. Jener that wie ihm geheißen war, und die Jungfrauen aßen froh. Am nächsten Morgen ritt Peredur wieder hinaus und besiegte einen stattlichen Ritter, den Burgverwalter des Grafen. Dieser mußte, um sein Leben zu lösen, Speise, Rosse und Waffen für zweihundert Mann in die Burg liefern und sich selbst als Gefangenen stellen. Am dritten Tage besiegte Peredur den Grafen selbst, und er mußte alles Eroberte herausgeben und seine Grafschaft dazu und selbst Gefangener sein. Noch drei Wochen weilte Peredur auf der Burg und sorgte, daß die Jungfrau gesichert war. Darauf nahm er Urlaub, obgleich ihn das Mädchen bat zu bleiben. „Wäre es nicht aus Liebe zu Dir geschehen, sagte er, so wäre ich nicht so lange geblieben.“ Als sie ihn nun nach seinem Namen fragte, nannte er sich und bat sie sich an ihn zu wenden, wenn sie in Noth und Gefahr komme; er werde, wenn er könne, sie beschützen. Damit ritt er von dannen.

Peredur begegnete nun der Frau auf dem schlechten Pferde (Jeschute bei Wolfram), besiegt ihren Gemahl und zwingt ihn sie für unschuldig zu erklären, auf dem Wege, den er kam, zurück zu reiten und überall ihre Schuldlosigkeit kund zu thun.

Peredur kommt auf die Burg einer Gräfin, die von den neun

Hexen von Gloucester und ihrem Vater bedrängt wird. Er besiegt eine, folgt ihr, um Waffen und Roß zu empfangen und um „Gebrauch der Waffen und Ritterwesen“ zu lernen, auf die Burg der neun Hexen und weilt hier drei Wochen. Darauf wählt er Roß und Waffen und zieht weiter. Wolfram hat dieß Abenteuer nicht. Als Peredur im Kampfe die eine Hexe so auf das Haupt schlug, daß er ihr Helm und Schädel wie eine Schüssel eindrückte, rief sie: „Dank Dir, guter Peredur, Sohn des Evrôc, Dank des Himmels!“ Auf seine Frage, woher sie ihn kenne, antwortete sie: „Durch Verhängniß und die Vorerkenntniß, daß ich Harm von Dir leiden soll.“

Peredur gelangt zu einem Eremiten, übernachtet bei ihm. Als er am Morgen fortritt, war viel Schnee gefallen und ein Habicht hatte einen wilden Vogel in der Nähe der Hütte getödtet. Als der Habicht verscheucht wird, stürzt ein Rabe sich auf den Vogel. Peredur hielt an, die Weiße des Schnees, die Schwärze des Rabens und die Röthe des Blutes vergleichend mit der Weiße der Haut, der Schwärze des Haares und der Röthe der Wangen jener Jungfrau, die er liebte. Inzwischen war Arthur und sein Hof aufgebrochen Pereduren zu suchen. „Wißt Ihr, sprach Arthur, wer jener Ritter ist, der dort am Bache hält?“ Niemand kannte ihn. Da gieng erst ein Knappe sich zu erkundigen, und da Peredur ihm nicht antwortete, schlug er ihn mit dem Speere. Er wird von Peredur darauf zu Boden geworfen. Gleiches Loos haben vierundzwanzig andere Knappen. Auch Kai, der nun ritt, kam schlecht weg; Peredur bricht ihm Arm und Schulter und reitet ein und zwanzig Mal über ihn her. Kai's Roß kommt leer zurück, und Kai wird nach Arthurs Zelte getragen.

Nun geht Gwalchmai (Gawan), und durch freundliche Zusprache bewegt er Peredurn ihm zu Arthur zu folgen. Arthur, die Königin Guenhwyvar und alle begrüßen ihn froh und Arthur führt ihn mit nach Kaerleon.

Obiges Stück findet sich, wiewohl etwas verändert, bei Wolfram; aber nun folgt eine Reihe von Abenteuern im Mabinogi, die unser Dichter nicht hat. Auch Chrestien kennt nur wenig davon,

giebt dafür aber andere, die Wolframe gleichmäßig fremd sind. (Ihren Inhalt hat San-Marte, Arthursage S. 231—236 angegeben.)

1) Peredur thut gegen Jungfrau Angharad Goldhand (Law Eurôc) das Gelübde kein Wort zu einem Christen sprechen zu wollen, bis sie ihn über alle Männer liebe.[1]

2) Peredur verläßt Arthurs Hof, gelangt in das Rundthal, tödtet einen Löwen und sendet den besiegten Herren desselben, den „grauen Mann," dessen zwei Söhne und dessen Riesen er erschlagen hat, nebst Frau und Tochter zu Arthur, daß sie sich

[1] Solche Gelübde waren eben nichts Seltenes bei französischen und englisch-normännischen Rittern. Lady Guest führt aus dem alten Gedichte: Le voeux du Héron (gedruckt bei St. Palaye) an: Robert von Artois, der König Edward III. zum Kriege gegen Frankreich zu reizen suchte, trat eines Tages unter Begleitung von zwei Fräulein und Musikanten in den Saal, wo Edward mit seinen Rittern und Damen weilte, und überreichte ihm spöttisch einen Reiher, den er erlegt hatte, als Entgelt für die französische Krone. Edward, gereizt durch den Spott, schwört sofort auf dem Reiher, daß er noch in diesem Jahre Frankreich bekriegen wolle. Seine Großen folgen nach, unter ihnen der Graf von Salisbury, der neben der Tochter des Grafen von Derby saß, die er liebte. Er bat sie, einen ihrer Finger auf sein rechtes Auge zu legen. Sie legte ihm zwei darauf:

Les deux dois sur l'oeil destre li mist isnelement,
et se li a clos l'oeil et fermé fermement,
et chix a demandé moult gracieusement:
„Bele, est-il bien clos?" „Oyl, certainement"
a dont dist de la bouche du ceur le pensement.
„Et je veu et prometh à Dieu omnipotent
et à sa douce mère, que de biauté resplent,
qu'il n'est jamais ouvers pour ore, ne pour vent,
pour mal, ne pour martire, ne pour encombrement,
si serai dedans France, où il a bonne gent
et si arai le fu bonté entièrement,
et serai combatus à grand efforchement
contre les gens Philippe, qui tant a hardement.
Je ne sui en bataille prins, par boin ensient,
bien li aiderai a acomplir son talent;
or aviegne qu'aviegne, car il n'est autrement."
Adonc osta son doit la pucelle au cors gent,
et li iex clos demeure, si ques virent le gent,
et quant Robert l'entent, moult de joie l'enprent.

taufen lassen. Arthur giebt ihnen darauf das Rundthal wieder und sie kehren heim.

3) Peredur tödtet in einer Wüste die Schlange, die auf einem Goldringe liegt, und nimmt den Ring. In Folge seiner Sehnsucht nach Arthurs Hofe verlor er den Glanz seiner Gesichtsfarbe und seine Schönheit und ritt an den Hof zurück. Niemand erkennt ihn, er aber spricht seinem Gelübde zufolge kein Wort. In solchem Zustande besiegte er eine Woche lang jeden Tag einen Ritter, die her kamen um zu kämpfen.

4) Peredur geht auf die Jagd, kommt zum Hause des „schwarzen Unterdrückers," eines schwarzen, einäugigen Riesen, wird von dessen drei Töchtern wohl empfangen; eine derselben aber bedauerte seine Herkunft und weinte, weil sie einen so schönen Jüngling erschlagen sehen müßte. Ihr Vater nämlich tödtet jeden, der ohne seine Erlaubniß sein Haus betritt. Dieser kommt auch bald, und die Jungfrau bittet ihn des Jünglings zu schonen, worauf er ihm diese Nacht das Leben zu lassen verspricht. Sie speisen darauf mit einander, und als Peredur, durch den Trunk erhitzt, den Riesen fragt, wie ein so starker Mann, wie er zu sein sich rühme, habe ein Auge verlieren können? erhält er die Antwort, daß er diese Frage mit dem Tode bestrafe. Nochmals bittet das Mädchen und erhält Aufschub bis zum Morgen. Als der Morgen kam, trat er gerüstet zu Peredur und sagte: „Erleide nun den Tod!" Peredur bat ihn entweder seine Rüstung abzulegen oder ihm auch eine zu verschaffen. Der Riese bewilligt ihm Waffen und die Mädchen bringen ihm solche. Er kämpft, siegt und zwingt den Riesen um Genade zu bitten. Er gewährt unter der Bedingung, daß er ihm sage, wer ihm das Auge ausgestoßen habe und weshalb er „Unterdrücker" heiße. „Herr, sagte er, ich verlor es im Kampfe mit der schwarzen Schlange von Carn, die in der Höhle am Hügel der Trübsal haust, und an deren Schweife ein Stein ist, der bewirkt, daß der, welcher ihn in einer Hand hält, in der andern so viel Gold hat als er wünscht." Er heiße der schwarze Unterdrücker, weil er alle Menschen in der Umgegend unterdrückt habe. Peredur fragt ihn darauf nach dem Wege zur Höhle. Ihm

wird die Antwort: Am ersten Tage komme er zur Burg der Söhne des Königes der Qualen. So heiße er, weil ihn einst der Addanc vom See erschlagen habe.[1] Darauf komme er an den Hof der Gräfin der Großthaten. Da seien dreihundert Männer Hofgesinde, die zunächst der Herrin sitzen. Jedem Fremden werden die Großthaten erzählt und sie erklären sie ihm. Am dritten Tage gelange er zum Hügel der Trübsal; rings um denselben wohnen die Eigenthümer der dreihundert Zelte, welche die Schlange bewachen. „Weil Du so lange ein Unterdrücker warest, sagte Peredur, so mußt Du sterben," und er erschlug ihn, verschmähte aber die ihm angebotene Jungfrau und die Kostbarkeiten, denn er sei nicht hergekommen um zu freien.

5) Peredur kommt zur Burg der Söhne des Königes der Qualen, wo er nur Frauen trifft, die ihn freundlich empfangen. Bald jedoch traben drei Streitrosse daher, von denen jedes einen todten Mann trägt. Die Leichen werden von den Frauen gewaschen und gesalbt, worauf sie sich beleben. Auf Peredurs Frage wird ihm der Bescheid, daß der Addanc sie täglich einmal tödte. Am nächsten Morgen reiten die drei Brüder wieder zum Kampfe gegen den Addanc aus, weigern sich jedoch Pereduren mitzunehmen, weil er Niemand habe, der ihn wieder belebe. So folgte er ihnen wider ihren Willen nach, verlor sie jedoch aus dem Gesichte und kam zu einem Hügel, worauf eine schöne Frau saß. Die sagte ihm, sie wisse, weshalb er komme; aber der Addanc werde ihn tödten und zwar durch Schlauheit. Er liege in einer Höhle, vor deren Eingange

[1] Nach den Triaden war der Addank oder Avanc ein Seeungeheuer, das die Ueberschwemmungen des Meeres bewirkte. Manche sehen in ihm ein Bild der allgemeinen Ueberschwemmung, der Sinfluth. Gegen den Addank kämpfte der gehörnte Ochse von Hu Gadarn, d. h. der Held, der die Cymri nach Britannien führte. Die drei Merkwürdigkeiten Britanniens sind: 1) das Schiff von Nevydd Nav Neivion, welches, als die See in hohen Fluthen tobte, dahinfuhr, ein Männlein und ein Weiblein von allen lebenden Wesen tragend; 2) der gehörnte Ochse von Hu, der Mächtige, der den Addank von der See an das Land trieb, worauf das Meer nicht mehr überschwemmte; 3) die Steine von Gwyddon Ganhebon, an welchen alle Künste und Wissenschaften der Welt gelesen wurden. So Lady Guest; man sieht, daß man ein Stück druidischer Mythologie vor sich hat. Das Schiff stimmt zur Arche Noahs.

ein Steinpfeiler stehe. Der Addanc sehe jeden Eintretenden, ihn jedoch sehe keiner. Hinter dem Pfeiler hervor tödte er jeden mit einem vergifteten Wurfspieße. Wolle Peredur ihr Liebe schwören, so gebe sie ihm einen Stein, der bewirke, daß er den Addanc, dieser aber ihn nicht sehe. Peredur gelobt ihr Liebe, erhält den Stein und den Auftrag, sie in Indien aufzusuchen, worauf sie verschwindet.

6) Peredur kommt in ein Thal; zu beiden Seiten eines Stromes waren glatte Wiesen; den Rand des Thales bildete Gebüsch. Auf der einen Seite des Stromes sah er eine Heerde weißer, auf der anderen schwarzer Schafe. Blökte ein weißes, so kam ein schwarzes herüber und ward weiß, und umgekehrt. Am Strome stund ein Baum, dessen eine Hälfte von unten bis oben brannte, während die andere grün belaubt war. In des Baumes Nähe saß ein schöner Jüngling, neben ihm gekoppelt zwei graugefleckte Hunde. Im Gebüsche hörte er Hunde, welche Hirsche jagten. Drei Wege, zwei breite und ein schmaler führten vom Hügel herab, worauf der Jüngling saß. Peredur erfährt von ihm, der eine Weg führe zu seiner Burg, und dahin rathe er ihm, wolle er nicht hier bleiben und der Jagd zusehen; der andere Weg führe in eine Stadt, wo er Speise kaufen könne, wolle er nicht sein Gast sein; der schmale Weg endlich führe zum Addanc. „Dank, sagte Peredur, den will ich reiten."

7) Vor der Höhle angelangt, nahm Peredur den Stein in die rechte, den Speer in die linke Hand und schritt hinein. Er erblickte das Ungeheuer, tödtete es mit dem Speere und schnitt ihm das Haupt ab. Als er heraustrat, waren eben die drei Brüder angelangt. Peredur gab ihnen das Haupt des Addanc und sie wollten ihm eine der drei Jungfrauen und die Hälfte des Königreiches geben, er aber lehnte beides ab und ritt weiter. Bald hörte er ein Geräusch hinter sich und umschauend erblickte er einen Mann in rother Rüstung auf rothbraunem Rosse. Der bot sich ihm zum Begleiter an und nannte sich Etlym Gleddyv coch (Etlym Rothschwert), Grafen von Ostlande. Peredur nahm ihn an und so ritten sie weiter.

8) Sie kamen zur Gräfin der Großthaten und wurden freundlich empfangen, aber unter den Hofhalt gesetzt, wie dieß Brauch am Hofe war; denn nur wer die dreihundert Männer besiegt habe, dürfe neben der Gräfin sitzen, sie aber werde den über alle Männer lieben. Peredur besiegte hierauf die Mannen der Gräfin und setzte sich an ihre Seite. Sie sagte ihm, es freue sie, so schönen und tapfern Jüngling zum Gatten zu erhalten, da sie den nicht haben könne, den sie vor allen liebe. Auf Peredurs Frage, wer der wäre, nannte sie Etlym Rothschwert, und Peredur vermählte sie mit diesem. Am nächsten Morgen ritt Peredur fürder zum Hügel der Trübsal. Etlym aber wollte ihn nicht verlassen. Sie kamen hin, wo sie der Zelte ansichtig wurden, und Etlym ward gesandt Unterwerfung zu fordern. Sie ward versagt, und Peredur besiegte an diesem Tage hundert Mann und am nächsten Tage wieder hundert. Das dritte Hundert unterwarf sich darauf, und befragt, weshalb sie hier weilten, sagten sie, sie bewachten die Schlange bis zu ihrem Tode: dann würden sie um den Stein kämpfen und der Sieger diesen erhalten. Darauf gieng Peredur hin, erschlug die Schlange und nahm den Stein, welchen er Etlym gab und ihn zu seiner Frau zurücksandte.

9) Peredur kam darauf in die schönste Ebene; bunte Zelte sah er am Flusse, der sie durchströmte, besonders aber wunderte er sich über die Menge Wind- und Wassermühlen, die er erblickte. Der Hüter der Mühlen gab ihm Herberge. Auf seine Frage, weshalb so viel Volkes hier sei, erfuhr er, die Kaiserin von Christinobyl, die Große, sei hier und sie wolle den tapfersten Mann zum Gemahle nehmen. Um die Menge des Volkes zu speisen, seien die Mühlen erbaut. Am andern Morgen zog Peredur kampfgerüstet aus. Am Fenster des schönsten Zeltes erblickte er das schönste Mädchen, und er blieb den ganzen Tag in ihren Anblick versunken stehn. Abends ritt er heim ohne gekämpft zu haben. Er forderte ein Gelddarlehen vom Müller, worüber, da der Müller es ihm gab, dessen Frau sehr zürnte. Am zweiten Tage gieng es wie am ersten, und Peredur borgte wieder. Am dritten Tage, als er das Mädchen wieder betrachtete, schlug ihn der Müller und hieß

ihn entweder abziehen oder kämpfen. Peredur lächelte und ritt auf den Kampfplatz. Für jeden Besiegten sandte er der Kaiserin ein Geschenk, der Müllerin aber Roß und Waffen als Zahlung auf das geborgte Geld. Als er alle besiegt hatte, ließ ihn die Kaiserin zu sich rufen, allein er lehnte ab. Da wollte sie ihn mit Gewalt holen lassen, er aber band die Boten und warf sie in den Mühlbach. So gieng denn ein weiser Mann und bat Pereduren bei der Frau seines Herzens zur Kaiserin zu kommen. Er gieng jetzt, setzte sich aber im Außengemache des Zeltes nieder. Sie kam, setzte sich zu ihm, aber sie sprachen nur wenig mit einander. Tages darauf kam er wieder und setzte sich zur Kaiserin. Da trat ein schwarzer Mann herein, der trug einen mit Wein gefüllten Becher. Er bat die Frau, nur demjenigen ihn zu geben, der mit ihm darum kämpfen wolle. Sie blickte Pereduren an, er aber sprach: „Reiche mir den Becher," und trank ihn aus. Darauf trat ein größerer und stärkerer Mann ein, der trug eine zum Becher verarbeitete Thierklaue und wiederholte die Bitte. „Reiche mir das Gefäß" sagte Peredur und trank es aus. Jetzt brachte ein wildblickender noch größerer Mann einen Napf gefüllt mit Wein. Auch den trank Peredur aus, und als die Nacht kam gieng er heim. Am nächsten Morgen kämpfte er mit den dreien Männern und erschlug sie. Hierauf gieng er zur Kaiserin, sie aber sprach: „Erinnere Dich Deines Gelübdes, Peredur, als ich Dir den Stein gab, daß Du den Addanc tödtetest!"

„Ich erinnere mich," antwortete er, und er blieb vierzehn Jahre bei der Kaiserin.

Von diesen neun Abschnitten findet man bei Wolfram nichts, und ihr Inhalt wäre von ihm auch kaum zu verwerthen gewesen. In die französischen Perchevalbearbeitungen mag einiges, aber sehr ungestaltet, Eingang gefunden haben; aber in diesem zusammenhanglosen Gewirre von Abenteuern ist sich schwer zurechte zu finden. Aber von hieran tritt Wolfram wieder ein, und hat er von dem folgenden auch manches noch weggelassen und noch mehr umgestaltet, so befolgt er doch den gleichen Gang wie das Mabinogi.

Arthur war zu Kaerlleon am Uß, seinem Wohnorte. In der

Halle saßen um ihn Owain, Gwalchmai, Howel und Peredur mit dem langen Speere. Da trat ein schwarzes, kraushaariges Mädchen (Cundrie la Sorciere bei Wolfram) ein. Ihr Anblick war wild und scheußlich. Sie begrüßte alle außer Pereduren. Zu diesem sprach sie: „Dich grüße ich nicht, Peredur; Du verdienst es nicht. Blind war das Geschick, da es Dir Ruhm und Ehre gab. Als Du am Hofe des lahmen Königes die Wunder sahest, fragtest Du nicht nach Ursache und Grund. Deine Frage hätte dem Könige die Gesundheit wieder gegeben. Jetzt muß er Fehden und Kämpfe bestehn: seine Ritter kommen um, ihre Frauen werden Wittwen und ihre Töchter bleiben unvermählt.“ Hierauf wandte sie sich an Arthur. „Herr, sagte sie, meine Wohnung ist weit von hier in einer stattlichen Burg. Darin sind fünfhundert sechs und sechzig Ritter mit den Frauen ihrer Liebe. Wer Ruhm erwerben will, kann ihn dort erlangen; und wer den Gipfel des Ruhmes erreichen will, für den weiß ich den Ort. In einer Burg auf hohem Berge wird eine Jungfrau gefangen gehalten: wer sie befreiet, wird den höchsten Preis erwerben.“ Hierauf ritt sie fort.

Sofort gelobte Gwalchmai (Gawan) die Befreiung der Jungfrau, und viele Ritter schlossen sich ihm an; Peredur aber schwur, daß er nicht ruhen wolle, bis er die Bedeutung der Wunder in der Burg des lahmen Königes kenne. In diesem Augenblicke kam ein Ritter in blauer Waffenrüstung an das Thor und er grüßte alle außer Gwalchmai. „Gwalchmai, rief er laut, Du hast meinen Herren verrätherisch erschlagen, das will ich Dir vergelten!“ Schau, erwiderte Gwalchmai, hier ist mein Pfand; ich will Dir beweisen, daß ich kein Verräther bin. Der blaue Ritter bestimmte ihm den Ort und ritt hinweg. Gwalchmai und Peredur verließen auch den Hof und ritten jeder seinen Weg. Als es tagte, kam Gwalchmai vor eine Burg und der Herr derselben kam ihm entgegen geritten. Er sandte den Rüden hinein und gab ihm einen Ring, auf daß man ihn freundlich aufnehme. Als er bei der Schwester des Burgherren am Heerdfeuer saß, trat ein greiser Mann herein, beschalt die Jungfrau, daß sie mit diesem Manne sich unterhalte und verließ die Halle wieder. Sie bat darauf Gwalchmai die Thüre zu

schließen und sich vor den Ränken des Greises zu wahren. Als Gwalchmai zur Thüre kam, sah er, wie der Greis mit sechzig Männern die Treppe heraufkam. Er vertheidigte die Thüre mit einem ergriffenen Schachbrette, bis der Burgherr zurückkehrte. Als dieser nach der Ursache des Haders fragt, sagt ihm der Greis, daß der Mann in der Halle der sei, der seinen, des Burgherren Vater erschlagen habe. Der Burgherr will nun an dem Gaste sich rächen, dieser aber verlangt Aufschub des Kampfes, da er auf einer Sendung Arthurs sei, und verspricht zurückzukehren, worauf ihm die Frist bewilligt wird. So reitet er am nächsten Morgen von dannen. Von Gwalchmai wird nichts weiter erzählt, so daß also hier in Mabinogi eine Lücke ist. Wolfram und die Franzosen aber erzählen uns die hieher gehörenden Glanzthaten Gawans (Gwalchmais).

Peredur ritt nun lange im Lande umher und suchte das Schloß der Wunder. Zuletzt begegnete ihm ein Priester zu Pferde, der ihn schalt, daß er am Charfreitage Waffen trage. Peredur entschuldigte sich mit Unwissenheit, stieg sofort ab und führte sein Roß. Bald darauf kam er in einen Wald und hinter demselben zu einem Schlosse, aus dem ihm derselbe Priester entgegen trat. Jetzt gab dieser ihm den erbetenen Segen und nahm ihn mit in das Schloß. Drei Tage bewirthete er ihn; als der scheidende Peredur ihn nach dem Wege zur Burg der Wunder fragte, sagte er ihm, jenseits des Berges sei ein Schloß, das ein König über die Ostern bewohne: dort werde ihm Auskunft über die Burg werden.

Das Abenteuer auf dem Schlosse fehlt bei Wolfram. Es besteht nur darin, daß Peredur in Verdacht kommt, sich um die Liebe der Tochter des Königs zu bewerben; er wird deshalb in ein Gefängniß geworfen, aber da der König mit einem benachbarten Grafen Fehde hat, und dieser mit Heeresmacht wider ihn kommt, so erhält Peredur Gelegenheit, dem Könige Dienste zu erweisen. Die Jungfrau verschafft ihm Waffen, er besiegt jeden Tag in einem Treffen erst die Leute des Grafen, dann ihn selbst, kehrt aber jeden Abend in sein Gefängniß zurück. Der König hat seinen Helfer nicht erkannt, seine Tochter aber giebt ihm Aufschluß, und nun will er sie ihm zur Gattin geben, Peredur jedoch will sie nicht und

verlangt nur, daß man ihm den Weg zur Burg der Wunder zeige. Dieß wird ihm gewährt. Jenseits des Berges, sagt man ihm, komme er an einen See; in dessen Mitte liege die Burg.

Peredur kam zur Burg, deren Thor er offen fand. In der Halle fand er ein Schachbrett, dessen Steine von selbst spielten.[1] Er trat hinzu, aber die Seite, an die er trat, verlor das Spiel, worauf die feindlichen Steine jauchzten, als ob sie Menschen wären. Hierüber ward er zornig, steckte die Steine in seine Tasche und warf das Brett in den See. Sogleich trat das schwarze Mädchen (Cundrie la Sorciere) in die Halle und rief: „Der Gruß des Himmels komme nie auf Dich; Du hast mehr Uebles als Gutes gethan: Du hast die Kaiserin um das Schachbrett gebracht, das ihr lieber war als ihr ganzes Reich. Doch magst Du Ersatz gewähren, wenn Du Dich zur Burg Ysbidinongyl begiebst und den Herren derselben, den Feind der Kaiserin, besiegst; aber Du wirst nicht lebend zurückkehren.“ Peredur gieng, besiegte den Feind, schenkte jedoch ihm das Leben unter der Bedingung, daß er das Schachbrett wieder an seinen Ort schaffe. Da kam das schwarze Mädchen und fluchte ihm, weil er das Ungeheuer am Leben gelassen habe; das Schachbrett sei nie mehr an den Ort zurück zu bringen.“ Peredur gieng also hin und erschlug den schwarzen Mann. Darauf bat er das Mädchen, ihn zur Kaiserin zu führen, sie aber sagte, er solle sie nicht sehen, bevor er das Ungeheuer erlegt habe, das den Wald verwüste. Es sei ein Hirsch, so schnell als der schnellste Vogel, mit einem Horne an der Stirne, so lang als der längste Speer, scharf und spitz. Es tödte jedes Geschöpf das ihm begegne. Jede Nacht komme es und trinke den See aus, so daß die Fische umkommen, bevor das Wasser sich wieder sammle. Auf seine Bitte, daß sie mit ihm komme und das Thier ihm zeige, lehnt sie das ab, denn kein Mensch dürfe seit einem Jahre den Wald betreten; aber sie giebt ihm den kleinen Hund der Kaiserin, der den Hirsch aufjagen und ihm zutreiben werde. So geschah es, der Hirsch kam und griff sofort Pereduren an, dieser aber schlug ihm mit dem

[1] Das Schachbrett des Gwenddolen. Vergl. San-Marte, a. g. O. S. 62.

Schwerte das Haupt ab. Während er das Haupt betrachtete, ritt eine schöne Frau daher. Haupt und Rumpf des Hirsches lag vor ihr, um seinen Hals aber lag ein goldenes Halsband. „Ha! rief sie zürnend, Du hast mich meines besten Kleinodes beraubt.“ „Ich war gezwungen, also zu thun, erwiderte Peredur; aber wie kann ich Deine Huld gewinnen?“ „Geh zu jenem Waldberge, sagte sie, in ihm wohnt ein Mann, den Du dreimal zum Kampfe fordern sollst; darnach wirst Du meine Huld haben.“

Peredur ritt und forderte den Mann dreimal heraus. Alsbald kam ein schwarzer Mann auf dürrem Pferde und in rostiger Rüstung; doch so oft ihn Peredur vom Rosse stach, immer sprang er wieder in den Sattel. Da saß Peredur ab und zog sein Schwert, der schwarze Mann aber nahm Peredurs Roß und verschwand sofort aus seinen Augen. Peredur umgieng nun den Berg und sah an der andern Seite eine Burg. Er gieng hinein und traf in der Halle den lahmen Greis und Gwalchmai neben ihm sitzend. Auch sein Roß war hier im Stalle mit dem Gwalchmais. Er setzte sich neben den Greis. Da kam ein Jüngling, beugte ein Knie vor ihm und sagte: „Herr, ich war es, der als schwarzes Mädchen an Arthurs Hof kam; ich kam zu Dir, als Du das Schachbrett in den See warfst und als Du den schwarzen Mann von Ysbidinongyl erschlugst, den Hirsch erlegtest und mit schwarzen Manne im Haine kämpftest. Ich kam mit dem blutigen Haupte in der Schüssel und mit dem Speere, von dessen Spitze Blut herabströmte. Das Haupt war das Deines Vaters, der durch die Hexe von Gloucester umkam, die auch Deinen Oheim hier gelähmt hat. Auch ich bin Dein Vetter: eine Weissagung war uns geworden, Du seiest bestimmt, uns alle zu rächen.

Darauf giengen Peredur und Gwalchmai zu Rathe und sie ließen Arthuren bitten, gegen die Hexen zu ziehen. Der Kampf mit ihnen begann. Eine Hexe erkannte Peredurén und rief den Andern zu, sie sollten fliehen, denn der streite gegen sie, der die Ritterschaft bei ihnen erlernt habe und der bestimmt sei sie zu besiegen. Sie wollten fliehen, aber Arthur und die Seinen hinderten das, und alle Hexen wurden erschlagen. Das ist der

Inhalt des wälschen Mabinogi, schloß der alte Graf seinen Vortrag.

Man erkennt deutlich, nahm jetzt Irmgard das Wort, daß wir hier die Grundlage der Parzivalsage, wenn auch nicht in sehr alter Fassung, haben. Hier aber ist nicht die Erwerbung des Grâles der Hauptzweck aller Abenteuer Peredurs, sondern die Rache für den Tod des Vaters. Daß dieß ein nicht epischer Gegenstand sei, brauche ich nicht erst zu sagen. Vieles ist freilich im Mabinogi getrübt, und das Ganze erscheint fast nur als eine wüste Anhäufung von zwecklosen Abenteuern und Kämpfen. Aber hätten wir die Sage in reinerer Gestalt, wir würden erkennen, daß alle Kämpfe zur Erreichung des Hauptzweckes nothwendig waren.

Sie trafen sicher das Wahre, sagte darauf Haspinger; aber die französischen Bearbeiter bieten uns einen noch weit größeren Wust zusammenhangloser Abenteuer, wenn auch bei den Trouvèren nicht mehr die Rächung des Vaters, sondern die Erwerbung des Grâles der Zweck aller Bemühungen Parchevals ist. Erst Wolfram hat Ordnung und Zusammenhang in die Sage gebracht und seinem Hauptzwecke dienstbar gemacht. So ist denn auch bei ihm der Charakter Parzivals ein anderer geworden, als der Charakter Peredurs im Mabinogi.

Aber, fragte Berta, ist dieß wirklich Wolframs Verdienst, oder müssen wir es nicht vielmehr dem Provenzalen Guiot zu Gute schreiben, auf den sich Wolfram als auf seine Quelle beruft? Mit diesem Provenzalen Guiot steht es mißlich, erwiderte ihr der alte Graf. Bis jetzt ist von diesem Guiot noch keine Zeile in Frankreich aufgefunden worden, und da die Stellen, die Wolfram wörtlich anführt, nordfranzösisch aber nicht provenzalisch sind, so müßte Guiot entweder in nordfranzösischer Sprache gedichtet haben, oder sein provenzalisches Gedicht müßte in das Nordfranzösische übersetzt worden sein und zwar mit Aenderung der Verse, da die Provenzalen, so viel ich weiß, nicht in so kurzen Reimzeilen dichteten. Diese Annahme ist jedoch ebenfalls nicht sehr glaublich. Ich möchte daher glauben, Wolfram habe sich auf einen Provenzalen Guiot nur berufen, um für seine Darstellung Glauben zu finden durch

Nennung eines fremden Gewährsmannes. Das haben auch andere Dichter gethan. Aber sehen wir einmal zu, was Wolfram über Guiot und sein Werk kündet. Zuerst sagt er 416,25:

Kyôt ist ein Provenzâl, der dise âventiur von Parzivâl
heidensch geschriben sach. swaz er „en franzoys“ dâvon gesprach,
bin ich niht der witze laz, daz sage ich tiuschen fürbaz.

Also Guiot sah die Aventüre von Parzival heidnisch geschrieben; heidnisch aber heißt im 12. und 13. Jahrhundert nicht minder und nicht mehr als sarazenisch, und hier arabisch-maurisch. Ferner sagt Wolfram: Guiot habe davon „en franzoys“ gesprochen, also nicht provenzalisch, sondern französisch. Aber es kommt noch besser. 453,11 lesen wir:

Kyôt der meister wolbekant ze Dôlet verworfen ligen vant
in heidenischer schrifte dirre âventiure gestifte.
der karacter â b c muoser hân gelernet ê
ân den list von nigrômanzî. ez half daz im der touf was bî. —
Ein heiden Flegetânîs bejagte an künste hôhen prîs;
der selbe fisîôn was geborn von Saolmôm
ûz israhêlscher sippe erzilt. — der schreip vons grâles âventiur. —
Flegetânîs der heiden kunde uns wol bescheiden
iesliches sternen hinganc unt sîner künfte widerwanc. —
Flegetânîs der heiden sach, dâ von er blûweclîche sprach,
im gestirn mit sînen ougen verholenbæriu tougen.
er jach, ez hiez ein dinc der grâl. des namen las er sunder twâl
inme gestirne, wie der hiez: „ein schar in ûf der erden liez,
diu fuor ûf über die sterne hôch.“ —
Sus schreip dâ von Flegetânîs. Kyôt der meister wîs
diz mære begunde suochen in latînschen buochen;
er las der lande chrônicâ ze Britâne und anderswâ,
ze Francrîche und in Irland: ze Anschouwe er diu mære vant.

Wiederholt wird also zuerst, daß Guiot diese Aventure in heidnischer Schrift verachtet liegen gefunden habe, und zwar zu

Toledo. Aber er mußte erst die Anfangsgründe der Sprache lernen, ohne daß ihm Zauber geholfen hätte; aber ihm half, daß er Christ war. Das Ergebniß ist, daß Flegetanis, ein Naturkundiger und Sterndeuter, von des Gräles Aventüre geschrieben habe. Andere verborgene Wunder sah er im Gestirne, doch sprach er blöde davon, denn Grâl: dessen Namen las er im Gestirne. Guiot habe darauf in lateinischen Büchern und in den Chroniken Frankreichs und Irland nach dieser Mähre gesucht, endlich sie zu Anjou gefunden.

Nun wenn das nicht Leute, die gern geäfft sein wollen, äffen heißt, so weiß ich nicht, was äffen ist, rief jetzt Irmgard. Guiot der Provenzale hat also nicht bloß arabisch, sondern auch lateinisch, bretagnisch, französisch und irisch gelernt und verstanden. Wer alles hier Angegebene glaubt, der kann ruhig auch dem Cardinal Patrizi glauben, der im Fastenmandat für 1865 die Freiheit der Gewissen, des Unterrichtes, des Wortes und der Schrift, ferner die Verweigerung des Peterspfennigs und das Verbot des Einsammelns desselben für den größten Irrthum und für seelenverderblich erklärt. Gehn Sie mir! Wolfram ist ein Schalk und Spottvogel. Er hat den Namen des französischen Dichters nicht gekannt, dessen Gedicht er benutzte — und es giebt namenlose Perchevals — aber da sein Werk Geltung erlangen soll, so ersinnt er sich einen Dichter Guiot und zugleich ein mit Händen zu greifendes Mährlein, das er dann auch mit größtem Ernste vorträgt. Wer sich nicht täuschen lassen will, den täuscht er nicht; wer aber getäuscht sein will, für den kann auch die Täuschung nicht dick genug sein. Das wußte Wolfram so gut als der Cardinal Patrizi.

Die Sache mag sich leicht so verhalten, nahm der schwedische Gast das Wort. Allein die Haltung des Mabinogi ist merkwürdig, mir wollte, als ich es hörte, immer scheinen, es stecke da ein Stück neodruidischer Mystik dahinter, wenn auch bereits verflachter.

Sie haben ganz recht, lieber Freund, erwiderte Haspinger, und darum kann auch ich Rochats Ansicht nicht theilen, der im Mabinogi eine Rückwirkung der Bretagne auf Wales erkennen will. Gleich wenig annehmbar finde ich seine Ansicht, der altenglische

Parcyvell des Thorntonbuches sei von Wales her zu den Sachsen gekommen; er kam trotz seiner Einfachheit und seinem Mangel an aller Mystik aus der Normandie, wie schon die Namen Parcyvell, Acheflour, Gawain, Lustamour, Gollegotheram beweisen.

Ein Parzival ohne alle Mystik! Bitte, theilen Sie uns den Inhalt kurz mit, sagte Berta.

Gern, mein Fräulein, sagte Haspinger. Parcyvell ist der Sohn Parcyvells und der Acheflour, der Schwester Arthurs. Parcyvell, der Vater, fällt im Kampfe mit dem rothen Ritter in einem Turnier, zu Ehren der Geburt seines Sohnes. Acheflour erzieht diesen darauf in der Wildniß. Sein Hauptvergnügen war Schießen mit dem kleinen schottischen Speere, so daß ihm bald weder Thier noch Vogel entgieng. Als er fünfzehn Jahr alt ist, begegnet er im Walde dem Owain, Gawain und Kai; in Folge davon reitet Parcyvell mit Ziegenfellen bekleidet auf einer Stute an Arthurs Hof. Er trifft in einer Burg eine schlafende Frau, küßt sie und nimmt ihr einen Ring ohne sie aufzuwecken, vergütet jedoch durch seinen Ring den Raub. Angekommen bei Arthur verlangt er gebieterisch den Ritterschlag. Arthur ahnt in dem Jüngling seinen Neffen und verspricht nach Tische sein Begehren zu erfüllen. Kaum hat sich Parcyvell an die Tafel gesetzt, so reitet auch der rothe Ritter in die Halle und nimmt vor aller Augen ein Goldgefäß vom Tische. Bitter klagt Arthur über diesen Hohn, aber keiner seiner Ritter will den Schimpf rächen. Da bestieg Parcyvell ohne ein Wort zu sagen seine Stute, reitet dem Rothen nach und wirft ihn mit seinem Speere todt. Nun weiß er nicht, wie er den Todten aus der Rüstung bringen soll; da fällt ihm ein, daß seine Mutter ihm einst sagte, wenn ein Speerschaft bräche und man das Holz nicht aus dem Eisen bringe, so brenne man es heraus. Er macht also ein Feuer an, um den Ritter aus der Rüstung heraus zu brennen; in diesem Augenblicke kömmt jedoch Gavain, der ihm nachgeritten war und hilft ihm den Todten entkleiden. Er giebt ihm den Becher für Arthurn und reitet hinweg, Abenteuer zu suchen.

Am nächsten Morgen trifft er auf eine Frau, die ruhig daher

reitet und, ihn für den rothen Ritter haltend, höfliche Worte an ihn richtet. Er in ihr ohne Weiteres eine Hexe erkennend, durchsticht sie mit dem Speere, trägt sie so zu dem Feuer hin, das er für den rothen Ritter geschürt hat, und schleudert sie hinein. Er begegnet darauf einen gebrechlichen Ritter mit seinen neun Söhnen. Diese ihn für den rothen Ritter, ihren Feind, haltend, fliehen; als sie jedoch eines andern belehrt sind, führen sie den Jüngling erfreut auf ihre Burg und bewirthen ihn. Der gebrechliche Ritter ist Parcyvells Oheim; aber keiner von beiden weiß das. Da kommt an das Thor der Burg ein Bote, der zu Arthur reitet um dessen Hülfe für Lustamour, die schöne Fürstin von Maidenland, zu erbitten, die ein grausamer „Sultan" in ihrer Burg belagert, nachdem er alle ihre Verwandten getödtet hat. Parcyvell reitet sogleich hinweg und kommt zur Burg grade als der Sultan auf einer Jagd abwesend ist. Zum Zeitvertreibe macht sich Parcyvell über die im Lager Gebliebenen her und erschlägt sie. Durch dieses Geschäft etwas ermüdet, legt er sich an der Burgmauer nieder und sinkt in den sanften Schlaf des Gerechten. So findet ihn am andern Morgen die Burgwache und meldet das der Lustamour. Sie begiebt sich sofort auf die Zinne und erfreute ihre Augen nicht nur an den Erschlagenen, sondern auch an dem schönen Schläfer. Ihr Kämmerling Hende Hatlaine muß ihn wecken und zu ihr führen.

Sie setzten sich zur Mahlzeit, aber bevor noch Parcyvell sich gesättigt hat, erklingt die Sturmglocke, denn es nahet ein neues Heer. Der Held eilt allein hinaus und schlägt, ehe noch die Mittagsstunde vorüber ist, alle todt. Jetzt blickt er sich nach anderen Gegnern um. Da sieht er, wie von einem Hügel vier Ritter heran ritten. Den ersten derselben griff er flugs an, aber bald erkennt er, daß der Angegriffene sein Freund Gawain sei. Freundlichste Begrüßung folgt dem Kampfe. Die anderen waren Owain, Kai und Arthur selbst, die zu Hülfe nach Maidenland kamen. Sie werden auf der Burg freundlichst empfangen. Jetzt erscheint der Sultan Gollegotheram vor der Burg, wird aber von Parcyvell besiegt; zum Lohne erhält der Sieger die Hand der schönen Lustamour. Arthur ehrt die Hochzeit durch seine Gegenwart,

ertheilt Parcyvelle die Ritterwürde und reitet darauf mit den Seinen heim.

Parcyvell lebte froh und herrlich ein Jahr lang an der Seite seiner Gemahlin. Eines Morgens, noch im Bette liegend, gedenkt er seiner Mutter und beschließt sie aufzusuchen. Allen Bitten Lustamours taub reitet er fort und stößt bald auf eine wehklagende Frau, die er an einen Baum gebunden findet. Er vernimmt von ihr, daß ihr Gemahl, der schwarze Ritter ihr also gethan habe, weil ihr Jemand im Schlafe ihren Ring genommen und dafür einen andern ihr angesteckt habe. Er nennt sich als den Thäter und als der schwarze Ritter jetzt herbeikommt, versöhnt er ihn mit seiner Gemahlin. Parcyvell verlangt jetzt den Austausch der Ringe; der schwarze Ritter bedauert jedoch seinem Wunsch nicht genügen zu können, da er den Ring seinem Herren, dem Bruder des Sultan Gollegotheram, einem Riesen, gegeben habe. Parcyvell reitet also nach dessen Burg um seinen Ring zu fordern.

Der Riese sieht ihn kommen und läßt sich sofort seine drei und zwanzig Stein schwere Eisenkeule reichen, sein Spielzeug. Damit greift er Parcyvellen an; da dieser jedoch behende ausweicht, fährt die Keule tief in die Erde, und der Riese wird erschlagen. Auf der Burg durchsucht er des Riesen Schätze nach seinem Ringe; aber als er ihn gefunden hat, sagt ihm der Pförtner, daß der Ring sich als unheilbringend erwiesen habe. Denn als sein Herr ihn einer Frau, deren Zuneigung er zu gewinnen wünschte, zum Geschenke anbot, habe diese ihn als den Ring erkannt, den sie ihrem Sohne gegeben habe. Sie sei in der Voraussetzung, daß et erschlagen worden sei, von Sinnen gekommen und in die Wälder geflohen. Hieraus entnimmt Parcyvell, daß diese Frau nur seine Mutter gewesen sein könne, und macht sich auf sie zu suchen. Zu Fuß und einem Kleide, ähnlich seinem früheren, schreitet er in den Wald.

Nach neun Tagen des Suchens findet er endlich seine Mutter; aber sie ist in völligem Wahnsinn und erst nachdem sie durch einen von dem Pförtner herbeigeschafften Trank in einen tiefen Schlaf von drei Tagen und drei Nächten versenkt worden ist, erhält sie ihren Verstand wieder. Nach ihrer Wiederherstellung nimmt sie

ihr Sohn mit sich in sein Königreich (Maidenland). Hier lebten sie lange glücklich; nachmals aber zog Parcyvell in das heilige Land, gewann hier viel starke Städte, ward aber zuletzt von den Heiden dort erschlagen.

Innere Einheit und strenge Fügung kann man diesem Gedichte nicht absprechen, nahm jetzt Baron Wilmar das Wort und dadurch unterscheidet es sich vortheilhaft von dem Mabinogi und noch mehr von den altfranzösischen Gedichten. Hier ist keine Spur von den Erweiterungen und Anschwellungen, denen wir bei Chrestien de Troyes begegnen und nicht die leiseste Hindeutung auf den Grål und dessen König. Eben so mangelt durchaus das feine ritterliche Wesen, das sonst diesen Gedichten eigen ist. Das zu Grunde liegende altfranzösische Gedicht, — auf ein solches weisen die Namen hin, — war schwerlich das Werk eines ritterlichen Dichters oder normännischen Clerc, viel eher war ein Jongleur, ein Fahrender sein Verfasser. Eine Lücke nur habe ich bemerkt: es ist nämlich mit keinem Worte angedeutet, daß die Hexe, die Parcyvell gleich Anfangs verbrennt, die Freundin des rothen Ritters, der des Helden Vater getödtet hatte, die Anstifterin dieser Tödtung war. Daß dem aber so war, das lehrt uns das Mabinogi. Wie alt mag das Gedicht wohl sein?

Die einzige Handschrift soll dem fünfzehnten Jahrhundert angehören, antwortete Haspinger, und da Chauceur (1328—1382) im Rim of Sir Topas auf diesen Parcyvell anspielt, so dürfen wir es wenigstens in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts setzen. Die Sprache ist rauh und ziemlich rein von normännischem Französisch.

Das Alter des englischen Gedichtes werden wir, denke ich, kaum festsetzen können, sagte jetzt der alte Graf; wenden wir uns daher jetzt lieber zu unserem deutschen Dichter Wolfram von Eschenbach.

Wolfram galt durch das ganze Mittelalter hindurch für den gedankenreichsten, gedankentiefsten und sprachgewaltigsten Dichter. Und das ist er in der That. Um so mehr aber ist zu bedauern, daß seine Sprache durch Einmischung französischer Wörter und Floskeln leider verunstaltet ist und daß er dann überhaupt an einem

so nebelgrauen Gegenstande seine Kraft verschwendete. Wie anziehend und allbefriedigend er sein kann, zeigen diejenigen Theile seines Gedichtes, wo ihn nicht die dämmernden Schwaden christlicher Mystik umnachteten. Freilich, er so wenig als irgend ein anderer höfischer Dichter hatte das deutsche Volk bei seinem Dichten vor Augen, sondern nur den von der Fremdsucht bereits tief ergriffenen Ritterstand, und so verblich nothwendig der Glanz seines Ruhmes mit diesem, denn Dauer hat nur ein Volk, nicht aber ein Stand in ihm und am wenigsten, wenn er sich vom Volke durch Entfremdung ablöst. Für das Volk aber dichtet keiner und keiner hat daher dauernden Ruhmes Bürgschaft, der nicht volksthümliche Gegenstände wählt und sie so behandelt, daß das Volk sein eigenes Leben, sein eigenes Fühlen, Denken und Handeln darin wieder findet. Freilich hatte zu Wolframs Zeit Geistlichkeit und Ritterstand das Volk überwuchert und gänzlich zurückgedrängt, und so begreift es sich, wie er bei aller seiner Geistesgröße auf seinen Abweg gerathen konnte, oder wenn man will, sogar mußte.

Ihre Behauptungen, lieber Oheim, sind wohl richtig im Ganzen, sagte Irmgard; aber die Lieder von den Nibelungen, die doch alle die Eigenschaften haben, sanken doch auch in Vergessenheit, sobald die Fahrenden aufhörten sie von Ort zu Ort zu tragen. Ich meine daher, daß wenn der Bildungszustand eines Volkes ein ganz und gar anderer wird, wenn zumal seine Sprache sich so ändert, wie dieß in Deutschland und in allen andern Ländern der Fall war, so kann auch der volksthümlichste und größte Dichter vergessen werden.

Das ist unleugbar, sagte Haspinger; dennoch schwindet nie das Verständniß des volksthümlichen Dichters dem Volke. Machen Sie einmal, wenn Sie sich überzeugen wollen, den Versuch; nehmen Sie eine gute Bearbeitung der Nibelungen und des Parcivals und gehen Sie hinunter und lesen Sie den Leuten beide Gedichte vor; gar leicht werden Sie da erkennen, daß wohl die Nibelungen verstanden werden, vom Parcival aber nur ein geringer Theil. Und den ganz gleichen Erfolg werden Sie haben, wenn Sie beide Gedichte einem Kreise Gebildeter, wie sie sich nennen, vortragen: das

ritterliche und christlich mystische im Parcival bleibt unverstanden und wird überhaupt nur denen verständlich, die die nöthige **gelehrte** Ausrüstung dazu mitbringen.

Nun mag dem so sein, nahm Berta das Wort. Aber da Wolfram doch immerhin ein großer Dichter ist und bleibt, so wäre es mir doch lieb über ihn etwas Näheres zu erfahren.

Wolfram von Eschenbach, erwiderte ihr der alte Graf, war ein fränkischer Ritter; er nennt sich zwar selbst ein Baier, aber nur weil der Theil Ostfrankens damals gerade, wie auch jetzt wieder, zu Baiern gehörte. Seine Stammburg steht beim nordgauischen Städtchen Eschenbach bei Anspach. Obwohl er also ein festes Besitzthum hatte, klagt er doch über Armuth. Dennoch unterscheidet er sich von seinen standgenössischen Dichtern dadurch, daß er nicht um Lohn sang, sondern als Ritter in Fürstendiensten stund.

Wenn wir einem Lobgedichte auf Poppo XIII. Grafen von Henneberg († 1245) Glauben schenken dürfen, so war es dessen Vater, Poppo XII., der unserem Dichter die Ritterwürde ertheilte.

Du Wolferam von Eschenbach,
des edelen ritterschaft von Hennebere ich sach
an dich geleit mit rosse unt mit gewande
ûf einer grüenen wisen breit.

Die nächste Strophe sagt dann:

sô werdiu ritterschaft enwart mir nie bekant
als ich dâ sach von rittern unt von vrouwen
zuo Mâsvelde, dâ ritter wart von Eschenbach der wîse.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das große Fest der Schwertleite eigentlich dem Sohne Poppos XII., Poppo XIII. galt, und daß Wolfram, als armer Ritterbürtiger, auf des Grafen Kosten, wie dieß üblich war, zugleich mit jenem die Ritterwürde erhielt; denn daß der Graf ihn ritterlich ausgerüstet habe, wird ausdrücklich gesagt. Noch wissen wir von Wolfram, daß er sich längere Zeit auf der Wartburg beim Landgrafen Hermann von Thüringen aufhielt, denn hier ward der Parcival gedichtet (angefangen um 1205, beendet gegen 1215). Gelehrte Bildung, wie Hartmann von Aue

sie besaß, hatte Wolfram nicht; doch kannte er nicht nur die Fremde, sondern auch die heimische Sage, auf die seine Standesgenossen in eitler Thorheit verächtlich herabzusehen liebten. Der französischen Sprache war er mächtig, aber lesen und schreiben konnte er nicht. Zwischen die Jahre 1215 und 1220 fallen die beiden Bruchstücke des strophischen Titurels und der gleichfalls nicht zu Ende geführte Willehalm, ein Gedicht in kurzen Reimpaaren, das Saracenenkämpfe in Frankreich zum Gegenstande hat. Sein Hauptwerk ist der Parcival, doch würde dieser durch den Titurel noch übertroffen sein, wenn er vollendet wäre. Sie wurden in den jüngeren Titurel, um 1270 von einem gewissen Albrecht gedichtet, überarbeitet aufgenommen, doch sind sie auch einzeln in Handschriften vorhanden. — Der Willehalm ward um 1250 von Ulrich von Türheim, aber in wenig befriedigender Weise, vollendet. Später und noch schlechter ist die Bearbeitung des von Wolfram ausgeschiedenen Theils der Sage, Arabelens Entführung, von Ulrich von dem Türlin. Der Willehalm steht zwar dem Parcival an Fülle und Tiefe des Gehaltes nach, ist jedoch in der Charakterzeichnung gleich vollendet und überragt ihn noch in der Darstellung des Einzelnen. Außer diesen Epen sind von Wolfram nur noch einige Minnelieder (am merkwürdigsten die Wächterlieder) vorhanden. Bald nach 1220 wird er gestorben sein. Nun aber, glaube ich, sei es Zeit Ihnen seine Darstellungskunst anschaulich zu machen. Zwar könnte ich Sie auf Simrocks genaue und sich der Urschrift so viel als möglich anschmiegende Uebersetzung hinweisen, allein es reizt mich mit ihm in die Schranken zu treten. Ich wähle die Erziehung Parzivals in der Wüste, weil Wolfram gerade diese mit besonderer Hingabe dargestellt hat.

Vor Jammer [1] zog die Frau sich bald aus ihrem Lande in einen Wald,
den eine Wüste rings umfieng: der Blumen halb sie nicht hingieng.
Ihr Harm war also voll und ganz, sie kehrte sich an keinen Kranz,
er wäre weiß oder roth: daß fern den Sohn von Kampfes Noth

[1] Weil ihr Gemahl Gamuret im Kampfe den Tod gefunden hatte, zog sich Herzeloyde in die Wüste zurück und um ihren Sohn von ritterlichem Leben abzuhalten.

sie halte, führte sie geschwind des werthen Gamuretes Kind
hieher. Die Leute, die der Frau'n gefolgt, die hieß das Feld sie bau'n
mit Fleiß, dann wieder reuten. Wohl zeigte sie den Leuten,
wie sehr sie liebte ihren Sohn, und Niemand brachte sie davon.
Eh der sich über sich besann, ihr Volk sie gar für sich gewann,
es wäre Mann, es wäre Weib, den gebot sie allen an den Leib,[1]
daß sie das Wörtlein „Ritter" nie sprächen aus. „Denn würde hie
das meines Herzens Liebling kund, verrieth es achtlos euer Mund,
was eines Ritters Leben sei, ich würde nie der Sorgen frei.
So wahrt Euch des Verstandes Kraft und hehlt ihm alle Ritterschaft."
Das Ding fuhr angstreiche Fahrt. Der Knabe so verborgen ward,
in der Wüste hier erzogen, um Königes Leben ganz betrogen
bis auf eine Uebung fein; Bogen und auch Bölzlein
schnitt er sich mit eigener Hand und schoß die Vögel, die er fand.
Doch wenn den Vogel er erschoß, des Schall mit Sange war so groß,
so weint' er und zerraufte sich das Haar: so rächt' er's bitterlich.
Sein Leib war klar, fein und stolz. In dem Bache dicht am Holz
er wusch sich jeden Morgen. Er wußte nichts von Sorgen,
wenn nicht durch den Vogelsang ein Sehnen ihm das Herz durchdrang:
das betrübte seinen Sinn. Weinend er lief zur Königin,
Dann sprach sie: „Wer hat Dir's gethan? Du liefst hinaus mir auf den Plan!"
Nicht konnt er ihr es sagen doch, wie's Kindern leicht begegnet noch.
Dem Dinge lange nach sie sann. Eines Tages sie den kleinen Mann
schau'n sah nach der Vögel Schall auf die Bäume und daß zerschwall
von der Stimme des Kindes Brust: das merkte wohl sie: Art[2] und Lust
bewirkte dies: da trug sie Haß den Vögeln, sie wußte nicht, um was.
Den Schall sie wollte stören, daß keiner mehr sich hören
ließe im Zweiggeflechte. Die Diener und die Knechte
mußten Vögel fangen, tödten auch mit Stangen.
Die Vögel waren baß beritten: darum entkam den schweren Tritten
der eine mit dem andern jetzt, der seit mit Sang uns noch ergetzt.
Zur Königin der Knabe sprach: „Sag', was der Vögel Schaar verbrach?
In Friede laßt sie mir zur Stund!" Da küßte die Mutter seinen Mund
und sprach: „Was wend' ich des Gebot, der doch ist der höchste Gott?
sollen meinethalben schweigen die Vögel auf den Zweigen?"

[1] Bei Leibesstrafen. [2] Angeborener Trieb und Sinn.

„O weh, Mutter, was ist Gott?“ „Sohn, ich sage Dir's ohne Spott:
er ist noch heller denn der Tag, fürwahr ich Dir das sagen mag,
der auf die Erde wieder kam und Menschenantlitz an sich nahm —
Ihn flehe, Sohn, um Deine Noth: stets Hülf' uns seine Treue bot —
so heißt Einer Wirth der Hölle: schwarz ist, untreu, der Geselle:
Den fliehe Dein Gedanke und auch von Zweifels Wanke!“ [1]

Die Mutter unterschied ihm ganz das finstre wie den lichten Glanz,
darauf mit Schnellheit fort er sprang, zu üben sich im Wurfgeerschwang,
womit er manchen Hirsch erschoß, des all das Hausvolk wohl genoß.
Wenn er ein Thier erlegt so schwer, daß ein Wagen damit wär'
Beladen völlig und genug, all unzerlegt er's heimhin trug;
der Wald war grün, bedeckt mit Schnee, sein Wurfspieß that dem
Wilde weh.

Eines Tages er gieng den Waidegang an einer Halden, die war
lang;
durch Blattes Stimme er einen Zweig brach: da hört den Fußsteig
erhallen er von Hufschlägen. Seinen Spieß begann er wägen,
er sprach: „Was hab' ich vernommen? Wollte doch der Teufel kommen
in seinem Grimme zorniglich: den bestünd' ich sicherlich!
Die Mutter Schrecken von ihm sagt, doch glaub ich aus Schwäche nur
sie zagt.“

So stund er da in Streitbegehr. Seht, da kamen geritten her
Drei Ritter, schön geschmückt und klar, von Fuß zu Haupt gewaffnet gar.
Der Knabe wähnte sonder Spott, ihrer jeglich wär ein' Gott;
so stund er auch nicht länger hie: in den Pfad er fiel auf seine Knie;
laut rief der schönste aller Knaben: „Hilf, Gott, du magst wohl Hülfe
haben!“

Mit Zorn der Vordre liegen sah den Knaben in dem Wege da.
„Dieser thörische Waleise [2] hindert uns der schnellen Reise!“
Den Preis, den wir Baiern tragen, den muß ich von Waleisen sagen:
thörischer noch denn bairisch Heer sie sind, und doch bei Mannes Wehr. [3]
Wird einer in diesen Landen [4] klug, das ist des Wunders traun genug.

Da kam daher in schnellem Ritt ein Ritter (er klang bei jedem Tritt
des Rosses), er ritt nicht gemach: in Streites Gier er jagte nach

[1] Hüte dich vor dem Zweifel, der Unglauben, Auflehnung, Abfall von Gott erzeugt. [2] Bewohner von Wales. [3] Wolfram beurtheilt sie wohl nur nach den Artusgedichten, und da hat er recht. [4] In Wales und Baiern.

denen, die ihm vorausgekommen. Zwei Ritter hatten ihm genommen
ein Mädchen aus dem Lande; das däucht' ihm große Schande;
auch schmerzt' ihn tief der Jungfrau Leid, die vor ihm ritt in Traurigkeit.
Die früheren Drei zu seinem Troß gehörten; er ritt ein spanisch Roß.
An seinem Schild war wenig ganz: er hieß Karnakananz
und war ein Graf von Ulterleg. Er sprach: „Wer sperret uns den Steg?
Hin ritt er zu dem Knaben gleich: den däucht' ein Gott er Glanzes reich,
nie hat so lichtes er gesehn. Zum Boden sah man nieder gehn
den Waffenrock; von Golde rein klangen ihm Schellen vor jedem Bein'
am Stegereif, der reich und lang. Von Schellen sein rechter Arm auch klang,
wohin er schwang ihn oder bot mit Schwertes Schlag in Kampfes Roth.[1]

Der Männer Schönheit Blumenkranz[2] der fragte Karnakananz:
„Junker, saht des Wegs Ihr fahren zween Ritter die sich nicht bewahren
konnten in Ritters Würdigkeit? Sie führen mit geraubte Maid."
Der Knabe wähnte, was er sprach, es wäre Gott, wie im Gemach
Frau Herzeloyde die Königin ihm einst gesagt, da sie den Sinn
des lichten Scheins ihm machte klar. Des Lichten nahm der Knabe wahr
und darum rief er sonder Spott: „Nun hilf mir, hülfereicher Gott!"

Der Fürste sprach: „Ich bin nicht Gott, doch leist' ich gerne sein Gebot.
Du magst hier vier Ritter sehn, könntest Du, wie's recht ist, späh'n."[3]
Der Knabe fragte fürbaß: „Du nennest Ritter, was ist das? —
Hast Du nicht göttliche Kraft, so sage mir, wer gibt Ritterschaft?"
Die theilt der König Artus[4] aus. Junker, kommt Ihr in das Haus,
der bringet Euch in Ritters Stand, daß Euch's zu Ehren ist bewandt.
Ihr mögt wohl sein von Ritters Art."[5] Von den Helden er betrachtet ward:
da lag an ihm Gottes Kunst, wie Frau Aventür' aus Gunst
in rechter Wahrheit mich beschied. Nie Mannes Farbe baß gerieth
vor ihm wohl seit Adams Zeit: des priesen ihn die Frauen weit.

Ferner sprach der Knabe zart, wovon gelacht von allen ward:
„Ei Ritter gut, was magst Du sein? Du hast so manches Ringelein
an deinen Leib gebunden, dort oben und hier unten."

[1] Der Grund war, daß wenn zwei Ritter kämpften, sich Zuschauer einfänden, die nöthigenfalls bezeugen konnten, daß Alles ritterlich zugegangen sei. [2] Parziwaln. [3] Du magst hier Ritter sehen: aber Du möchtest das nur, wenn Du verständig wärest. [4] Arthur. [5] Der Schönheit wegen.

Sofort begriff des Knaben Hand, was Eisens er am Fürsten fand.
Er begann den Harnisch schauen: „Meiner Mutter Jungfrauen
an Schnüren ihre Ringe tragen, die nicht so aneinander ragen;
doch sage mir, wozu ist's gut (sprach ferner er aus thörschem Muth),
das Dich sowohl kann schicken:[1] nichts mag ich ab da zwicken."
Der Fürst ihm zeigte flugs sein Schwert. „Nun sieh, wer Streites an mich gehrt,
Desselben wehr ich mich mit Schlägen. Wider seine muß ich an mich legen,
und wider Wurf und wider Stich muß ich also waffnen mich."
Sofort sprach da der Knabe schnell: „Trügen die Hirsche solch ein Fell,
mein Spieß brächt' ihnen keine Noth: der fällt doch mancher vor mir todt."

Die Ritter zürnten, daß er blieb beim Knaben, der sein Geschwätze trieb;
der Fürst da sprach: „Gott hüte Dein! O wär' doch Deine Schönheit mein!
Das Beste hätte Dir Gott gegeben, wenn bei Verstand Du solltest leben:
Vor Leid Dich schütze Gottes Kraft!" Sofort die stolze Ritterschaft
von dannen sprengte balde zum Felde dort im Walde:
da stand der Gefüge[2] Frau'n Herzeloyden Pflüge:
Den Knechten leider nie geschah, die er mit Eifer pflügen sah.
Sie stunden starr vor Schrecken, da sie durch die Hecken
kommen sah'n die Ritter: „Das wird fürwahr uns bitter,
hat unser Junker sie gesehn. O weh, wie konnt' uns das geschehn!
Uns wird mit großem Recht um das zu Theil der milden Fürstin Haß,
weil mit uns her der Junker lief am Morgen heut, als noch sie schlief."
Der Knabe fragte nicht, wer schoß die Hirsch' im Walde, klein und groß;
er lief sofort zur Mutter wieder und sagt' ihr's an, da fiel sie nieder;
seiner Worte sie so sehr erschrak, daß ganz besinnungslos sie lag.

Als drauf die hohe Königin erlangte wieder vollen Sinn,
wie sie zuvor da war verzagt, sie sprach: „Sohn, wer hat Dir gesagt
von ritterlichen Orden? Wo bist Du's inne worden?"
„Mutter, ich sah, ohne Spott, vier Männer lichter viel als Gott,
die sagten mir von Ritterschaft. Artus' königliche Kraft
soll, das, Mutter, sag' ich Dir — Ritters Würde geben mir."
Sich hub ein neuer Jammer hie: nicht wußte recht die Fürstin, wie
sie sich die List erdächte und ab davon ihn brächte.

[1] Das Dir so wohl steht. [2] Der Graf, der so herablassend war.

Der Knabe dumm und doch so werth [1] hiesch von der Mutter oft ein Pferd;
das begann im Herzen sie zu klagen. Sie sprach: „Ich will's ihm nicht versagen,
es muß jedoch das schlechtste sein. Ferner fiel der Fürstin ein:
„Gar viele Leute Spötter sind: Thorenkleider soll mein Kind
ob seinem klaren Leibe tragen. Wird er geraufet und geschlagen,
so kommt er mir herwieder wohl. — O weh des Trostes, er war hohl!

Aus dem mitgetheilten Stücke werden Sie abnehmen, daß es nicht so leicht war für einen Nachahmer es diesem Dichter gleich zu thun. In der That sind auch alle weit hinter ihm zurückgeblieben. Zu dem bereits oben genannten [2] kommt noch der unbekannte Dichter des Loherangrin. Er schildert in einer zehenzeiligen Strophe die Thaten und Erlebnisse Loherangrines, des Sohnes Parzivals, der, ein Ritter des Grâles, durch diesen der jungfräulichen Herzogin von Brabant Elsam, die vom Herzog Friedrich von Telramont bedrängt ist, zu Hülfe geschickt wird, sie befreit, zur Gemahlin erwirbt, aber von ihr nach seiner Herkunft befragt auch sie für immer verlassen muß. Der Schwan, der ihn herbeigeführt, holt ihn auch zum Grâle wieder zurück. Aber nicht mehr Parzival ist König des Grâles, sondern Artus, womit die Verschmelzung der Grâl- und Arthursage, die sich bereits früher gegenseitig anzogen, vollbracht ist. Wie Parzival den Grâl erst verscherzte, weil er nicht fragte, so verliert Elsam ihren Gemahl, weil sie fragt. Das früher Gebotene, die Frage, ist jetzt das Verbotene. Uebrigens ist die Sage vom Schwanritter mit der Grâlsage nur durch Willkühr vereinigt; in reinerer Gestalt, ohne Beziehung auf den Grâl hat sie Kuonrad von Würzburg bearbeitet. Ursprünglich fällt die Sage von dem durch den Schwan herbeigeführten Retter wohl mit dem oben mitgetheilten Mythus von Skeáf zusammen. Der Dichter des Loherangrin setzt die Begebenheit in die Zeit des Königes Heinrichs I., der im Gedichte auch selbst auftritt.

Am nächsten kommt unserm Dichter noch der Baier Reinbot

[1] Ritterlich. [2] Siehe oben.

von Thurne, der um 1230 die Legende vom h. Georg dichterisch behandelte.

Noch eine Bitte bevor Sie schließen, Herr Graf, sagte jetzt der Herzog. Unsere Frauen hier und Herren, die mit Wolframs Gedichte bereits bekannt sind, konnten sich ohne Zweifel das Mabinogi, oder wie das Ding heißt, leicht zurechte legen. Ich, der ich von diesen Sachen zum ersten Male in meinem Leben heute etwas gehört habe, vermag das nicht. Ich weiß nicht wie ich mir den Grâldienst zu denken habe. Also, bitte, belehren Sie mich darüber.

Zu Befehl, Herr Herzog, erwiderte ihm der alte Graf. Der Grâl ward von Engeln auf die Erde zurück gebracht, wie Sie hörten, nachdem diese Schüssel, durch früheren Gebrauch geheiligt, von der Erde hinauf entrückt worden war. Titurel baute darauf dem h. Grâle einen Tempel auf Montsalvatsch zu dem kein Mensch den Weg findet, der nicht vom Grâle selbst zu seinem Pfleger und Dienstmann bestimmt wird. Nichts unreines darf ihm nahen. Hier dienen ihm priesterliche Ritter, an deren Spitze ein König steht. Der erste war Titurel, der andere Amfortas; der dritte wird Parzival. Diese Könige heißen Anschewine, d. h. Glieder des Hauses Anjou. Die Grâlritter, Tempeleisen, Tempeliers genannt, führen ein Leben, ähnlich dem in den geistlichen Ritterorden, nur idealisirt. Sie sind tapfer und kampfgewaltig, dürfen aber ihre Thatkraft nicht nach freier Selbstbestimmung äußern, sondern nur in bestimmten Fällen, wenn sie durch den Grâl selbst dazu aufgefordert werden, indem der Name des Ritters, der zum Kampfe ausziehen soll, am Rande der Schüssel sichtbar wird. Jeder Kampf für weltlichen Ruhm und in weltlichem Frauendienste, wie Arthurs Ritter bestehn, ist ihnen untersagt, gerade wie auch den geistlichen Ritterorden solche Kämpfe verboten waren. Amfortas selbst, der dieß Verbot einmal übertrat, muß sein Vergehn durch eine lang unheilbare Wunde und den Verlust des Königthums büßen. Zu seinem Nachfolger ward Parzival bestimmt; aber er unterließ die gebotene Frage nach der Bedeutung der in der Grâlburg von ihm geschauten Wunder, worauf Amfortas diese gegeben

hätte, vom Königthume abgetreten und heil geworden wäre. So muß er denn nun strenge Buße thun, seines weltlichen Sinnes sich ganz entäußern (weltliche Sitte hatte ihn gehindert zu fragen), bevor er der ihm bestimmten Ehre theilhaft werden kann. Auch edle Jungfrauen hat der Grâl zu Dienerinnen; aber nur Repanse de joie, die jüngste der Enkelinnen Titurels,[1] darf ihn berühren. Als Parzival nach der Buße beim Einsiedler Trevizent, dem Bruder des Amfortas, endlich König geworden ist, kommt sein Halbbruder Feirefiz (Sohn Gamurets und der Mohrin Belacane, der seinen Vater aufzusuchen ausgezogen war), vermählt sich mit Repanse de joie und zieht mit ihr nach Indien (dem Morgenlande). Beider Sohn ist der nachmalige Priester Johann. Als das Abendland des Grâles unwürdig geworden ist, folgt ihm Parzival mit ihm und seiner Massenie (Hausdienerschaft) nach. Spätere Sage macht bekanntlich Arthur zum Grâlkönige, weiß also nichts von seiner Zurückführung in das Morgenland.

So hat Wolfram die Sache dargestellt, und das Ringen Parzivals nach der nöthigen Vollkommenheit, um des Grâlkönigthums würdig zu sein, bildet den Inhalt seines Gedichtes. — Hiemit waren Alle befriedigt; die Sitzung ward aufgehoben und die Gesellschaft begab sich zum Theetische.

[1] Ihre Schwestern waren Schoysiane, die Mutter der Sigune, und Herzeloyde, die Mutter Parzivals. Die erste war mit Guiot von Katalonien, die andere mit Gamuret vermählt.

Zehnter Abend.

Der alte Graf war unwohl, und so war an seiner Statt sein Sohn, Graf Huno, Wortführer.

Die Tristansage, begann er, ist eine von der Arthursage angezogene. Sie war ursprünglich in keiner Verbindung mit dieser; aber da Tristan für einen vollkommenen Ritter galt, so mußte er begreiflich auch an Arthurs runder Tafel seinen Sitz haben. Ueber die Unsittlichkeit dieser Sage ist bereits Vormerkung genommen worden, und es ist zu beklagen, daß einer der größten Dichter des Mittelalters seine Kraft an solchem Gegenstande verschwendet hat. Er steht an sittlicher Beziehung tief unter Salmann und Morolt, und man sieht, wie haltlos in Sittlichkeit das Ritterthum oft gewesen sein mag. Der Minnetrank, den Tristan und Isolde absichtlos trinken und der in der ursprünglichen Sage beide mit bewältigender, unwiderstehlicher Kraft zwingt einander stets zu suchen, wodurch sie gewisser Maßen entschuldigt werdeu, erscheint in der jüngeren Bearbeitung Gotfrids fast nur als Symbol, und gerade dadurch, daß er die verbrecherische Liebe beider psychologisch begründet, macht er die Sache schlimmer. Nur wenn beiden der freie Wille fehlt, können ihre Handlungen entschuldigt werden, weil sie dann nicht zurechnungsfähig sind.

Tristan, Sohn Rivalins, des Fürsten von Parmenia und der Blancheflur, der Schwester des Königes Marke von Kurnewale (in den britischen Gedichten heißt sein Vater Tallwch), ward nach seines allzu fehdelustigen Vaters Tode geboren. Seine Mutter starb bei seiner Geburt, der Marschalk Rual li Toitenant aber rettete das

Kind und nannte es Tristan, auf das traurige Ereigniß bei seiner Geburt hindeutend. Der Knabe ward von Rual als sein eigener Sohn sorgfältig erzogen, aber seine Schönheit, Bildung und Gewandtheit in allen Künsten bewirkte es, daß norwegische Kaufleute ihn mit List entführten. Da sie auf dem Meere Sturm befällt, bereuen sie ihre That und beschließen, den Knaben an das erste beste Land auszusetzen. Der Sturm trieb ihr Schiff nach Kurnewale und hier setzten sie dann den Entführten aus. Bald findet ihn der König Mark, der eben jagte, und nimmt ihn mit sich; erst später erfährt er durch Rual, der ihn zu suchen ausgezogen war, daß der gefundene Knabe sein Neffe sei. Tristan, der ein gewandter Jäger ist, eine Menge musikalischer Instrumente spielt, trefflich singt, eine große Anzahl Sprachen spricht, kurz ein Wunder an Bildung ist, gewann sehr bald die volle Huld des Königes, und als dieser nun erfährt, daß er der Sohn seiner Schwester sei, ernennt er ihn, da er selbst weder Weib noch Kind hat, zu seinem Erben und Nachfolger und giebt ihm feierlich die Ritterwürde.

Bald darauf geht Tristan mit Rual zu Schiffe nach Parmenien; das Land huldigt ihm und er begiebt sich mit Gefolge gen Britannien, um von Morgan, der seinen Vater tödtete, Parmenien als Lehen zu erbitten. Morgan wirft ihm unehliche Geburt vor und heißt ihn das Weite suchen, da zieht Tristan sein Schwert und erschlägt Morganen. So gewinnt er Parmenien, giebt es als Lehen an Rual und kehrt zu seinem Oheim Marke zurück. Kaum war er angelangt, als Herzog Morolt erschien und im Namen Gurmuns, des Königes von Irland, den Zins forderte, dreißig Jünglinge. Gurmun hatte nämlich, als Marke noch ein Kind war, Kurnewale und Engelland sich zinspflichtig gemacht. Auf Tristans Rath wird der Zins verweigert und Kampf geboten. Morolt nimmt den Zweikampf an, der auf einer kleinen Insel stattfinden soll, und wird von Tristan erschlagen. Aber er hatte ihn zuvor mit seinem vergifteten Schwerte verwundet, und diese Wunde hatte er ihm gesagt, könne Niemand heilen als seine Schwester Isot, die Königin von Irland, die Gemahlin Gurmuns.

So ist das Land zwar des Zinses nun ledig, Tristan aber

siechet an seiner unheilbaren Wunde dahin. Da ward man zu Rathe, daß er unter dem Namen Tantris nach Irland fahre und bei der Königin dort Heilung suche, während man ausbreite, er sei nach Salerno gefahren. Eine Barke und ein Kahn wurden ausgerüstet; Tristan, Kurvenal sein Meister bestiegen sie und fort gieng es nach Irland. Als sie dem Lande nahe kamen, ankerten sie und legten Tristanen in das schlechteste Gewand gehüllt mit seiner Harfe in den Kahn, dann ließen sie diesen treiben, sie selbst aber schifften auf der Barke zurück nach Kurnewal, wie dieß Tristan ihnen befahl. Alles das geschah bei Nacht. Am Morgen kamen von Dublin her die Strandwächter, die den Kahn gesehen hatten und schafften mitleidig Tristanen an das Land. Er sagte aus, er komme von Hispanien her. Er sei seines Gewerbes ein Spielmann; aber die Gier nach Reichthum habe ihn bewogen Kaufmann zu werden. Unterwegs habe ihn ein Raubschiff angefallen; seine Gefährten seien sämmtlich erschlagen und er selbst in dem Kahne dem Meere übergeben worden. Zunächst bringen ihn nun die Strandwächter zu einem Arzte, der seine Wunde heilen soll. Das gelingt nicht; aber da ein Pfaffe, der bei Hofe, zumal bei der Königin, Geltung hat, mit ihm bekannt wird und seine Kunstfertigkeit kennen lernt, so erzählt er sein Schicksal der Königin Isot und bewegt sie, daß sie des Wunden sich annimmt. Er wird demnach in die königliche Burg gebracht und von der Königin geheilt, wofür er ihre Tochter, die schöne Isolde, in seinen Künsten zu unterrichten hat. Unter den Gegenständen des Unterrichtes wird die „Moralität" (Sittlichkeit und feine Hofsitte) ganz besonders hervorgehoben.

Als er geheilt ist, wird ihm der Aufenthalt in Feindes Lande doch bedenklich und er beurlaubt sich unter der Vorgabe, kehre er nicht bald heim, so könne seine Frau leicht einen andern Mann heirathen, was ihn, da er sie überaus liebe, sehr unglücklich machen würde. So erhält er denn Urlaub und kehrt nach Kurnewale heim. Mit welchen Ehren er aber auch empfangen ward, bald regte sich Mißgunst und Neid unter den Landherren. Sie sprengten aus, Tristan sei offenbar ein Zauberer; sonst hätte er weder Morolten besiegt noch wäre er von dessen Schwester geheilt worden. Demnach drangen

sie in den König Marke, daß er sich vermähle, damit das Land einen Erben erhalte. Marke widersteht eine Zeit lang und weicht endlich nur Tristans Vorstellungen; aber er erklärt nun sich niemals vermählen zu wollen außer mit der schönen Isolde, der Tochter seines Feindes Gurmuns, deren Reize Tristan höchst eingänglich dem ganzen Hofe geschildert hatte. Dadurch kommen die Landherren in Verlegenheit, denn Gurmun läßt jeden Bewohner von Kurnewale, der sein Land betritt, tödten. Da übernimmt Tristan die gefährliche Werbung, aber eine Anzahl der Landbarone müssen ihn begleiten; er, Kurvenal und hundert Mann segeln nach Irland. Gelandet erfährt er, daß König Gurmun zu Weiseforte sich aufhalte; dahin wird denn das Schiff gelenkt. Als sie in die Nähe der Stadt gekommen sind, heißt er die Barone sich verbergen. Dem Marschalk des Königes, der kommt, um sich zu erkundigen, wer sie seien, fährt er mit Kurvenal entgegen, giebt ihm einen goldenen Becher und verspricht dem Könige täglich eine Mark Goldes, wenn er frei im Lande Kaufmannschaft treiben dürfe, denn er sei ein Kaufmann aus der Normandie. Er erhält die Erlaubniß und kehrt zu seinem Schiffe zurück.

Nun hatte Tristan vernommen, daß ein grimmiger Drache das Land verwüste, und daß der König Gurmun dem seine Tochter, die schöne Isolde, verheißen habe, der den Drachen erlege. Er rüstet sich demnach, läßt sein Roß an das Land führen und zieht aus, den Drachen aufzusuchen. Er findet ihn gerade als eine Schaar Ritter vor ihm das Weite suchen, besteht und erlegt ihn, verliert aber sein Roß im Kampfe. Der sterbende Drache stößt einen Schrei aus, den man weit hin hört. Tristan schneidet ihm mit dem Schwerte die Zunge aus dem Rachen und birgt sie unter seinem Kleide, geht dann aber und versenkt sich ganz und gar in einen Sumpf, da er vom Kampfe sehr erhitzt und ermüdet ist. Hier verliert er durch den giftigen Dunst der Drachenzunge die Besinnung und bleibt so im Sumpfe liegen.

Unter den fliehenden Rittern war auch der Truchseß des Königes, ein mächtiger aber überaus feiger Mann, der nichts desto weniger die schöne Isolde zu erwerben strebte. Der hatte den Galm

des Drachen auch vernommen, und in der Hoffnung, daß der Drache, wenn nicht getödtet, doch vielleicht von einem Ritter schwer verwundet worden sei, trennt er sich von seinen Begleitern und reitet allein zurück. Er entdeckt das todte Roß und bald auch den Drachen, und als er sich überzeugt hat, daß er todt sei, läßt er seine Tapferkeit an ihm aus. Als er genug gehauen und gestochen hat, haut er mit dem Schwerte dem Drachen das Haupt ab und sieht sich dann nach dem Ritter um, der den Drachen tödtete, um ihn, wenn er verwundet sei, wie er hofft, meuchlerisch zu tödten. Da er jedoch Tristanen nicht entdeckt, so macht es ihm auch keine Sorge weiter; er verläßt sich auf seine mächtige Verwandtschaft, reitet gen Weiseforte, rühmt sich, den Drachen erlegt zu haben und fährt mit einem Lastwagen hinaus, das Haupt des Drachen in die Stadt zu holen.

Der Anspruch des Truchseßen ist aber der schönen Isolde gar nicht nach Sinne; sie will lieber sich tödten als sein Weib werden. Auch ihre Mutter zweifelt an der Wahrheit seiner Angaben und so reiten beide, geleitet von ihrer Nichte Brangäne und dem Knappen Paranis, heimlich hinaus, selbst Nachsuchung zu halten. Nach langem Umherschauen entdeckt Isolde den glänzenden Helm Tristans im Sumpfe; der besinnungslose Held wird herausgezogen, von Isolden als Tantris erkannt und untersucht; die Zunge wird gefunden, als die Ursache seiner Betäubung erkannt und darauf Tristan durch die heilkundige Königin in's Leben zurückgerufen. Er wird nun heimlich in die Königsburg gebracht und bald kommt er wieder durch Hülfe der Königin zu seinen Kräften und erklärt sich bereit, mit dem Truchseßen zu kämpfen. Aber Isolde hatte bei Betrachtung seines Schwertes entdeckt, daß ihm ein kleines Stück in der Schneide mangele. Da man nun früher im Haupte des erschlagenen Moroltes ein Stücklein Schwertschneide entdeckt, es herausgezogen und aufbewahrt hatte, so holt jetzt Isolde dasselbe herbei, und siehe, es paßte genau in die Lücke. So ward denn Tantris als Tristan und als Moroltes Tödter erkannt und er wäre sofort von den beiden Frauen, um ihren Bruder und Oheim zu rächen, getödtet worden, hätten sie sein nicht zum Kämpfer gegen

den Truchsessen bedurft. So mußten sie ihm Friede geben, wiewohl die schöne Isolde sich gebärdet, als ob sie den Haß, den sie auf ihn geworfen hatte, ganz und gar nicht bezwingen könne. Die Schwester läßt sich viel leichter bestimmen, dem Tödter ihres Bruders Sühne zu gewähren, als die Nichte dem Tödter des Oheims. Aber dieser Haß der Isolde soll zu ihrer nachmaligen Liebe den Gegensatz bilden und vielleicht zugleich sie rechtfertigen; denn da sie Tristanen so haßte, so konnte nur eine höhere Gewalt sie zwingen ihn zu lieben, und ist diese Liebe verbrecherisch, so trägt jene Gewalt die Schuld. So mochte sich's der Dichter denken.

Aber die Sühne wird auch noch dadurch bewirkt, daß Tristan sich als Brautwerber für den König Marke zu erkennen giebt. Das wirkt besonders auf die Mutter und so fällt es der dazu kommenden Brangäne eben nicht sehr schwer den Rachgier der beiden Frauen zu beseitigen. Noch leichter läßt sich dann der König Gurmun durch seine Gemahlin für die Sühne gewinnen und so ist alles zu gutem Ende geführt; aber der Truchseß muß beschämt zurücktreten, da Tristan durch die Zunge beweist, daß er den Drachen erlegt habe. Die Reisebegleiter Tristans sind, sobald dieser aus einem Feinde zu einem Freunde ward, auch herbeigerufen worden; die Feindschaft zwischen Irland und Kurnewale ist abgethan, und die kurnewalischen Barone bilden nun das Brautgeleite der Isold; zugleich folgen ihr die früher gegebenen Zinsknaben frei nach Kurnewal zurück.

Während nun sich Tristan zur Heimfahrt bereitet, braut die alte Königin einen Minnetrank und übergiebt denselben der Brangäne, daß sie ihn sorgsamst bewahre und ihn in der Brautnacht Marken und Isolden statt Weines zu trinken gebe: sie würden dadurch unauflöslich an einander gefesselt werden. Brangäne nimmt das Fläschlein und bewahrt es auf dem Schiffe in dem Gemache der Isold. Wie es nun sich fügte, daß Tristan und Isolde diesen Trank tranken, das mögen Sie nun hören; Sie werden zugleich die hohe Kunst des Dichters und seine Sprachgewandtheit zu bemerken Gelegenheit haben.

Hiemit die Kiele strichen hin. Sie beide hatten zum Gewinn
guten Wind und gute Fahrt. Nun waren doch die Frauen zart
Isôt und ihr Gesinde in Wasser und in Winde
so langer Reise ungewohn: so kamen sie denn bald davon
in ungewöhnliche Noth. Tristan, ihr Führer, da gebot
daß man ans Land hin eile und dort in Ruhe weile.
Als man in einen Hafen kam, Urlaub das Volk vom Schiffe nahm
und gieng, zu stärken sich, ans Land. Nun gieng auch Tristan zuhand
zum Gruße und auch wohl zur Schau zu der schönen Jungfrau;
und als er zu ihr nieder saß, besprachen sie nun dieß und das
von ihrer Angelegenheit. Ein Durst befiel zur selben Zeit
den Herrn: er bat um einen Trunk. Ein Paar Mädchen, klein und jung,
waren nebst der Königin einzig im Gemache drin;
der eines sprach: „Ei hie steht Wein in diesem gläsern Krügelein!"
Nein! nicht war es Wein, fürwahr! ob auch lauter hell und klar
schien im Glas die Flüssigkeit: es war das dauernde Leid,
die endelose Herzenoth, von der sie beide lagen todt.
Nun war's der Fürstin unbekannt. Sie stund auf und gieng zuhand
wo das Glas mit diesem Trank behalten stund in einem Schrank
und bot selber ihm es an: Da bot zuvor es ihr der Mann.
Ungern sie und zögernd trank und gab es ihm. Er nahm's mit Dank
und beide wähnten, es wäre Wein. Inzwischen trat Brangäne ein
und sah das Glas in Tristans Hand, und daß es leer. Als sie's so fand,
befiel ein Schreck sie fürchterlich, daß all' ihr ihre Kraft entwich,
und sie ward todtbleich. Mit todtem Herzen trug sie gleich
das unheilvolle Fläschelein hinweg und warf es flugs hinein
in die tobende wilde See. „O weh mir Armen, weh, o weh,
daß ich je ward geboren! Wie hab ich nun verloren
Ehre und auch Treue! Daß Gott es immer reue,
daß ich zu dieser Reise kam, daß mich der Tod hinweg nicht nahm,
als ich zu dieser Unglücksfahrt der Isot beigegeben ward!
O weh Tristan, Isot, der Trank ist Euer beider Tod!"
Sobald die Jungfrau und der Mann, Isot jetzt und Tristan,
den Trank getrunken, saß sofort, die Unruh bringt an jeden Ort
aller Herzen Zwingerin, Frau Minne in beider Herzen drin,
eh sie des würden selbst gewahr. Sie stieß ihr Siegesbanner dar
und zog sie beide in ihre Gewalt. Sie wurden Eins und einfalt,
die zwei und zwiefalt waren eh; sein Anblick schuf ihr nicht mehr Weh,

er däuchte vielmehr sie Gewinn. Ihoten Haß, wo war er hin?
Die Sühnerin, Frau Minne, die hatte beider Sinne
von Hasse also gereinigt, in Liebe also geeinigt,
daß jedes sich im andern las, gleich wie in lauterm Spiegelglas.
Sie hatten beide nur ein Herz. Ihr Leid war sein Schmerz,
sein Schmerz war ihr Leid; sie waren in ganzer Einigkeit
an Freude wie an Leide und hehlten doch sich beide:
Das schuf der Zweifel und die Scham, die beide plötzlich überkam:
an ihm sie zweifelte, er an ihr. Wie blind auch ihrer Herzen Gier
an einem Willen mochte sein, so manches doch fiel ihnen ein.
Schwer war der Anfang und Beginn; drum bargen beide ihren Sinn.
Tristan, als er die Minne empfand, er gedachte stracks zuhand
Der Treue wie der Ehre und sann, wie noch er's kehre.
„Nein, dacht' er sofort bei sich, laß ab, Tristan, besinne dich,
und meid ihn schleunig diesen Ort!" — so wollte doch sein Herz nicht fort.
Wider seinen Willen krieget' er, er gehrte zuwider seiner Gehr
er wollte hin und wollte dann. In solcher Fessel jetzt der Mann
versucht er, in dem Stricke, gar manche Augenblicke,
wie lösen er sich könnte. Das nicht jedoch ihm gönnte
das über ihn hereinbrach, das zwiefache Ungemach;
nichts wollte hier ihm taugen. Wenn er ihr in die Augen
sah, und ihm die Minne sein Herz und seine Sinne
bestrickte sanft und leise; zwar dachte dann der Weise
sofort der strengen Ehre: die rieth ihm, daß er kehre
sich weg in eine andre Bahn. Doch plötzlich fiel auf's Neu' ihm an
die Liebe und trieb ihn wieder ein: der mußt er denn gehorsam sein.
So quälten ihn stets auf's Neue jetzt Ehre und jetzt Treue,
doch größer war der Minne Grimm: die quält' ihn schlimmer noch als schlimm.
sie that ihm mehr zu leide, als Treu und Ehre beide.
Sein Herz die Maid sah freudig an und trieb sein Auge auf andre Bahn;
allein wenn er sie dann nicht sah, so gieng ihm erst der Kummer nah.
Oft entbot er seinen Muth, wie häufig der Gefangne thut,
daß er ihr entkäme dann; oft zu denken er begann:
„Wende dich wo anders hin! Auf, verändre deinen Sinn:
Andre lieben kannst du ja:" doch immer dieser Strick blieb da.

Sein Herz er nahm und seinen Sinn und suchte Aenderung darin,
doch fand er nichts darinne, denn Isot und die Minne.
Nicht anders Isot es ergieng, was alles sie auch anfieng:
ihr war das Leben gar verhaßt, als sie der Vogelleim erfaßt
der trügerischen Minne. Sie sah, daß ihre Sinne
darin versenket waren: wie sollte sie gebaren?
Hinweg sie wollte, weit von dann: da klebte stets der Leim ihr an:
der zog sie immer und immer nieder. Die Schöne strebte viel dawider
und stund bei jedem Tritte. Mit ungeneigtem Schritte
folgte sie dem Zuge nach. Hände bald, bald Füße brach
sie von der Leimruthe; doch kam ihr nicht zu Gute,
Widerstand und Wegkehr. Sie versenkte mehr und mehr
ihre Hände und Füße in die blinde Süße
des Mannes und der Minne. Die gebannten Sinne
konnten schaffen weder Weg, weder Brücke noch Steg
halbem Fuße und halbem Tritt: die Minne folgte ihr immer mit.
Isot, was sie dachte, denkend vorbrachte,
nicht dieß noch jenes war daran außer Minne und Tristan;
doch alles dieß war ganz geheim: nur stärker ward der Minne Leim.
Was mochte Wehr da taugen? Ihr Herz und ihre Augen
die giengen nicht am gleichen Stab. Die Scham zog ihre Augen ab
die Liebe trieb ihr Herze dar. Die widerstreitige Schaar
Maid und Mann, Minne und Scham, die war an ihr sehr irresam:
Die Maid, die wollte den Mann, doch wandte sie die Blicke dann;
Die Scham, die wollte minnen und bracht' es Niemand innen.
Was trug das ein? Maid und auch Scham, wie's längst der Welt zu Kunde kam,
nicht lange bieten Widerstand: auch Isot that, wies ihr bewandt,
und übergab die Sinne dem Manne und der Minne:
sie schaute unterweilen dar und nahm sein im Geheimen wahr,
und blickte freundlich an den Mann. Tristan sah sie wieder an
gar traut und inniglich und warm, und wich vom Streit auch sonder Harm,
da des die Minne ihn nicht erließ. Mann und Maid, wie Gott sie hieß,
gaben zu allen Stunden, wenn füglich sie's erfunden,
einander Augenweide. Die Geliebten däuchten beide
einander schöner viel denn vor: das ist das Recht, das Minne erkor.
So ist's heut, so war es Brauch vor alter Zeit, so bleibt es auch.

Die Kiele stießen wieder an und fuhren fröhlich ab von dann,
nur daß die strenge Minne von zweien Herzen drinne
genommen hatte hohen Zoll. Sie waren beide Gedanken voll
bekümmert sehr auch beide mit dem lieben Leide,
das solche Wunder anstellt, das honigend zugleich vergällt,
das süßend doch auch säuert, das thaut, zugleich auf feuert,
das wohlthuend schmerzet und alle Herzen entherzet
und traun die ganze Welt verkehrt: das hatte beide jetzt versehrt.
Tristan und auch Isot, sie zwang beide eine Noth
von gar seltsamer Art. Von ihrer keinem jemals ward
gefunden Ruh und Friede da, als wenn Eins das Andre sah.
Wenn aber sie einander sahn, da wollte sie neues Leid befahn:
das schuf das Fremdsein und die Scham, die beiden alle Lust benahm.
Was konnt' es ihnen taugen, wenn mit gebannten Augen
sie beide einander sollten schau'n und ihrer Wangen Farbe traun
dem Herzen gleich ward und dem Sinn? Minne, die Wangenfärberin
die däuchte es damit nicht genug, daß man sie in edelem Herzen trug
heimlich und verstolen, sie wollt' auch unverholen
kund thun ihres Arms Gewalt: die zwang sie beide mannigfalt.
Unlange klar ihre Farbe war, ihre Farbe war unlange klar,
sie wechselten beid' aus Liebesnoth gar schnell bleich gegen roth;
die Bleiche der Röthe wieder wich, wie Minne an sie die Farbe strich.
Hieran erkannten beide wohl, wie man an solchen Dingen soll,
daß etwas doch von Minne in jedwedes Sinne
war zum andern hingewandt, und so begannen sie zuhand
zu zeigen auch die Liebe. Die schlauen Minnediebe [1]
oft einander legten Netz und Strick und hegten
in Antwort und in Frage Hinterhalt und Lage. [2]
Viel sprachen sie mit klugem Sinn. Der Isot Rede und ihr Beginn
war ganz nach der Mädchen Art. Sie kam mit Worten fein und zart
von fernher den Geliebten an; bedachtsam mahnte sie ihn dran,
wie zu Dublin er an das Riff in einem kleinen, schwanken Schiff
allein und wund geschwommen kam; wie ihre Mutter auf ihn nahm
und wie sie auch ihn heilte und was er mit ihr theilte; [3]
wie sie dann selbst in seiner Hut schreiben lernte zier und gut,
Latein dann auch und Saitenspiel. Der Umrede der war viel,

[1] Heimlich Liebende. [2] Nachstellung. [3] Erzählte.

der sie brauchte zu der Zeit. Sie mahnte ihn an die Tapferkeit,
mit welcher er den Drachen schlug, und daran, wie sie bald genug,
obwohl er falsch sich nannte, ihn zweimal doch erkannte:
im Sumpfe und in dem Bade. So schwebte die Rede grade
von ihr zu ihm, von ihm zu ihr. „Ach, sprach Isot, als sich mir
Gelegenheit so gut antrug, daß ich Euch nicht im Bade erschlug,
weh mir, daß es nicht geschah! Was nun ich weiß, wußt' ich es da,
wahrlich, es war Euer Tod!" „Warum denn, sprach er, schöne Isot?
Was schmerzt Euch denn? Was wisset Ihr?" „Was ich weiß, macht
Schmerzen mir,
was ich sehe, das thut mir weh. Mich kränket Himmel und der See,
Leib und Leben quälet mich!" Sie stützte und sie lehnte sich
mit dem Ellenbogen an ihn; das war der Kühnheit ein Beginn.
Ihre Augen spiegelhelle die füllten sich zur Stelle;
ihr Herz begann zu quellen, ihr süßer Mund zu schwellen,
ihr Haupt doch sank danieder. Er wagte sie dawieder
mit Armen zu umfahen, von fern sich ihr zu nahen
so recht in Gastes Weise, und sprach süß und leise:
„Ei Schöne, Holde, saget mir, was quälet Euch, was klaget Ihr?"
Der Minne Federspiel [1] Isot: Lameir, sprach sie, ist meine Noth,
Lameir beschweret mir den Muth, Lameir ist's was mir leide thut."
Da sie Lameir so oft da sprach, da erwog er allgemach
Die Meinung dieses Wortes und prüfte seines Ortes
mit wohlbedachten Sinnen: Lameir das wäre Minnen,
Lameir die bittre, [2] Lameir Meer: der Meinungen däucht' ihn fast
ein Heer.
Er übergieng der dreier Ein' und fragte sie nur von den zwein;
er verschwieg die Minne, die Herrin ihrer Sinne,
ihrer beider Trost und auch Begehr: Meer und Bittre beredet' er.
„Ich wähne, sprach er, schöne Isot, Meer und Bittre Euch fügten
Noth;
Euch beängstigt Meer und Wind; ich wähne, Euch die zwei bitter sind."
„Nein, Herr, nein! was saget Ihr? Deren Keines ist lästig mir;
Mich kümmert weder Wind noch See: Lameir allein nur thut mir weh."
Da er so zu Wortes Sinne kam, Minne darin nun vernahm,

[1] Vogel, den Frauen auf der Hand trugen, mit dem sie spielten, gewöhnlich Sperber. [2] Das Bissige, Beißende.

er sprach mit leisem Ton zu ihr: „Auf Treue, Schöne, so ist auch mir:
Lameir und Ihr seid meine Noth, meines Herzens Herrin, liebe Isot,
nur Ihr und Eure Minne. Ihr habt mir meine Sinne
verwandelt und schier gar benommen. Ich bin außer Weges kommen
also stark und also sehr, ich erhole mich nimmer mehr.
Mich beschwert, mich drücket, mich kränket, mich berücket,
Was mein Auge mag erschaun. In all der Welt ist nichts mir traun
In meinem Herzen lieb wie Ihr." Isot sprach: Herr, so seid Ihr mir!"

Ja, ja! nahm jetzt Irmgard das Wort, zu schildern versteht Gotfrid, innere wie außere Zustände, und da er, wie man rühmt, die überlieferte Sage frei und selbständig umgestaltete, weg ließ und hinzu fügte, wie seine Absicht es erheischte, so ist nur zu bedauern, daß er die Sage von hier an nicht gänzlich umbildete. Isolde mußte sich nicht mit Marken vermählen; ihr Streben durfte nur die gesetzliche Vereinigung mit Tristan zum Ziele haben. Je mehr der Hindernisse von beiden zu überwinden waren, mochten sie nun von Marken selbst oder den feindlichen Landbaronen ausgehn, desto herlicher würden Tristan und Isold hervorgeleuchtet haben, und der Dichter fand gewiß nicht weniger Gelegenheit, die Tiefe ihrer Leidenschaft zu schildern und ihre sittliche Reinheit blieb bewahrt. Was für ein Gedicht hätten wir, gieng Gotfrid diese Bahn! Jetzt aber ist das Gedicht von Frauen wenigstens nur so weit lesbar, als es uns vorgetragen ward. Nur so lange die Liebe beider unschuldig bleibt, kann sie unsere Theilnahme erregen; sobald sie sich mit klar sehenden Augen Schuld auf Schuld auflastet, wird sie widerwärtig.

Sie haben unstreitig recht, antwortete ihr Haspinger; aber die Dichter des Mittelalters dichteten nur für ihre Zeit, nicht für künftig Lebende, und wenn seine Zeitgenossen diesen fortgesetzten Ehebruch ganz in der Ordnung fanden, tiefere, kampfgewaltige Leidenschaft aber zurückwiesen: weshalb sollte sich der Dichter mit dem Geschmacke und Gefühle seiner Zeitgenossen in Widerstreit setzen? Dann war er erst recht sicher, keine Zuhörer zu finden.

Nach ihrer Ansicht, wenn sie richtig ist, sagte Berta, muß es

um die Sittlichkeit der Höfe und des Ritterstandes im dreizehnten Jahrhunderte sehr übel gestanden haben.

Vergessen Sie nicht, antwortete Huno, daß an den meisten deutschen Höfen bereits damals französische Sitte herrschte, und daß die Hofritter sich ihr fügen mußten und oft wohl nur zu gerne fügten. Anders freilich stund es bei den Rittern, die in ihren einsamen Burgen daheim lebten; die freilich theilten nicht Sitte und Geschmack der Höfe und Hofritter. Aber dieß erklärt uns auch das schnelle Welken der höfischen Dichtkunst; nur drei Jahrzehnte etwa dauerte ihre Blüthe.

Sühnen aber nicht vielleicht Tristan und Isolde ihre Schuld, wenn es auch nur durch ihren Tod wäre? fragte der Schwede Edman.

Keineswegs, erwiderte ihm Haspinger. Zwar wissen wir nicht, wie Gotfrid zu schließen gedachte, — er hat sein Gedicht unvollendet hinterlassen, aber folgte er seiner französischen Grundlage wie seine beiden Fortsetzer Uolrich von Türheim und Heinrich von Friberg zwischen 1230 und 1250 dieß thaten, so wäre er der Sittlichkeit nicht gerecht geworden. Ihr zufolge vermählt sich Tristan, nach lang fortgesetztem Ehebruch mit Isold, der Schwester seines Freundes Kâedin, der nicht besser als er ist, Isot Weißhand; aber sein Verhältniß zu Isolden dauert dennoch fort. Kâedin steht zur Gemahlin des Fürsten Nampotenis in gleichem Verhältnisse wie Tristan zu Isolden; aber Nampotenis ist kein so gutes Schaaf wie König Marke. Kâedin und Tristan werden bei einem Stelldichein von ihm überrascht, Kâedin wird erschlagen, Tristan tödtlich verwundet. Auf seine Burg gebracht sendet er nach Isolden, daß sie ihn zu heilen komme. Komme sie, solle das Schiff weiße, komme sie nicht, schwarze Segel tragen. Als seine Gattin das nahende Schiff meldet, fragt er nach der Farbe der Segel. Seine Gemahlin sagt das Schiff trage schwarze Segel, wiewohl es weiße trug. Da stirbt Tristan, Isolden todt wähnend. Als sie nun kommt und ihn todt sieht, stirbt auch sie. Marke, der jetzt erst den Urgrund ihrer Liebe erfährt, läßt beide in einem Grabe bestatten und bedauert sehr, das Ding nicht so gewußt zu haben. Auf dem Grabe

pflanzt er einen Rosenbaum und eine Rebe, die unauflöslich mit einander verwachsen, die letzte Wirkung des Minnetrankes.

Tristans und Isolden Tod und deren Bestattung ist allerdings schön, sagte darauf Irmgard, aber er steht in grellem Widerspruche zu der Unsittlichkeit, die beider Leben schändet. Ist der Schluß echt, und ich zweifle nicht daran, so darf man daraus schließen, daß die Sage ursprünglich frei von dem Schmutze war, der ihr später durch die Franzosen angehängt ward. Ich bedaure, daß ein deutscher Dichter diese geschändete Sage aufnahm, und noch mehr bedaure ich, daß es gerade einer der größten Dichter sein mußte.

Wenn Du glaubst, daß Gotfrid von Straßburg diese Sage zuerst nach Deutschland brachte, so täuschest Du Dich, erwiderte ihr Graf Huno. Vor ihm, bereits im zwölften Jahrhunderte, hatte Eilhard von Oberge (aus dem Hildisheimischen) wahrscheinlich für Heinrich den Löwen nach einem andern französischen Gedichte den Tristan deutsch bearbeitet. Bei ihm erscheint die Sage zwar strenger gefügt, als bei Gotfrid, doch mangelt seiner Erzählung dafür der Glanz, den Gotfrid über die seine zu verbreiten wußte. Von Eilhards Werke, das auch neben dem Gotfrids sich behauptete, sind uns jedoch nur Bruchstücke und eine Umarbeitung aus dem fünfzehnten Jahrhunderte erhalten.[1] Gotfrid giebt an, nach Thomas von Britannien (Bretagne?) gearbeitet zu haben; aber von diesem Thomas wissen wir nicht viel mehr, als von Wolframs Guiot von Provenze. Thomas von Erceldoune oder von Kent, der Verfasser des altenglischen strophischen Tristans, hat mit Thomas von Britannien, der, wenn Gotfrids Angabe Wahrheit enthält, französisch dichtete, nichts zu schaffen.

Wie bekannt und beliebt jedoch die Tristansage in ganz Europa war, das geht schon aus der häufigen Bezugnahme der Dichter auf dieselbe hervor. Solche Anzüge sind nebst den Bearbeitungen der Sage in wälscher, englischer, provenzalischer, italischer, spanischer, deutscher, dänischer, norwegischer, böhmischer und mittelgriechischer Sprache von H. v. d. Hagen in Band IV. S. 571—607

[1] Auch das deutsche Volksbuch beruht darauf.

seiner Minnesinger zusammengestellt worden, wo sie findet, wer sie kennen lernen will.

Gut, sagte Berta, wir wollen dort nachlesen. Sagen Sie uns nur noch, ob der Tristan das einzige Werk Gotfrids ist, oder ob er noch andere Dichtungen hinterlassen hat.

Erhalten sind uns nur noch drei Lieder und zwei Sprüche; aber da selbst dem begabtesten Dichter die Formvollendung nicht angeboren ist, jeder vielmehr sie nur durch lange Uebung erlangt, so hat ohne Zweifel auch Gotfrid diese Uebung nicht unterlassen. Ob jedoch seine früheren Gedichte verloren giengen, ob er sie vielleicht später selbst vernichtete, das wissen wir nicht. Der Tristan ist etwa um 1210 gedichtet, und Gotfrid war bereits ein bejahrter Mann, als er ihn anfieng; ihn zu vollenden, hinderte ihn der Tod. Von seinen Lebensumständen wissen wir nichts; ebenso ist unbekannt, ob er zu Straßburg geboren war, oder dort nur längere Zeit lebte. Daß er nicht ritterbürtiger Herkunft war, wenigstens die Ritterwürde nicht besaß, ergiebt sich daraus, daß er stets „Meister," niemals „Herr" genannt wird. Daß er die gelehrte Bildung seiner Zeit hatte, das lehrt uns sein Tristan; und daß er in sorgenfreien Verhältnissen lebte, ersehen wir daraus, daß er weder über Armuth klagt noch auch je an irgend einem Hofe gefunden wird. Vielleicht war er Geistlicher. Die Unsittlichkeit seines Tristan spricht dagegen am wenigsten; dafür aber könnte sein berühmtes langes Loblied auf die h. Jungfrau sprechen und daß er, wie er selbst andeutet, unbeweibt war.[1]

Keiner der Nachahmer Gotfrids hat ihn erreicht. Zu nennen aber sind Kuonrad Fleck oder Flecke, ein Mann ritterlichen Standes, der Schweiz oder Schwaben angehörig, der um 1230 nach Richard von Orbênt, wie er den französischen Dichter nennt, sein erstes Werk Flôre und Blanscheflur (Blume, Rose, und Weißblume, Lilie) dichtete. Ursprünglich vielleicht eine Elfensage, — Elfen tragen bekanntlich Blumennamen, — ward sie in Frankreich bereits im zwölften Jahrhunderte zu einem Liebesroman umgearbeitet. Ob es auch eine provenzalische Bearbeitung gab,

[1] Tristan 12,191 ff. 17,104 ff.

bleibt ungewiß, obgleich bereits Beatrix von Die, Gemahlin Wilhelms von Poitiers um 1150 in einem Liede auf die Sage anspielt. — Blanscheflur wird zur selben Zeit von einer in Sclaverei gerathenen christlichen Mutter in Spanien geboren, zu welcher dem sarazenischen Könige Feinix daselbst ein Sohn geboren wird. Beide lachen einander schon in der Wiege an und werden später zusammen erzogen. Um die in ihnen erwachte unbewußte Liebe zu stören, und daß die Tochter der Sclavin nicht Königin werde, wird Blanscheflur nach dem Morgenlande verkauft; Flore aber soll durch die Vorgabe, seine Geliebte sei gestorben, beruhigt werden. Da er untröstlich bleibt, entdeckt ihm seine Mutter die Wahrheit, und er zieht nun aus die Geliebte zu suchen. Er entdeckt sie zuletzt im Harem des Sultans von Babylon, und läßt sich in rothem Kleide in einem Korbe mit Rosen bedeckt in ihr Zimmer tragen. Aber die Sache wird verrathen. Der Sultan will beide verbrennen lassen, schon stehn sie beide an einem Pfahl gebunden, — da wird der Sultan durch ihre Liebe gerührt und sendet sie heim. — Keines von beiden will sich nämlich durch einen Zauberring, den Flore besitzt, retten, da das Andre sterben müßte, und so wirft Flore den Ring fort. In Spanien aber ist Feinix gestorben und Flore wird König. Beider Tochter ist Berchta, die Mutter Karls des Großen. Da Berchte, die leuchtende, bald als Lichtälbin, bald als Göttin erscheint, so werden auch ihre Eltern Aelben sein; aber wie sie in ein Königsgeschlecht eintrat, so wurden begreiflich auch ihre Eltern als solchem angehörend dargestellt. Eine Elfenliebe geschildert zu finden, dürfen wir von ritterlichen Dichtern freilich nicht erwarten; aber auch das Unbewußte, Kindliche, was eine Liebe zwischen Kindern haben muß, ist weder von dem Franzosen noch von dem Deutschen überall bewahrt worden. Immerhin kann die reine Liebe zwischen Flore und Blanscheflur als Gegenbild betrachtet werden zur dämonischen Leidenschaft zwischen Tristan und Isolde; und so fand denn auch die Sage von Flore und Blanscheflur in Europa nicht geringere Verbreitung als die von Tristan und Isolde.[1]

[1] Man sehe darüber die Vorrede Sommers zu seiner Ausgabe des Gedichtes.

Ein Nachahmer Gotfrids war Kuonrad; aber zur Manier ward die Nachahmung bei ihm keineswegs. Das läßt sich nicht zweien andern Dichtern, dem Rudolf von Ems und Kuonrad von Würzburg nachrühmen. An Wortgewandtheit können sich beide mit ihrem Vorbilde messen; aber sie artet bei beiden nicht selten bereits in breite Geschwätzigkeit aus, und oft ahmen sie nach, was keineswegs nachzuahmen war. Beide beweisen auch dadurch ihre Mittelmäßigkeit. Von der Alexandriade Rudolfs und dem Trojanerkriege Kuonrads war früher[1] die Rede; hier führe ich von dem ersten an den Wilhelm von Orlens, normännische und niederländische Fürstensage, beginnend mit Wilhelm dem Eroberer und schließend mit Gotfrid von Bouillon, mit vielem, willkührlich Hinzugedichteten; die Legende Barlaam und Josaphat, und die Mähre vom guten Gerhard; von dem zweiten das Gedicht Engelhard und Engeltrud (Geschichte zweier treuen Freunde).

Aber die für unsere Sitzung anberaumte Zeit ist verstrichen, und somit ersuche ich Sie, den Herren Herzog ehrfurchtsvoll an den Theetisch zu geleiten, gerade so wie der höchstselige König Arthur, wenn einer seiner Helden sein Abenteuer so rühmlich wie ich dieß mein heutiges bestanden hatte, von seiner Massenie zur Tafel geleitet ward, um sich zum Anhören oder Anschauen neuer Abenteuer zu stärken. Der Herzog lachte und sagte: Nun wohlan, so geleiten Sie mich denn.

[1] I. Thl. S. 309. II. Thl. bei Heinrich von Veldecke.

Eilfter Abend.

Heute, begann Graf Huno, indem er den Stuhl des Wortführers einnahm, sitze ich nicht als Stellvertreter eines Andern da, sondern auf eigene Rechnung. Lob oder Tadel, was Sie mir ertheilen mögen, werde ich also gehörig buchen. Aber Sie fragen vielleicht, was mich denn berechtige, diesen Stuhl heute einzunehmen? so hören Sie denn meine Rechtfertigung. Sie haben bei der Vertheilung der Gattungen diejenigen erzählenden Gedichte außer Acht gelassen, die weder für den Hof noch für den Ritterstand, weder für den Mönch noch für die Nonne, oder auch für der Erbauung bedürftige Laien berechnet waren, kurz die ich, wenn es nicht zu prächtig klänge, als bürgerliche Epen bezeichnen könnte. Sie haben also die Wahl: entweder diese Dichtungen bleiben Ihnen unbekannt, oder Sie erlauben mir die Wortführung für diesen Abend. Uebrigens werde ich mich der Kürze befleißen und mich mit der allgemeinen Charakterisirung begnügen.

Weder Frauen noch Herren wollten die neue Gattung übergangen wissen; nur Schwester Veronika, das ehemalige Hoffräulein meinte, Dichtungen, an denen das gemeine Volk einst Wohlgefallen gefunden hätte, dürften wenig geeignet sein, von hohen adeligen Ohren vernommen zu werden. So äußerte sich die fromme Nonne; da Huno ihr aber sagte, sie solle, wenn sie tapfer ausharre, dann zur Belohnung auch etwas zu hören bekommen, etwas ausschließlich Ritterliches, Thaten, eben so erhaben, wie die des edlen Ritters aus der Mancha, und noch vor diesen den großen Vorzug habend, daß sie wirklich einst vollbracht worden und nicht wie jene nur ersonnen seien: da Huno dieß ihr versprach, so beschloß sie zu bleiben, und er begann also:

Es war zu erwarten, daß, als die schwache Stütze der höfisch-ritterlichen Dichtung brach, weil Höfe und Ritterschaft andere Bahnen einschlugen, auch die Dichter nach anderen Gegenständen sich umschauen würden, wenn sie auch die einmal angelernte Form beibehielten. Die höfisch-ritterliche Dichtung war Modedichtung und nichts weiter, und da nur wenige Dichter geistigen Gehalt hineinzulegen wußten, so mußte sie durch ihre Leere und Dürftigkeit und nicht selten Abgeschmacktheit bald genug aller Anziehungskraft verlustig gehn. So wandten sich denn die Dichter, einzelne Nachzügler abgerechnet, da der Bürgerstand der Städte mehr und mehr der Träger der geistigen Bildung ward, aus der Traumwelt in die Wirklichkeit. Die Einen griffen zur Geschichte, oder doch zu geschichtlichen Namen, Andere in das wirkliche, oft freilich gemeine, Leben der Gegenwart, noch Andere, die der idealen Richtung auf andere Weise dienen wollten, führten die Allegorie in die Dichtung ein; leider so, daß sie bald alles überwuchernd die Dichtung selbst erstickte. Gedichte mit geschichtlicher Grundlage giebt es jedoch auch früher schon.

Ein frühes Beispiel von dichterischer Behandlung geschichtlicher Vorfälle giebt das leider nicht ganz erhaltene Gedicht eines unbekannten Dichters, der Graf Ruodolf, zwischen 1158—1175 verfaßt, also der Kaiserchronik, die auch geschichtlich sein will, gleichzeitig. Es schildert auf lebendige Weise die Erlebnisse eines flandrischen Grafen am Hofe des christlichen Königs zu Jerusalem, beim Sultan Halap (d. i. von Aleppo), und beim griechischen Kaiser. Ob, wie Herr von Sybel will, die Schicksale Hugos von Puiset, der 1127 nach Syrien gieng, um die Grafschaft Joppe in Besitz zu nehmen, der Dichtung zu Grunde liegen oder nicht, muß dahin gestellt bleiben. Allerdings herscht zwischen Hugos Schicksalen und den Erlebnissen Ruodolfs eine merkwürdige Uebereinstimmung, und auch die Verhältnisse in und um Jerusalem sind zu des Königes Fulco Zeit so, wie sie im Gedichte geschildert werden.[1] Der Dichter erzählt jedenfalls nach eigener Anschauung.

[1] Die Abhandlung v. Sybels in Haupts Zeitschrift Bd. II.

Ein zweites Gedicht dieser Art ist der Kaiser Eraclius von Meister Otte, noch zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gedichtet. Der erste Theil erzählt das sagenhafte Verhältniß des Kaisers Phocas zu der Athenais und dem Parides; der zweite die Wiedergewinnung des Kreuzes durch Kaiser Eraclius, den Nachfolger des Phocas. Grundlage des deutschen Gedichtes ist ein französisches des Gautier d'Arras. Nach dem Herausgeber, Maßmann, haben die Liebeshändel der Alienore von Frankreich, Gemahlin Ludwigs VII., mit Heinrich Plantagenet, später Heinrich II. von Engelland, auf die Schilderung der Begebenheiten des Gedichtes eingewirkt. Der Gemahl der Athenais (= Alienore) wird nämlich nicht Phocas, sonder Lais genannt, was deutlich an Lois, Louis (Ludwig) anklingt. In dem Namen Parides kann gleichfalls sowohl auf den trojanischen Paris hingewiesen, als auch auf Plantagenet hingedeutet sein. A. Alienor, Athenais, L. Lais, Lois; P. Parides, Plantagenet. Dieß alles käme freilich auf Rechnung des Franzosen.

Von minderer Schönheit und Bedeutung ist das Gedicht Ludwig der Fromme von Thüringen, das Werk eines unbekannten Dichters, der zu Herzog Bolko von Münsterberg (1302 bis 1335) in Beziehungen stund. Ludwigs Kreuzzug im Jahr 1189 bildet den Inhalt.

Nicht höher steht der Wilhelm von Oesterreich von Johann von Würzburg oder von Franken, einem Nachahmer Gotfrids von Straßburg. Der Dichter stund in Diensten des Grafen Albrechts von Heyerloh und dichtete sein Werk im Jahre 1314. Zu Grunde liegt ihm wahrscheinlich das lateinische Werk Diepolds von Eßlingen (in Oesterreich). Der Inhalt ist sagenhaft. Herzog Leupold von Oesterreich wallfahrtet, weil er kindlos ist, zu St. Johann nach Ephesus. Darauf schenkt ihm die Herzogin einen Knaben, der Wilhelm genannt wird. Zur gleichen Stunde wird dem heidnischen Könige Agrant von Zyzya, den Leupold auf seiner Fahrt kennen lernte, eine Tochter, Aglie, geboren, mit welcher Wilhelm später sich vermählt. Folge davon ist, daß Agrant mit seinem Volke sich taufen läßt (vergl. Oswald, Ortnid).

Noch erwähne ich Fridrich von Schwaben und Reinfrid von Braunschweig, beide von unbekannten Dichtern. Das erste Gedicht, ursprünglich wohl ein Mythus, erzählt die Befreiung der schönen Angelburg aus der Gewalt ihrer bösen Stiefmutter, welche von einem Zauberer unterstützt wird; das andere, wie Reinfrid (Heinrich der Löwe?) nach Dänemark zieht, um die Tochter des Dänenköniges Yrkanie zu erwerben; später ist Reinfrid im gelobten Lande, und der Sultan überläßt ihm Jerusalem und dessen Umgebungen, nachdem er sie erobert hat. Beide Gedichte gehören dem vierzehnten Jahrhundert an.

Alle diese Gedichte, mit Ausnahme Ludwigs von Thüringen, sind einfach Liebesromane, und wo geschichtliche Namen genannt werden, vertreten sie ohne Zweifel andere. Man wollte den alten Sagen neue Anziehungskraft verschaffen. Freilich mögen Lebensereignisse der geschichtlichen Namensträger ihren Einfluß geäußert haben; aber das wirklich Erlebte ist so mit Sagenhaftem verwebt, daß man es kaum mehr als solches ansehen kann. So sucht z. B. Herzog Fridrich unter dem Namen Wieland die Angelburg, trifft sie nebst zwei Gefährtinnen in einer Quelle badend, nimmt ihr das Gewand und zwingt sie so seine Gemahlin zu werden. Hier haben wir also eine Erneuerung der alten Wielandssage.

Andere Dichter, denen es nicht um Unterhaltung, vielmehr um Belehrung zu thun war, wandten sich der wirklichen Geschichte zu und behandelten bald die Weltgeschichte, bald die eines einzelnen Landes, einer einzelnen Stadt. Die meisten dieser Werke haben als Gedichte keinen hohen Werth und ihr geschichtlicher steht meist noch tiefer. Das älteste Werk dieser Art, der Könige Buch oder die Kaiserchronik, ward bereits Bd. I als Sammelwerk bezeichnet; von den späteren genügt es, sie zu nennen.

Die Weltchronik des Ruodolf von Ems, der als fruchtbarer Dichter bereits erwähnt ward, zeichnet sich noch durch sinnige Anordnung des Stoffes und rasch fortschreitende Darstellung aus; aber sein Zweck ist und bleibt doch immer ein dem echten Dichter fremder. Ruodolf starb in Italien, wohin er seinem Gönner, Kuonrad IV., dem die Chronik auch gewidmet ist, zwischen 1250 bis 1254 gefolgt war.

Mehr der Ergetzung als der Belehrung soll dienen die Weltchronik Jansen des Enenkels, eines Wiener Domherren, der um 1250 daselbst starb. Er nahm die alte Kaiserchronik in sein Werk auf, änderte die Darstellung darin aber dem Zeitgeschmacke gemäß um. Ein anderes Werk von ihm ist das Fürstenbuch von Oesterreich, das ebenfalls Geschichte und Sage mischt.

Daran reihet sich die österreichische Chronik des steierischen Dichters Ottocar, verfaßt zwischen 1300—1317. Sein Gedicht von der Zerstörung Accons (1291) kommt selbständig vor, aber auch mit seiner Chronik vereinigt, obgleich es ein Gedicht und keine Chronik ist.

Dem deutschen Orden verdanken wir zwei Chroniken: die livländische, von einem Ordensritter um 1290 gedichtet, und die vom Ordenscaplan Nicolaus von Jeroschin um 1331 geschriebene Ordenschronik. Als Gedichte haben beide geringen Werth, doch wohl mehrfach in anderer Beziehung.

Niederdeutschland, mit Ausnahme der Niederlande, blieb, wie es scheint, an der ganzen so großen dichterischen Bewegung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts unbetheiligt; es sind uns wenigstens keine niederdeutsche Dichtungen überliefert worden. An der Chronikendichtung jedoch betheiligte sich auch Niederdeutschland. Wir haben Everhards, eines Geistlichen, Chronik von Gandersheim, um 1220 geschrieben, die holsteinische Chronik (Bruchstück) von 1225, die braunschweigische nach 1280, die mecklenburgische um 1378, die Dortmunder von 1499 u. a. Sie kommen alle mehr als Sprachdenkmäler in Betracht denn als Dichtungen. — In den Niederlanden zeigte sich zwar dichterische Regsamkeit im zwölften, dreizehnten, vierzehnten Jahrhunderte; aber die niederländischen Dichter übersetzten fast nur aus dem Französischen und zeigen dazu weniger Freiheit und Selbständigkeit als die Oberdeutschen, weshalb sie auch billig übergangen wurden. In den Reimchroniken dagegen stehen sie mit den Oberdeutschen auf gleicher Stufe.

Doch eine Reimchronik, und zwar eine vom Niederrheine, will ich Ihnen etwas näher beschreiben, nämlich die der Stadt Cöln. Sie schildert gewandt und anschaulich die Zwiste und Kämpfe

zwischen den Geschlechtern (unter der Führung der Overstolzen) und den Erzbischöfen Konrad und Engelbert, die die Gemeinde an sich zu ziehen verstanden hatten, vom Jahre 1237 bis zum Jahre 1270. Der Verfasser der Chronik, Godefrid Hagen, war damals Stadtschreiber, folglich im Stande, so manches genauer zu wissen, als ferner stehende. Er steht freilich auf Seiten der Geschlechter, und so ist seine Darstellung der Sache wohl nicht ganz vorurtheilsfrei; aber kaum irgendwo sonst findet sich das Leben und die Denkweise des stolzen reichstädtischen Adels so treu und lebendig geschildert, wie hier. Auch sprachlich ist diese Chronik wichtig; wir haben zwar mehrere Dichtungen in niederrheinischer Sprache, aber keine, die sich mit der Chronik an Umfang und Vollkommenheit der Form messen könnte. Godefrid zeigt eine genaue Kenntniß der Dietrichssage, und so mag er sich wohl schon früher mit der Dichtkunst beschäftigt haben.

Alle diese Chroniken entstunden aus dem Bestreben, das Verlangen der Leser und Hörer nach Wahrheit zu befriedigen. Die Heldensagen wie die Rittergeschichten mußten ihnen als Lügen erscheinen, da der tiefere Sinn ihnen verschlossen war, und sie als Halbgebildete von ästhetischer Wahrheit keinen Begriff hatten; blinden Glauben ließen sie nur in religiösen Dingen gelten.

Der gleiche Trieb nach geschichtlicher Wahrheit war es auch, der die sogenannten Mähren, kleinere ernste, heitere und allegorische Erzählungen begünstigte; denn alles unbegreiflich Wunderbare halten diese fern und gewinnen dadurch schon den Schein geschichtlicher Wahrheit. Es gibt ihrer eine überaus große Menge. Viele, ernste wie heitere, mögen auf wirklichen Ereignissen beruhen; manche freilich haben nur Sagen zur Grundlage. Die heiteren, später Schwänke genannt, sollen rein zur Belustigung der Hörer dienen, während die ernsten, und zumal die allegorischen, nicht selten auch belehren wollen. Daß in den Schwänken sinnliche Liebe, Wein, List oder Einfalt Haupthebel sind, begreift sich.

Was die Zeit der Entstehung der Mähren betrifft, so reichen einzelne wohl in die Zeit der Blüthe der höfischen Dichtkunst hinauf; die große Masse derselben aber entstund nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als die Ueberschwenglichkeiten der Ritter-

dichtungen abstießen, und die Dichtung auf der einen Seite in das Gebiet der reinen Geschichte hinüber streifte, auf der andern abermals ein Mittel religiöser Erbauung und sittlicher Belehrung ward. So bilden sie, zumal da viele in der gemeinen Wirklichkeit wurzeln, einen Gegensatz zum höfischen Heldengedichte. Die meisten sind in der That lebendige Bilder von dem bunten Treiben der Gegenwart, die sich nach ihrer schönen und widrigen Seite treu und wahr darin abspiegelt. Die Darstellung ist bald rein erzählend, bald mit Betrachtungen verknüpft. Die meisten stehn einzeln, manche sind aber auch verbunden und gleichsam in einen Rahmen eingefaßt.

Es gibt ihrer mehrere Hunderte, aber ich muß mich bescheiden und kann Ihnen von jeder Gattung nur einige nennen. Tragen Sie nach mehr Verlangen, so muß ich Sie auf die gedruckten Sammlungen, den Coloczaer Codex des Grafen Mailath, den Liedersaal des Freiherrn von Laßberg und das Gesammtabenteuer des Herrn v. d. Hagen hinweisen.

Ja, sagte Berta, nennen Sie uns einige; denn wir könnten doch wohl sonst, zumal bei den Schwänken, ohne Führer verbotenen Grund und Boden betreten.

Darunter giebt es freilich eine Anzahl, erwiderte Haspinger, die heutzutage weibliche Augen schwerlich werden gelesen haben wollen, selbst wenn sie sie durch Zufall gelesen haben sollten. Aber im Mittelalter war man viel weniger bedenklich oder zart, wenn Sie wollen.

Erinnern Sie sich nur daran, sagte Huno, daß die zuweilen mehr als bedenklichen Novellen des Bocaccio und Anderer auch von den gesittetsten Frauen gelesen und sogar angehört wurden. Aber heute denkt man anders, und vor englischen Ladies darf man nicht einmal das unschuldige Wort „Hose“ in den Mund nehmen. — Nun hier haben Sie ein Verzeichniß. Von den ernsten Mähren nenne ich Ihnen:

Otto mit dem Barte, von Kuonrad von Würzburg. Heinrich, ein Dienstmann des Abtes von Kempten, ist Erzieher eines Herzogs von Schwaben. Eines Mittags, als die Tafel bereits für den Kaiser gedeckt ist, geht der Knabe an den Tischen auf und ab und nimmt von dem aufgelegten Brote und wird vom Marschall des Kaisers deshalb mit einem Stabe auf das Haupt geschlagen,

daß er blutet. Heinrich, darüber entrüstet, schlägt den Marschall ohne Weiteres todt. Da tritt Kaiser Otto I. plötzlich ein, fragt, wer das gethan habe, und droht dem Thäter an das Leben. Eben will er die Drohung durch den ihm üblichen Schwur „Sam mir Otten bart" bekräftigen, als ihn Heinrich beim Barte ergreift, ihn nieder wirft, seinen Dolch zieht und laut ausruft: „Nahe sich ihm Jemand, so sei es der Tod des Kaisers." Diesem aber ruft er zu: „Er solle ihn seines Lebens versichern, wenn er sein Leben behalten wolle." Dem Kaiser bleibt nichts übrig, als des Ritters Begehr zu erfüllen, und Heinrich läßt ihn nun sich erheben. Als Otto seinen Bart wieder geglättet hat, spricht er: „Dein Leben habe ich Dir gesichert; aber wahre mir je wieder unter die Augen zu kommen, denn mein Bart mag Deine Faust nicht ertragen." Heinrich verläßt also den Hof des Kaisers und zieht heim.

Einige Jahre später zieht der Kaiser nach Wälschland. Die Fürsten sind zur Heeresfolge gemahnt worden, und Heinrich hat auf des Abtes Befehl am Zuge Theil genommen; sein Sträuben war umsonst gewesen. Daß er, eingedenk der Drohung, sich hütet, dem Kaiser vor Augen zu kommen, ist begreiflich. Bei der Belagerung einer Stadt nun trachten die Feinde sich des Kaisers verrätherisch zu bemächtigen: sie schlagen eine Unterredung zwischen Stadt und Heer vor, wozu man von beiden Seiten waffenlos kommen soll. Otto geht darauf ein; aber kaum kommt er am Orte an, so werfen ihm die Wälschen ein Netz über das Haupt und ziehen ihn vom Rosse. Zugleich wird aus der Stadt ein Ausfall gemacht. Während dieß Alles geschieht, sitzt Heinrich ruhig in seinem Zelte im Bade. Den Lärm hörend, ahnt er Verrath, springt aus dem Bade, ergreift Schwert und Schild, springt nackt nach dem Orte hin, befreit den Kaiser und geht ruhig zurück in sein Bad. Otto fragt in das Lager zurückgekommen nach seinem Retter; aber niemand will ihn nennen; endlich sagt ihm einer der Fürsten, der Ritter, der ihn befreit habe, trage seine Ungnade. Es versteht sich, daß Heinrich wieder zu Gnaden kommt.

Von demselben Dichter, einem sehr fruchtbaren, sprachgewandten, wenn auch nur mittelmäßig begabten (er lebte von der

Kunst, wanderte und starb zu Basel 1287) rührt her die Herzmähre. Sie alle kennen den Gegenstand, wenn ich Ihnen sage, daß Uhland ihn unter dem Namen „Der Castelan von Coucy“ behandelt hat.

In die deutsche Göttersage greift ein das Gedicht vom Stoufenberger (Peter Diemringer von Stoufenberg in der Ortenau). Er verbindet sich mit einem Meerweibe, büßt aber, da er ihr Gebot, sich mit keinem sterblichen Weibe zu vermählen, bricht, mit dem Tode. Das alte Gedicht gehört dem vierzehnten Jahrhundert an (herausgegeben von Engelhardt). Neuere Bearbeitungen liegen vor in Straßburger Drucken von 1480. Auch der berühmte Fischart hat im sechzehnten Jahrhundert das Gedicht neu bearbeitet.

Wernher der Gartenäre gab uns in seinem Meier Helmbrecht eine baierische Bauergeschichte, die überaus anziehend ist. Helmbrecht, der Sohn des Meiers Helmbrecht, ist eine ungerathene Frucht. Mutter und Schwester Godelind haben ihn an übermäßige Kleiderpracht gewöhnt; das verleidet ihm seinen Stand und er tritt, sich für den Sohn eines Edelmanns haltend, in den Dienst eines Raubritters. Von da kommt er zu einer Räuberbande und wird mit ihr der Schrecken der Gegend. Nach langer Abwesenheit besucht er das Vaterhaus. Alle Abmahnungen des Vaters bleiben fruchtlos; er bestimmt sogar die Schwester, ein nicht minder leichtsinniges Mädchen, durch glänzende Verheißungen, sich mit einem seiner Raubgesellen zu vermählen. Zur Hochzeit wird die Umgegend ausgeplündert. Aber beim Brautmahle erscheint der Richter mit den Schergen, die Räuber werden ergriffen, neun gehängt, Helmbrecht aber verliert die Augen, Fuß und Hand und wird so verstümmelt hinweg gejagt. Der Vater nimmt ihn nicht mehr auf, und so fällt er den von ihm gemißhandelten Bauern in die Hände, die ihn im Walde aufhängen. Das in vielen Beziehungen sehr merkwürdige Gedicht ward um 1250 in Baiern gedichtet.

Der Schlägel, von Rüdiger von Hundhofen oder Hunchofen, erzählt, wie ein reicher Bürger sein Vermögen den Kindern abtritt und dann darben muß und schnöde behandelt wird. Eine List verschafft ihm Pflege und anständige Behandlung. Er läßt

sich eine Kiste machen, giebt vor, sie enthalte große Reichthümer, und sagt, der Sohn oder die Tochter solle nach seinem Tode sie erhalten, der oder die ihn am besten halten werde. Darauf wetteifern alle in Zuvorkommenheit und Sorge für den Vater. Als er aber gestorben war, fand man darin nur eine Keule und einen Zeddel, worauf stund, daß man jeden Vater mit dieser Keule todtschlagen solle, der sein Gut den Kindern gebe und dann darben müsse. — Der Dichter kommt um 1290 urkundlich vor.

Ich habe gelesen, sagte Haspinger, daß einst in Deutschland und Engelland in manchen Kirchen, hinter der Thüre und an manchen Stadtthoren eine Keule mit solcher Ueberschrift gehangen habe. Ueber die sagenhafte Sitte, abgelebte Greise zu tödten, handelt Grimm in den Rechtsalterthümern, S. 486 ff., und von solchen Schlägeln in Haupts Zeitschrift V., 72. Es giebt übrigens auch ähnliche Sagen mit nur anderer Wendung, z. B. die gleichalte Mähre vom Kotzen. Ein reicher Bürger hat sein Gut dem Sohne abgetreten; dieser aber weist ihm bald ein Kämmerlein unter der Stiege zur Wohnung an. In einem kalten Winter bittet der Ahn seinen Enkel um einen alten Mantel, den er einst über Meer mitgebracht habe. Dieser erlangt vom Vater durch Bitte die Hälfte des Mantels und bringt sie dem Ahn. Zurückgekehrt, bittet er den Vater um die andere Hälfte. Gefragt, wozu er sie wolle, antwortet er: „Für Dich will ich sie aufbewahren.“ Der Sohn setzt ihn darauf wieder in den Besitz der Güter und fragt nun seinen Knaben, ob er an ihm eben so handeln werde. „Ja, sagte dieser; du hast mich belehrt, daß man Vater und Mutter ehren solle.“ Wieder anders gewendet ist die Sage vom König Lear und seinen Töchtern.

Einzelne Mähren in einen Rahmen eingefaßt, nahm Graf Huno wieder das Wort, enthält das Gedicht von den sieben weisen Meistern, von Hans von Bühel, um 1412 geschrieben. Der Büheler lebte zu Poppelsdorf bei Bonn, und stund im Dienst des Erzbischofs von Köln. Nach A. Keller stammt die Sage aus Indien und gieng durch altpersische, arabische, hebräische, neugriechische, lateinische und französische Bearbeitungen. (Li romans

des sept sages, Tübingen 1836. Einleitung.) Die Gemahlin des Kaisers Diocletians entbrennt in Liebe zu ihrem Stiefsohne, wird zurückgewiesen und verleumdet ihn darauf bei dem Vater, der ihn zu tödten befiehlt. Auf Rath der Gestirne muß er sich stumm stellen. Seine sieben Lehrer wissen durch sieben Erzählungen die Hinrichtung aufzuhalten; da aber die Kaiserin jeder Erzählung der Lehrer eine andere entgegenstellt, so erfolgt auch immer wieder der Befehl zur Tödtung. Endlich darf der Sohn reden und nun schließt eine fünfzehnte Geschichte das Gedicht ab und die Stiefmutter wird bestraft.

Von den Schwänken erzählen Liebesgeschichten: der Ritter unter dem Zuber, Frauenlist (vom armen Konrad), der Sperber, Irregang und Girregar, die listigen Weiber, die Fischreusen und begreiflich eine Menge andere. Wein und Trunk haben zum Gegenstande: der Weinschwelch, die Wiener Meerfahrt. Der in der St. Martinsnacht trunkene Bauer u. s. w. List oder Einfalt sind die Hebel in den Schwänken: Die Heidin, der Zornbraten, de Deif (Dieb) to Brugge (niederrheinisch), des Mönches Noth und andere. Wiederum andere Vorwürfe finden sich in: der Frauen Turnier, den Mönchen von Colmar, Richter und Teufel und dem Bauerschwanke: Metzen Hochzeit. Ein Sammelwerk, das dergleichen Schwänke enthält, die List und Einfalt zum Gegenstande haben, ist der Pfaffe Amis von Stricker oder Stricher. Amis, ein schlauer Pfaffe aus Engelland übt allerhand Gaunerstreiche aus, bis er selig stirbt, weil alles, was er ergaunert hat, schließlich der Kirche anheimfällt. Das Gedicht fällt nach 1230. Ein späteres dem ähnliches Sammelwerk bilden die Geschichten des Pfaffen vom Kalenberg, das Philipp Frankfurter gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu Wien gedichtet haben soll. Nachweisbar ist es erst seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

Allegorische Gedichte verfaßten Heinzelin von Constanz um 1290. Er war des Grafen Albrecht von Heigerloh und Hohenberg Küchenmeister. Von ihm haben wir drei Gedichte: Der Minne Lehre, von dem Ritter und dem Pfaffen (Streit über die Vorzüge beider Stände), von den zwei Johannesen (über die beiderseitigen Vorzüge). Hadmar von Laber, ein baierischer

Dichter zur Zeit Ludwigs des Baiers, dichtete die Jagd, d. i. eine allegorische Schilderung des ritterlichen Liebewesens. Sein Gedicht ist unter allen das sinnvollste und formschönste (siebenzeilige [aufgelöste] Titurelstrophe), und erwarb sich deshalb den größten Beifall. Eine schwache Nachahmung ist in gleicher Form der Minne Falkner, von einem Unbekannten. Weit höher steht des Minners Klage (der akrostichische Schluß enthält den Namen Katherina), das in Hadmars Stil, aber mit Ausschließung der Allegorie, gedichtet ist.

Andere allegorische Gedichte von verschiedenem Werthe sind: Der Minnenden Zwist und Sühne, die Jagd der Minne, der Minne Kloster (leer und gehaltlos), das Gneistli (Fünklein: lehrt vernünftige Einrichtung des Lebens, Beherschung seiner selbst u. s. w.) Alte und neue Minne (eine Frau findet die alte Minne (blau gekleidet) in weltverlaßner Klause; später kommt sie zur scheckicht gekleideten neuen Minne, die sie nebst ihrer Gefährtin Wankelmuth in einem prächtigen Palaste antrifft; sie zieht aber die alte vor). Das Schachzabelbuch Konrads von Ammenhausen, um 1330 gedichtet; es ist eine vom Schachspiel ausgehende Allegorie; vielfältig sind Geschichten eingeflochten, die das Gedicht heben. Der Minne Regeln oder zehen Gebote, von unbekanntem Dichter, in drei Büchern. Die Blume der Tugend von Konrad Vintler, einem Tiroler, um 1411 gedichtet nach des Tomaseo Leoni Fiori di virtù (um 1320). Hermanns von Sachsenheim (starb 1458 zu Constanz) Mörin, Schleigertüchli (Schleier), des Spiegels Abenteuer, die Grasmetze, der goldne Tempel und vielleicht noch andere Gedichte beklagen den Verfall des ritterlichen Lebens und die Ausartung der Minne. Sein Humor wird oft roh und seine Ritter gleichen ganz und gar dem Don Quixote. Für die Geschichte der auflebenden Bildung der Städte sind seine Gedichte bedeutsam.

Der letzte Dichter, den ich Ihnen hier noch zu nennen habe, ist Kaiser Maximilian I. Sein Gedicht, der Tewrdannckh (erster Druck 1517) ist zwar von Marx Treizsaurwein und dann von Melchior Pfinzing auf seinen Befehl geordnet und überarbeitet worden, doch rührt die Erfindung ganz und die

Ausführung größtentheils von Max selbst her. Den Inhalt bildet seine Bewerbung um Maria von Burgund, ein Gegenstand, der, wie ein neuerer Dichter gezeigt hat, einer wahrhaft dichterischen Bearbeitung allerdings fähig war. Aber der gute Max, der, für Kreuzzüge und ritterliche Abenteuer schwärmend, die Ritterdichtung noch einmal erwecken wollte, vernichtete leider alles Dichterische durch seine Allegorie. So kam es denn, daß des Kaisers Werk mehr angestaunt als wirksam ward und auch dieser sein Zweck unerreicht blieb, wie so mancher andere.

Jetzt überschauen Sie das ganze Gebiet der erzählenden Dichtkunst im Mittelalter; Sie sind uns auf alle Wege und Abwege, die die Dichter einzuschlagen beliebten, muthig und freundlich gefolgt und, wenn auch vielleicht ermüdet, doch unbeschädigt, wie ich zuversichtlich hoffe, hier auf Forsteck mit uns wieder angelangt; und da sie ohne Zweifel von der langen Wanderung heute hungerig und durstig geworden sind, so ersuche ich Sie, sich dort an den Theetisch zu begeben.

Halt! rief da die hoffräuliche Nonne Veronica, halt! Sie haben mir zum Dank für mein nachtsichtvolles Ausharren bei all diesen für ein zartes, empfindungsreiches Gemüth, wie ich es zu haben mich glücklich schätze, wenig anziehenden, vielmehr abstoßenden Gegenständen, ein Gedicht zu nennen verheißen, woran ein adeliges Herz, auch wenn es im Busen einer Nonne schlägt, Freude haben könne; ich hoffe, Sie werden als Cavalier Ihr Wort lösen.

Bitte um Entschuldigung, daß ich, wenn auch nur einen Augenblick, meine Zusage vergessen habe, sagte Huno; aber dafür will ich Ihnen auch ein Gedicht nennen, das nicht nur durch und durch ritterlich ist, sondern auch die geschichtlichste Wahrheit. Nichts darin, auch das Wunderbarste nicht, ist ersonnen, sondern alles von dem Helden erlebt, und dieser war auch kein mythisches Wesen, sondern der durch viele Urkunden beglaubigte Ritter Uolrich von Liechtenstein. Zwar der Herausgeber seines Werkes, des Frauendienstes, wie es so schön heißt, spricht von dem „Widerwillen, der ihn erfaßt habe gegen die durchaus fast läppischen Gedanken, in denen man auch einem begabten Dichter in ernster und bewegter

Zeit sein ganzes Leben einherzutreiben nicht gern gestatte," und ein Litterarhistoriker sagt sogar, „Uolrich habe sein abenteuerliches Leben in öder Dichtung beschrieben;" aber beide Urtheile kommen aus bürgerlichem Munde, und Bürger haben über adelige Sentimens kein Urtheil, das werden Sie mir zugestehn.

Gewiß, gewiß! antwortete die hoffräuliche Nonne, ich bin mit Ihnen vollkommen einverstanden. Fahren Sie also nur fort.

Uolrich von Liechtenstein, geboren um 1200 zu Liechtenstein in Steier, gestorben den 26. Januar 1276, brachte sein ganzes Leben damit zu, was die Dichter von einem Gawain, Iwain, Wigalois u. s. w. erzählen, wirklich auszuführen. Nicht ganz zwölf Jahre alt, widmete er bereits einer „hochgeborenen Frau" seinen Dienst; bis in das fünfte Jahr, sagt er, sei er dieser Frauen Knecht gewesen. Im Jahr 1215 schickte ihn sein Vater Dietmar zum Markgrafen Heinrich von Oesterreich, um bei diesem Ritterschaft zu lernen. 1222 ward er zu Wien Ritter, als Herzog Leupold seine Tochter einem Fürsten von Sachsen vermählte. Auch seine Herrin sah er da; aber er konnte sich ihr nicht nahen. Ihr zu Ehren fuhr er von Turnier zu Turnier im Lande umher, bis der Winter kam, wovon sie leider nichts erfuhr. Eine verheirathete Niftel Uolrichs, welche jene Dame ihre Frau nennt, tritt nun als Vermittlerin ein und übergiebt ihr ein von Uolrich gedichtetes Lied; aber weder ihre Zurede noch das Lied beugt den strengen Sinn der Dame: sein Dienst mag ihr nicht geziemen, da sie zu hochgeboren ist. Auch finde sie den Mund Uolrichs allzu ungestaltet. Seine Niftel sagt ihm das, und er, kurz gefaßt, läßt sich zu Gräz durch einen Meister den Mund zurecht schneiden. Jetzt findet seine Niftel, als sie ihn wieder sieht, den Mund wohlgestaltet, und sie will es der Herrin hinterbringen. Dieß geschieht und Uolrich wird nebst der Niftel von der Dame nun zu einem Besuche entboten; sie schreibt der Niftel: „Wil ouch dîn neve dar komen, den sihe ich gern, durch sînen munt, wie im der stê, und durch anders niht." Uolrich reitet hin und wird von der Niftel angewiesen, bei einem Lustritte die Dame zu begleiten; sie erlaube ihm zu reden, was er wolle. Der Ritter

reitet nebst anderen hinter ihr her, wagt aber kein Wort an sie zu richten, und als er daheim sie vom Rosse hebt, rauft sie ihn am Haare mit den Worten: Daz habt iu, des ir sît verzagt; mir ist niht wâr von iu gesagt." Am nächsten Tage, als er sie wieder zu Pferde trifft, wagt er, sich ihr zum Ritter anzubitten, wird aber, als „zu kindisch," abgewiesen. Den Sommer 1223 hindurch turnirt Uolrich herum, im Winter dichtet er ein Minnebüchlein (Liebesbrief), das er der Dame als ein „Gebet" zusendet. Nach einigen Tagen sendet sie das „Gebet" an die Niftel zurück, die es an Uolrich schickt; da sein Schreiber jedoch abwesend ist, so trägt er es zehen Tage lang im Busen und Nachts bei sich. Die Fürstin hatte aber hinein geschrieben:

„Es spricht so mancher Mann
was ihm sein Herze nimmer lehren kann,
und will von fremdem Sinne
Ehre sich gewinnen.
Wer wünscht, was nicht er wünschen soll,
der versagt sich selber wohl."

Und die letzten zwei Zeilen waren zweimal wiederholt. Die Jahre 1224 — 26 verbringt Uolrich mit Turnier um Turnier zu Ehren der stolzen Dame. Ein Finger wird ihm krumm gestochen: er läßt sich ihn abschneiden und schickt ihn der Dame zu; aber sie bleibt kalt und stolz. Auch Lieder und Büchlein, die er dichtet und ihr sendet, ändern nicht ihren Sinn: da beschließt er durch etwas Außerordentliches auf sie Eindruck zu machen: Er reitet als Göttin Venus verkleidet von der Lombardei aus durch Friaul, Kärnthen, Steier, Oesterreich bis nach Böhmen, turnirt mit jedem Ritter, der ihm begegnet, und gibt jedem, der einen Speer wider ihn zerbricht, einen Goldring, der der Frau zu schicken ist, die jeder am meisten liebt. Er zersticht auf dieser Ritterfahrt 307 Speere und gibt 271 Goldringe. Nichts hilft ihm jedoch dieß und all sein Turnieren und Dichten bis zum Jahre 1231: da that sie ihm endlich etwas zu leide, was er gar nicht zu nennen wagt und was ihn bewog, diese Dame nicht mehr als seine Herrin zu betrachten und aus ihrem Dienste zu gehn. Zwei Jahre blieb er

herrinlos und tief betrübt; 1233 jedoch wählte er sich wieder eine Dame, zu deren Ruhme er turnirte und dichtete. Die war nicht so stolz und strenge, wie die erste. Ihr zu Ehren kehrte er im Jahr 1240 als König Arthur aus dem Paradiese auf die Erde zurück, um die Tafelrunde wieder herzustellen. Zu diesem großen Zwecke ritt er wieder von Gau zu Gau und turnirte mit einer Menge Rittern. Bis zum Jahre 1255 finden wir ihn auf solche Weise beschäftigt. Uebrigens hat er seine sämtlichen Lieder und Büchlein seinem Frauendienste eingefügt.

Ich danke ihnen wahrlich für dieß erhabene Bild echter Ritterlichkeit, sagte jetzt sich verneigend Küngold=Veronika. Wie schön, daß Uolrich die gemeinen Fesseln der Ehe verschmähte und sein Leben einzig der hohen Minne weihete, wie schön, wie herlich! Eine keusche Braut Christi dürfte solche Huldigung annehmen.

Da sind Sie ein wenig in Irrthum, wenn sie den Liechtensteiner für unbeweibt halten, sagte lächelnd Wilmar. Er hatte leider eine Frau, zwei Söhne und mehrere Töchter, wie wir wissen. Und was die Reinheit der so genannten hohen Minne betrifft, so mochte es damit auch hie und da mißlich genug stehn. Wir wollen nur nicht vergessen, daß die hohen Herren, deren Frauen die hohe Minne galt, es für dienlich erachteten, dieselben mit einer „Hut" zu umgeben. Auch Uolrichs erste, stolze, strenge Herrin hat ihre Hut, und wir werden nicht aufgeklärt, ob ihre Strenge in ihrer Denkart wurzelte, oder nur Folge der Hut war. Selbst Uolrichs Unschönheit ist dabei zu erwägen. Dann wollen die Ritter aber auch nicht „ohne Lohn," wie sie es nennen, dienen; wird ihnen der „Lohn" nicht, so geben sie alle Mal, der früher, jener später, den Dienst auf.

Die Nonne hüllte sich in ihren Schleier, schwieg und ließ die Kugeln ihres Rosenkranzes durch ihre Hände gleiten; sie fürchtete den alten Herzog und wollte nicht abermals von ihm zurechte gewiesen werden.

Uolrich gefällt mir gar nicht, nahm jetzt Irmgard das Wort. Nennen wir Don Quixoten einen Narren, wie sollen wir dann den steirischen Ritter nennen? Der Manchaner hat unleugbar viel

höhere Gesinnung; er begeht Tollheiten, aber er begeht sie immer, um dem gekränkten Rechte Genugthuung zu verschaffen, denn das, glaubt er fest, sei seine Bestimmung. Uolrich aber vollbringt Alles nur aus närrischer Eitelkeit. Daß es aber unter den Rittern damals viele Narren gab, wie er einer war, das ergiebt sich daraus, daß ihm so viele zum Kampfe um nichts entgegentraten. Hätte er nur seine zahlreichen Lieder und seine Büchlein gedichtet, seinen Frauendienst aber nicht geschrieben, ich wenigstens würde ihn höher stellen, als ich es so vermag. Aber mit diesem unerfreulichen Bilde wollen wir nicht schließen; also, lieber Vetter, sage uns geschwind noch etwas über Thiersage und Thierepos. Wir kennen es alle durch Göthes Reineke Fuchs und durch Kaulbachs wunderherrliche Zeichnungen; aber über Ursprung und Geschichte der Thiersage wissen wir nichts. Die Bearbeitungen der kirchlichen Legenden aus der höfischen und späteren Zeit wollen wir unbesprochen lassen; die meisten derselben sind widerlich, mich wenigstens widern sie an, und dann hat uns Leodegar verlassen, der sie uns vielleicht von einer Seite erträglich zu machen verstanden hätte. Also zur Thiersage!

Die Thiersage, begann also Huno wiederum, beruht auf Thiermährchen, die genau von der Thierfabel zu unterscheiden sind. Die reinen Thiermährchen wollen niemals belehren, während in der Fabel Thiere und ihre Handlungen nur zur Umhüllung eines ethischen Gedankens, eines Erfahrungssatzes, einer Lehre verwendet werden. Die Fabel kann daher auch mit gleichem Vortheile Gewächse statt der Thiere verwenden. Immer ist, wo sie sich auch der Thiere bedient, die Thätigkeit derselben auf das Nothwendige beschränkt: sie dürfen nicht mehr reden, nicht mehr thun, als nothwendig ist, um den Gedanken, die Lehre zu veranschaulichen. Ganz anders ist es im Thiermährchen; hier darf epische Ausführlichkeit walten. Wenn Gervinus behauptet,[1] die Thiersage habe ganz eigentlich die thierische Natur des Menschen zu ihrer Sphäre und sei deshalb auch sehr geschickt, giftigem sowohl als auch gutmüthigem

[1] Geschichte der poetischen Nationallitteratur, S. 107 ff.

Spotte als Rahmen und Hülle zu dienen, so hat er diese Ansicht sicher nur gewonnen aus der späteren Verwendung der Thiersage. Das Thiermährchen beruht vielmehr, wie Grimm nachgewiesen hat, auf uralter Vertrautheit der Menschen mit den Thieren, und wenn er behauptet, man spüre in ihm noch etwas von dem uralten Waldgeruche, so ist das zwar ein kühner, aber nichtsdestoweniger wahrer Ausspruch.

Die Thiermährchen waren einst über den ganzen Norden von Europa ausgebreitet; wir finden sie bei deutschen, slavischen, finnischen und lettischen Stämmen. Ja sie mögen vielleicht aus Asien mitgebracht sein, da wir sie auch bei den Indern antreffen.[1] Bei den Deutschen, und zumal bei den Franken wurden nun vielleicht schon im achten Jahrhundert solche einzelne Thiermährchen, in denen der Wolf und der Fuchs eine Rolle spielen, vereinigt, woraus im zehnten dann die Thiersage von Isangrim (dem Eisenhelmträger, Wolf) und Reginhard (dem Rathesgewaltigen, dem Schlauen, Fuchs) und ihrer Feindschaft entstund. Diese erhielt in Flandern (auf altfränkischem Boden) durch einen Geistlichen bereits zu Anfang des zwölften Jahrhunderts in lateinischen Distichen kunstgerechte Gestaltung (der Isangrimus) und ward dann um die Mitte desselben Jahrhunderts von einem zweiten Geistlichen, wahrscheinlich einem Benedictiner[2] in scholastisch-philosophischem und satyrischem Geiste erweitert und zu polemischen Zwecken angewandt (Reginhardus). Der Verfasser des Reinhardus soll Nivardus, Mönch im Kloster Clugni gewesen sein. Fast gleichzeitig mit ihm dichtete der Elsäßer Heinrich der Glichezare, wahrscheinlich auch ein Geistlicher, seinen Reinhard in deutscher Sprache, nach einem bis jetzt noch unentdeckten französischen Gedichte. Wir haben davon Bruchstücke; ganz jedoch haben wir das Gedicht in einer Ueberarbeitung aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts.

Gleichzeitig mit dieser Ueberarbeitung, aber einem andern französischen Vorbilde folgend, ist der niederländische (flämische) Reinaert, gedichtet von einem sonst unbekannten Willem d. i. Wilhelm. Der

[1] Auch die Griechen hatten dergleichen, wie die Batrachomyomachie — der Frösche- und Mäusekrieg — beweist. [2] Er zeigt sich als bittern Feind der Bernhardinermönche und überhaupt sehr freidenkend.

Fläming übertrifft den Elsäßer weit an lebendiger, warmer Darstellung. Im vierzehnten Jahrhunderte ward von einem namenlosen Dichter eine schwächere Fortsetzung darangehängt. Dieser Reinaert (mit der Fortsetzung) ward im fünfzehnten Jahrhunderte von Nicolaus Baumann (starb 1526) zum Theil mit willkürlichen Abweichungen in die niederdeutsche Sprache übersetzt und sein Vos Reineke ist es, den Göthe in Hexametern bearbeitete, und der in fast alle europäischen Sprachen übergegangen ist. — Die erhaltenen französischen Gedichte von Rénard gehören sämtlich dem dreizehnten, manche auch dem vierzehnten Jahrhunderte an. Wollen Sie mehr wissen, so muß ich Sie auf J. Grimms Einleitung zu seiner Ausgabe des oberdeutschen und niederländischen Reinhartes verweisen. — Somit habe ich meiner Aufgabe, wie ich meine, genügt; nun zum Theetische!

Hiemit wäre der zweite Band beendigt. Denn Minnesinger und Meistersänger, die zusammen die Kunstlyrik des Mittelalters vertreten, wie J. Grimm schon vor fünfzig Jahren unwiderlegbar nachwies, werden folglich am Besten ungetrennt behandelt. Nun aber ragen die Meistersänger tief in das sechzehnte Jahrhundert; demnach waren entweder die späteren Meister an die früheren anzureihen oder die früheren erst zugleich mit den späteren zu behandeln. In der Behandlung der erzählenden Gattung wurden die späteren Erscheinungen immer sogleich den früheren angereihet; bei der Liederdichtuug ziehe ich aus mehreren Gründen den entgegengesetzten Weg vor. Man hat bisher die bürgerlichen Lieder- und Spruchdichter allzusehr in den Schatten gestellt gegenüber den adelichen, obgleich die ersteren die bei weitem bedeutenderen sind, nur Walther von der Vogelweide, der durch seine Sprüche an der Spitze der adeligen Liederdichter steht, überragt beide. Die bürgerlichen Sänger der früheren Zeit lassen sich aber von denen der späteren durchaus nicht trennen, wenn man nicht der Zeitrechnung zu Gefallen die Uebersichtlichkeit des Gegenstandes beeinträchtigen will, was freilich oft genug geschehen ist.

So könnte ich mich für jetzt beurlauben; doch nein! ich muß zuvor noch mittheilen, wie die Verlobung zwischen Gräfin Irmgard und Baron Willmar schließlich doch glücklich zu Stande kam.

Die bewilligte Unterredung auf der Gräfin Zimmer hatte zwar, wie gesagt worden ist, stattgefunden, sie war aber erfolglos geblieben. Ohne Bedenken hatte die Gräfin zwar offen erklärt, daß sie sich von den aus weltlicher Herschsucht entsprungenen Satzungen und Gesetzen ihrer Kirche, die schlechthin Menschenwerk seien und mit den anderen, wohlbegründeten Glaubenslehren in keiner Verbindung stünden, nicht beirren lasse; ebenso sei sie überzeugt, daß Wilmar auch seinerseits hierin ihre Ansicht theile, aber sie sei einmal gegen Ehen zwischen Leuten verschiedenen Glaubensbekenntnisses eingenommen. In convenienziellen Ehen allein möge die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses kein Hinderniß sein; aber solche Ehen könne sie eigentlich gar nicht als Ehen gelten lassen. In der wahren Ehe müsse die Frau ganz im Manne und der Mann ganz in der Frau aufgehn; sie müssen ein Herz und eine Seele sein; dazu aber sei vor allem Gleichheit des Glaubens nöthig. Mit dem Glauben hänge das Herz durch tausend Fäden zusammen, die gar nicht einmal alle erkennbar seien. Nun könne sie unmöglich verlangen, daß er katholisch werde; er müßte da manches zu glauben vorgeben, was er zu glauben nicht vermöge; er müßte also heucheln, lügen, und das finde sie abscheulich. — Sie könne ihrerseits eben so wenig lutherisch werden; da gebe es zwar keine so beengende Glaubensfesseln, aber nur, weil einem Theile der Geistlichkeit die Macht fehle. Gelänge es diesen Herren jedoch irgendwo, die Regierung in ihr Horn blasen zu machen, so seien sogleich die Fesseln bereit. Dazu seien sie alle am Gängelbande des Staates. Wo habe, als die beschworene, noch zu Recht bestehende Reichsverfassung außer Wirksamkeit gesetzt ward, die Geistlichkeit für die geschworenen Eide sich erhoben? Die lutherische Kirche sei jetzt nur Polizeianstalt, und darum falle sie auch auseinander. Niemand dürfe ihr also zumuthen, in eine so würdelose Kirche einzutreten. Wilmar schied hoffnungslos von ihr.

So stunden die Sachen, als Haspinger, dem Baron Wilmar

das Gespräch mitgetheilt hatte, sich an den Herzog wandte und ihm das ganze Verhältniß auseinander setzte. „Bah! sagte dieser. Sind Kinder! Jedoch die Gräfin hat nicht unrecht. Aber die Leutchen sind blind. Na, gibt es nicht diesseits und jenseits freie Gemeinden, die weder vom Pabste noch vom Staate etwas wissen wollen? Sollen in Gottes Namen zu einer gehn. Kirchliche Ehe ist kirchliche Anmaßung; steht kein Wort davon in der Bibel, ist auch bereits in Frankreich und anderwärts beseitigt. War bis zum vierzehnten Jahrhundert in Deutschland reine Familiensache und der Kirchgang nach Vollziehung der Ehe ganz freiwillig. Wurden zuerst die Großen und Vornehmen durch das Schaugepränge dabei verlockt und angezogen und die Niedern machten, wie immer, nach. War der Kirche ganz lieb; gewann dadurch an Geld und Einfluß. Werde in meinem Lande auch die bürgerliche Ehe einführen; habe schon lange daran gedacht. Mag dann zur Kirche gehn, wer da will. Na, will selbst einmal mit den thörichten Leuten über die Sache reden; wird sich machen, basta!“

Der Herzog hielt Wort; er nahm mit Irmgard und Wilmar Rücksprache und wußte beide für seine Ansicht zu gewinnen. Beide erklärten sich nach mehrtägiger Erwägung bereit, aus ihren Kirchen auszuscheiden und sich in einer freien Gemeinde zu vereinigen. Unter des alten Herzogs Schutze gründete Baron Wilmar auf seinen Gütern die erste freie christliche Gemeinde im Herzogthum, was, da die Geistlichen auf seinen Pfarreien unbefangene, verständige, wahrhaft christliche Männer waren, unschwer zu Stande kam. Die Zeloten in der Nachbarschaft, katholische wie lutherische, donnerten und wetterten zwar auf ihren Kanzeln und verkündigten den Einfall des Himmels; aber man ließ sie wettern und donnern, bis sie dessen müde waren. Der Himmel aber fiel nicht ein, und die freie christliche Gemeinde gedieh. Von Forsteck aus aber ward durch landesherrliche Entscheidung, nachdem der Herzog und der alte Graf die Sache noch mehrmals reiflichst erwogen hatten, die bürgerliche Ehe im ganzen Herzogthum zum Gesetz erhoben.



